

Inhalt.

1. German Literature – Collected Works

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Erster Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer

1851.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe
in fünfzehn Bändchen.

Erster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe
in fünfzehn Bändchen.

Erster Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

[illegible]

[illegible]

Alamontade.

Die nachfolgende Erzählung ward im Winter 1801 auf 1802 zu Barn niedergeschrieben, wo der Verfasser, zurückgezogen von öffentlichen Aemtern, seine Mußestunden einem nützlichen Zwecke widmen wollte. Durch Umgang hatte er manche jener Heimlich-Kranken kennen gelernt, und ihr inneres Leiden erfahren oder errathen, welche, umsponnen von Zweifeln, ihren Gott und ihre Lebensfreude verloren haben. Er wollte versuchen, den heiligen Glauben und den Muth der Tugend wieder in ihnen aufzurichten. Der rührende Traum einer Nacht begeisterte ihn; es war ein Engel, der an ihm vorüber rauschte, den er aber vergebens anhalten wollte. Wie unvollkommen die Erzählung war, welche zuerst im Jahr 1802 (Zürich bei Orell, Füßli u. Komp.) gedruckt wurde, erlebte sie doch in den ersten Jahrzehnden vier Auflagen. Dies ließ den Verfasser vermuthen, sich über die Güte seiner Absicht nicht ganz getäuscht zu haben. Darum gewährte er ihr gern einige nothwendige, wenn gleich immer noch sehr unvollständige Verbesserungen. Möge sie noch manches Gemüth im Stillen erquicken und stärken.

Erstes Buch.

1.

Abbé Dillon setzte sich auf ein grünes Rasenstück am Seeufer, beschattet vom verworrenen Baumschlag, über uns hängend an der schroffen Felswand.

„Hier sind noch Plätze zur Rechten und Linken!“ sagte er, und sein Auge lud uns lächelnd ein, neben ihm zu ruhen. Roderich

setzte sich, und ich folgte. Alle Drei waren wir noch in der Stille beschäftigt, den Gedankengang unsers abgebrochenen Gesprächs zu verfolgen.

Jenseits des See's glühte der Abendhimmel über den Gebirgen. Die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Schneefläche der Gletscher. In der Ferne sah man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken.

„Bei Gott!“ rief Roderich, welchen der Zauber der Abendlandschaft sehr gerührt zu haben schien: „Wie wenig gehört dazu, unterm Himmel glücklich zu sein! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiligt sie! Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schläft ruhiger am Mutterherzen, und die hundert hoffnungslosen Wünsche verschweben in einem Seufzer des innern Glücks!“

„Vortrefflich, mein edler Freund!“ sagte ich zu ihm. „Und wenn dies innere Glück zuletzt auch nur ein Räuschchen wäre. Ob uns die Zauberkraft des Weins, oder der Tonkunst, oder des schönen Farbenspiels einer Landschaft oder Anderes für einen Augenblick in den Rang der Götter setze, ist einerlei.“

Der Abbé lächelte. Roderich verfinsterte sich, und sprach nach einer Weile: „Und glauben Sie nicht, daß man recht selig sein, und dauerhaft selig sein könne?“

„Recht selig? O ja!“ antwortete ich: „Aber dauerhaft selig? — Ja, wenn ich Ihnen auch das zugeben soll, müssen Sie sich noch bestimmt über das erklären, was Sie „Mutter Natur“ nennen. Sie, liebster Roderich, sind Dichter, ich bin leider ein hölzerner Schulweiser, der deutliche Begriffe fordert. Da treffen wir zuweilen gar nicht zusammen, während unsere Herzen doch immer harmonisch schlagen. Lassen Sie mich offen-

herzig reden. Ich hielt Ihren Ausruf beim Anblick der milden, beleuchteten Seegegend für Folge einer angenehmen Stimmung Ihres Gemüths. Sind Sie aber immer in dieser Stimmung? Können Sie solche dauerhaft erhalten? Hängt es von Ihnen ab, sich willkürlich Empfindungen zu geben und zu nehmen? — Auch Gefühle, auch unsere Vernunft übermannende Empfindungen gehören zur Natur. Sie sind jung, Sie lieben und werden geliebt. Eine schöne Zukunft schwimmt vor Ihnen. Ihre Phantasie treibt magisches Spiel. — Sie sind glücklich. Aber einige Jahre flattern vorbei; Ihr Blut rinnt träger; Ihr Haar wird weiß, und das Paradies, das noch vor Ihnen blüht, erlischt mit der untergehenden Sonne. Der Mensch ist sich keinen Tag ähnlich."

Der Abbé wurde ernsthaft. Roderich schien etwas empfindlich zu werden. „Und, mit Erlaubniß, was nennen Sie denn Glück?" fragte er.

Ich antwortete: „Glück nenne ich Zufriedenheit, und wenn Sie wollen Vergnügen, durch Zufall. Der glückliche Mann ist es nur durch Umstände, die seinen Wünschen entsprechen. Der Arme wird durch Erbschaften, der Arbeitsame durch Segen seines Fleißes glücklich, der Ruhmdürstige durch Bekanntwerdung seines Namens, der Liebende durch Gegenliebe — aber alles das ist Werk der Umstände und Verhältnisse. Diese ändern, und der glückliche Mann wird zum unglücklichen."

„Davon rede ich nicht!" sagte Roderich: „Ich spreche von einem Seelenzustande, in welchem man sich dauerhaft wohl fühlt."

„Es gibt," erwiederte ich, „es gibt auf Erden kein dauerhaftes Glück, und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben bleiben, sondern täglich wechseln. Aber ich kenne einen gewissen Zustand des Gemüths, welchen ich Seligkeit nenne, weil in diesem schönen Worte sich dunkel in meiner Vor-

stellung zwei große Begriffe, Seele und Ewigkeit, verschwistern. Dieser Zustand ist unabhängig von äußern Zufällen, erhaben über den Wechsel der zeitlichen Dinge. Die Seele selbst muß ihn bereiten, und er kann unzerstörbar, ewig sein. Selbst die gewaltige Zeit, welche unsern Leib austrocknet und unser Haar bleicht, und unsere Sinne verheert, hat keine Macht über ihn. Kein Glück kann ihn vergrößern, kein Unglück ihn verringern. Mit beiden steht er ohne Verbindung; nur er selbst vergrößert das Glück und verringert das Unglück. — Ist's diese Seligkeit, die unvertilgbare Zufriedenheit, Roderich, die Sie meinen?"

„Sie ist's!" rief Roderich.

„Tugend heißt ihr Quell. Nicht Jedermann auf Erden kann glücklich sein; aber Jedermann auf Erden kann sich jene Seligkeit bereiten. Denn in der Brust aller Sterblichen liegt das Sittengesetz, und unauslöschliche Ehrfurcht vor demselben. Der Mensch, welcher nicht vor sich selbst erröthen darf in der Erinnerung seiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, ist über das Werk der Schicksale erhaben; er ist gleich selig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks. Wir haben unterm Monde nichts in unserer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir uns selbst. Aber, tugendhaft zu sein, hängt vom Willen jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schicksal ist unser Meister in Allem, nur unserer Tugend kann kein Schicksal gebieten. Nach dieser Seligkeit sollen wir ringen, und, Roderich, es ist ja so schwer nicht. Handle so, daß du dich nie selbst verachtest! — sieh', dies ist der Faden, welcher durchs ganze Labyrinth leitet. Seelengüte gibt dem Manne jene Hoheit, jene Selbstständigkeit, welche ihn gottähnlich macht, und zum Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reizlos in den Staub, und der Tod selbst

wird durch ihn seiner Schrecken entwaffnet. Mit der Tugend im Herzen, bin ich auf Erden im Himmel. Ich wünsche eine Ewigkeit, ein unvergängliches Fortdauern meiner Seele jenseits des Grabes, aber ich bedarf dessen nicht zu meiner Seligkeit hienieden. Der Tugendhafte, unabhängig von der Welt, die ihn umringt, erhöht über des Schicksals Sturm und Sonnenblick, erwartet selbst von der Zukunft nach dem Tode nichts. Er ist frei. So ist Gott frei. Der Weise nimmt, was ihm zufällt, als Geschenk, als Glück, ohne es als Entschädigung für die dargebrachten Opfer zu begehren. Denn es ist keine Tugend, welche belohnt sein will!"

Roderich starrte vor sich nieder, versunken in Nachdenken.

Der Abbé Dillon, welcher bisher immer geschwiegen, legte seinen Arm auf mich, und drückte mich an seine Brust. „Freund," sagte er, „dein Tugendhafter ist mehr, als Mensch. So hat, wie er, noch Keiner auf Erden gewandelt. Ach, wo ist die heilige Seele, welche am Grabe mit Lächeln auf die vergeltende Ewigkeit Verzicht thun kann?"

„Ihre Tugend ist mehr furchtbar, als liebenswürdig!" tönte Roderich ein.

Ich antwortete: „Lieben Freunde, wenn ich einst in meiner Todesstunde kühles unbefangenes Bewußtsein habe — wenn von diesem Augenblicke bis zum nächsten mein letzter wäre — so würde ich selbst der Mann mit der schauerlichen Verzichtung sein, wiewohl ich keiner der Tugendhaftesten unter den Menschen bin. — Ich darf für meine Tugend keine Vergeltung fordern, für sie ist mir also keine Ewigkeit vonnöthen, — — und für meine Fehler noch weniger."

Roderich sah mich mit zweifelhaften Blicken an. „Wahrlich," sprach er, „ich mag kaum denken, daß Sie im Ernst reden. Ihre Tugend ist eine schreckliche Göttin, welcher ich nicht huldigen kann.

Kein Mensch, vom Staube geboren, wird sie jemals umarmen. Eine Tugend, die sich so ganz selbst genug ist, daß sie weder einer Ewigkeit, noch eines Gottes bedarf, ist nur Sache eines Gottes, und nicht für das weiche menschliche Herz."

„Sie urtheilen zu strenge," antwortete ich: „Wir sprechen von dem, was uns dauerhafte Seligkeit gewähren könne, unabhängig vom Spiel der Umstände. Ich sage, es sei allein das Bewußtsein, recht gethan zu haben. Mein Haus kann ein Flammenraub werden; eine Revolution meine Rechte vernichten, mich an den Bettelstab bringen; der Tod kann Vater, Mutter, Schwestern in meinen Armen übereilen. Ich werde leiden, sehr leiden, sehr unglücklich sein, aber dies Alles ist nicht stark genug, meine innere Zufriedenheit aufzulösen. Es wird mir unter allen Uebeln noch ein Trost bleiben: das Alles habe ich nicht verschuldet! Wäre mein Schmerz so groß, daß ich des Gedankens nicht Meister werden möchte: warum weinst du über das Vergängliche? — hast du etwas Anderes vom Staube erwarten dürfen? — so würde, was meine Seelenstärke nicht vermöchte, die Zeit an mir vollenden; sie würde die Wunden heilen. Einige Jahre, und das Moos der Vergessenheit würde über den Trümmern meiner Hütte grünen und über den Gräbern meiner Geliebten. — Mit dem Gefühl der Tugend in der Brust scheu' ich das Schwert keines Tyrannen, und keinen Schierlingsbecher. Ich werde so gelassen Almosen annehmen, als ertheilen. Ich werde mit der Ruhe zum Grabe gehen, wie zu meinem Bette. — Was haben Sie dagegen, lieber Abbé, und Sie, mein lieber Roderich? Nennen Sie mir doch einen andern Quell von Seligkeit, als diesen! Ich weiß nur dies Eine: so lange ich tugendhaft bin, so lange ist mein innerer Frieden geschirmt, und ich bin selig. Ich bedarf keiner andern Hoffnungen. Es hängt von mir ab, gut, mithin also auch dauerhaft selig zu sein."

Der Abbé sagte: „Sie haben beinahe Recht! Die Tugend kann Vieles zu unserer Zufriedenheit gewähren, aber nicht Alles. Irr' ich mich, wenn ich glaube, Sie beide, meine Lieben, betrachten den Menschen jeder zu einseitig? Der eine von Ihnen erblickt nur das sinnliche Wesen, allen Stürmen, allen schmeichelnden Lüftchen des Lebens bloßgegeben; der andere sieht ihn nur als Geist, und nur allein als solchen, unabhängig von Fleisch und Blut! — Ach, meine Lieben, fordern wir an uns, einer einseitigen Vorstellung willen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Vergessen wir nicht, daß wir nicht Geist allein sind!"

Ich glaubte, den Abbé unterbrechen zu müssen, und sagte: „Sie behaupten also, Tugend allein, und das Bewußtsein, recht gethan zu haben, sei nicht an und für sich hinreichend, uns ganz zu beseligen?"

„Wohlan denn, ich meine nicht irre zu sein!" erwiederte Dillon: „Sie sagten vorhin, kein Unglücksfall könne die Glückseligkeit des rechtschaffenen Mannes stören. O Freund, ich habe doch in meinem ganzen Lebenslauf so manchen edeln Menschen gesehen, dem seine Tugend keinen Trost gewährte. Nehmen Sie nur einen alltäglichen Fall! Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen Biedermann, der an der Hypochondrie leidet? Der gutmüthige Hypochonder, welcher dem Wohl seines Lebensgenossen die schwersten Opfer bringt, wird ängstlich seine eigene Tugend bezweifeln. Er sieht begangene Fehler vor sich schweben in gespenstischen Riesengestalten, und von der guten Saat, die er ausstreute, weiß er nicht, wohin sie gefallen ist. Ueberhaupt glaube ich, gibt's in der Welt keinen so ganz Trostlosen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der die Bewußtlosigkeit im Schlaf, oder das Nichtsein, dem Wachen und sogar dem Bewußtsein hoher Redlichkeit vorzieht. Sie werden mir sagen: aber er ist krank! — Wohlan, mein Lieber, er ist doch ein Mensch ohne

Gemüthsseligkeit bei all' seiner Tugend. Diese reicht also nicht aus, ihn froh zu machen."

Roderich gab dem Abbé Beifall. Ich fühlte die Gewalt seines Einwurfs, da ich selbst einen der edelsten Menschen kannte, der, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüths empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht Geist allein; er ist so innig mit dem Sinnlichen verflochten, daß wir kaum zwischen beiden die zarte Grenzlinie denken mögen. Darum ist auch der Tugendhafteste nicht immer von den Erinnerungen seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewußtsein der Seelengüte allein ihn trostlos läßt, geschweige ihn über sein Elend erhebt. Ja, noch mehr, wir sind, auch beim besten Willen, nicht immer stark genug, unsere Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlafft in den weichen Arm unserer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll."

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegengeworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht gestillt. „Eines andern Stabes bedarf es, als der Tugend!" sagte er; aber noch hatte er ihn nicht bezeichnet.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte jetzt, er sei von einem großen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte seinen Arm an einen Felsenstein; sein Haupt war auf die Brust niedergesunken. Ein wehmüthiger

Ernst durchfloß seine Mienen, die sonst nur der Ausdruck der heitersten Ruhe zu sein pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verstimmung des Abbé nicht gleichgültig.

„Sie werden uns traurig!“ sagte er, und drückte ihm mit herzlicher Freundlichkeit die Hand: „Aufgeschaut, liebster Dillon, der Abend ist zu schön; wollen wir ihn uns muthwilliger Weise verderben?“

„Es ist wahr!“ sagte Dillon, und lächelte wieder: „Aber ich bin nicht traurig. Unser Gespräch rührte an die schönsten Geheimnisse und Wünsche des Menschengeschlechts. Da klangen tausend Nebenvorstellungen und Erinnerungen in mir an, und ich sah im Geiste wieder jene heilige Gestalt, welche mir in den Tagen der Jugend erschienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den bessern Pfad gewiesen. — Guter Alamontade! stiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht so, ihr Lieben, ihr kennet diesen theuern Namen schon?“

„Er ist mir ganz fremd!“ sagte ich: „Doch glaube ich ihn schon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben.“

„Alamontade?“ rief Roderich: „Wie? der Galeerensklav, von welchem Sie mir die erhabene Stelle vorlasen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daß er sich mit seinem Genie zur Galeere brachte. Aus dem Menschen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie scheinen ihn noch von einer andern Seite zu schätzen, da Sie ihm das schmeichelnde Beiwort geben.“

„Von diesem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden!“ sagte der Greis: „Er ist mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach! er hat mir unsägliches Gutes gethan, und — nicht einmal einen Dank hat er empfangen.“

Gemüthsseligkeit bei all' seiner Tugend. Diese reicht also nicht aus, ihn froh zu machen."

Roderich gab dem Abbé Beifall. Ich fühlte die Gewalt seines Einwurfs, da ich selbst einen der edelsten Menschen kannte, der, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüths empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht Geist allein; er ist so innig mit dem Sinnlichen verflochten, daß wir kaum zwischen beiden die zarte Grenzlinie denken mögen. Darum ist auch der Tugendhafteste nicht immer von den Erinnerungen seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewußtsein der Seelengüte allein ihn trostlos läßt, geschweige ihn über sein Elend erhebt. Ja, noch mehr, wir sind, auch beim besten Willen, nicht immer stark genug, unsere Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlafft in den weichen Arm unserer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll."

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegengeworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht gestillt. „Eines andern Stabes bedarf es, als der Tugend!" sagte er; aber noch hatte er ihn nicht bezeichnet.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte jetzt, er sei von einem großen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte seinen Arm an einen Felsenstein; sein Haupt war auf die Brust niedergesunken. Ein wehmüthiger

Ernst durchfloß seine Mienen, die sonst nur der Ausdruck der heitersten Ruhe zu sein pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verstimmung des Abbé nicht gleichgültig.

„Sie werden uns traurig!“ sagte er, und drückte ihm mit herzlicher Freundlichkeit die Hand: „Aufgeschaut, liebster Dillon, der Abend ist zu schön; wollen wir ihn uns muthwilliger Weise verderben?“

„Es ist wahr!“ sagte Dillon, und lächelte wieder: „Aber ich bin nicht traurig. Unser Gespräch rührte an die schönsten Geheimnisse und Wünsche des Menschengeschlechts. Da klangen tausend Nebenvorstellungen und Erinnerungen in mir an, und ich sah im Geiste wieder jene heilige Gestalt, welche mir in den Tagen der Jugend erschienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den bessern Pfad gewiesen. — Guter Alamontade! stiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht so, ihr Lieben, ihr kennet diesen theuern Namen schon?“

„Er ist mir ganz fremd!“ sagte ich: „Doch glaube ich ihn schon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben.“

„Alamontade?“ rief Roderich: „Wie? der Galeerensklav, von welchem Sie mir die erhabene Stelle vorlasen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daß er sich mit seinem Genie zur Galeere brachte. Aus dem Menschen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie scheinen ihn noch von einer andern Seite zu schätzen, da Sie ihm das schmeichelnde Beiwort geben.“

„Von diesem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden!“ sagte der Greis: „Er ist mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach! er hat mir unsägliches Gutes gethan, und — nicht einmal einen Dank hat er empfangen.“

Dillon war tief bewegt. Unter den grauen Wimpern seines Auges zerschmolz eine Thräne. Seine Lippen bebten, als redeten sie leise Töne. Die Wehmuth des Edeln schien in uns überzugehen. Jeder gab sich dem Strom durch einander wogender Empfindungen hin; Niemand störte des Andern Betrachtungen.

Ich vergesse diesen schönen Augenblick nie. Selbst die Natur umher schien fühlend in unsere Träume einzutreten. Wir saßen im Schatten der Felsen; aber vor uns schwamm im halbdurchsichtigen, glänzenden Duft die Gebirgslinie, mit ihrer stillen Alpenwelt, umkränzt in der Höhe von der Glorie des goldrothen Himmels. Und der See dehnte sich dunkel unter unsern Füßen aus, zwischen dort und hier. So scheidet das unergründliche Grab von den Paradiesen des Jenseits, welche wir zuweilen in Ahnungen sehen.

Ein sanfter Hauch der Abendluft zog durch die Wellen des See's von drüben her, floß kühlend um unsere Schläfe, und verlor sich tönend in den Gesträuchen über uns, wie ein Seufzer.

Dillon erwachte. Er ergriff unsere Hände, zog uns an sich, und sprach: „Ihr seid jung und glücklich, ihr Lieben! Leicht ist es, wenn das Leben lächelt, wieder zu lächeln, und Ordnung und Güte zu finden überall, und in den Stunden der Muße Systeme zu bauen für die Menschheit."

„Sie haben mich wirklich unruhig gemacht, lieber Abbé," sagte ich zu ihm: „und Alles, was ich von Ihnen höre, bestätigt, daß Sie aus unbekannten Gründen von meinen Ueberzeugungen abweichen. Aber ich beschwöre Sie, erklären Sie sich deutlicher. Sagen Sie mir, was gibt es in der Welt Besseres und Beruhigenderes, als die Tugend? Welch ein Trost im Leiden ist süßer, als der, den unserer Seele die Unschuld reicht? Was stärkt mehr das Herz gegen eine Welt voll Feinde, als das Gefühl der Rechtschaffenheit? — Ich kenne keine andere Stütze

am Tage des Schmerzes, als diese. Die Natur reicht sie jedem Sterblichen."

„Wohlan, mein Lieber!" sagte der Abbé: „Der Abend ist schön. Wir mögen seiner nicht froher werden, als im traulichen Gespräch, in welchem sich die Seelen zu den Heiligthümern der Menschheit erheben müssen. Als ich vorhin den Namen Alamontade aussprach, war ich schon zu thun bereit, was Sie jetzt verlangen. Ich wollte Ihnen erzählen, wer jener Edle gewesen sei, und wie ich ihn kennen lernte, und wie er von mir schied. Diese Erinnerungen an ihn sind mir noch wohlthätig und wahre Erbauung."

„Erzählen Sie!" rief Roderich: „Ein Mann, ein Galeerensklav, den Dillon mit so vieler Innigkeit ehrt, muß ein außerordentlicher Mann sein."

„Ehe ich die Geschichte selbst beginne," sagte der Abbé, sei es mir erlaubt, noch eine Bemerkung vorauszusenden. Ihr müßt erst Alamontade's Geist kennen lernen, ehe ihr die Erzählung höret; ohne jene würdet ihr diese nicht verstehen. Ihr würdet vor einem schönen Leichnam stehen, und dessen Seele vermissen, und euch vergebens darnach sehnen.

„Auch ihr habet schon — und eure glückliche Jugend schützte euch nicht vor dem ernsten Gedanken, der früher oder später sich endlich immer einmal dem Selbstdenker mit erschütternder Gewalt entgegenwirft — auch ihr habt schon, wie eure Gespräche verrathen, über den Zweck eures Daseins, über eure Bestimmung auf Erden nachgedacht. Ich fordere euch auf, diesen Gedanken zu verfolgen; denn was haben wir Wichtigeres hienieden?

„Der Mensch wird geboren, reift allmälig zur Bestimmung, und erfährt, daß er lebt. Ohne seinen Willen trat er in das unermeßliche Weltall. Eine unbekannte Gewalt warf ihn in dies Lebensgewühl zwischen Blumen und Dornen — er lächelt bei

jenen, er weint blutend unter diesen, und fragt: Wer warf mich hieher? Wer hatte das Recht, mir zu rauben, was ich vorher besaß, Gefühllosigkeit, Nichtsein? Seinen Fragen tönt keine antwortende Stimme.

„Er tröstet sich allenfalls über die Dunkelheiten, aus denen er hervorging; aber er bleibt nicht gelassen bei dem Wechsel der Gegenwart. Wer bin ich? fragt er: Was soll ich hier in der Welt? Warum muß ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich mir endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten gewinnen könne? Das wäre ein erbärmlicher Zweck, nicht werth der Mühe des Daseins und der vielen Thränen. Und doch treibt im menschlichen Leben Alles dahin, als wäre es die Hauptsache. Jeder arbeitet, sammelt, strebt vorwärts, Habe und Gut und Macht zu vermehren, und schwebt zwischen Sorgen und Hoffnungen, und beurtheilt die andern Menschen nur aus diesem Gesichtspunkte. Die Welt gleicht da einer Wüste, in der Alles sucht und ringt und spart, um sich des Hungertodes zu wehren.

„Oder ward ich hieher gesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszubilden? Die Gebote meiner Vernunft auszuüben? — Der Zweck wäre edler. Aber was mein Ziel ist, soll das Ziel Aller sein. Und doch ist's nicht so. Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse rafft die größte Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühen sich die wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte und Erwerbung hoher Tugenden. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch ein Ziel zu ahnen. Und warum lebten sie denn? Sind die tausend Menschen, welche mit verworrenen Begriffen, mit steter Dunkelheit von ihrer Wiege zu ihrem Grabe eilen, nicht Menschen, wie ich? Der Säugling, welcher, ohne zu wissen,

daß er war, am Mutterbusen stirbt, war er nicht Mensch, wie ich? Sind seine Bestimmung und die meinige verschieden?

„Man sagt: Nein, nicht für diese Unterwelt sind wir geschaffen. Unsere Bestimmung liegt außer dem Horizont des irdischen Seins. Wir müssen durch Tugend ein besseres Leben verdienen. Eine Hölle harret des Lasters, ein Himmel der Tugend. — Wie aber, wenn ich nun schon hier fände, daß unsere Tugend selten einen Himmel, unser Laster selten eine Hölle verdient? — Sind Hölle und Himmel nicht Erfindungen einer unwissenden Vorwelt, die für das Göttliche in sich und außer sich noch keine Sprache hatte; nicht eine Bilderwelt des Geistes, welcher Zusammenhang zwischen sich und dem ewigen All sucht? Wer hat uns die Hölle, wer einen Himmel offenbart? — Wir Christen sagen: Gott durch sein Wort. Aber der Heid? — Oder der, welchen Erziehung, Schicksal und Selbstdenken von den Lehren der Väter entfernte?

„Ich bin für eine andere Welt bestimmt, warum mußte ich in dieser sein? — Vielleicht, um mich für jene vorzubereiten? Aber welche Vorbereitung hat der sterbende Säugling? Warum erschien er, sich selbst kaum bewußt, zu lächeln und zu weinen? Bin ich für eine andere Welt bestimmt, warum ist ihr Antlitz verschleiert? Warum spricht mich keine Stimme an aus dem Reiche der Todten?“

Roderich stand bei diesen Worten Dillons auf, mit verfärbtem Angesicht. „Ach, Abbé!“ rief er: „Auch Sie — also auch Sie! Wie sehr bin ich unglücklich! — Ich trug meine Krankheit im Geheimen, und schämte mich, Andern mein verborgenes Leiden zu enthüllen. Zu Ihnen, nur zu Ihnen hatt' ich Vertrauen; ich wählte Sie zu meinem Arzt! — ach! und mit Schaudern seh' ich den Arzt seine eigenen Wunden entblößen, und erkenne in ihnen die meinigen!“

Anfangs war ich um Roderichs heftige Bewegung erschrocken.

Ich ergriff seine Hand, und sprach: „Wie, lieber Roderich, ist Ihnen das so fürchterlich, was unser Dillon gesprochen? Es thut mir leid, daß ich die Rede auf diese Dinge gelenkt. Aber schon längst war ich mit allen jenen Gedanken vertraut; schon längst hab' ich auf meine schönsten Hoffnungen Verzicht gethan, und mich in mein und aller Sterblichen ödes Schicksal ergeben. Roderich, auch ich habe gelitten, wie Sie. Allein mein Entschluß ist genommen. Ich will tugendhaft sein, und mit dieser Tugend einst im Arm der Vernichtung erstarren, ohne Grauen und ohne Klage. Und ist ein Gott, und gilt in seinem Reiche das süße Wort Vergeltung, was wir Menschen kennen, und gilt es bei ihm nur für uns Kinder des Staubes nicht — so will ich vergehen, und mit dem Bewußtsein, mit dem lohnenden Stolze vergehen: „Du gabst mir, was ich nicht forderte, ein Leben voller Thränen — ich aber hab' es getragen, mit Muth getragen, mit Aufopferungen getragen, und fühlte mich werth der Unvergänglichkeit und einer bessern Welt. Du gewährst mir diese nicht. Es sei! Keine Klage soll über meine Lippen gehen. So bin ich größer, als das weltordnende Schicksal!“

Roderich sah düster auf den Boden hinab. Meine Rede schien ihm nicht zu gefallen. Er schüttelte den Kopf. „Nein, o nein!“ rief er mit schmerzlicher Stimme: „Ich bin nicht gefühllos genug, um groß zu sein. Ich bin ein Mensch, und mehr möcht' ich nicht sein. Ich will ja nichts, als daß ich in dem Weltall nicht die Rolle des Rasenden spiele, der Alles draußen schöner sieht, als es ist. Ich will ja nichts, als daß die Außenwelt im Einklang sei mit meiner innern Welt; daß meine Vernunft nicht trüge, und mein Herz mich nicht hintergehe. Wehe mir, wenn ich aus diesem Irrsal nicht gerissen werde; wenn ihr die Wahrheit hättet, und ich nur an den Brüsten eines frommen Traums mein Glück gesogen! — Ich würde meine Täuschungen nur vergebens segnen,

würde vergebens alle eure Wahrheiten darum darbieten. Verlornes Glück kauft sich um keinen Preis zurück!"

Die Klage Roderichs rührte mich. Ich stand auf, und schloß ihn in meinen Arm. „Lieber Roderich," sagte ich zu ihm, „warum denn so zaghaft? Auch in dem Schoos der Wahrheit ruht die Freude. Bin ich nicht einer der frohesten Menschen, trotz all der Ueberzeugungen, welche Sie so furchtbar finden? Bin ich nicht ein zärtlicher Freund, ein heiterer Gesellschafter, ein guter Verwandter? — Find' ich nicht das Vergnügen überall; und bin ich's nicht, der es gern Andern gibt? — Beruhigen Sie sich. Die Wahrheit ist des Mannes Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen."

„Nein, nein!" rief Roderich: „Ich sehne mich nach dieser dämmernden Kindheitswelt, nach jenem Frühlingshimmel. Eure Wahrheit streift alle Blüthen ab, und bläst den Glanz aus der Natur, und läßt das warme Herz erkalten."

3.

Jetzt erhob sich auch der Abbé Dillon, welcher uns bisher schweigend angehört hatte. „Vernehmt auch mich!" sprach er: „Ihr Beide werdet, bei der Verschiedenheit eurer Empfindungsweise, eurer Phantasie, eurer Vernunftbildung, schwerlich jemals eines Sinnes, eines Glaubens, einer Ueberzeugung werden. Und euer Loos ist das Loos aller unserer Brüder. Es thut mir weh um Roderichs Schmerz. Vielleicht aber bin ich selbst so krank nicht, als er im ersten Schrecken glaubte, und trage vielleicht auch für ihn noch Balsam. Daß ihr Beide dahin kamet, über eure Bestimmung, über euer Wesen, und über den Werth eurer Hoffnungen nachzuforschen, war mir nicht unerwartet. Beide truget ihr beim Kampf zwischen Täuschung und Wahrheit Wun-

den davon, doch ist der Unterschied zwischen euch so groß nicht, als ihr glaubet. Die Wunden des Einen bluten noch jetzt; die des Andern sind zwar verharrscht, aber bei weitem nicht geheilt. Ein Stoß, und ihre leichte Decke fällt ab. Ihr Beide tratet aus den schönen Träumen der Kindheit hervor, und sahet, was ihr bisher glaubtet und hofftet, wie einen Schatten am Licht wachsender Kenntnisse verbleichen. Der Eine will sich nun gewaltsam in die alten, lieblichen Täuschungen zurückwerfen, und bietet dafür seine Gefühle auf und die Magie seiner Einbildungskraft. Er ringt vergebens. Denn so lange das Licht besserer Erkenntnisse brennt, wird es nicht wieder dunkel. Der Andere waffnet sich mit dem Stolze der Vernunft, und will sich selbst verhärten gegen die schönsten Wünsche der menschlichen Natur. Er ringt vergebens. Denn so lange sein Herz noch schlägt, wird es für seine Wünsche schlagen."

„Wie, Dillon, wollen Sie uns denn allen Trost rauben, auch den, daß wir endlich selbst vergessen, wie elende Wesen wir sind im Weltall, wenn wir uns recht erkennen?" rief ich erschüttert.

„Wahrhaftig," seufzte Roderich, „sehr elende Wesen, und die elendesten im Weltall! Beneidenswürdig ist das Thier, welches in glückseliger Vernunftlosigkeit dahinschleicht, den fröhlichen Augenblick des Daseins genießt, und wieder vergeht, ohne die Freuden der Vergangenheit zu beklagen, ohne die Nacht der Zukunft zu fürchten, ohne sein Schicksal zu kennen!"

Dillon lächelte uns an. Sein Blick war voll sanften Mitleids. Er entblößte sein Haupt, und der Wind tändelte in seinen dünnen Locken. „Seht her," sprach er, „mein Haar ist eisgrau. Mein Leben ist dahin. Ich erwarte mit jedem Tag, daß der geschäftige Tod an der Thür meines Kämmerleins poche. Ich erwart' ihn ohne Beben; und wenn er dann erscheinen wird, hin schleudr' ich

meine Krücke, und sink' ihm mit Vergnügen in den freundlich ausgestreckten Arm. Seht, ihr Lieben, das ist keine Folge meines Vernunftstolzes; das ist keine Folge erkünstelter Täuschungen; denn meine Phantasie erlahmt, und mein Blut rinnt schon seit Langem kühler. Aber es gibt noch ein Anderes, was uns Muth verleiht, und ich hab's gefunden. Auch ich habe gekämpft und gelitten, wie ihr. Auch ich bin in der verzweiflungsvollen Stimmung gewesen, wie ihr, wo alle meine Hoffnungen zusammenstürzten. Aber der Engel, welcher mich emporrichtete, soll auch eure Wunden heilen. Zürnet darum nicht, wenn ich den Verband von ihnen reiße, und sie wieder bluten lasse. Verbluten sollet ihr nicht. — Aber ich bin ermüdet. Setzen wir uns wieder hier am Felsen. Der Abend ist lieblich. Wir reden ungestört."

Wir folgten der Einladung des liebenswürdigen Greises, der mit solcher Zuversicht und Heiterkeit sprach, daß er auch dem ärgsten Zweifler Vertrauen eingeflößt haben würde.

„Ich kenne euern Zustand!" sprach er: „Aber glaubet nicht, daß ihr die Einzigen seid, die an diesen Zweifeln leiden. Alle Menschen von einiger Bildung gelangen endlich dahin, wo ihr seid, sobald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift waren. Wenige reden davon, aus Besorgniß, Andere so unglücklich durch ihre trostlosen Betrachtungen zu machen, als sie selbst sind. Oder sie verschließen ihren Gram, weil sie fürchten, nicht verstanden, sondern lächerlich und verächtlich zu werden. Ihrer viele nehmen den verschwiegenen Kummer in das Grab! ihrer viele betäuben den Schmerz in sinnlichen Ausschweifungen, und indem sie lasterhaft werden, um durch niedrige Freuden den Verlust höherer zu ersetzen, machen sie ihre rohe Philosophie zum Deckmantel elender Lüste; ihrer viele erkünsteln einen Selbstbetrug, wickeln sich in Täuschungen und werden die fleißigsten Kirchengänger, wie sie vorher die fleißigsten

Kirchenspötter waren. — Ja, ihr Lieben, eure Krankheit ist allgemeiner, als ihr glaubtet. Sie wüthet im Dunkeln. Ich höre überall den Verfall der Religion bedauern, weil die Kirchen leer werden, und die Hälfte derer, die sie noch besuchen, nur Gewohnheits- und Ehrenwegen dem Gottesdienste beiwohnen. Ich höre die Väter klagen, daß die Söhne sich des Gebets schämen; ich höre die Mütter seufzen, daß ihre Töchter erröthen, von Gott ein ernstes Wort zu sprechen. — Es ist gewiß, daß das Lesen mancher Schriftsteller und die Aufheiterung der Begriffe dem gewöhnlichen Kirchenwesen Schaden bringt. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sei die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nie vergessen. Das Mädchen und der Jüngling hängen in der Einsamkeit au diesen erhabenen Gegenständen; die Vergänglichkeit wird ihre Kirche, und der Tod besteigt darin den Rednerstuhl. Aber die zu wenig geübten Kräfte des jugendlichen Geistes unterliegen bald. Der Glaube an Offenbarung, ehemals ihre Stütze, liegt gebrochen da. Sich ohne diese Stütze emporzuhalten, sind sie zu schwach; darum versinken sie bald in Muthlosigkeit, die sich in irgend einer Art stiller Verzweiflung auflöset, und nach den traurigen Heilmitteln hascht, deren ich vorher erwähnte."

„Ach!" seufzte Roderich: „Sie haben mir da meine Geschichte erzählt."

Dillon antwortete: „Und ich Ihnen die meinige. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Jetzt, wenn Sie mir zuhören wollen, erzähl' ich Ihnen auch die Geschichte meiner Genesung."

4.

Abbé Dillon hatte schon längst unsere Erwartung auf den Punkt hingespannt, und zwar um so mehr, da er, ungeachtet seiner freien Denkart über kirchliche Glaubenssachen, ein Muster

innerer Frömmigkeit, und, ungeachtet seines hohen Alters, ein Vorbild unzerstörbaren Heitersinns war. Die ganze weite Landschaft verehrte den Greis; aber Niemand kannte ihn genauer, als die Unglücklichen und die Kinder, denn mit beiden war er immer am liebsten. Er hatte die seltenste Gabe, das Weh dessen auszuspüren, den er kennen lernte; sein Blick, der über das Gesicht des Fremdlings streifte, war genug, den Mann zu errathen, und in einem kurzen, dem Scheine nach bedeutungslosen, Wortwechsel drang er in dessen Inneres. Jeder Leidende fand in dem außerordentlichen Manne nicht einen Tröster, einen mitleidenden Freund, sondern den wirklichen Gefährten seines eigenen Unglücks wieder. Man ward mit ihm eher vertraut, als bekannt, und wenn er lehrte, glaubten wir nicht seine, sondern unsere eigenen Gedanken und heimlichen Wünsche bestimmter geordnet und heller aus einander gefaltet, von seinen Lippen zu hören.

Er begann demnach seine Erzählung, und sprach: „Ich war in meiner Jugend ein Wildfang, und wäre gern Soldat geworden. Man fühlt da strotzende Kraft, und brüstet sich gegen die Welt unsers Herrgottes, und glaubt, man möge es aufnehmen zugleich mit den über- und unterirdischen Mächten. Aber meine Aeltern dachten nicht so. Sie haßten den irdischen Krieg, liebten aber den geistigen desto mehr gegen die Mächte der Finsterniß. Sie weihten mich also zum Streiter Christi auf Erden, und ich, mit kindlicher Hingebung in ihren Willen, vollzog den Wunsch des grauen Paares und ergab mich dem geistlichen Stande.

„Ich ergab mich ihm, das heißt, all mein Wesen gehörte ihm bald an. Ein junger Mensch, mit glühender Phantasie ist in seiner Art nichts zur Hälfte. Mein Ehrgeiz, ohne Hoffnung, die Welt durch Waffen zu erschüttern, träumte nun alle Kirchen der Christenheit mit dem Glanz der Heiligkeit zu erfüllen. Ich ward ein frommer Schwärmer. Die Einsamkeit und die stille

Pracht des Klosters, in welchem ich lebte, das Lesen der Kirchengeschichte, der christlichen Verfolgungen, der Leiden unserer Heiligen und Märtirer begeisterten mich. Ich sah die Welt für eine große Kirche an, in welcher Gott selbst der Hohepriester sei. Die Liebe vollendete meine fromme Thorheit. Ich ward mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, dessen Schönheit mich entzückte, dessen schüchterne Freundschaft für mich ein Paradies um meine Einsamkeit zog. Ich brachte die Liebe und mein verwundetes Herz zum Opfer dar. So wähnt' ich den ersten Schritt zur Brüderschaft mit allen Heiligen gethan zu haben. Indem ich den Himmel mich anlächeln sah, schmeichelten die Thränen eines unglücklich liebenden Mädchens meiner Eitelkeit. Wie groß, wie geläutert von dem groben Stoff des Irdischen, wie heilig erschien ich mir selbst! Ich wollte jetzt in einen Mönchsorden treten. Aber meine Aeltern hielten mich zurück. Ich wurde Weltpriester, und empfing bald eine schöne Pfründe durch den Einfluß meiner Verwandten.

„Kaum lebt' ich außer den hohen Ringmauern des Klosters, so verdunstete der Rausch meiner Frömmigkeit. Ich fand das Getümmel einer großen Seestadt reizender, als das schwermüthige Einerlei inner den geweihten Mauern. Mein Ehrgeiz blieb aber derselbe; er vertauschte nur das Ziel. Es war bald in mir beschlossen, einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller unsers und aller Jahrhunderte zu werden. Mein Tummelplatz sollten die weitläufigen Gefilde der Theologie und Philosophie sein. Mein erstes Werk sollte die unzerbrechliche Aegide der geoffenbarten Religion gegen alle Anfälle des Zweifels und des Spottes werden.

„Ich las und dacht' und schrieb, und ehe ich's selbst gewahr wurde, stand ich mit den Waffen gegen das Heiligthum gekehrt, welches ich mit ihnen zu vertheidigen gewagt hatte. Die eingeschlichenen Mißbräuche der Kirche machten mir die Kirche, und

die Kirche endlich die Religion verdächtig. — So war ich ein verlorner Sohn derselben. Ich wollte endlich zu meiner eigenen Beruhigung ein neues Gebäude aufführen aus den Trümmern des zusammengestürzten. Vergebliches Bemühen! Diese Trümmer, was waren sie? Graue Vorurtheile aus den Kindertagen des menschlichen Geschlechts; zerrissene Täuschungen, eingesunkene Hoffnungen. Meine Ruhe, mein Glück war dahin. Ich beklagte den Frieden einer harmlosen Jugend, wühlte umsonst in dem Schutte meiner Träume, verfluchte umsonst mein vermessenes Beginnen, in die Geheimnisse der Geisterwelt zu dringen. Da lag ich elend und zerschmettert, wie die Giganten unter ihren Felsen, die, unzufrieden mit der Erde, sich Bahnen in das Reich der Götter eröffnen wollten.

„Nach Licht hatt' ich gestrebt, und fand mich nun in unendlicher Finsterniß. Ich wollte Gott näher schauen, und er war aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehemals ich mit süßem Schauer seine Gegenwart ahnete, sah ich todte Reste der sich selbst verzehrenden Natur. Ich wollte den Schleier von der Ewigkeit ziehen, und starrte in ein unermeßliches Grab, worin das Schweigen der Vernichtung lag, und Alles umdunkelnde Vergessenheit.

„Um mich von meiner verzweiflungsvollen Weisheit zu retten, ward kein Versuch gespart. Ich suchte Wahrheit. Nur Wahrheit, volle Ueberzeugung, unumstößliches Wissen konnte mich beruhigen, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meinen und bestechliches Glauben. Ich durchlief den Kreis meiner Erfahrungen, meiner traurigen Untersuchungen; hoffte immer endlich einen Irrthum zu entdecken, der meine trostlose Weisheit stürzen, und mich in die liebliche alte Welt zurückleiten sollte. Vergebens! Meine schreckliche Gewißheit stieg, daß ich ewig im Dunkeln bleiben müsse.

„Was ist die Welt? fragt' ich, und stand schon wieder an der engen Grenze menschlichen Wissens. Ich sehe Farben, Formen und Veränderungen; ich empfinde Töne, ich fühle Härte und Weiche der Dinge, die ich Körper heiße, und damit kenne ich die Dinge nicht, sondern nur ihre Außenseite, ihre Wirkung auf meine Haut, auf meine Nerven. Ich sehe Masken, aber nicht die Schauspieler dahinter; ich sehe Erscheinungen, aber nicht ihren Quell. Ist diese Außenseite der Dinge ihnen eigenthümlich? Oder ist sie eine Folge des unbegreiflichen Baues meiner Sinne? Ich weiß es wieder nicht. Denn die leiseste Aenderung in meinen Sinnwerkzeugen ändert die Welt; ein Sinn mehr, und es entspringt vor mir eine neue Welt.

„Und diese meine Sinne, was sind sie? Wie kann ich durch diese Häute, Röhren, Fasern, Nerven und Säfte zur Vorstellung dessen kommen, was außer mir schwebt? Wie können sie das Sinnliche in Geistiges, das Körperliche in Vorstellung verwandeln? Ist die Harmonie, welche draußen mich im Weltall anspricht, Eigenthum dessen, was hinter den Erscheinungen spielt, die ich Körper nenne und nach ihren Eindrücken auf meine Nerven unterscheide, oder ist sie Wirkung jener Röhren, Fasern und Säfte? Oder Wirkung der Organisation meines Vorstellungsvermögens, welches ich bald Geist, bald Seele heiße?

„Was ist meine Seele? — Es geht mir mit mir selbst, wie mit den Erscheinungen der Sinnenwelt. Ich erkenne mein eigenes Dasein nur in den Handlungen aller Art. Was ich selbst bin, das dieses Alles hervorbringen kann, ergründ' ich wieder nicht. Mein Geist ist ein unsichtbarer Quell; ich sehe Ströme meiner Thaten fließen, ohne zu wissen, woher?. Ich bin der Wilde, ohne Spiegel, welcher die Gestalten aller seiner Freunde kennt, nur nicht seine eigene, die er nie gesehen.

„Welch eine Verirrung! Ich bin, ohne zu wissen wer, in

Verknüpfung mit Dingen, die ich nicht kenne. — Und warum bin ich so? Warum nicht anders? Wie kam ich als Theil zu diesem Weltall? Gab es eine Zeit, da ich nichts war? Wer zog mich ans Bewußtsein? Was soll ich auf diesem räthselhaften Schauplatz?

„Fragen und ewige Fragen, denen keine Antwort hallt. Ich ergründe meine Bestimmung nicht; nicht, ob ich als eigener Zweck hieher gestellt wurde, oder als Mittel für fremde, dunkle Absichten. Ich bin eingezwängt in die Fugen des Universums, und muß nun da sein, und weiß nicht einmal, ob ich mich aus demselben losreißen kann mit eigener Macht. Ich kann das Werkzeug zerstören, diesen Körper, durch welchen ich handle und Erscheinungen zeuge; habe aber keine Gewißheit, ob ich damit das Unbekannte zerstört habe, welches die Handlungen wirkte. Ich kann das Holz verbrennen, aber was hab' ich vernichtet? Gewiß nicht den Urstoff, das Wesen, was jene Außenseite zeigte, die ich Holz genannt habe, sondern nur die Form, die Farbe, den Zusammenhang: und ich nenne nun die Erscheinung, nach veränderter Form und Farbe, Asche. — Das erste Wesen bleibt; ich habe es nicht vernichtet, sonst würde es nicht andere Erscheinungen hervorbringen können.

„So steh' ich da, ungewiß, ob ich mich losreißen kann aus dem Universum, ob ich fortdauern müsse. Fortdauern? und wozu? — War ich mit dem Weltall von Ewigkeit her, warum weiß ich's nicht? Und wenn ich fortdaure, werd' ich's wieder wissen, daß ich da sei? Ich taumle durch unerleuchtete Finsternisse, und schlage überall an die ehernen Schranken der menschlichen Einsicht. Welch ein Land liegt hinter diesen Schranken?

„Daß die Welt so erscheint, wie ich sie wahrnehme, ist also nicht, weil sie an sich so ist, sondern weil meine Sinne so eingerichtet sind, daß ich sie dergestalt mir vorstellen muß. — Muß?

Wie anders? Ich folge in meinen Vorstellungen Gesetzen, die ich mir nicht selbst gab. Ich kann mich nicht über dieselben hinausschwingen. Ich kann die Ordnung nicht zerbrechen, in der ich alle Empfindungen und Vorstellungen genieße. So denk' ich mir Alles auf einander folgend, oder in der Zeit. Die Zeit ist nichts außer mir. Ich rieche, fühle, schmecke, höre und sehe sie nicht. Zeit ist etwas in mir, und doch nicht eine bloße Vorstellung, denn diese könnt' ändern, sondern ein Theil meiner Organisation, ein Gesetz, eine Form, in der ich zwangsweise alle meine Vorstellungen reihen muß. Herrscht, wie im Gewühl meiner Gedanken und Empfindungen, auch im dunkeln Universum draußen eine Zeit? Ein Aufeinanderfolgen? Ist dort eine Vergangenheit und eine Zukunft, oder bilden sich diese beide allein in meinem Gemüth? Ist mein Beginnen und Aufhören im Weltall, oder nur in der Welt meiner Vorstellungen?

„Und woher diese Welt meiner Vorstellungen? Wer baute dies seltsam in einander greifende Werk, welches, ohne zu wissen, wie und was und warum es ist, nur erkennt, daß es läuft und treibt und wirkt? — Wer war sein Urheber? — Wie, muß es denn geschaffen sein? Wer ist denn des Schöpfers Schöpfer? Ist es nothwendig, daß alle Dinge einen Anfang nehmen? — Was war vor dem Anfang des Universums? — Sind Anfang, Schöpfung, Ursache nicht abermals Vorstellungen, die ich aus den Erscheinungen der armen Sinnenwelt sammelte, oder Folgen der eigenthümlichen Organisation meines Gemüths? Kann es bei den Dingen an sich nicht eine ganz andere Bewandtniß haben, als in dem engen Vorstellungskreise meines Ichs? Warum trag' ich die Idee von einem Gott? Weil ich mir nicht erklären kann das Räthsel der Welt ohne diesen Schlüssel. Aber dieser Schlüssel wird wieder zum Räthsel — wie soll ich dies lösen, ohne einen zweiten Gott? Und was hab' ich dann? Wo hör' ich dann

auf? — Da stoß' ich wiederum an den Grenzstein meiner Vernunft — ich kann den Zauberkreis nicht überspringen, in welchem ich gebannt stehe. — —

„So, ihr Lieben, schwindelt' ich von Zweifeln zu Zweifeln. Ich verlor mich in einer Wüstenei. Ich sah eine Welt voll vergötterter Betrüger und Betrogener; die gesammte Menschheit in Täuschungen über sich selbst. Die Thaten der Könige und ihrer Helden glichen fürchterlichen Rasereien; die Werke der Philosophen und Gottesgelehrten kindischen Fabeleien. Ich sah Millionen Kniee sich beugen vor Altären, für ein unbekanntes Wesen, dessen Dasein die Vernunft nicht einmal gewährleistet. Ich sah Millionen Herzen brechen im Tode unter der Hoffnung, der Hauch der Allmacht werde für schönere Welten wieder ihren verwehten Staub sammeln und erwärmen.

„Und doch alle diese, die in ihrem Irrthum lächelten und starben, sie waren vielleicht glücklich! Wie gern gäb' ich alle meine Weisheit hin, rief ich oft, für eure Träume! Einst blühte auch mir die Natur in ihrer Herrlichkeit; und ihre Schönheit war beseelt, und ein holder Geist sprach mich aus ihren Wundern an. Nicht umsonst spannte sich das durchsichtige Gewölke über mir, und flossen in ihm die strahlenden Gestirne. Jeder Stern, mir damals eine schönere Welt, leuchtete voll geheimer Bedeutung hernieder in die Thränen der Erdbewohner; und eine Ahnung des Ewigen und Ewigvergeltenden wehte durch das Firmament und über die schauernde Erde hin und an die glühenden Herzen. Und wenn der Frühlingsmorgen den Himmel anzündete und Gebirge färbte, und die schlafenden Thäler weckte mit Lerchenschlägen — wenn der Gesang erwachter Kreaturen hinaufscholl zur Höhe; meine Kniee in der Freude niedersanken, und ich beten wollte im Staube, hundert Blumen dann um mein Haupt zusammenfielen, und mit dem Thau der Rose meine Thränen sich mischten, —

ach! dann rief's aus der Tiefe und aus der Höhe: Gott ist die ewige Liebe! — Damals streut' ich noch Blüthen auf die Gräber, und nannt' ich den Sarg nur die Wiege des zweiten Lebens. Und die erste Thräne des Schmerzes, welche auf den geliebten Todten fiel, war zugleich die erste Thräne der Liebe und Sehnsucht, bald ihm wieder vereint zu sein, da wo kein Seufzer mehr die müde Brust bewegt, und Seligkeit ist ohne Aufhören.

„Und sehet, meine Lieben,“ fuhr Dillon fort, „ich war sehr unglücklich. Aber ich suchte mich zu erheben, und ein Schicksal männlichen Muthes zu ertragen, welches ich glaubte nicht ändern zu können. Ohne zu wissen, ob ein Gott herrsche, und Unsterblichkeit mein Loos sei, ehrte ich die Gesetze der Tugend, und fühlte in ihrer Erfüllung zuweilen einigen Trost. In dieser Gemüthsstimmung war es, daß ich mich zu Toulon befand; und hier war es, wo ich den Mann kennen lernte, der mir den verlornen Frieden zurückgab.“

5.

„Eines Tages,“ so erzählte unser Abbé, „empfing ich den Auftrag, mich in das Spital des Bagno zu begeben, um dort einen alten kranken Galeeren-Sklaven zum Tode zu bereiten. Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, ihn zu retten, zugleich auch die beim Spital angestellten Geistlichen. Diese fanden in dem grauen Sünder einen Ketzer, welcher sich durchaus nicht bekehren lassen wollte. Man hielt mich damals für einen Gelehrten. Der Kapitän der Galeere, Herr Delaubin, schien den Sklaven zu schätzen, und da er mich persönlich kannte, drang er ebenfalls in mich, für das Seelenheil des verstockten Sünders zu sorgen. So wenig auch in mir Neigung war, einen Abtrünnigen in den Schoos der Kirche zurückzuführen, gab ich den Bitten nach. Man hatte meine Neugier rege gemacht, indem

man allgemein behauptete, der Ketzer sei vollkommen vom Teufel besessen; sei ärger als Calvin, und bringe die geschicktesten Heidenbekehrer aus dem Text.

„Ich ging. — Sonderbar genug, dacht' ich unterwegs bei mir selbst, und konnte mich des Lachens nicht erwehren: ein Freigeist soll hier den andern bekehren. Hätte der gottesfürchtige Kapitän der Galeere mich besser gekannt, er würde mich nicht so bestürmt haben. Aber so treiben wir traurige Mummerei im Leben. Keiner von allen Sterblichen, und wär' er der Weiseste und Tugendhafteste, hat Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehen.

„Man führte mich in das Zimmer des kranken Galeeren-Sklaven. Da saß er, in einen alten Mantel gewickelt, mit dem Gesicht gegen das offene Fenster gekehrt, im vollen Sonnenschein, als wollte er sich in ihm erwärmen, und zugleich der heitern Aussicht ins Freie genießen. Er drehte den Kopf nach mir um. Ich vergesse dieses blasse Heiligen-Gesicht, so lange ich leben werde, nicht. Hier war nicht der düstere, stiere Blick des gewöhnlichen Verbrechers, oder die schamlose Frechheit des verhärteten Lasters, und die dumpfe Reue und Niedergeschlagenheit der gezüchtigten, aber nicht gebesserten Bosheit; nein, es war die stille Unbefangenheit einer reinen Seele, die Güte der Unschuld, welche aus den großen schönen Augen sprach. Das Antlitz des Unglücklichen, angegriffen von der Rauhheit aller Witterungen, und gebleicht von der Krankheit, hatte, so sehr es auch das Antlitz eines Leidenden war, dennoch etwas Edles und Einnehmendes in allen Zügen. Im Nacken des kahlgeschornen Hauptes erblickte man noch einige dünne, graue Haare, welche dem Kopfe, auch dem Kopfe des Verbrechers, ein ehrwürdiges Aussehen gaben. Genug, ich war bei diesem Anblick sonderbar betroffen. So hatte ich den Mann gar nicht erwartet.

„Ich näherte mich ihm. — „Verzeihen Sie," sprach er, „ich kann Ihnen meine Ehrerbietung nicht bezeugen. Sie sehen meine Füße da auf dem Strohkissen hingestreckt. Sie sind schon bis zum Knie angeschwollen." — Ich trat vor ihn hin, und fragte ihn nach seinem Namen. Er nannte sich Alamontade, gab mir seinen Geburtsort an, und zugleich, daß er, in der Blüthe seiner Jahre zu den Galeeren verdammt, die Strafe bis auf ein halbes Jahr überstanden habe. Er war nun fast seit neunundzwanzig Jahren Galeeren-Sklave gewesen.

„„Wohl dir," sagt' ich zu ihm, „so wirst du bald erlöset sein — du wirst deine Heimath wiedersehen, und den Rest deiner Tage als ein redlicher Mann leben können."

„„Ich werde meine Heimath nicht wiedersehen!" sagte er mit einer bebenden Stimme: „Ich habe keine Heimath in der Welt — man hat sie mir geraubt. Ich sehne mich ins stille Land der Gräber. Ich weiß es ja, der Tod ist freundlicher mit mir, als das Leben. Er wird so lange nicht mehr zögern, als er schon gezögert hat."

„So ungefähr redete der Sklave. Ich gestehe, daß die sanfte Würde, daß die Wahl der Ausdrücke, daß das Bedeutungsvolle in seiner Stimme mich eben so sehr rührten, als verlegen machten. Alles überzeugte mich, daß dieser aus der bürgerlichen Welt Verstoßene keiner von den Gewöhnlichen seines Gelichters sei, daß er wenigstens ehemals einer guten Erziehung genossen, und die Spuren derselben auch mitten in der verworfenen Gesellschaft, worin er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte, treu bewahrt haben müsse.

„„Glaubst du also," nahm ich wieder das Wort, „glaubst du also, Alamontade, daß du deine Freisprechung nicht erleben werdest?"

„„Ich hoff' es wenigstens," gab er zur Antwort, „daß der

Tod mich eher von der Bürde meiner Tage, als das Gesetz von den Fesseln, erlösen werde."

„„Und du kannst wirklich mit so großer Ruhe an den Tod denken? Hast du deine Strafzeit auch also angewandt, daß du hoffen darfst, vollkommen mit dem Richter der Lebendigen ausgesöhnt zu sein? Siehe, Alamontade, der Herr Kapitän Delaubin hat viel Gnade für dich. Er glaubt selbst, du werdest nur noch wenige Tage zählen — — — ich komme wirklich, bewogen durch sein Verlangen, zu dir, um — —"

„Alamontade unterbrach mich. „Die Gnade unsers Herrn Kapitän rührt mich tief; auch Ihre Menschenliebe, mein Herr, ehr' ich. Aber ich bitte Sie demüthigst, meinen Herrn zu ersuchen, keinen Geistlichen weiter zu senden, sondern meinen letzten Stunden den Trost der Einsamkeit zu lassen. Soll und muß ich denn auch dieses Trostes entbehren? — Kann es zu Ihrer Beruhigung gereichen, so erklär' ich nochmals, daß ich schon seit dreiundzwanzig fürchterlichen Jahren auf die schöne Minute vorbereitet bin; daß ich ohne Kummer sterbe; daß ich vor dem Todtenrichter nicht bebe. Kann aber meine Bitte nicht gewährt werden, so fleh' ich, abzuwarten mein Stündlein, wo mir dann Nachtmahl und letzte Oelung gereicht werden mögen."

„Er sagte dies mit so herzlich bittender Stimme, daß ich ohne anders mein Wort gab, mich für ihn zu verwenden. Unter andern ließ ich dabei den Gedanken ganz unwillkürlich fallen: es sei eine Pflicht, das Begehren der Sterbenden zu ehren; und wenn er ein Gottesläugner wäre, solle man ihn nicht wider seinen Willen in den Himmel bringen.

„„Sie sind ein Geistlicher?" sagte er: „Ihre Milde thut mir wohl, mehr denn alle Ermahnung ihrer Vorgänger. Sie geben mir Ruhe, und machen mich zum Herrn meiner kostbarsten Stunden, der letzten. Einem Mann, wie Ihnen, voller Duldung

und Erbarmen und Einsicht, kann auch die Dankbarkeit eines Sklaven nicht unangenehm sein."

„Ich gab ihm zu verstehen, daß ich zu seiner Beruhigung mehr thun zu können wünsche; und daß es keines Dankes werth sei, ihn nicht mit theologischen Betrachtungen behelligen zu wollen, wenn sie seiner Neigung zuwider seien. Ich warf diese Gedanken hin, um den sonderbaren Menschen weiter zu erforschen. — Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an, und rief nach einer Pause: „Mein Herr, Sie sind ein außerordentlicher Mann!"

„„Außerordentlich?" sagt' ich: „Ich finde nichts Außerordentliches in Erfüllung der ersten Pflichten jedes Menschen."

„„Eben darin liegt das Außerordentliche!" rief er.

„Ich verlangte von ihm, sich näher zu erklären. Er schien Anstand zu nehmen, und fragte mit Schüchternheit, ob ich nicht zürnen würde, wenn er frei ausrede? Ich versicherte ihn, daß es mir sehr lieb sein werde. Darauf sprach er: „Mein Herr, wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, und sein Herz verhärten, und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. Darum soll man an gebornen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen."

„Einem alten Galeeren-Sklaven glaubt' ich dies Urtheil nicht anrechnen zu müssen. Aber doch wurde der Mensch mir durch dies und Alles, was er sprach, bedeutender. Ich drang weiter in ihn. Ich war glücklich genug, sein Vertrauen zu erwecken. Ich erfuhr, daß er in seiner Jugend den Wissenschaften obgelegen, und von ihnen hinweg zur Ruderbank geführt sei. Er hatte sein

Verbrechen, welches es auch immer sein möge, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugierde mich brannte, glaubt' ich doch den Unglücklichen schonen zu müssen mit der Erinnerung seiner Vergehen in den letzten Augenblicken eines trauervollen Daseins.

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu sein Er bat demuthvoll um Wiederholung der Besuche. „Ich bin dieser Gnade nicht würdig," sagte er, „aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter und ohne Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich auch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter gelassen, auf welche ich meine Klagen unter Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als Vermächtniß, einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb."

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Gegenständen der Menschheit. — „O! ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verließ niemals den göttlichen Sklaven, ohne gebessert zu sein; und in der Stille meines Zimmers zeichnete ich die Gespräche auf, die wir gepflogen hatten. — Kommet, ich theile euch Alamontade's Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu Allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich in mir zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sei es auch zu euch gesprochen."

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir gingen

schweigend am Ufer des See's hin. Die Sonne sank unter, und Schatten schlichen über die Welt. Roderich und ich waren düster. Dillon hatte das dünne Rohr zerbrochen, auf welches sich unser Geist bisher noch gelehnt, um nicht zu vergehen in der Qual ängstlicher Zweifel. Wir schwankten stützenlos, und hingen uns fest an Dillons erhabenen, festen Sinn, wie schwache Kinder an ihren Vater.

Als wir auf des Abbés Zimmer kamen, und die Kerzen angezündet waren, zog er unter seinen Papieren ein Heft hervor. Wir setzten uns, und Dillon las.

6.

Ob ich gleich den Sklaven nicht mit Nachforschungen über theologische Dinge behelligen wollte, weil ich fürchtete, ihn zu kränken, leitete er doch selbst die Rede dahin. Er sprach mit Wärme über die Religion.

„Wie," sagte ich, „du hast doch also eine Religion, Alamontade?" — Glauben Sie, antwortete er, daß irgend ein Mensch ohne Religion sei? Nur die früheste Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne solche sein.

„Und welche ist die deinige? Denn man hält dich für einen Gottesläugner."

Ich bin ein Verstoßener aus der Gesellschaft meiner Mitbrüder, antwortete Alamontade: darum macht es keinem ein schweres Gewissen, alles Böse von mir zu glauben und zu sagen. Ich habe Verzicht gethan auf die Freundschaft meiner Brüder, darum wag' ich's nicht mehr, den Mund zu öffnen, meine Rechtfertigung auszusprechen. Ich gehöre Niemandem an. Hätt' ich eine Freude, wer möchte sie auch theilen mit mir? — Und meine Leiden hab' ich muthig allein getragen.

Er sank in ein wehmüthiges Schweigen. Dann erhob sich

sein Blick wieder zu mir, und er sprach: Sie fragen nach meiner Religion? Wie soll ich sie Ihnen beschreiben? Es ist die, welche der Schöpfer selber in meinem Innersten offenbarte. Die Vorurtheile des großen Haufens, die Sittenlosigkeit der Priester und Mönche, die Widersprüche des kirchlichen Lehrbegriffs mit den unerschütterlichen Wahrheiten der Natur, erweckten in frühern Zeiten mein Nachdenken. Und dieses leitete mich aus dem Schoos der Kirche in den Arm Gottes.

„Und du fandest dich unter allen Schicksalen bei deiner Religion beruhigt?“

Ach! mein Herr, beruhigt? Ja wohl, aber darum litt ich nicht minder. Wie ein freundlicher Talisman erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehen. Aber so umhergeworfen in den Wogen des Elends, mein Herr, kann man doch nicht lächeln, und stände uns der Himmel offen, wie dem heiligen Stephanus.

„Ich wünsche dir Glück, daß dein Glaube dir wenigstens so viel geholfen. Weit entfernt, wie es eigentlich mein Auftrag ist, deine religiösen Ueberzeugungen anzutasten, wünsch' ich sie kennen zu lernen, um sie jedem Unglücklichen einzuflößen, wenn es möglich wäre.“

Meine Religion, mein Herr, kennt ein Jeder. Sie finden sie in allen Weltgegenden wieder. Alle Völker haben sie; nur mit mancherlei Schmuck und Zusatz, dessen sie für mich nicht bedarf. Mir ist's leichter, als Allen, sie zu haben. Ich bin ein Elender, der keinem Volke mehr angehört, aber doch der Menschheit. Darum hab' ich nicht die Religion eines Volks, sondern die Religion der Menschheit, und Niemand verfolgt mich darum. Auch haben sich die Nationen nie gestritten um die Religion, sondern um deren Schmuck und menschlichen Zusatz. — Aber sei's doch; wohl denen, die für ihn starben. Beide waren in ihm selig.

„Wenn du aber deinen Glauben für den wahren hältst, und nicht mehr zweifelst; wenn du also überzeugt bist, daß die Religion Anderer etwa Wahn oder Irrthum sei, wie magst du sie doch selig preisen?“

Weil sie es waren. Ach! wär' ich ein Mensch, wie andere, und wie ich's einst war, und hätte der Welt Vertrauen und Liebe gewonnen — dennoch hätte ich mich der Sünde gefürchtet, fremden Glauben anzutasten. Die Bewohner der Erde leben ja in ewiger Unmündigkeit. Sie sind Kinder allesammt, und bedürfen des Gängelbandes und des Vormundes. Ihre Vernunft liegt allezeit in der weichen Wiege der Phantasie; und die Empfindungen stehen umher, sie zu wiegen. Zwar schwebt vor ihnen die gewaltige Natur und zeugt mit lauter Stimme: Es ist ein Gott! Zwar wohnt im Innern ihres Herzens ein heiliger Bürge für die Ewigkeit — doch ist ihr Vertrauen zu sich selbst zu blöde. Sie zittern vor Selbsttäuschung. Sie glauben dem Fremden mehr, als dem Heimischen. Sie bedürfen der Offenbarung. Wohlan denn! Jedes Volk hat seinen Gottgesandten und Propheten; und jedes Kind glaubt seinem Vater mehr, als sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich aus der Masse der Millioneu; sie verstehen das Zeugniß der Natur und den Bürgen in ihrer Brust, und das Licht ihres Geistes, als Leitstern der Menschheit. Dies sind die Mündigen, die Gottgesandten.

„Kann aber,“ sagte ich, „kann dereinst nicht eine Zeit erscheinen, wo das Menschengeschlecht aus dem Stande der Unmündigkeit hervortritt?“

Ich zweifle daran, antwortete Alamontade. Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod genießen sollen im Schweiße unsers Angesichts, verfliegt der schönste Theil des Lebens überall am Pfluge, am Webstuhl, in der Scheune und am Schiffruder,

im Dienst irdischer Bedürfnisse. Nur Wenigen ward vergönnt, ihre Tage den Wissenschaften zu weihen. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Ergebnisse der Weltweisheit und Naturkunde, die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Erkenntniß, als Eigenthum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, und entbürdet sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist — aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die großen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus ersten Quellen unmittelbar schöpfen, sondern sie im Vertrauen auf des Lehrers Weisheit empfahen. — Und so wie dann, so steht es jetzt. Das Volk hängt mit Glauben an dem, der ihm ein Geweihter höherer Erkenntniß ist; mit dem Glauben, welchen das Kind zu seinen Aeltern, der Kranke zu seinem Arzt bringt. Graue Vorurtheile werden untergehen, aber neue emporsteigen und die Welt beherrschen. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter, menschlicher werden. Sie werden einst schaudern vor den Zeiten der Barbarei, in welchen wir heut leben — und dennoch aus dem Stande der Unmündigkeit nie ganz hervorschreiten können.

„Ich zweifle," sprach ich, „ob die Menschheit, indem sie sich ausbildet, und eines höhern Grades der Einsicht, des Zartgefühls sich freut, zugleich des Elendes weniger sehen sollte."

Warum nicht? O wahrlich, mein Herr, unter einem veredelten Volke würde ich nie die schönste Hälfte meiner Tage im Kerker und in Fesseln verschmachtet haben. Können Sie nicht glauben, daß mit der Gesittung der Völker die öffentliche Glückseligkeit steigt, und das Elend sinkt — so vergleichen Sie einen Augenblick lang die gebildeten Nationen unserer Zeit mit den rohen Horden, die nur auf der ersten Stufe der Kultur stehen; theilen Sie einen Augenblick mit diesen die Angst des Aberglau-

bens, die Ungezähmtheit brünstiger Leidenschaften, die Unmenschlichkeit ihrer Kriege, die Grausamkeit ihrer unbeholfenen Rechtspflege, die bittern Früchte der Unwissenheit in jeglichem Theil des Lebens — — vergleichen Sie den wohlhabenden Europäer unsers Jahrhunderts mit dem wohlhabenden Mann des wilden Mittelalters unserer Zeitrechnung! — Die Entwicklung der mannigfaltigen Anlagen menschlicher Natur vergrößert den Genuß des Lebens, und die Freuden des Lebens; die Zerstörung schädlicher Vorurtheile, die fortdauernden Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft vermindern die Zahl der Uebel, und geben der Seele allmälig eine Größe und Kraft, mit welcher sie sich über die unabänderlichen Uebel emporhebt.

Lassen Sie sich, fuhr Alamontade fort, nicht irre machen durch den Eigensinn der Dichter und die Launen der Philosophen, welche in der Bildung der Völker nur einen Zuwachs des Uebels erblicken, und, da in der wirklichen Welt nichts ihren Idealen allgemeiner Glückseligkeit entspricht, diese in die Tage der Vorwelt, oder einer bessern Nachwelt verpflanzen, — Tage, die Niemand erlebt hat und Niemand erleben wird. Denn es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein; es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reizender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen, indem wir ihn dachten, und ein anderer schwebt vorüber, eh' wir ihn erwarteten. Unsere Empfindungen sind in diesen Atomen der Zeit zertheilt. Erst in der Uebersicht einer ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Augenblicken der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehen; und beide gewinnen abermals frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben. — Wir preisen die Seligkeit des

kindlichen Lebens; aber wenn ein Gott uns die Wahl ganz frei gäbe, wer würde dahin sich zurückstellen lassen? Und Dichter und Philosophen, welche die Gesittung der Nationen anklagen, — bauet ihnen doch Hütten unter den Irokesen oder Finnländern, unter den irrenden Tartaren oder den Algierern und Marokkanern — und erwartet, ob sie ihr Loos rühmen? —

So redete Alamontade. Ich hörte ihn mit Vergnügen an; meine Gedanken galten nur, ihm neue Gedanken zu entlocken.

7.

Als ich eines Nachmittags zu Alamontade kam, fand ich ihn im Bette. Eine ungewöhnliche Heiterkeit überstrahlte sein Antlitz; er lächelte mich an, nie hatte ich ihn lächelnd gesehen.

„Du scheinst dich heute wohl zu befinden?“ sagte ich zu ihm.

O sehr wohl! Schon erstreckt sich die Geschwulst meiner Füße gegen die Hüften; und der Arzt schüttelte sein Haupt bedenklich. Er mag also doch dem Feind länger nicht widerstehen, welchen er Tod nennt, und ich Leben heiße. —

„Stirbst du denn gern, Alamontade?“

Er sah mich bei dieser Frage mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit an; in seinen Blicken spiegelte sich das verschlossene Feuer seines Herzens. — Wie? sprach er: Wenn der freundliche Augenblick erscheint, welcher mir von müden Beinen die schweren Eisenketten nimmt, und mich aus der dumpfen Kerkerkammer führt, und aus der traurigen Fremde in die geliebte Heimath zurück, soll ich da zittern? Wer liebt auf Erden noch den vergessenen Alamontade? Kein Auge wird sich mitleidig über seinem Leichnam in Thränen auflösen. Ich hinterlasse nichts Geliebtes, welches mir die Rückkehr zum väterlichen Hause erschweren könnte. —

„Und dein väterliches Haus? Wo ist das, Alamontade?“

Es ist da, wo ich wieder bei den Meinigen sein werde; wo

ich wieder in der großen Familie des Allvaters, als Kind auftrete, nicht als Stiefkind, und wo ich allen gleichgeschaffenen Wesen gleich gelte. Der Erdball gehört auch zum Gebiete des Ewigen; aber hier ward ich hinweggeschleudert ins Elend, und Keiner kannte mich, keine Seele grüßte mich als Bruderseele. —

„Weißt du es denn, Alamontade, weißt du es gewiß, daß nach der Todesstunde noch Stunden des Lebens dich erwarten? Magst du mit unerschütterlicher Ueberzeugung dein Auge schließen? Du bist es gewesen, der mir selbst bekannte, daß keine geoffenbarte Religion dich erquicke, wie magst du, ohne höhere Offenbarung, dein Loos nach dem Tode wissen? — Doch ich will nicht mit Zweifeln deine innere Ruhe unterbrechen."

Wahrlich, antwortete Alamontade, diese Ruhe bricht kein Zweifel. Ich selbst stehe da, wo diejenigen standen, welche dem kindlichen Menschengeschlecht Offenbarung gaben, ohne sie empfangen zu haben. Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinung, um sich im heimathlichen Weltall heimathlich zu fühlen. Nur der Blinde muß geleitet werden durch fremde Hand; ihm bleibt die Straße dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen leuchten.

„Wann aber ist der Mensch in seiner Vollendung?" fragte ich.

Sobald er seine gesammten Anlagen ebenmäßig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiß! erwiederte Alamontade: Wer mit den Händen wandern, mit den Füßen handeln will, wird ein Thor gescholten, und mit Recht. So ist auch der ein Thor, welcher mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen will; oder wer die Gefühle zu Sittengesetzen macht; oder wer das Gewesene läugnet, was seinem Gedächtnisse entronnen ist; oder an keine Zukunft glaubt, weil sie noch nicht gewesen ist; oder einen Gott bezweifelt, für dessen Dasein so viel, oder so wenig Beweise sind, als für das Dasein unsers

Ichs. — Stark ist der Mensch, und groß und einem Gott gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft, macht ihn gebrechlich. Er will mit den Augen zuweilen hören, mit den Ohren sehen. Das kann er nicht. Dann weint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an; ihm mangelt überall Wahrheit, und doch ist er selber daran Schuld. —

Ich fühlte mich von dieser Rede getroffen. Ich entdeckte mich dem weisen Manne ohne Hinterhalt; verrieth ihm meine Krankheit, diese fürchterliche Zweifelsucht, welche all' meinen Frieden zerstörte.

An Allem zweifeln Sie, sprach er lächelnd, also auch daran, daß Sie zweifeln? Sie finden nirgends in der Welt Gewißheit, also auch darin nicht, daß Sie es sind, der keine Gewißheit findet? —

„Nein!" rief ich: „Daß ich da bin, kann ich nicht läugnen, ohne Wahnsinn; daß ohne mich noch andere Dinge sind, ist auch gewiß. Aber was diese sind, warum ich bin? — Das weiß ich nicht."

Woher wissen Sie, daß Sie sind? Wer hat es Ihnen geoffenbart? —

„Ich empfinde, ich denke, und daraus schließ' ich, daß etwas empfindet und denkt, und dies Etwas ist mein Ich. Es wirket etwas auf mich ein, unabhängig von der Willkür meiner Vorstellungen; ich habe demnach keinen Grund, am Vorhandensein anderer Dinge zu zweifeln. Aber die Dinge kenne ich nicht, sondern nur ihre Wirkungen auf meine Sinne. Ich ergründe nun aber wieder den Zusammenhang meiner Seele nicht, mit der Außenwelt. Ich finde, je länger ich die Natur studiere, daß die von den Außendingen in mir erzeugten Wirkungen mich gar nicht berechtigen sollen, auf ihre Beschaffenheit zu schließen, sondern daß die Beschaffenheit der Wirkungen eine Folge meiner unbegreiflichen Einrichtung sei."

Ach, mein Herr, sagte Alamontade, wenn es dem Menschen nicht um höhere und schönere Geheimnisse zu thun wäre: die Kenntniß der ihn umgebenden Dinge würde ihn sehr wenig beschäftigen. Aber mit Vergnügen will ich Ihren Gedanken folgen. Das, was durch das ganze Leben meinen einsamen Stunden Unterhaltung gewährte, soll mir auch die letzten Wochen, oder Tage, oder Stunden meines Hierseins versüßen. Ich gestehe mit Ihnen, daß mir die Ursachen der Dinge, die ich Welt nenne, in geheimnißvoller Finsterniß wohnen; daß ich eigentlich nur in einer Vorstellungswelt lebe, die Alles nach den Gesetzen meines Gemüths gestaltet. Aber auch in dieser muß ich, nach eben den Gesetzen, das wirkende Etwas von der Wirkung unterscheiden. Ich sehe also das Universum in zwei Theile zerfallen: eine Welt voller Erscheinungen, oder der Wirkungen auf mich, und diese ist's, die ich allein kenne — eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen, die ich aus den Wirkungen erkenne; zu diesen gehört mein Ich, oder, wenn Sie wollen, meine Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblick' ich freilich von dem ungeheuern Uhrwerk des Universums nur die Außenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und räthselhaft bleibt mir das innere Getriebe, und der erhabene Künstler. —

„Du sprichst," sagte ich, „du sprichst von Ursachen und Wirkungen; aber weißt du auch, ob dem wirklich im Universum also sei? Wer bürgt dafür, daß nicht Alles anders sei, als du dir es vorzustellen gezwungen bist? Wie, wenn dein ganzes Universum nichts mehr und nichts weniger, als eine nothwendige Folge deiner Organisation wäre, so wie die Rose das nothwendige Ergebniß der innern Einrichtung des Rosenstockes ist."

Darauf — erwiederte mein Philosoph — läßt sich nur eins antworten: entweder will ich Gebrauch von meinem Erkenntnißvermögen machen, und dann muß ich in Folge seiner Gesetze

denken. Oder ich will nicht nach den Vorschriften meiner Vernunft urtheilen, will dem Vernunftgemäßen auch etwas Vernunftwidriges, als gleichgeltend, an die Spitze setzen: und dann hört alles Forschen auf, und der Wahnsinn nimmt dessen Platz ein. Die Sprache des letztern versteh' ich nicht, so wenig er sich selbst versteht. So lange ich also Mensch, das heißt, vernünftig bin, rede ich nach der Vernunft, und der Zweifel des Wahnsinns kann mich nicht anfechten. Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie habe, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ahnung zugekommen, und was nirgends für mich, als in einem Seitensprung der Phantasie ist.

Genug, ich weiß, daß ich bin, wiewohl der Wahnsinn auch sich selbst bezweifeln möchte; ich weiß, daß andere von mir unabhängige Dinge auf mich wirken. Ich bin, und bin nicht einsam. Ich theile den Genuß des Daseins mit Millionen anderer Wesen. Ich erkenne, unter diesen Millionen, mir gleichgeschaffene Wesen, und nenne sie und mich, weil sie eine freie Selbstthätigkeit haben, zu wirken, Geister. Ich erkenne sie, wie mich, nur aus ihren Erscheinungen in Worten und Handlungen. — Doch ihre Natur ist mir unbekannt. Sie gehören zu den ersten Ursachen, zu jenen Kräften, welche die Welt mit ihren Wirkungen füllen, wiewohl sie in sich selbst Geheimniß bleiben. —

„Und warum müssen sie in sich ein Geheimniß bleiben?“ fragte ich.

Auf dieses Warum antwortete er: Die Frage streift am Horizont unsers Wissens. Ich könnte wohl antworten: Gleichwie die ganze Natur um uns her lebet und wirket, und dabei keine Anschauung von ihrem eigenen Innern hat; oder gleichwie der einzelne Gedanke aus dem menschlichen Geiste hervorgeht, ohne daß der Gedanke sich in seiner eigenen Wesenheit erkennen kann, weil er nicht Quell seiner selbst, sondern ein Ausfluß oder gleich-

sam ein Theil unsers Ichs ist: so hat auch der Geist zwar Bewußtsein, aber ebenfalls keine Anschauung und Erkenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Natur, weil auch er nicht unabhängiger Quell seines Vorhandenseins, sondern Theil oder Ausfluß eines höhern Wesens, ein Gedanke ist aus diesem Höhern, welchen die menschlichen Zungen Urgrund alles Seins, oder Gott heißen. Ich könnte sagen: Das unendliche All der Geister, Wesen, Kräfte, Dinge ist nur ein Einziges, ein ungetrenntes Ganzes, das zwar den Sinnen, oder dem menschlichen Vorstellungsvermögen theilbar vorkömmt, aber es in sich selbst nicht ist. Das Einzige, dies All, außer welchem nichts mehr möglich gedacht werden kann, weil es selbst Alles ist, hat, weil es Alles ist, allein im höchsten Bewußtsein die Anschauung seiner selbst. Wir andern Geister, Wesen, Kräfte und Dinge sind Gottesausflüsse, ohne Anschauung unserer innern Wesenheit, weil wir sonst das Wesen Gottes durchschauen und erkennen müßten, der unser Urwesen ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen. Aber würden Sie mich verstehen? Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Und das, was wir haben im Reiche des Wissens, ist genug für unsere Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was

hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen; aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeugen sich jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehen. —

Weiter bring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Grenzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir," sagte ich zu Alamontade, „deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige, leider, fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müssen wir unsere Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das Letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern, daß sie Farben sehen, von den Augen, daß sie Töne behorchen sollen. Es geschieht, wenn wir unsere Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehen, und dennoch

in der Welt voller Täuschungen eben durch die Täuschungen weiser werden. So ist solch ein Philosoph (wenn ich den einen Liebhaber der Weisheit nennen darf, der sich in ewigen Widersprüchen gegen die Gesetze seines Innern gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur an, und sollte doch nur einzig seine Thorheit befehden.

„Wie aber erklärst du dies," fragte ich ihn, „daß die Menschen immer geneigter werden, zu zweifeln, je mehr sie ihre Kenntnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man sollte doch glauben, das Forschen und Lernen führe endlich einmal zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil statt? Warum sind die am ruhigsten, und, wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen; und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsere schönsten Hoffnungen zerreißt, unsere heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsere Sehnsucht zielt?"

Alamontade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten von einem freudigen Strahl. „Auf meinem Eden," rief er, „liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten All; aus ihm, aus Gott verliert sich nichts. Mein Sein ist mit dem Sein des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich; der Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht jedem Herzen Ahnung zu; und jeder Vernunft ist's gegeben, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott! Und der Gedanke an Gott ist die dunkle Anschauung unsers eigenen geheimnißvollen Wesens; und die Selbstachtung des tugendhaften Geistes für sich, ist eine Verehrung des Urgrundes von Allem, was ist."

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er, als daß der Mensch tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit nur allein glaubt Alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrauens voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche Gewißheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen: unter andern Verhältnissen könnte doch auch Alles anders sein. — Darum rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug die ersten Atheisten der Christenheit. — Zwischen der Nacht und dem Tage ruht Dämmerung; zwischen Irrthum und Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels.

„Aber warum verschmachtet so Mancher in diesen Nebeln, und findet sich nicht hinaus zum Licht?" fragte ich dazwischen.

Vielleicht fehlt's Manchem, sagte er, an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in gerader Bahn; ein Anderer, der die Träume seiner Kindheit liebt, schaudert vor der *ungewöhnlichen* Gestalt der Wahrheit, und kehrt im Alter zurück, von wannen er kam. Ich kannte in meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten.

Noch Andere suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehen sie sich in ihrem Zweifelkreis herum. Sie wollen Ueberzeugung vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an, der Kräfte, von denen wir nur die Wirkung, *nicht sie selbst* wahrnehmen. Sie wollen erfahren, was Gott an sich, und was

die Seele an sich sei, während sie ihrer Natur nach doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach fruchtlosem Bemühen stehen sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und verzweifeln, aus dem Labyrinth zu entkommen.

Wieder Andere wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge: sie erklären sich, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandene auf einander wirkt, sich einander anzieht, sich scheidet und mechanisch oder chemisch neue Dinge erzeugt. Daß der Mensch denkt, erkennt, und will und handelt, daß er die Umlaufsbahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie ebenfalls für Erfolg seiner Einrichtung, wie Frucht und Blüthe Folgen der Lebenseinrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns darüber gelehrt! — Sie erklären aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte, so wir wissen möchten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben Räthsel. Oder sie wollen aus Erscheinungen ein Etwas und dessen Schicksal erklären, was selbst nicht Erscheinung oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft, ich meine den menschlichen Geist. Sie machen endlich den Leib zum Vater des Geistes, das für den Sinn Zusammengesetzte zum Ursprung des Einfachen, das Veränderliche zur Grundlage des Unveränderlichen, das, was sich seiner unbewußt ist, zum Urheber des Sich-Bewußten; kurz, den Menschen zum Uhrwerk, zum Automat, und predigen des Ruhms willen eine Umkehrung alles Vernunftmäßigen, woran sie selbst nicht im Ernst glauben möchten.

Aber bei den Meisten entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen Gegenstandes. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie auch mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese für jene, und verzagt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt des Verstandes tritt, beide liebt und beide wirken läßt, und wo dann die ersten Werke unserer Selbstthätigkeit seltsame, wenn gleich zuweilen schöne Mißgestalten werden.

„Das gilt nun auch für euch Beide!“ sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen Recht. Man muß aber seine Worte zwei- und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen.“

„Mich gelüstet's am meisten,“ sagte ich, „des Mannes eigene Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen oder befestigen werden.“

„Es sei!“ antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontade's von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen.“

Dillon überschlug einige Hefte, zog eines der letztern hervor, und las:

8.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich au… der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden?“ fragte ich ihn eines Tages.

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth meines Lebens und über mein künftiges Schicksal. Wem sind diese Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege welche mich zu einiger Kenntniß über diese Angelegenheiten führen konnten: den Weg der bloßen Erfahrung, und den Weg der selbstthätigen Vernunft.

Der Pfad der Erfahrung schien mir lange der sichere. Allein bald empfand ich, daß meine Gegenstände außer dem Horizont irdischer Erfahrung wohnen; daß ich nie bei gegenwärtigen Verhältnissen und mit dermaligen Werkzeugen meiner Seele die außersinnlichen Ursachen der Dinge oder Erscheinungen kennen lerne, die mich umgeben; daß ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben worden; daß ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sei, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen.

So blieb mir noch allein der Vernunftweg. Ich empfand lebhaft, daß ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, auf Gesetze der Vernunft zurücksehen mußte. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daß alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehen zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaßen, wie ich, und daß sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine Reihe von eigenen Erfahrungen, und Vergleichung derselben unter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Dingen zu

Verbrechen, welches es auch immer sein möge, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugierde mich brannte, glaubt' ich doch den Unglücklichen schonen zu müssen mit der Erinnerung seiner Vergehen in den letzten Augenblicken eines trauervollen Daseins.

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu sein Er bat demuthvoll um Wiederholung der Besuche. „Ich bin dieser Gnade nicht würdig," sagte er, „aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter und ohne Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich auch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter gelassen, auf welche ich meine Klagen unter Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als Vermächtniß, einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb."

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Gegenständen der Menschheit. — „O! ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verließ niemals den göttlichen Sklaven, ohne gebessert zu sein; und in der Stille meines Zimmers zeichnete ich die Gespräche auf, die wir gepflogen hatten. — Kommet, ich theile euch Alamontade's Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu Allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich in mir zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sei es auch zu euch gesprochen."

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir gingen

Natur, sagt er, von Ewigkeit so beschaffen, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen.

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkomnener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind so erhaben, wie kein Gedanke zuerst von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief ein einfaches Sonnenstäubchen unter der Organisation des Universums liegt, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch seine Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er vernimmt aus seinem Innern eine Selbstoffenbarung Gottes, und

erblickt draußen, im ihn umschwebenden Weltall, den Glanz des Heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zwiespalt anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Natur wiederhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Jude und der Sinese, der Muselmann und Neger — Alle beugen sich anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vorstellungen klarer oder verworrener schwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des unendlichen Urgeistes? So wollet ihr, ich soll selbst am Dasein aller Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im Universum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör, Auge und Verstand gegeben, könne selbst nicht hören, sehen und verstehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunftgrundsätze? So wollet ihr, ich solle den Widerspruch vorziehen der Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehen der Wahrheit; meine eigenen Zweifel bezweifeln, von Unsinn zu Unsinn taumeln. Merkwürdig ist's, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere; nur im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinnes.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist:

sam ein Theil unsers Ichs ist: so hat auch der Geist zwar Bewußtsein, aber ebenfalls keine Anschauung und Erkenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Natur, weil auch er nicht unabhängiger Quell seines Vorhandenseins, sondern Theil oder Ausfluß eines höhern Wesens, ein Gedanke ist aus diesem Höhern, welchen die menschlichen Zungen Urgrund alles Seins, oder Gott heißen. Ich könnte sagen: Das unendliche All der Geister, Wesen, Kräfte, Dinge ist nur ein Einziges, ein ungetrenntes Ganzes, das zwar den Sinnen, oder dem menschlichen Vorstellungsvermögen theilbar vorkömmt, aber es in sich selbst nicht ist. Das Einzige, dies All, außer welchem nichts mehr möglich gedacht werden kann, weil es selbst Alles ist, hat, weil es Alles ist, allein im höchsten Bewußtsein die Anschauung seiner selbst. Wir andern Geister, Wesen, Kräfte und Dinge sind Gottesausflüsse, ohne Anschauung unserer innern Wesenheit, weil wir sonst das Wesen Gottes durchschauen und erkennen müßten, der unser Urwesen ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen. Aber würden Sie mich verstehen? Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Und das, was wir haben im Reiche des Wissens, ist genug für unsere Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was

hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen; aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeugen sich jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehen. —

Weiter bring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Grenzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir," sagte ich zu Alamontade, „deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige, leider, fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müssen wir unsere Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das Letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern, daß sie Farben sehen, von den Augen, daß sie Töne behorchen sollen. Es geschieht, wenn wir unsere Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehen, und dennoch

sam ein Theil unsers Ichs ist: so hat auch der Geist zwar Bewußtsein, aber ebenfalls keine Anschauung und Erkenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Natur, weil auch er nicht unabhängiger Quell seines Vorhandenseins, sondern Theil oder Ausfluß eines höhern Wesens, ein Gedanke ist aus diesem Höhern, welchen die menschlichen Zungen Urgrund alles Seins, oder Gott heißen. Ich könnte sagen: Das unendliche All der Geister, Wesen, Kräfte, Dinge ist nur ein Einziges, ein ungetrenntes Ganzes, das zwar den Sinnen, oder dem menschlichen Vorstellungsvermögen theilbar vorkömmt, aber es in sich selbst nicht ist. Das Einzige, dies All, außer welchem nichts mehr möglich gedacht werden kann, weil es selbst Alles ist, hat, weil es Alles ist, allein im höchsten Bewußtsein die Anschauung seiner selbst. Wir andern Geister, Wesen, Kräfte und Dinge sind Gottesausflüsse, ohne Anschauung unserer innern Wesenheit, weil wir sonst das Wesen Gottes durchschauen und erkennen müßten, der unser Urwesen ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen. Aber würden Sie mich verstehen? Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Und das, was wir haben im Reiche des Wissens, ist genug für unsere Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was

hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen; aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeugen sich jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehen. —

Weiter bring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Grenzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir," sagte ich zu Alamontade, „deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige, leider, fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müssen wir unsere Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das Letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern, daß sie Farben sehen, von den Augen, daß sie Töne behorchen sollen. Es geschieht, wenn wir unsere Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehen, und dennoch

in der Welt voller Täuschungen eben durch die Täuschungen weiser werden. So ist solch ein Philosoph (wenn ich den einen Liebhaber der Weisheit nennen darf, der sich in ewigen Widersprüchen gegen die Gesetze seines Innern gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur an, und sollte doch nur einzig seine Thorheit befehden.

„Wie aber erklärst du dies," fragte ich ihn, „daß die Menschen immer geneigter werden, zu zweifeln, je mehr sie ihre Kenntnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man sollte doch glauben, das Forschen und Lernen führe endlich einmal zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil statt? Warum sind die am ruhigsten, und, wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen; und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsere schönsten Hoffnungen zerreißt, unsere heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsere Sehnsucht zielt?"

Alamontade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten von einem freudigen Strahl. „Auf meinem Eden," rief er, „liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten All; aus ihm, aus Gott verliert sich nichts. Mein Sein ist mit dem Sein des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich; der Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht jedem Herzen Ahnung zu; und jeder Vernunft ist's gegeben, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott! Und der Gedanke an Gott ist die dunkle Anschauung unsers eigenen geheimnißvollen Wesens; und die Selbstachtung des tugendhaften Geistes für sich, ist eine Verehrung des Urgrundes von Allem, was ist."

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er, als daß der Mensch tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit nur allein glaubt Alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrauens voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche Gewißheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen: unter andern Verhältnissen könnte doch auch Alles anders sein. — Darum rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug die ersten Atheisten der Christenheit. — Zwischen der Nacht und dem Tage ruht Dämmerung; zwischen Irrthum und Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels.

„Aber warum verschmachtet so Mancher in diesen Nebeln, und findet sich nicht hinaus zum Licht?“ fragte ich dazwischen.

Vielleicht fehlt's Manchem, sagte er, an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in gerader Bahn; ein Anderer, der die Träume seiner Kindheit liebt, schaudert vor der ungewöhnlichen Gestalt der Wahrheit, und kehrt im Alter zurück, von wannen er kam. Ich kannte in meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten.

Noch Andere suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehen sie sich in ihrem Zweifelkreis herum. Sie wollen Ueberzeugung vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an, der Kräfte, von denen wir nur die Wirkung, nicht sie selbst wahrnehmen. Sie wollen erfahren, was Gott an sich, und was

die Seele an sich sei, während sie ihrer Natur nach doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach fruchtlosem Bemühen stehen sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und verzweifeln, aus dem Labyrinth zu entkommen.

Wieder Andere wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären sich, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandene auf einander wirkt, sich einander anzieht, sich scheidet und mechanisch oder chemisch neue Dinge erzeugt. Daß der Mensch denkt, erkennt, und will und handelt, daß er die Umlaufsbahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie ebenfalls für Erfolg seiner Einrichtung, wie Frucht und Blüthe Folgen der Lebenseinrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns darüber gelehrt! — Sie erklären aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte, so wir wissen möchten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben Räthsel. Oder sie wollen aus Erscheinungen ein Etwas und dessen Schicksal erklären, was selbst nicht Erscheinung oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft, ich meine den menschlichen Geist. Sie machen endlich den Leib zum Vater des Geistes, das für den Sinn Zusammengesetzte zum Ursprung des Einfachen, das Veränderliche zur Grundlage des Unveränderlichen, das, was sich seiner unbewußt ist, zum Urheber des Sich-Bewußten; kurz, den Menschen zum Uhrwerk, zum Automat, und predigen des Ruhms willen eine Umkehrung alles Vernunftmäßigen, woran sie selbst nicht im Ernst glauben möchten.

Aber bei den Meisten entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen Gegenstandes. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie auch mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese für jene, und verzagt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt des Verstandes tritt, beide liebt und beide wirken läßt, und wo dann die ersten Werke unserer Selbstthätigkeit seltsame, wenn gleich zuweilen schöne Mißgestalten werden.

„Das gilt nun auch für euch Beide!“ sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen Recht. Man muß aber seine Worte zwei- und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen.“

„Mich gelüstet's am meisten,“ sagte ich, „des Mannes eigene Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen oder befestigen werden.“

„Es sei!“ antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontade's von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen.“

Dillon überschlug einige Hefte, zog eines der letztern hervor, und las:

die Seele an sich sei, während sie ihrer Natur nach doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach fruchtlosem Bemühen stehen sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und verzweifeln, aus dem Labyrinth zu entkommen.

Wieder Andere wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären sich, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandene auf einander wirkt, sich einander anzieht, sich scheidet und mechanisch oder chemisch neue Dinge erzeugt. Daß der Mensch denkt, erkennt, und will und handelt, daß er die Umlaufsbahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie ebenfalls für Erfolg seiner Einrichtung, wie Frucht und Blüthe Folgen der Lebenseinrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns darüber gelehrt! — Sie erklären aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte, so wir wissen möchten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben Räthsel. Oder sie wollen aus Erscheinungen ein Etwas und dessen Schicksal erklären, was selbst nicht Erscheinung oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft, ich meine den menschlichen Geist. Sie machen endlich den Leib zum Vater des Geistes, das für den Sinn Zusammengesetzte zum Ursprung des Einfachen, das Veränderliche zur Grundlage des Unveränderlichen, das, was sich seiner unbewußt ist, zum Urheber des Sich-Bewußten; kurz, den Menschen zum Uhrwerk, zum Automat, und predigen des Ruhms willen eine Umkehrung alles Vernunftmäßigen, woran sie selbst nicht im Ernst glauben möchten.

Aber bei den Meisten entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen Gegenstandes. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie auch mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese für jene, und verzagt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt des Verstandes tritt, beide liebt und beide wirken läßt, und wo dann die ersten Werke unserer Selbstthätigkeit seltsame, wenn gleich zuweilen schöne Mißgestalten werden.

„Das gilt nun auch für euch Beide!“ sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen Recht. Man muß aber seine Worte zwei- und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen.“

„Mich gelüstet's am meisten,“ sagte ich, „des Mannes eigene Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen oder befestigen werden.“

„Es sei!“ antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontade's von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen.“

Dillon überschlug einige Hefte, zog eines der letztern hervor, und las:

8.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich aus der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden?“ fragte ich ihn eines Tages.

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth meines Lebens und über mein künftiges Schicksal. Wem sind diese Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege, welche mich zu einiger Kenntniß über diese Angelegenheiten führen konnten: den Weg der bloßen Erfahrung, und den Weg der selbstthätigen Vernunft.

Der Pfad der Erfahrung schien mir lange der sichere. Allein bald empfand ich, daß meine Gegenstände außer dem Horizont irdischer Erfahrung wohnen; daß ich nie bei gegenwärtigen Verhältnissen und mit dermaligen Werkzeugen meiner Seele, die außersinnlichen Ursachen der Dinge oder Erscheinungen kennen lerne, die mich umgeben; daß ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben worden; daß ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sei, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen.

So blieb mir noch allein der Vernunftweg. Ich empfand lebhaft, daß ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, auf Gesetze der Vernunft zurücksehen mußte. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daß alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehen zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaßen, wie ich, und daß sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine Reihe von eigenen Erfahrungen, und Vergleichung derselben unter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Dingen zu

unterscheiden, daß es eben so bald anfing, in diesen Gesetzen zu denken, zu handeln. Ich fand dasselbe auch beim abgestorbenen Greise, dessen Einbildungsvermögen versiegt, dessen Gedächtniß verblichen war. Bis das Leben seines Körpers erlosch, behielten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, ob er gleich bei Lähmung seiner Sinneswerkzeuge, wie z. B. wenn er Alters wegen durch Verlust des Gedächtnisses kindisch wurde, nicht mehr im Stande sein mochte, die ihn umringenden Dinge richtig zu würdigen, und die Gesetze seines Ichs gehörig anzuwenden.

Denke ich, handle ich in diesen Gesetzen, so entwickelt sich Alles vor mir in lichtvoller Harmonie. Versuch' ich's, mich ihrem Gebote zu entziehen, so stürzt Alles in ein unauflösliches Chaos zusammen; ich schwindle unter zerreißenden Widersprüchen hin; ich rase.

Die Einrichtung meines Ichs zwingt mich, Alles als Ursache oder Folge zu denken. Ich selbst erkenne mich als die Ursache meiner Gedanken, Wünsche und Handlungen. Ich kann nicht anders, als dem Dasein der mich umgebenden Welt der Kräfte, von welchen ich nur die Wirkungen auf mich, nicht sie selbst erkenne, eine Grundursache zu geben. Selbst der Atheist läugnet diese nicht hinweg. Er nennt die geheimen, zusammenwirkenden Kräfte der Natur Grundursache aller der Erscheinungen, die uns umschweben. Er gibt ihnen Ewigkeit, wie andere sie ihrem Gott zuschreiben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Dasein Gottes, oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt, in unsere Unbekanntschaft mit ihnen. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagte er. Wohlan, ich bin seiner Meinung. Auch er hat eine höchste, geheime Ursache der Welt angenommen. Sie ist sein Gott. Er aber hält seine Kräfte für sich ihrer nicht bewußte, nach Gesetzen wirkende Wesen. Die

Natur, sagt er, von Ewigkeit so beschaffen, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen.

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind so erhaben, wie kein Gedanke zuerst von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief ein einfaches Sonnenstäubchen unter der Organisation des Universums liegt, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch seine Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er vernimmt aus seinem Innern eine Selbstoffenbarung Gottes, und

erblickt draußen, im ihn umschwebenden Weltall, den Glanz des heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zwiespalt anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Natur wiederhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Jude und der Sinese, der Muselmann und Neger — Alle beugen sich anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vorstellungen klarer oder verworrener schwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des unendlichen Urgeistes? So wollet ihr, ich soll selbst am Dasein aller Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im Universum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör, Auge und Verstand gegeben, könne selbst nicht hören, sehen und verstehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunftgrundsätze? So wollet ihr, ich solle den Widerspruch vorziehen der Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehen der Wahrheit; meine eigenen Zweifel bezweifeln, von Unsinn zu Unsinn taumeln. Merkwürdig ist's, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere; nur im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinnes.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist:

Ich begreif' es nicht'! — Armer Mensch, wie willst du es auch? Wenn du in deinen Schachten tausend Klafter tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirdische Natur belauschen möchtest, wo sie in ihren dunkeln Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Felsenspelungen bereitet, ach! dann hast du ja noch kaum die dünne Haut des ungeheuern Erdballs geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewaffnet, das weite Reich des Himmels durchstreift und die Weltkörper mißt, wie sie unermüdet und harmonisch durch einander kreisen; wenn du in ungeheuern Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Dasein sonst kein Sterblicher ahnete, und für deren Entfernung jeder irdische Maßstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Größe des Wassertropfens, in welchem du lebst, und weissagest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigener unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschließen.

Und doch philosophirt das trotzige, stolze Würmchen in seinem Tropfen über das Unendliche, und läugnet, was es nicht begreift. Die Ursache kann nicht zugleich ihre Wirkung, das Begreifende nicht zugleich sein Begriff sein.

Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, vor deren Größe jedes Maß aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer darin ist.

9.

„Ich trat, fuhr der Abbé Dillon erzählend fort, „an das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und sprach: Du hast Recht, Alamontade. Alles, was auch der strengste Zweifler über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist höchstens ein: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich kein anschaulicher Beweis, weder dagegen, noch dafür geben. Ich fühl's, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Fittig für die übersinnliche Welt. Aber Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz hinwegläugnen wollen — ist die überspannteste Anmaßung eines Träumers, dem mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen durch die Gesetze seines Wesens, muß ein höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Wäre Gott sinnlich schaubar: so wäre er ein endliches Wesen, so wäre er Staub, nicht Gott. Dieser Glaube ist mit der Vernunft so innig und eins, daß, ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heißt. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerlehrer und kein Volk sprach auf Erden jemals: „Ich weiß Gott!" sondern in allen Zungen heißt es: „Ich glaube Gott!"

Und dieses Glauben, fuhr Alamontade fort, ist aber mehr als ein gewöhnliches Fürwahrhalten der Sache aus allerlei Gründen; ja, es ist weit mehr, als ein Wissen, zu dem wir vermittelst Vergleichungen, Schlüssen und äußern Wahrnehmungen gelangen. Es ist ein naturnothwendiges Müssen der Vernunft, ein Eins- und Dasselbe-Sein mit ihr, die unwandelhafte Grundlage aller höhern Erkenntniß, ohne welche keine Einheit und Enträthselung alles Erkannten möglich sein würde. Gleichwie der Sterbliche erst durch Wahrnehmungen und Schlüsse zur Deutlichkeit seines eigenen Bewußtseins und zur Ueberzeugung gebracht wird, daß er wirklich da sei und lebe: so gelangt er auch durch

Wahrnehmungen und Schlüsse erst zur Deutlichkeit des Gottbewußtseins. Aber er hat das Leben gehabt, eh' er Schlüsse bilden konnte, und die Gott-Idee war sein, eh' sie ihm durch das Leben und Denken hell ward. Sie finden wir bei den Völkern aller Zonen, und früher bei denselben, denn alle andere Wissenschaft oder Kunst des Lebens. Sie ist nichts Erfundenes, nichts Willkürliches, nichts Ueberliefertes; — sie ist — wie soll ich's Ihnen in unserer harten, ungelenken, armen Menschensprache aussprechen? — sie ist das Göttliche, aus dem wir sind. Wir sind Atome des göttlichen Wesens, möcht' ich sagen, die ihre Abkunft und ihren Antheil am ewigen Urwesen nie verlieren und verläugnen können. Und in diesem von der Menschheit unablöslichen Glauben, der eigentlich kein Glaube, sondern mehr ist, als das nur, in ihm ist zugleich der unzerstörbare Werth des Geistes gegründet. —

Bei diesen Worten unterbrach Roderich den Abbé. „Da lief ein seltsamer Gedanke durch Alamontade's Rede!“ rief er: „Er sprach wieder von der Sichselbst-Offenbarung des höchsten Wesens in unserer Vernunft. Ich gestehe, daß es zur Beruhigung des Menschen doch außerordentlich beigetragen und allen Zweifel immerdar zerschlagen haben würde, wenn Gott durch irgend eine Art sich dem Menschen in der Welt offenbart hätte, und nicht allein in der Vernunft. Es ist mir schwer, den Gedanken oder Wunsch recht deutlich auszudrücken. Aber ich will ungefähr so viel sagen, daß die Art der Gottes-Offenbarung, von der Alamontade redet, bei weitem nicht so einleuchtend wäre, als manche andere sein würde.“

Der Abbé Dillon lächelte, legte sein Heft vor sich nieder und sprach: „Für die Rolle, welche wir hienieden zu spielen geschaffen wurden, auf dem Punkt, wo wir in der Verkettung der Wesen stehen, mit den Werkzeugen der Erkenntniß, deren wir als Wesen, die Menschen heißen, theilhaftig wurden, ist keine andere Selbst-

offenbarung der Gottheit möglich, als im Geist. Mit meinen äußern Sinnen, mit Augen, Ohren, Gefühl, Geruch und Geschmack kann ich nur das Sinnliche wahrnehmen. Aber das Uebersinnliche, Geistige kann nur vom übersinnlichen Geist berührt werden. Welche andere Offenbarung kannst du selbst erfinden, die über allen Zweifel hinaus erhaben wäre? — Einen unmittelbaren Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht, der uns ihr Dasein gepredigt und mit Wundern bestätigt hätte? Fast jedes Volk rühmt sich, diese Gesandten gehabt zu haben; sie lebten und lehrten einige Jahre, und Zweifel folgten ihrer Sendung und ihren Wundern nach. Der Chinese glaubt an den Fohi, der Indier an Brama, der Jude an Moses, der Türke an seinen Propheten. Wir, lieber Roderich, zweifeln aber an der himmlischen Sendung Aller. Wenn heute die Todten ihre Gewölbe sprengten, und Offenbarung predigten, würden wir ihnen glauben? Wir sähen in dieser Offenbarung nichts, als etwas Ungewöhnliches. Wir würden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung und der Wahrheit ihrer Worte, sondern als einen Beweis unserer bisherigen Unkunde vom Gang der Natur ansehen. Jede Wahrheit trägt die Kraft zu überzeugen in ihrem eigenen Schoos, nicht in ihr fremden Dingen. Wenn ich dir beweisen wollte, der Zirkel, indem er rund ist, sei zugleich ein Viereck, und zwei Mal zwei seien sieben, du würdest lachen. Wenn ich nun zum Beweis der Wahrheit meiner Worte den Strom bergan laufen, und die Sonne am Himmel umhertaumeln ließe, so würdest du darum nicht von der Wahrheit jener Sätze überzeugt sein, sondern sprechen: es sind jene seltsamen Naturerscheinungen Beweise, daß wir die Gesetze der Natur und ihre Kräfte noch nicht kennen.

„Wollte sich Gott also dem Menschengeschlecht offenbaren, das heißt, ihm mittheilen: Gott ist! so konnte es nicht durch

Wirkung auf die Sinne, es mußte auf den Geist geschehen. Diese Wirkung mußte nicht nur, wie bei einer Propheten-Sendung, einige Jahre lang, sondern zu allen Zeiten, dauern; nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Auserwählten, sondern auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken. Freund, diese Offenbarung, diese einzig mögliche, nun haben wir. Gottes ewige Herrlichkeit leuchtet durch das Wesen unsers Geistes hindurch, weil wir göttlichen Abstammes sind; und mit dem Bewußtsein unsers irdischen Lebens wird das Bewußtsein eines höhern Lebens unwillkürlich hell. Wir wissen nicht, von wannen das Licht in uns ist; denn von der Außenwelt ist es nicht gekommen, sondern es ist in uns aufgegangen, aus einem unerforschbaren Etwas, das Allem, was ist, zum Grunde liegt. Gott ist, weil ich bin; ich, weil Gott. Das ist kein Vermuthen, kein Wünschen, kein Glauben, nein, es ist ein unabänderliches Sein, und ist, weil es ist und weil es durch das bloße Dasein den Beweis des Daseins gibt. Es liegt tiefer, als alle Formen der Vorstellung und des Denkens, so tief, als das Bewußtsein unserer in uns. Es ist nicht an sich nur Vorstellung, sondern Zustand. Daher sind dabei die Maßstäbe der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit unanwendbar. Es ist ein Gott! Es spricht dieses große geoffenbarte Wort die älteste Urkunde der Menschheit, und das jüngste Volk des Erdballs, welches von jener Urkunde nicht einmal weiß?“

Dillons Rede bewegte auch mich mit sonderbarer Gewalt. In Roderichs Augen funkelte der Thau einer Thräne. Wir breiteten die Arme aus, umarmten den Greis, küßten seine Wangen und riefen: „Es ist ein Gott!“

Ein leichter Zug der Abendluft wehte über die Blumen des Gartens durch die offenen Fenster kühlend her um unsere glühende Schläfe. Der Mond tauchte die Welt in zauberhaften Schein,

und eine Million fremder Sonnen funkelte in verworrenen Sternbildern vom Himmel herab.

10.

Nach einer kleinen Weile nahm der Abbé Dillon das niedergelegte Heft auf und las:

Und so, rief Alamontade, ist's genug! Was will ich denn weiter? Es ist ein Gott, die höchste Güte, die höchste Macht — es ist kein willenloses, todtes, mechanisches Wesen — denn sonst wäre ich, der ich mit Bewußtsein und Wahl ausgerüstet bin, mehr als Gott! — Ich bin dieses höchsten Wesens voller Heiligkeit und Güte — ich bin seines Geschlechts! Mehr bedarf ich nicht zu meiner Ruhe. Ich will sterben — der Tod macht mich nicht zittern. Kann ich denn vergehen? Kann, was ist, nichts werden? Das Nichts ist ein Gedankending, nicht etwas sachlich, wirkend Wesendes und Vorhandenes. Kann ein reiner Gedanke zur vorhandenen Sachlichkeit werden? Sind Kräfte, welche wechselnde Erscheinungen wirken, vernichtbar? So wäre das Universum vernichtbar, so wäre Gott selbst vernichtbar. Welch ein Wahnsinn! Tod ist Ablösung des Geistes von gewissen Naturkräften, mit denen er sich vereint hatte, die wir Körper heißen. Der Geist aus Gott ahnet seine Heimath. Sie ist in Gott. Dahin zieht ihn die Sehnsucht, immer vom Endlichen zum Unendlichen, vom Wandelbaren ins Ewige. Diese Sehnsucht, wieder eins zu werden mit dem, welchem unsere Natur näher, als den sich unbewußten Kräften steht, diese Sehnsucht nach Vollendung ist keine Erfindung, kein kindisches, willkürliches Gelüsten: sondern naturnothwendiger Zug des Verwandten im Weltall zum Verwandten, gleichwie der Magnet das ihm verwandte Eisen anziehen muß. In allen Sterblichen waltet diese Sehnsucht; sie spricht nur verschiedene Sprachen, wenn sie Himmel und Hölle,

Natur, sagt er, von Ewigkeit so beschaffen, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen.

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind so erhaben, wie kein Gedanke zuerst von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief ein einfaches Sonnenstäubchen unter der Organisation des Universums liegt, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch seine Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er vernimmt aus seinem Innern eine Selbstoffenbarung Gottes, und

blickt draußen, im ihn umschwebenden Weltall, den Glanz des
iligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr
n zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe ver-
rren, Zwiespalt anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu
ben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Natur wie-
rhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen
täuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott
! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle
ationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen
n Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der
nschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen sei-
r Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der
ide und der Sinese, der Muselmann und Neger — Alle beugen
h anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern
piegel ihrer Vorstellungen klarer oder verworrener schwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des
endlichen Urgeistes? So wollet ihr, ich soll selbst am Dasein
er Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im
iversum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör,
ge und Verstand gegeben, könne selbst nicht hören, sehen und
stehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Ver-
ftgrundsätze? So wollet ihr, ich solle den Widerspruch vor-
hen der Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahn-
 vorziehen der Wahrheit; meine eigenen Zweifel bezweifeln,
 Unsinn zu Unsinn taumeln. Merkwürdig ist's, daß alle Skeptiker
gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere;
 im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind
isterstücke scharfsinnigen Wahnsinnes.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls
 der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist:

Natur, sagt er, von Ewigkeit so beschaffen, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen.

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind so erhaben, wie kein Gedanke zuerst von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief ein einfaches Sonnenstäubchen unter der Organisation des Universums liegt, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch seine Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er vernimmt aus seinem Innern eine Selbstoffenbarung Gottes, und

erblickt draußen, im ihn umschwebenden Weltall, den Glanz des heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zwiespalt anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Natur wiederhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Jude und der Sinese, der Muselmann und Neger — Alle beugen sich anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vorstellungen klarer oder verworrener schwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des unendlichen Urgeistes? So wollet ihr, ich soll selbst am Dasein aller Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im Universum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör, Auge und Verstand gegeben, könne selbst nicht hören, sehen und verstehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunftgrundsätze? So wollet ihr, ich solle den Widerspruch vorziehen der Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehen der Wahrheit; meine eigenen Zweifel bezweifeln, von Unsinn zu Unsinn taumeln. Merkwürdig ist's, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere; nur im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinnes.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist:

Ich begreif' es nicht! — Armer Mensch, wie willst du es auch? Wenn du in deinen Schachten tausend Klafter tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirdische Natur belauschen möchtest, wo sie in ihren dunkeln Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Felsenspeiungen bereitet, ach! dann hast du ja noch kaum die dünne Haut des ungeheuern Erdballs geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewaffnet, das weite Reich des Himmels durchstreift und die Weltkörper mißt, wie sie unermüdet und harmonisch durch einander kreisen; wenn du in ungeheuern Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Dasein sonst kein Sterblicher ahnete, und für deren Entfernung jeder irdische Maßstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Größe des Wassertropfens, in welchem du lebst, und weissagest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigener unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschließen.

Und doch philosophirt das trotzige, stolze Würmchen in seinem Tropfen über das Unendliche, und läugnet, was es nicht begreift. Die Ursache kann nicht zugleich ihre Wirkung, das Begreifende nicht zugleich sein Begriff sein.

Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, vor deren Größe jedes Maß aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer darin ist.

9.

„Ich trat, fuhr der Abbé Dillon erzählend fort, „an das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und sprach: Du hast Recht, Alamontade. Alles, was auch der strengste Zweifler über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist höchstens ein: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich kein anschaulicher Beweis, weder dagegen, noch dafür geben. Ich fühl's, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Fittig für die übersinnliche Welt. Aber Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz hinwegläugnen wollen — ist die überspannteste Anmaßung eines Träumers, dem mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen durch die Gesetze seines Wesens, muß ein höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Wäre Gott sinnlich schaubar: so wäre er ein endliches Wesen, so wäre er Staub, nicht Gott. Dieser Glaube ist mit der Vernunft so innig und eins, daß, ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heißt. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerlehrer und kein Volk sprach auf Erden jemals: „Ich weiß Gott!" sondern in allen Zungen heißt es: „Ich glaube Gott!"

Und dieses Glauben, fuhr Alamontade fort, ist aber mehr als ein gewöhnliches Fürwahrhalten der Sache aus allerlei Gründen; ja, es ist weit mehr, als ein Wissen, zu dem wir vermittelst Vergleichungen, Schlüssen und äußern Wahrnehmungen gelangen. Es ist ein naturnothwendiges Müssen der Vernunft, ein Eins- und Dasselbe-Sein mit ihr, die unwandelhafte Grundlage aller höhern Erkenntniß, ohne welche keine Einheit und Enträthselung alles Erkannten möglich sein würde. Gleichwie der Sterbliche erst durch Wahrnehmungen und Schlüsse zur Deutlichkeit seines eigenen Bewußtseins und zur Ueberzeugung gebracht wird, daß er wirklich da sei und lebe: so gelangt er auch durch

zu haben pflegt. Ich sah ein, daß das Kind, welches sich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde, welcher sich ihn als ein verzehrendes Feuer denkt, daß Alle sich kindlich-verwegen täuschen.

„Aber, lieber Alamontade," sagte ich, „der Mensch ist doch nun einmal ein sehr sinnliches Wesen, und seine Einbildungskraft rastet nicht. Sie verlangt, sich das höchste Wesen auf irgend eine Weise darzustellen, du selbst wirst eingestehen, daß du nicht immer im Stande bist, deinen Geist auf einerlei Höhe angestrengter Betrachtung zu erhalten; daß es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geist unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umstände ermattet ist."

Allerdings! antwortete Alamontade: nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menschen, mir Gott gleichsam näher zu ziehen und ihn mit meinen übrigen Vorstellungen verwandter zu machen. In solchen Stunden erscheint er mir als ein heiliges, allliebendes Wesen, welches mich und Alles zur Glückseligkeit ins Dasein gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen belehren, seine Heiligkeit erwecken in mir ein kindliches, grenzenloses Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl, vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet.

Sehen Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, das Nothwendige, Unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer; gleichviel wie und wo — dies ist meine Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaßen ihrer Vernunftentfaltung schon erfreuen.

Und es hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit schon dadurch, daß er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, als das allselige und darum allbeseligende Wesen, welches aber von keinem irdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat.

Aber seine Lehre nahm, wie sie zu verschiedenen Völkern kam, verschiedene Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war; oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie vor Erscheinung des Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkürlich oder unwillkürlich zusammenschmolz.

Es waltet unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern groben Sinnlichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religion, denn es gibt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man oft mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und deshalb an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen, und werden entstehen, die verschiedenen Glaubensparteien, unter den Glaubensparteien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Sterblichen. Wie sollt' es auch anders sein? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändern. Einen andern Glauben hat das Kind; einen andern, wenn es zum Jüngling reift; einen andern, als junger Mann; einen andern, als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern, wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt.

Und lasset ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniß, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu

Wechsel der Erscheinungen. Jede der Urkräfte gehorcht aber im Zusammen- und Auseinandertritt mit andern, seinem eigenen ewigen Gesetz. Daher auch im bunten Spiel der Erscheinungen eine durchherrschende Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit. Eine Hauptkraft scheint aber die untergeordneten mit sich zu dem zu vereinen, was wir Art und Gattung nennen; und sie waltet regsam durch das Ewige fort; sie ist der Faden, welcher sich unzerrissen und unvernichtbar durch das herrliche Gewebe der Dinge fortspinnt. Sie erscheint im Pflanzenkeim, verbindet sich da nach ihrem Gesetz mit andern Stoffen, bildet so nach ihrem Gesetz die Palme und den Oelbaum, den Grashalm und das Moos, und läßt so dasjenige erscheinen, was wir bei den Naturkörpern, bei Steinen, Pflanzen und Thieren die Gattung und Art nennen. Die untergeordneten Kräfte trennen sich hinwieder nach ihrem eigenthümlichen Gesetz von der Hauptkraft, durch die sie eine Zeit lang mit ihr vergesellt waren. Dann entsteht Tod. Aber die Kräfte, in andere Keime übergegangen, heben in andern ihr Lebensspiel von neuem an. So setzt sich's ins Ewige fort. Darum sagen wir, die Geschlechter und Gattungen der Dinge dauern, aber die Individuen vergehen.

Auch das menschliche Geschlecht gehört hieher. Auch hier ist eine Grund- und Stammkraft für die ewige Bildung und Fortsetzung des Geschlechts, wie bei der Pflanze, wie beim Thier. Aber gleichwie die Pflanze höher steht durch ihre inwohnende Lebenskraft, als der Stein, und das Thier höher steht durch die ihm inwohnende, empfindende, wahrnehmende Seele, als die Pflanze: so steht der Mensch höher, durch seinen sich bewußten, weltdurchblickenden Geist, als die gesammte Thierwelt.

Der Menschengeist ist eine der Urkräfte des Universums, aber unendlich von allen verschieden, die sich zu ihm vereinen, um ihm Werkzeuge zu werden, das heißt, ihm einen Körper zu bilden.

Hoheit, mit welcher er zu mir redete, „so glaubst du doch auch, daß der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben muß, weil er ein nicht mit sich selbst in Widerspruch schwebendes Wesen sein will und sein soll, sondern auch, weil er der Religion *bedarf*, um tugendhaft zu sein? Davon hast du bisher gänzlich, und, ich gestehe es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was Andere die natürliche oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der heiligen Weltordnung, das ist: den Glauben, daß hier oder dort, später oder früher, Vergeltung stattfindet, eine Bestrafung des Lasters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längst schon aufmerksam gemacht, wenn mich nicht Besorgniß zurückgehalten, deinen Gedankengang zu unterbrechen."

13.

An und für sich sind Religion, insofern sie auf Vergeltung deutet, und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht also verwandt, daß sie auf einander wirken sollen! antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, so nothwendig er ist, besteht er doch an und für sich allein, und hat mit dem, was wir Belohnung der Tugend nennen, keine Verbindung, so wie die wahre Tugend selbstständig, und ohne alle Hinsicht auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf Vergeltung ist.

Aber es ist wohlgethan allerdings, die Religion in jener Bedeutung zum Erziehungsmittel der unmündigen Menschheit zu machen. Sie ist die sicherste Stütze, an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmälig emporheben zur Selbstständigkeit der Vernunft.

Das ewige, in uns vorhandene, in allen Zeiten und Welt-

Kräfte im uferlosen All dessen, was ist? Wer zählt die Stufen des Throns göttlicher Majestät? Ach, mein Herr, unser Geist schwebt unendlich hoch über Myriaden anderer Wesen; aber bis Gott sind neue Myriaden über uns, und wir stehen wohl tief.

Was wir sind, das wissen wir: sich bewußte, denkende, Welt und Gott erkennende Kräfte, voll heiligen Willens, voll unendlicher Sehnsucht des Ewigseins, und mit dem lebendigen Gefühl der persönlichen, in sich abgeschlossenen Selbstständigkeit. — Was wir sein können, das ahnen wir. Alle Kräfte der Natur bleiben sich gleich; nicht also die Geister. Diese schreiten fort von Einsicht zu Einsicht, vom Edlern zum Edlern, vom Vollkommnern zum Vollkommnern, und verwandeln unter unsern Füßen den Erdball. Die Menschheit des heutigen Tages ist durch das Erbe der Vorwelt eine vollkommnere, als die Menschheit der Urzeiten. Das lehrt die Geschichte. Darin sind die Geister von allen übrigen Naturkräften verschieden. — Was wir einst sein werden, da verstummt selbst die Ahnung. Groß ist Gott, Heiligkeit und Liebe sein Walten, Wunder und Herrlichkeit sein Reich, Ewigkeit sein Leben. Und wir sind in Gott, wir seine Kinder, wir unvergänglich, gleich ihm. Was bedarf es mehr zu unserm Troste?

Ja, ich bin! sagte Alamontade, und seine Blicke wandten sich mit dem Ausdruck stiller Seligkeit himmelwärts: Ich bin! Das ist mir genug. Ich bin! Dies kleine Wort umfaßt die Ewigkeit: denn was ist, das ist, und Alles was da weset ist ewig, weil Gott.

11.

Hier schwieg der Abbé abermals. Während wir den letzten Worten Alamontade's nachsannen, blätterte jener in den Heften. Er fand endlich das Gesuchte, und sprach: „Hier, liebe Freunde, das Letzte für heut, und einst für mich, und vielleicht jetzt

für euch das Wichtigste von Allem, was jener ehrwürdige Sklave gesprochen."

„Ach!" rief der sanfte Roderich mit bewegtem Herzen: „Ist's auch möglich? — Ein Sklav, ein Galeerensklav! Wie konnte in ihm so viel Weisheit gefunden werden, oder vielmehr, wie konnte ein Mann von solchen Einsichten, von so erhabenen Grundsätzen sich so weit verirren, daß er auf die Bank der gröbsten Verbrecher geschmiedet ward für die Lebenszeit? Es ist unbegreiflich!"

„Morgen sollet ihr auch dies erfahren!" sagte Dillon, „wie eine sonderbare Verkettung von Umständen den guten Alamontade so tief stürzen konnte. Seht, ihr Lieben, ich ehre sein Andenken, wie das Andenken eines Heiligen. Er hat ein Tagebuch seines unglücklichen Lebens geschrieben; aus diesem setzte ich nachher seine Geschichte zusammen, so wie aus dem, was er mir mündlich darüber offenbarte. Er hinterließ mir dies Tagebuch und seine kleinen, meistens auf dem Schiffe oder an den heißen Gestaden Afrika's geschriebenen Aufsätze, als Vermächtniß. Ich war aber damit noch nicht zufrieden. Ich wollte der Erbe seiner Kette werden. Ich erhielt sie. Ein geschickter Meister malte mir auch sein Bildniß."

„Sein Bildniß?" schrie Roderich: „Und dies haben Sie uns noch nie gezeigt? Wahrlich er ist einer der edelsten unter den Menschen. Ich beschwöre Sie, lieber Abbé, zeigen Sie mir sein Abbild!"

Dillon stand auf. Wir nahmen die Kerzen, und folgten unserm Freunde durch einige Zimmer in die Bibliothek, welche zugleich sein Arbeitsgemach war. Er trat vor einen Glasschrank, und öffnete die Thür.

Da hing Alamontade's Bild, und um dasselbe herum eine schwere eiserne Kette.

„Diese Kette," sagte Dillon, „dient meinem Heiligen statt des Strahlenkranzes."

„Ist's möglich!" rief Roderich mit feuchtem Blick und sanftbebender Stimme: „Ist's auch möglich, daß solch ein Mann, wie dieser, die unglückselige Fessel tragen mußte? Welch ein Adel, welch eine wunderbare Gemüthsstille in diesen angenehmen Zügen!"

Roderich hatte Recht. Hier war nicht das heimlich-düstere, in sich zurückgezogene Wesen, das Rohe, Freche, welches die Gesichter gemeiner Verbrecher zu bezeichnen pflegt. Es war das Antlitz eines Dulders, voll unaussprechlicher Hoheit und Kraft. Aus den kränklich-blassen Mienen, aus den matten Zügen um die geschlossenen Lippen, aus der gelinden Senkung des Hauptes gegen die Achsel, aus der Stirne voller Falten, um welche ein dünnes, unter schwerem Kummer allzufrüh ergrautes Haar wehte, erkannte man den namenlosen tiefen Gram und die tausend mannigfachen Leiden, welche diesen edeln Mann in einer schauerlichen Reihe von Jahren allmälig tödten mußten. Aber der feste und doch so gutmüthige Blick der Augen verkündete wieder ein Gemüth, worin Stille wohnte, während es draußen stürmte; einen Geist, gewaltig durch frohes Bewußtsein, der zu den Schmerzen seiner Hülle lächeln und den Geiern des Prometheus verzeihen konnte, die an seinem Herzen zehrten.

Wir standen lange vor dem anziehenden Gemälde. Uns ward, als schwebe des Dulders Geist über uns. Wehmuth bemächtigte sich unserer Herzen. Dillon legte die Hand an die eiserne Kette, und seufzte mit emporgewandtem Blick: „Es war ein irdischer Engel! Er war unschuldig und trug unverdientes Leiden. — Ach, und wie er's trug! Alamontade, einst will ich sterben, wie du, möcht' ich's mit dem hohen Tugendsinn, wie du!"

Nach einer Weile führte uns Dillon wieder in das vorige Zimmer zurück.

„Es wird spät, ihr Lieben!“ sagte er: „Morgen soll uns die Geschichte des merkwürdigen Mannes wohlthun. Ich versprach euch aber noch, einen der merkwürdigsten Gedanken Alamontade's aus unsern Unterredungen mitzutheilen. Sammelt noch einmal euere Aufmerksamkeit. Es ist der erhabenste Gedanke, welchen der Sterbliche, nach dem Gedanken: „Gott,“ denken kann. So oft er in meine Seele tritt, empfindet sie ihre Hoheit, ihre angestammte Würde. Sie fühlt alles Irdische von sich abfallen, und lernt, verbindungslos mit allen Theilen des Weltalls, einsam, nur sich gehörend, ihre hohe Selbstständigkeit erkennen, ihr Ziel aus dämmernden Fernen ahnen.“

Wir setzten uns wieder, wie vorher. Da nahm der Abbé die Papiere und las:

12.

Je länger ich mich mit Alamontade unterhielt, je ehrwürdiger erschien er mir. Er war mein Lehrer, ich sein Schüler geworden. Ich, vom Kapitän Delaubin gesandt, ihn zur Religion zurückzuführen: war nun er mein Bekehrer worden. Ich fühlte meine Vernunft in sich selbst wieder befriedigt, und meine Zweifel mit einander ausgesöhnt. Ich sah ein, daß ich bisher nicht gedacht, sondern geträumt; daß ich Gegenstände, welche ohne Verbindung mit Erfahrung und Sinnenwelt stehen, Gegenstände, die nur von den Blicken der Vernunft berührt sein wollen, in ein Phantasiebild hatte bringen wollen; daß all mein Unglaube nur daher entsprungen, weil ich mit der Einbildungskraft hatte philosophiren, und vom Wesen der Gottheit oder von der Natur und Möglichkeit des Ewigseins eine anschauliche, gleichsam bildliche Vorstellung schaffen wollen, wie man von sinnlichen Dingen

zu haben pflegt. Ich sah ein, daß das Kind, welches sich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde, welcher sich ihn als ein verzehrendes Feuer denkt, daß Alle sich kindlich-verwegen täuschen.

„Aber, lieber Alamontade," sagte ich, „der Mensch ist doch nun einmal ein sehr sinnliches Wesen, und seine Einbildungskraft rastet nicht. Sie verlangt, sich das höchste Wesen auf irgend eine Weise darzustellen, du selbst wirst eingestehen, daß du nicht immer im Stande bist, deinen Geist auf einerlei Höhe angestrengter Betrachtung zu erhalten; daß es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geist unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umstände ermattet ist."

Allerdings! antwortete Alamontade: nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menschen, mir Gott gleichsam näher zu ziehen und ihn mit meinen übrigen Vorstellungen verwandter zu machen. In solchen Stunden erscheint er mir als ein heiliges, allliebendes Wesen, welches mich und Alles zur Glückseligkeit ins Dasein gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen belehren, seine Heiligkeit erwecken in mir ein kindliches, grenzenloses Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl, vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet.

Sehen Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, das Nothwendige, Unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer; gleichviel wie und wo — dies ist meine Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaßen ihrer Vernunftentfaltung schon erfreuen.

Und es hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit schon dadurch, daß er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, als das allselige und darum allbeseligende Wesen, welches aber von keinem irdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat.

Aber seine Lehre nahm, wie sie zu verschiedenen Völkern kam, verschiedene Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war; oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie vor Erscheinung des Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkürlich oder unwillkürlich zusammenschmolz.

Es waltet unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern groben Sinnlichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religion, denn es gibt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man oft mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und deshalb an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen, und werden entstehen, die verschiedenen Glaubensparteien, unter den Glaubensparteien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Sterblichen. Wie sollt' es auch anders sein? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändern. Einen andern Glauben hat das Kind; einen andern, wenn es zum Jüngling reift; einen andern, als junger Mann; einen andern, als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern, wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt.

Und lasset ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniß, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu

Blüthen, und es umfängt ihn ein neuer Glaube. Werdet nicht Weltverbesserer mit dem Schwert. Meinungen und Begriffe lassen sich nicht beschneiden mit der eisernen Scheere der Gewalt. Jede Religion wird reiner und edler durch Loswickelung von der gröbern und dann von der feinern Sinnlichkeit, und durch Stärkung der Vernunft. Lasset dem Katholiken seinen feierlichen Pomp in Tempeln und Altären, und dem Mennoniten seine hirtliche Einfalt, und dem Denker die stille Betrachtung inner den Mauern seines Studierzimmers. Räumet überall nur hinweg die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes entgegenstreben; machet ihn freier, fähiger zum Denken, und ihr habet Alles gethan, wozu ihr verpflichtet seid.“

Jeder Mensch hat seine Religion; nur nicht der, welcher, bei allen Talenten, nicht Muth genug hatte, sich selbst zu betrachten, sondern in verworrenem Zweifel schwebte, und, um sich ihrer Unbehaglichkeit zu entladen, ihr Andenken in sinnlichen Zerstreuungen und mit einem aufs Gerathewohl ohne fernere Prüfung angenommenen Satz zu verlöschen sucht. Diese unglücklichen Wesen, deren Sitten- und Rechtslehre nur Konvenienz ist, knüpfen in sich die Außenenden der menschlichen Bildung zusammen: Brutalität ihrer thierischen Natur mit Scharfsinn, Witz und Urtheilskraft. Spräche nicht wider ihr Vermuthen und wider ihren Willen in ihrer Brust zuweilen die Stimme der unbesiegbaren Natur (des Vernunftgesetzes), und zwänge sie also anzuerkennen: es ist ein Recht, und es ist, man sage, was man wolle, liebenswürdig die Tugend; und risse diese gewaltige Kraft sie nicht wider ihren Willen hin: wahrlich, mein Herr, diese Menschen wären die gefährlichsten Bestien auf dem Erdball. Die gräßlichen Neigungen, die Leidenschaften des wilden Thiers sind in ihnen furchtbar mit der Klugheit des menschlichen Geistes gepaart.

„Lieber Alamontade,“ sprach ich, erschüttert von der Macht und

Hoheit, mit welcher er zu mir redete, „so glaubst du doch auch, daß der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben muß, weil er ein nicht mit sich selbst in Widerspruch schwebendes Wesen sein will und sein soll, sondern auch, weil er der Religion bedarf, um tugendhaft zu sein? Davon hast du bisher gänzlich, und, ich gestehe es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was Andere die natürliche oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der heiligen Weltordnung, das ist: den Glauben, daß hier oder dort, später oder früher, Vergeltung stattfindet, eine Bestrafung des Lasters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längst schon aufmerksam gemacht, wenn mich nicht Besorgniß zurückgehalten, deinen Gedankengang zu unterbrechen."

13.

An und für sich sind Religion, insofern sie auf Vergeltung deutet, und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht also verwandt, daß sie auf einander wirken sollen! antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, so nothwendig er ist, besteht er doch an und für sich allein, und hat mit dem, was wir Belohnung der Tugend nennen, keine Verbindung, so wie die wahre Tugend selbstständig, und ohne alle Hinsicht auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf Vergeltung ist.

Aber es ist wohlgethan allerdings, die Religion in jener Bedeutung zum Erziehungsmittel der unmündigen Menschheit zu machen. Sie ist die sicherste Stütze, an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmälig emporheben zur Selbstständigkeit der Vernunft.

Das ewige, in uns vorhandene, in allen Zeiten und Welt-

gegebene gleiche Sittengesetz sagt uns; wie wir, als vernünftige Wesen, handeln sollen. Und wenn ich nun so handle, wie ich nach diesem ewigen Gesetze soll, dann bin ich erst, der ich sein soll: ein freier, selbstthätiger, nur von sich ausgehender, nur durch sein eigenes in ihm selbst liegendes Gesetz bestimmter Geist. — Wenn ich etwas thue für meinen Nutzen, so bin ich nicht tugendhaft; jedes Thier thut desgleichen; es fürchtet in manchen Fällen Strafe, es kennt in manchen Fällen seinen angenehmen Lohn. Die Tugend verlangt für sich keinen Lohn; sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen; sie erwartet keine Vergeltung. Sie übt sich, ohne Rücksicht auf den Erfolg der Handlung; genug, wenn, so zu handeln, das Sittengesetz befiehlt. Die Tugend ist nichts anderes, als die Erscheinung des handelnden heiligen Menschengeistes in seiner Wahrheit. Ein Geist, ohne Verbindung mit, oder ohne Einfluß von einem nach thierischen Absichten und Interessen wirksamen Körper, würde, wenn er handelte, nur allein gut, er würde nie unsittlich handeln können; er wäre ein heiliges, das heißt, von sittlichen Mängeln reines Wesen. Eben daß unser Geist in einer, seinen Gesetzen oder seinem Wesen oft entgegenwirkenden Hülle wohnt, entwickelt im Kampfe seine Kraft. Und wenn nur er, und nur er, handelt; wenn er, ungelenkt von sinnlichen Interessen, weder bestochen von Furcht der Strafe, noch Hoffnung des Gewinns, nach eigenem Gesetz wirkt, dann ist er tugendhaft, das heißt, frei, stark, selbstthätig, oder Geist wie er sein soll, und wirklich seiner würdig ist.

Läge auch nicht die Idee einer Gottheit und der Unsterblichkeit in ihm, so würde er dennoch gut oder tugendhaft handeln können. Es gibt viele Menschen, welche an Gott und Unsterblichkeit glauben, ohne tugendhaft zu sein. Es kann Menschen geben, die, von Zweifeln hingerissen, ohne Glauben, dennoch tugendhaft sind.

Tugend und sinnliche Wohlfahrt, oder was man gewöhnlich Glückseligkeit heißt, sind zwei mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht eins um des andern willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich mein Wohlsein vermehren; aber Zufall ist's, wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur so lange, als die Tugend mit Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daß ich all mein Wohlsein dahinopfern muß, weil ich tugendhaft, das ist, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Gesetze in mir, handle.

Der Mann von Tugend liebt seine Pflicht mit eben dem strengen, unbezwinglichen Eifer, wie Andere das, was sie ihr Recht nennen. Er kann, wie Andere für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehen, es eben so für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes.

So ist's denn nur Schwäche und Kurzsichtigkeit, oder Klugheit von denjenigen gewesen, welche lehrten, daß Sittlichkeit und Wohlsein immerdar in Einklang stehen sollten, und daß, weil nur allzuoft Elend im Gefolge der Tugend geht, in einem künftigen Leben eine sinnliche Vergeltung, eine Harmonie der beiden Ziele, dieses von ihnen so geheißenen höchsten Gutes, Statt haben müsse.

Wie der Keim, den ich in den Boden werfe, so der Menschengeist, der ins Universum fällt. Wie der Keim, nach den physischen Gesetzen, nothwendig, in Folge seiner Organisation, Wurzeln schlägt, treibt, und Stamm und Blumen und Blätter ausschießt, ohne andern Zweck, als weil er so in seinem Verhältniß ist: so der Geist des Menschen, wenn er erscheint, wie er ist, wie er soll, nach seiner in ihm wohnenden Ordnung — sittlich gut, ohne anderweitigen Zweck. Es ist zwischen den sogenannten Gesetzen der Körper- und Geisterwelt nur Namensunterschied. In der That sind sie eins und dasselbe; das Sitten-

setz ist ein Naturgesetz des Menschengeistes, indem er wirken muß, oder vielmehr soll, weil er, als sittlicher, als wahrer Geist, nicht anders kann.

Das Gute gethan, aus Gottesfurcht, in Hoffnung auf Vergeltung oder Furcht vor künftigen Strafen, ist nur Frömmigkeit, mit nichten aber Freiheit des handelnden Geistes, oder Tugend. — Frömmigkeit bricht jedoch die Ketten der Sinnlichkeit, bereitet schon die Freiheit des Geistes vor, führt zur Tugend, ist in so fern als ein Erziehungsmittel der Völker, ehrwürdig. Es ist zu viel gefordert, daß Jedermann, ohne Furcht, ohne Hoffnung, gut handle, des Guten willen; es ist zu viel gefordert von dem Kinde, daß es, kaum geboren, gehe, ohne seine Kräfte allmälig geübt zu haben; vom Geiste, daß er plötzlich erscheine in der Herrlichkeit seiner Stärke, Reinheit und Selbstständigkeit, ohne Vorübung.

Für die Erziehung der unmündigen Menschheit ist die Lehre von der einstigen Uebereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseins unentbehrlich, so wie für den verwilderten Menschen das Schwert der bürgerlichen Gerechtigkeit Leitungsmittel zu gesetzmäßigem Betragen wird.

„Wie," rief ich erstaunt, „alle diese Tausende, welche muthig in der Hoffnung eines bessern Lebens, im Vertrauen auf ihren vergeltenden Gott, die Leiden der Erde tragen, und ihr eigenes Heil gern dahin geben, wenn es darauf ankömmt, Pflichten zu vollstrecken — wie, Alamontade, sie wären keine tugendhaften Menschen?"

Nein, antwortete der Greis, sie sind eher klug, als tugendhaft; denn sie opfern freudig das geringe Gut, in der Erwartung, dafür ein größeres zu empfangen. Aber sie sind fromme Menschen, und nahe ihrer Vollendung. Sie sind mir ehrwürdig; sie

sind mir lieb: Ihnen gilt es noch einen Schritt, und sie sind vollkommen frei.

Sehen Sie, mein Herr, hier haben Sie nun den Grund, warum ich bisher durchaus von keinen sittlichen Verpflichtungen, von keiner Tugend, von keinem Weltrichter gesprochen. Der Geist handelt, wie er soll. Seine Tugend ist keine fromme Berechnung; er nimmt für sie keine Nebenabsichten zu Hülfe. Er bedarf für sich keiner Belohnung; er kann nicht einmal belohnt werden, es sei denn durch das Bewußtsein der Stärke, der Eigenmacht und Freiheit, zu der er sich emporgerungen. Er zählt seine schönsten Augenblicke nach den Triumphen über die Sinnlichkeit.

Und wenn wir nun um unserer Tugend willen leiden müssen, mein Herr, wer ist's denn, der da leidet? Es ist nicht der Geist, denn er genießt eben dann des Sieges; nur die sinnliche Natur des Menschen leidet. Diese also müßte für ihre Aufopferungen belohnt werden: aber wie kann sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt? — Und sagen Sie, was heißt am Ende belohnen, vergelten? Wenn ich mein Lebenlang einen kranken Körper mit mir herumschleppe, würden mir durch gesunden Körper in einem zweiten Leben die vorigen Leiden vergolten sein? Hätte ich die Schmerzen darum nicht getragen? Hätte ich die tausend Jammerthränen nicht geweint?

„Freund," erwiederte ich mit einigem Schauer, „ich fühle deiner Worte Wahrheit — aber sie ist hart, sie ist trostlos. Hätte der arme Mensch, gedrückt von tausend Mühseligkeiten, nicht die süße Erwartung: du leidest nicht vergebens, einst wird die Bürde von dir genommen, einst wird dir dein Elend doppelt schön vergolten werden mit Seligkeit — ach! Freund, er würde oft verzweifeln müssen."

Es ist wahr, entgegnete Alamontade, der sinnliche, unmündige Mensch, welcher an den Vergelter über den Sternen glaubt, ver-

zweifelt nicht. Aber der Vollendete, der Geistmensch, verzweifelt noch weniger, als er. Sein Körper leidet, aber nicht sein vorwurfsloser Geist. Er weiß, daß früher oder später, mit dem Körper, die Qual zugleich von ihm genommen wird. — Uebrigens, mein lieber Herr, lassen Sie uns nicht in dunkeln Vorstellungen umhertappen, sondern deutlicher sein in dem, wovon wir reden. — Wir sprechen von Leiden. Alles Leiden ist nur sinnlich. Der Geist hat kein anderes Leiden, als das Bewußtsein, gefehlt, das heißt, im Kampfe mit den niedern, sinnlichen Neigungen unterlegen zu haben.

Alles Leiden ist aber wieder in sich verschieden. Leibliche Schmerzen dauern nie anhaltend, und sind eben deswegen wohl zu ertragen, weil man weiß, Tod oder Genesung des Leibes befreien endlich davon. Ich denke also, wenn wir von Uebeln reden, die dem Menschen zu schwer würden, sollten wir nicht darunter körperliche Krankheiten verstehen. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer, und lassen selbst, während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke der Ruhe.

Aber herber sind die sogenannten Seelenleiden. Von diesen ist's der Mühe werth zu sprechen. Ich erinnere mich keines Menschen, der wegen einer körperlichen Krankheit verzweifelte; aber mehr als einer unterlag dem Kummer, wenn er vom Schooße des Reichthums zum Bettelstabe herabsteigen sollte; oder wenn treu gewähnte Freundschaft ihn verrieth; oder wenn er unverschuldet, oder durch eigene Schuld, der Schande und Entehrung bloßgestellt wurde, oder wenn er irgend eine Aussicht, irgend ein Glück, auf dessen Dauer er gezählt hatte, rettungslos verlor.

Wohlan, mein Herr, woher entstehen diese Leiden? Aus falschen Vorstellungen vom Werthe der Dinge entstehen sie, aus dem Uebergewicht unserer niedern, sinnlichen Natur über die geistige. — Was sind Reichthum und Armuth?

Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Gegenstände versagen müssen. Wer dies nicht im Nothfalle kann, der ist mehr Thier als Geist — und will er dafür, daß er nicht Thier ist, Vergeltung in einer bessern Welt? Ist Armuth ein unerträgliches Leiden? Wie mancher klagt über Armuth, der noch reicher ist, als mehrere Millionen Nebenmenschen sind! Seine Klage ist mehr lächerlich und verächtlich, als mitleiderregend.

Ehre und Schande, wie sehr hängen diese von Umständen ab! Nur in der Tugend allein ist Ehre; im Laster allein Schande. Dem Tugendhaften mag das Urtheil der Welt wohl gleichgültig sein. Wem es noch nicht gelungen, seinen eigenen Werth in stiller Vollziehung der Pflichten zu finden, und mit unbeflecktem Gewissen sich harmlos über das wankende Urtheil des großen Haufens zu erheben, ist ein armes, beklagenswürdiges Geschöpf; mehr Thier, als Geist; mehr Kind, als vollendeter Mann. Er hängt in trauriger Blindheit mehr an dem wechselnden Spiel der Umstände, als an dem ewig Wahren und Guten.

So ist's, wie mit diesen, auch mit allen unsern sogenannten Seelenleiden. Unsere eigene Schwäche veranlaßt sie; unsere sittliche Stärke vernichtet sie.

Es hat Menschen gegeben, welche ihre Zeit verschwendeten, um die Uebel des Lebens hinwegzuvernünfteln; oder sie zu vertheidigen, um, wie sie meinten, die Ehre ihres Gottes zu retten; oder sie zu versüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein besseres Loos jenseits des Grabes. Wozu dies Alles? Diese Uebel sind nothwendig in der Weltordnung, und ihr Dasein ein Beweis dessen, wozu wir bestimmt sind. Unsere Bestimmung aber ist: Reife oder Vollendung unsers Geistes. Er ist reif, er ist vollendet, wenn er, unbeherrscht vom Einfluß sinn-

licher Macht, durch sich selbst, nach eigenen Gesetzen handelt. Die Uebel der Menschheit treiben den Geist derselben zu seiner Selbstständigkeit. Daher ist das Sprichwort eine nur allzuwenig verstandene Wahrheit: Das Unglück macht zu Weisen. Der Unbestand des Irdischen macht uns auf den bleibenden Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub stößt den Geist von sich ab, und zwingt diesen zur Erkenntniß seiner eigenen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnimmt, verschmäht, ihm länger anzugehören, und kehrt zu sich zurück und wird selbstständig; er lernt endlich die hohe Wahrheit: Des Menschen Geist ist nicht für andere Zwecke, er ist für sich selbst da.

Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So ordnete es der Weltordner, daß der Menschengeist durch Alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen, und nicht in Anderm, außer ihm. Wäre er zu fremden Zwecken, so würde er, als Mittel, verschwinden müssen, sobald jene verschwinden.

14.

„Der Gedankenflug meines stoischen Weltweisen riß mich gleichsam über mich selbst fort," sagte der Abbé Dillon, „ich ward einer niegekannten Empfindung meines eigenen Ichs theilhaftig. Die irdischen Güter mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Reiz für die Sinne verblichen im Gefühl meines wahren Selbstes. Ich erkannte: daß sie nicht mir, daß ich nicht ihnen gehöre. Das Weltall erschien neu. Ich erblickte es aus einem ungeahneten Gesichtspunkt. Alamontade schwieg, als entdeckte er meine Stimmung; als wolle er mir Frist gönnen, mich unter diesem ungewohnten Horizonte zu sammeln. Es war nicht nöthig. Der

Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde.

„O Alamontade," rief ich: „so begreif' ich's, wie du mit Seelenruhe sterben, und harmlos die fernere Rolle deines Geistes auf fremden Bühnen erwarten kannst! Doch gesteh' ich dir, daß es dem Menschen wohl sein würde, wenn der Schleier vor dem künftigen Leben auch nur um ein Geringes gelüpft wäre; wenn der Weltordner sein Selbst noch auf irgend eine Weise offenbaret hätte, daß Niemand darum in Zweifeln erkranken könne."

Wie, mein Herr, entgegnete Alamontade, Sie glauben, daß es dem Menschen besser sein würde? — Welchem Menschen? — Dem unmündigen, dem an der Sinnlichkeit klebenden? Nein, mein Herr, diesem würde dann so wohl und so weh sein, wie jetzt. Ihn macht nicht das Geistige glücklich, sondern das, was aus dem Irdischen quillt. Ihn beseliget das Gefühl des angenehmen Ueberflusses, worin er wohnen kann, das Gefühl des Ruhms, der öffentlichen Hochachtung, der Freundschaft, der zärtlichen Liebe, der Schönheit, des Nützlichen und dergleichen. —

Dem unmündigen Menschen ersetzt für einige Zeit der Zauber der Einbildungskraft, was ihm an Offenbarungen gebricht. Er ist darum nicht unglücklicher. Sie sehen ja, wie fröhlich er durch sein Leben hintanzt, sobald ihn nicht Krankheit, Verkennung, Armuth, Feindschaft, oder ein anderes sinnliches Uebel drückt.

Der ausgebildete Mensch aber im Stande seiner Mündigkeit verlangt keine höhern Offenbarungen über die heiligen Weltgeheimnisse, als er schon besitzt. Er kann sie nur nicht wünschen. —

„Er kann sie nicht wünschen?" fragt' ich: „Ich verstehe dich nicht."

Er kann nicht, antwortete der Philosoph, weil er nicht das Unmögliche wünschen will. Nicht den Sinnen konnte sich die Gottheit offenbaren, sondern dem Geist. Sie that es, indem sie

unser Ich also abgebildet hat, daß dasselbe nothwendig sie denken und glauben mußte. Sie that es, indem sie als Urkraft das Universum mit ihren Erscheinungen füllte, welche wir vermittelst der Sinnenwerkzeuge wahrnehmen. Indem der Weltordner so gleichsam durch den Mund unserer Vernunft zu uns spricht: „Ich bin!“ und in dem gleichen Moment vor unsern Augen die Erscheinungen seiner Wundermacht aufrollt, erlöschen alle Zweifel — Zweifel, die nie von der Vernunft, sondern von der Phantasie und dem durch Erfahrungen der Sinnenwelt gebildeten Verstande erhoben werden.

Noch einmal wiederhol' ich Ihnen: Alles in der weiten Natur, Alles was wir besitzen und erfahren, Alles was wir entdecken in uns und was wir wissen, Alles, sag' ich, beschränkt den Geist zuletzt auf sich selbst, führet ihn mit sanfter Macht zur Selbstständigkeit. Diese müssen wir als das letzte Ziel unserer Handlungen, als unsere Bestimmung, als unsere Hoheit ansehen.

Wahr ist's, dies Erdenleben ist voller vermeinter Uebel; nichts ist darin beständig; Alles wechselt, und wir treiben in einer unwiderstehlichen Fluth von ungewünschten Ereignissen und Schicksalen dahin. Aber klagen wir darum nicht so laut. Eben dies ist der Fingerzeig des Weltordners, daß wir uns über das Irdische und Endliche erheben, unser Heil und unser letztes Ziel nicht in diesem, sondern in unserm Ich suchen sollen. Der Geist des Menschen ist nicht das Eigenthum des Sinnlichen; aber er selbst hat auch kein anderes Eigenthum, als sich allein. Sogar die Sinnenwerkzeuge, mit denen er, als Mensch, für einige Zeit verbunden ist, bleiben ihm nicht.

Wahr ist's, daß wir von den Millionen Gegenständen, welche uns im Weltall umschweben, nur wenig begreifen; daß wir die Dinge nur kennen, was sie in Bezug auf uns sind, nicht aber, was sie an sich selbst sein mögen. Aber darum wollen wir nicht

erschrecken. Denn daß wir immer nur auf unsere eigenen Vorstellungen, auf unsere innere Welt allein eingeschränkt sind, dies ist der feierlichste Beweis unseres Werthes, unserer Hoheit, unserer Selbstständigkeit, als Geister. Wir erblicken uns in keiner einzigen Verbindung, welche unser Ich zu einem Mittel für ein fremdes Wesen herabwürdigt, oder die Herabsetzung nur ahnen ließe. Wir stehen einsam, aber wir stehen für uns im unermeßlichen Reiche der Schöpfung. Wir schreiten durch die wandelbaren Erscheinungen hin, und werden von ihnen berührt und verlassen; und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist, und erkennt sein Selbst, und entwickelt seine Kraft, und wird, der er sein soll: ein heiliges, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoffgebilde, das wir Körper heißen, rühren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott.

Ja, ich bin ein für mich geschaffenes, selbstständiges Wesen, und indem mich Alles nur auf mich zurückführt, und die ganze mich umringende Natur mein Eigensein verbürget, und mich in der Reihe der Dinge eben dadurch meinen Werth, meine Hoheit erkennen lehrt, erblicke ich in der Selbstständigkeit meines Ichs die Urkunde meiner Ewigkeit.

Mag denn der Sinnenmensch zittern, wenn an ihm, was Irdisches ist, zerfällt, und er sich selbst zu verlieren wähnt. Was in diesem Leichnam denkt, ist nicht Staub, ist nicht Erscheinung, wie der Staub, sondern eine Urkraft, welche selbst Erscheinungen wirkt. Sie dauert, sie wirkt ferner. Unsinn wär' es, zu sagen: die Kräfte des Universums verlieren sich aus dem Universum, oder die Welt verliere sich aus sich selbst.

Die flüchtigste Selbstbeobachtung lehret mich, daß mein selbstthätiges Ich verschiedener Natur sei von der Erscheinung, so ich meinen Leichnam heiße. Mag dieser aufgelöset werden in die

Stoffe, Beweg- und Lebenskräfte, aus welchen ihn die gebärende Natur zusammensetzte: mein Ich dauert in seiner Nämlichkeit hin, und überlebt den Wandel der Erscheinungen.

Bald, o bald zerfällt dieser Staub! — fuhr Alamontade in Begeisterung fort, und sein Auge starrte glänzender gen Himmel: Es sei. Ich stehe als unzerstörbarer Bestandtheil im Ringe der Weltordnung. Der Geister wunderbares Reich ist meine Heimath. In ihm wohnen die mir gleichen Wesen; dort meine Brüder!

Viel hab' ich, viel gelitten in meiner Menschennatur. — Aber wohl mir! In diesen Stürmen reifte behender meine Kraft. Ich habe durchgerungen, und mitten im Jammer fühlt' ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit, fühlt' ich meinen Adel, den kein Menschenspruch vernichten kann; die Galeerenbank war meine Schulbank; schmachtend an den glühenden Küsten Afrika's, gewahrt' ich meines unentreißbaren Reichthums. O wie beglückt bin ich! Am Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn seh' ich mit Lust zurück, denn alle Dornen blühen nun so wundervoll, sie, die ich einst gehaßt, die mich verwundeten.

Und Du — fuhr Alamontade fort, und wie Verklärung schwamm's um sein Angesicht, während ich ehrfurchtsvoll dasaß, wie vor dem Sterbebette eines Heiligen, und meine Augen in Thränen übergingen — o Du, Erhabenes, Unbekanntes, Heiligstes, durch das ich ward — Dein bin ich, und Dein bin ich ewig. Hoch hast Du mich gestellt in Deiner Wesenordnung, o Unnennbarer! Denn ich darf Dich ahnen, darf Dich denken; Du selber sprichst von Dir in mir. O Vatergeist! o Vatergeist! — ich bin noch immer ein Mensch, und darum immer kindlichen Sinnes, und den Gedanken an Dich begleitet das warme Gefühl — darum red' ich zu Dir. Mein Reden ist Kindeslallen zum Vatergeist — menschlich empfundener Dank! — Wie glücklich bin ich, daß ich bin!

In Dir leb' ich. Durch Dich erheb' ich mich, und gleit' ich von einem Punkte Deines Alls zum andern. — O Vatergeist — — —

Hier wurde seine Sprache immer leiser, immer unverständlicher. Es schien, als schüttle sein Geist die Fessel der Worte ab, um schnellen Fluges emporzusteigen. Ein wunderbares Entzücken strahlte aus seinen Gesichtszügen. Dann und wann bebten seine Lippen, wie im Gebet, als wollte der müde Körper noch den Geist in seiner Andacht, in seinem Dank zu Gott begleiten.

15.

So weit las der gute Abbé Dillon. Die Mitternacht hatte uns übereilt. Aber Keiner war ermüdet. Wir schwiegen. In unsern Augen zitterten Thränen. Ich warf mich an Dillons Brust. Roderich umarmte ihn ebenfalls. So hielten wir ihn lange Beide sprachlos an unsern schlagenden Herzen. Uns ward dabei, als drückten wir den edeln Alamontade selbst an unsere Brust; als wäre unser Dank nicht dem Abbé, nein, als wäre er ihm gebracht.

„Und so sank auch ich ihm einst ans Herz!" sagte Dillon: „O Mensch," rief ich tiefbewegt, „wie war es möglich, daß dich die Menschen aus ihren Reihen verbannten? Wie konntest du mit diesem erhabenen Sinn zum Verbrecher werden? Seit wann schmiedet man den Tugendhaften an die harte Ruderbank? Warst du vielleicht ein so grober Sünder, daß die bürgerliche Gesellschaft von dir zu fürchten hatte? Es ist nicht möglich, Alamontade! Du bist unschuldig zur gräßlichsten der Strafen verdammt worden. Rede doch. Ich übernehme deine Rechtfertigung. Du sollst, du mußt geehrt noch einmal ins Leben zurücktreten. Schande darf nicht über dein Grab gehen!"

Er war sehr erschüttert. Er zog mich mit Inbrunst an sich, und in Zähren schmolz sein Blick. „O!" rief er: „Nun noch einmal einen Menschen, einen Bruder an diesem längstverwaiseten,

armen Herzen! Ach, es hat in den dreiundzwanzig Jahren seiner Einsamkeit die Liebe noch nicht verlernt; es fühlt noch einmal wieder seine alte Seligkeit, bevor es bricht!“ Mehr konnte er in seiner Wehmuth nicht sprechen. Er schwieg und seufzte still-weinend.

Nach einer langen Pause erhob er sein Gesicht zu mir, und sprach: „O Herr, mein Herr, wie hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient?“

„Könnte ich dein Leben fristen, lieber Mann,“ rief ich, „gern opferte ich dafür das meinige hin. Du aber weißt es nicht, daß du mein Wohlthäter, mein Schutzengel bist. Du weißt es nicht, daß du mich aus Abgründen der Verzweiflung rissest. Ich war zu dir gesandt, dich zur Religion zurückzuführen; o Alamontade, und du bist es nun gewesen, der mich bekehrte, und mir die verlorne Religion zurückgab.“

Er schien mich nicht zu verstehen. — „Siehe, Alamontade, ich war ein unglückliches Wesen, als ich zu dir kam. Ich hatte Gott aus meiner Welt verloren, und starrte bebend in die Zukunft hin, wie in eine leblose Finsterniß. Zweifel über Alles, über mein Haben und mein Sein, umwickelten mich. Zwischen Widersprüchen taumelte ich umher, und ward mir selbst mit meinem Unsinn eine Last und ein Abscheu. Du, Freund, du hast mich wieder emporgerichtet und mich mir selbst in meiner wahren Natur und Würde dargestellt. Gott, Unsterblichkeit und Selbstständigkeit meines Ichs — sie sind! Mein Gott kann sich nicht selbst abläugnen. Durch dich bin ich wieder im Zusammenhang mit der Natur; gewogen liegt auf den untrüglichen Wagschalen der ewigen Vernunft der Dinge Werth und Unwerth vor mir. Die Finsternisse klären sich wieder auf, und was verödet, blüht mit jungem Leben! — Und Alles das ward mir von dir ertheilt!“

In dieser schönen Stunde war's, daß Alamontade's Herz sich freier gegen mich aufschloß. Er gab mir in zerrissenen Blättern sein Tagebuch. Er machte mich, auf mein dringendes Bitten, mit vielen Umständen seines Lebens genauer bekannt. Ich darf's nun wohl nicht erst sagen: Alamontade war unschuldig! Ich wollte auf der Stelle an seiner Rechtfertigung arbeiten. Ich wollte, daß ihm die Gerechtigkeit öffentliche Genugthuung leiste, ihm die geraubte Ehre zurückgebe. Er schüttelte den Kopf, und bat mich, so lange er lebe, keinen Schritt dafür zu thun. Er sei nicht lüstern nach der Achtung einer Welt, die ihn so lange, so un barmherzig verstieß, und zöge es vor, die letzten seiner Tage unzerstreut und ungestört sich selber zu gehören.

Ich wirkte für ihn bei den Behörden sogleich ein besseres Zimmer, größere Bequemlichkeit aus. Mit Freuden hätt' ich mein Hab' und Gut hingeboten, ihm damit einen fröhlichen Augenblick zu erkaufen nach so viel ausgestandenen Leiden. Ach, daß ich ihn so spät erst kennen lernte!

Auf mein wiederholtes Begehren, mir alle, auch die geheimsten seiner Wünsche, zu entdecken, sagte er endlich: „Wohlan, schreiben Sie doch nach Nismes oder Montpellier, um zu erfahren, wohin Clementine gekommen? Ob sie noch am Leben sei? Ob sie sich verheirathet habe? Ob sie glücklich war?“

Ich kannte diese Clementine aus seinen Papieren und seinen mündlichen Erzählungen. „Und wie, Alamontade?“ sagte ich, „wenn nun Clementine noch am Leben wäre? Nicht so, du würdest wünschen, sie noch einmal zu sehen?“

Er lächelte bei dieser Frage still vor sich nieder. „Ach, sie war der Engel, der meine Kindheit zauberhaft verschönerte, und mich weinend bis an die Schwelle des verlornen Edens führte. Nein, bemühen Sie sich nicht, mein lieber Herr. Sie wird Alamontade's nicht mehr gedenken, wenn sie lebt, und noch weniger

wird sie sich überwinden können, eine Reise zu machen zum Sterbelager des Galeerensklaven!“

Ich schrieb. Ich bot die Hilfe aller meiner Freunde, aller meiner Bekannten auf, Clementinen zu entdecken, und sie zu bewegen, ohne Versäumen nach Toulon zu eilen, wo ihr wichtige Entdeckungen bevorständen. Wirklich gelang es einem meiner Freunde, ihren Aufenthalt zu erfahren. Es war bei Montpellier, wohin sie seit einigen Jahren aus Paris zurückgekehrt war. Sie hatte kaum von Alamontade erfahren, so entschloß sie sich, die Reise nach Toulon zu machen, ungeachtet sie an einer schweren Krankheit niederlag.

„Doch, ihr Lieben,“ fuhr Dillon fort, „wir vergessen, daß die Mitternacht vorüber ist, daß wir der Ruhe bedürfen. Morgen, wenn ihr wollet, erzählt' ich euch die Geschichte unsers gemeinsamen Freundes. Sie ist belehrend. Ein so grausames Schicksal konnte, ohne darunter zu vergehen, nur ein Mann tragen, wie Alamontade. Mit seinem Blick auf Gott, erhaben über seinen eigenen Schmerz, ging er heldenmüthig durch ein schauerliches Leben, von welchem jede Stunde schreckhafter, als der Tod ist.“

Bei diesen Worten erhob sich Dillon. Wir folgten seiner Einladung. Wir umarmten ihn mit innigem Dank. „Was Sie, lieber Abbé, dem ehrwürdigen Sklaven sagten, als Sie ihm dankten für Ihre Bekehrung, das haben Sie sich selbst in unserm Namen gesprochen!“ rief ich: „Welch ein majestätisches Wesen dieser Alamontade in seinen Ketten! Welch ein mächtiger, seltener Geist! Seine Worte tönen, wie Göttersprüche, und machen göttlicher den Menschen. Ich will mir seine Reden abschreiben. Nur Bruchstücke sind sie, aber in sich ein Vollendetes. Man muß sie öfters lesen, öfters hören, um in das schöne Heiligthum ihres Sinnes einzugehen!“

„Und ich erricht' ihm einen Altar in meinem Garten!“ rief

Roderich: „Sein Anblick wird mich immer wieder aufrichten. Wenn ich wanke, will ich an Alamontade denken, und mein ungeübter, schwacher Geist wird sich in der Erinnerung an ihn erheben und mächtig sein!"

So schieden wir begeistert von einander. Die Morgenröthe fand uns früher, als der Schlummer.

Zweites Buch.

1.

Als wir beisammen waren im Gartenzimmer, nahm der Abbé ein Heft hervor. „Hier," sagte er, „ist Alamontade's Erzählung, wie ich sie mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen. Ich gab zu Allem nur die vereinende Schnur; Alamontade's Gedanken und Worte sind es, die ich darauf an einander gereiht habe. Manches werdet ihr darin sehr kurz, manches wieder umständlicher entwickelt finden, je nachdem den Erzähler Gegenstände seiner Vergangenheit mehr oder weniger rührten, oder meine Fragen dazu leiteten."

Unsere Neugier war aufs Höchste gespannt. Mir war es unerklärliches Räthsel geworden, wie ein Galeerensklave zum Besitz so reifer Weisheit, so mannigfaltiger Kenntnisse gelangt sei, oder wie ein solcher Mann durch richterlichen Spruch zu der grausamen Entehrung verurtheilt werden konnte. Immer blieb dieser Mensch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, so wie seine Weltansicht. Welche Zartheit der Empfindung, gepaart mit Geistesgröße! Welch ein Heldenmuth der reinsten Tugend, und welch ein herbes Schicksal derselben! Wie verschwindet unter seiner Hoheit die Größe jener Helden des Alterthums, die nur durch der Dichter

Zauberwerk uns erschüttern! Ein Geist, wie der des geliebten Sklaven, ist jeder dichterischen Darstellung entwachsen. Einsam, anspruchslos und um so erhabener wandelte seine Tugend über die versinkende Sinnlichkeit dahin, nur erkennbar dem Auge der Vernunft. Der Dichter, indem er das Saitenspiel der Empfindung rührt, mag nur Gegenstände der Sinnenwelt schauen; selbst seine Götter kleiden sich noch in Farbenglanz.

Doch ich eile zur Erzählung. Dillon, beschattet vom spielenden Weinlaub am Fenster, las. Nie vergess' ich dieser schönen Stunde.

2.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, erzählte Alamontade. Ich verlor meine Mutter sehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte, aller seiner Sparsamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermste im Dorfe. Aber, außer dem Zehnten von seinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen seines mühseligen Gewinns den vierten Theil an Steuern und Abgaben hingeben. Unsere alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Noth. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas," sagte er mehr als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße meines Angesichts dennoch keinen schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuß auf ihrem Todtenbette gab? Ich versprach ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Taglöhner werden, und Fremden dienen."

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ich's

konnte. Aber mein kindlicher Trost beugte ihn nur tiefer. Er ward kränklicher und ahnete das Annahen seiner letzten Tage. Oft sah er mich gerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; und die bittere Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verließ, wenn ich's sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan, denn ich konnt' es nicht ertragen, ihn weinend zu sehen. Ich umklammerte seinen Hals, küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O! mein Vater, weine doch nicht!"

Welch ein glückliches Volk könnte jene Gegenden bewohnen, wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwei Aernten gibt, und Oliven und Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht. Es gibt die Frucht seiner Noth und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen; gibt seinen Erwerb den [redacted] Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahresfrucht einer Provinz, was unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schoos der Erde entrungen ward.

Ich war achtzehn Jahr alt, da starb mein Vater. Es war ein heiterer Abend, die Sonne nah' am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte im Schatten eines Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt genießen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich ging zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn!" sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feierabend kommt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht vergessen. Ich werde vor Gott stehen, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk' an uns, und sei der Tugend treu bis in den Tod! wir wollen für dich beten. Gott sorget für

dich. Und weine nicht. Denn hast du einst dein Tagewerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach! Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wird's thun, wenn die drei seligen Herzen der Aeltern und des Kindes an einander schlagen vor Gottes Thron!"

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebirgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechlichen Hülle des Körpers frei. Die theuern Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

3.

Der treue Knecht — sein Name ist mir entfallen — welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Nismes, bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln engen Straßen der Stadt Nismes gingen. Ich zitterte. Ein unwillkürlicher Schauder faßte meine Seele.

„Du bebst, Colas?" sagte der Knecht: „Du siehst blaß und finster. Ist dir nicht wohl?"

„Ach!" rief ich: „Bringe mich nicht hieher in dieses schwarze, steinerne Labyrinth. Mir ist so bange, als sollt' ich hier sterben. Laß mich taglöhnern in der grünen, freien Heimath. Sieh' doch diese Mauern, sie stehen wie Kerkerwände; und diese Menschen, sie sind so irre, so düster, als wären sie Verbrecher."

„Dein Oheim, der Müller," antwortete er, „wohnt nicht in dieser Stadt; sein Haus ist vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schicksale zu ahnen. Als ich ein Genosse des entsetzlichen Unglücks wurde, dessen Geschichte alle gefühlvollen Herzen der

gebildeten Welt erschüttert hat, erinnert' ich mich jener ersten, bangen Beklemmung, die ich in den Straßen des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm sie für eine Vorbedeutung. Auch der aufgeklärteste Mann mag sich nicht von abergläubiger Furcht loswinden, wenn seine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finsterniß nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welchen Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beständig. Gewöhnt, in der freien Natur mit ihr zu leben, einsam und einfältig, schreckte mich das rege Menschengetümmel der arbeitsamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oelbaums gewiegt, und in der grünen, heitern Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mocht' ich's in den engen dumpfen Mauern ertragen, wo nur der Gelddurst die Menschen zusammenführt. In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Umgebung an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Merkmale zurücklassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Karmeliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das artige Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider — —"

„Und was denn leider?"

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, liebreicher Geist sprach mich aus Allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung saß

die Mutter am Tisch, von drei blühenden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweijähriger Knabe saß auf dem Schoose der Mutter spielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angesicht. Sie schwiegen Alle und schlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim stand am Fenster und las in einem Buche. Schon waren seine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus seinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frömmigkeit.

Der Knecht sprach zu ihm: „Dieser ist Euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn sein Vater, Euer Schwestermann, ist gestorben, und in Armuth. Darum befahl er mir, Euch seinen Sohn zu bringen, daß Ihr sein Vater sein möget.“

„Sei mir willkommen und gesegnet, Colas!“ sagte Herr Etienne, indem er seine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater sein.“

Dann stand die Frau auf, und reichte mir die Hand und sprach: „Ich will deine Mutter sein.“

Diese Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küßte die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort sprechen zu können. Da umringten mich die drei Töchter, und sagten: „Weine nicht, Colas, wir sind deine Schwestern!“

Von dieser Stunde an war ich wie eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin gewesen. Ich glaubte in einer Familie stiller Engel zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward so fromm, wie sie Alle, und ward doch nie der Frömmste.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach einem halben Jahr trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleiß und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darum

hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehrjahre vollbracht, so sende ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du ein Vertheidiger unserer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unserer Rettung, und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit und Gewalt der Papisten.

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige Tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihete mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volkes und die Wuth der Mönche verfolgten die Unglücklichen bis in das Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht; doch diese unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in Aller Herzen. Gezwungen und zum Schein besuchten wir die Kirchen der Katholiken, feierten ihre Festtage, und hielten die Bilder ihrer Heiligen in unsern Zimmern. Allein weder diese Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten söhnte den Haß der Verfolger aus.

4.

Schwebend zwischen zweierlei Kirchen, deren eine ich öffentlich, die andere heimlich bekennen mußte, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Parteien, und wie Stolz, und Haß, und Eigennutz mehr, als Einsicht und Frömmigkeit unter den Fahnen der kriegenden Kirchen standen, ward ich, ohne es zu wissen, Heuchler und Zweifler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die streitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren durchdachter, feiner und wirksamer, als diejenigen, mit welchen man den angefochtenen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubenssätze, nur die nieangefochtenen behielten

in mir bleibende Hoheit. Doch verbarg ich mein Inneres Allen, um nicht Allen ein Gräuel zu sein.

So vereinsamte sich früh mein Geist. In geschäftlosen Stunden war Gott und seine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenstand. Der Wahnsinn der Menschen, mit welchem sie sich der wechselnden Meinung willen verfolgten, oder wegen eines Titels ihrer Fürsten bekriegten, war mir schauerlich. Ich empfand schon früh mein hartes Geschick, unter Wesen zu leben, die in Allem anders, als ich, urtheilten. Ich sah mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht viel menschlicher, als jene, vor deren Menschenopfer wir erschrecken. Wenn die alten Celten, oder die Braminen, oder die Wilden der amerikanischen Wüsten am Altare ihrer Götter Menschenopfer schlachteten, waren sie entsetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn sie am Altare ihrer Götter (und Meinungen sind die Götter der Sterblichen) tausend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Gräuel meines Zeitalters, und sah kein Mittel, die allgemeine Rohheit der Völker verschwinden zu machen. Die thierische Natur der Sterblichen ist überall die obsiegende. Futter, Geschlechtstrieb und Gewaltsucht sind, wie bei jeder Viehgattung, die mächtigsten Reize zum Handeln; die Quellen der Eintracht und Zwietracht, des Steigens und Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvernichtbare Wahrheit sind mehr geahnet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen, ohne daß ihr Wesen immer die Lehrer selbst durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen würde, diese zu bekennen, würde bald das Gelächter der Umstehenden, das Opfer des allgemeinen Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, Du Einziger, du Erhabener! Dich verkannten Deine Feinde, aber noch weit mehr Deine Anhänger bis zum heutigen Tag.

Doch allzuverwundend für mich war die finstere Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraume der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönere Welt zu bauen, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle hinüberpflanzte.

5.

Die Ruinen des ungeheuern Amphitheaters zu Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römergröße, waren mein Lieblingsaufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabenen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mir, als umarmte mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Die Ueberbleibsel längst verstorbener Menschengeschlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An dem römischen Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms, den Gothen, errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnungen armer Taglöhner und Fabrikmenschen heutiger Tage. — Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hilfsgeschrei eines weiblichen Geschöpfs hier unter den Schwibbogen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschoß, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußtritte machte den Verbrecher

schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen mit zerrissenem Haar saß auf einem Marmorblock bebend und außer sich.

„Ist Ihnen Leides gethan?“ fragte ich.

Sie betastete ihren Kopf. „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Steinnadeln von Werth; mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hier. Neugier entfernte mich von Mutter und Schwester. Sie erwarten mich draußen. Der Mensch sollte mich zurückführen aus diesem weiten Labyrinth, und er führte mich in diese entlegene Gegend.“

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten ans Licht. O Clementine! — —

Sie war eine Blüthe von sechszehn Jahren, zart und schön aufgewachsen. Sie schwebte neben mir, wie ein Luftbild. Das Liebliche, Frische, Geistige ihres Angesichts war engelhaft, und ihr Blick voller Unschuld und Liebe drang in das Innerste meiner Seele.

Ich versank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich solch ein Gefühl von Bewunderung und Zutrauen, von unaussprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war einundzwanzig Jahre alt geworden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden alter Dichter, und nannte sie eine leidenschaftliche Freundschaft, unwürdig des Mannes. Ach! sie war wohl etwas anderes.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdischen. So ist's wahr, daß die Liebe den Staub vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

„Sie sind fremd?“ stammelte ich.

„Freilich,“ antwortete sie, „aber es ist vergebens, daß wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir.“

„Ich führe Sie dahin.“

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Straßen von Nismes waren mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern glänzende Gewölbe, und die Menschen zogen wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie drängte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommnen, welche durch ausgeschickte Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mir mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten Alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um meinen Namen, ich nannte ihn, verbeugte mich und verließ die Gesellschaft.

6.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straße des Hauses Albertas. Ich sah sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte vor mir, ich irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor alle Hoffnung, die schöne Erscheinung je wieder zu sehen; aber nicht meine Sehnsucht.

Die Zeit erschien, daß ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaß seines Vertrauens zu meinen jungen Kräften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich. Die ganze Familie stand weinend um mich

Sie lächelte mich an. So lächelt nur die Liebe in ihrer Unschuld. Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz sank auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaß mich nicht!“ dacht' ich, und starrte mit namenlosem Entzücken die schöne Gestalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen, herbei. Clementinens Antlitz verfinsterte sich. Man rief ihren Namen.

„Leben Sie wohl, Alamontade!“ sagte sie und verschwand unter den bebenden Zweigen.

Ich wollte im gleichen Augenblick zu ihren Füßen sinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich erkannte die Vidourle und das Landhaus von erhabenen Kastanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte, ob ich Erfrischung verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade?“ sagte er. Ich bejahte es. „Nun, Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl hinterlassen!“ erwiederte er. Ich ging zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. Clementine war das Fräulein de Sonnes.

Dieser Tag war einer der unvergeßlich schönen meines Lebens.

7.

Ein Dachstübchen im Hinterhause eines der reichsten und glücklichsten Bewohner von Montpellier, des Herrn Bertollon, ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller eines auf der gegenseitigen Straße stehenden Hauses waren meine dürftige Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hing über meinem Schreib-

tisch. Des Frühlings Blüthen-Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Citronenblättchens auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, den mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehen. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne und Nismes, und vielleicht durch irgend einen glücklichen Zufall die geliebte Heilige wieder zu sehen.

Eines Tages öffnete sich die Thür meines einsamen Gemachs. Ein junger, schöner Mann trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige Aussicht!“ sagte er, und trat ans Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt!“ setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Herr Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehen, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie,“ sagte er, „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben?“

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges Geld reicht kaum hin für die nothwendigsten Bücher.“

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren!“ gab er zur Antwort und verließ mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe. Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Clementinen und schlug die Saiten. Empfindungen

sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens die melodischen Töne.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Clementinen. Er lehnte mit der Stirn ans Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer. Meine Seele sank unter im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daß er sich umwandte und horchend neben mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer!“ rief er, und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müssen Freunde werden!“

Ich war der seinige schon; wir wurden's noch mehr im Zeitraum einiger Wochen. Ich mußte ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Naturalien-Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur dies Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war, in mehr als einer Hinsicht, ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude; sein Ziel war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eines der angenehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Castelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gattin auf dem Landgute; nur im Winter

zog sie in die Stadt. Bertollon besuchte sie selten. Nicht Liebe aber, sondern Konvenienz und Interesse schienen diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltene Ausnahme. Demungeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst Glied von der Brüderschaft der Pönitenten. „Es ist ein so Geringes," sagte er, „die Menschen zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man diese nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offenen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen verficht."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr. Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte diese ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung, und bewies mir, daß sie unter verschiedenen Nationen auch verschiedene Farben trage. Sein Witz wußte mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen, indem er eine meiner Kardinal-Tugenden zu verschiedenen Völkern wandern und überall übel anlaufen ließ.

Und doch war Bertollon, bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze, mir lieb; denn überall that er das Gute.

8.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Söller des Palastes de Sonnes nicht vergessen. Herr Bertollon hatte mir schon mehrmals ein anderes Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten, frohen Umsicht. Aber nicht für sein

erstes Prunkzimmer, nicht für die Aussicht ins Paradies von Languedoc hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

Der Zufall — denn Erkundigungen einzuziehen verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daß die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, und daß sie in tiefer Trauer sei um Clementinens neulich verstorbene Schwester.

Und die wenigen Wochen, und ein Vierteljahr verstrich. So oft ich die Harfe rührte, hing mein Auge unverwandt an dem geliebten Gemäuer. Aber die Familie de Sonnes kam nicht zurück, und kein Zufall belehrte mich des Fernern. Ich aber schwieg und verhüllte mein liebendes Herz vor der Welt.

Die Feierzeit der hohen Schule erschien. Ich flog nach Nismes, in der Hoffnung, dort glücklicher zu werden. Als ich beim Landhause an der Vidourle vorüberkam, blieb ich stehen. Alles war verschlossen, ungeachtet die Felder und Hügel wimmelten von Schnittern und Winzern. Da sucht' ich die Wunderstelle auf unter den Kastanien, wo Traum und Wirklichkeit einst so zauberhaft zusammengeflossen. Ich warf mich unter den schwebenden Zweigen nieder, und auf der Stätte, welche Clementinens Fuß einst durch seine Berührung gleichsam geheiligt hatte. Liebe und Wehmuth zogen mich nieder. Ich küßte den geweihten Boden, der damals Alles getragen, was die Welt für mich Theures umfing.

Ach! umsonst harrte ich einer Engelserscheinung entgegen. Ich verließ den schönen Ort, als es schon Abend worden, und über der verdämmernden Ebene nur die Felsengipfel der Sevennen noch goldroth funkelten.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne, die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und selig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich

am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath, und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude!“ rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unserer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt, und wie deine Lehrer dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort, dich zu stärken; denn unsere Leiden sind groß, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug, die Macht des Antichristen zu brechen, und das in den Staub getretene Evangelium triumphirend emporzuheben!“

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeußerungen der ersten Magistratsperson der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs ungemessenes Vertrauen besaß. Man trug seine Drohungen gegen die Hugenotten von Mund zu Mund; jeder Gassenbube rief sie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andere Sorge. Vergeblich hatte ich alltäglich die Straße des Hauses Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends sichtbar.

An der Straße begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich: er schüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tausend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären schon seit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, sondern in Marseille, um in den Zerstreuungen dieser großen Handelsstadt ihren Schmerz über den Verlust einer zärtlichgeliebten Tochter und Schwester zu beruhigen.

So mit vernichteter Hoffnung, Clementinen nur einen Augen-

blick lang und aus der Ferne nur zu sehen, ging ich traurig nach Hause. Die freudige Erwartung, welche ich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Plane, nach Marseille zu gehen; nur drei Tagereisen waren es bis dahin — und dann wollte ich von Straße zu Straße wandern, und Fenster um Fenster mustern, und alle Kirchen und alle Messen besuchen — könnt' ich sie nur dann eine Minute lang wiedersehen — könnte sie mir nicht für so viele Mühe einen freundlichen Blick gewähren?

Aber die besonnene Ueberlegung zerstörte mir bald den abenteuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagener trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids; Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ist's denn?“ fragte Herr Etienne mit starker, stolzer Stimme. Er hatte überhaupt, ungeachtet seines frommen Aeußern, etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohesten sein soll, wenn die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt; der Marschall liegt nicht außer der Gewalt des Herr-Gottes!“

Ich gab meine Verwunderung über dies Alles zu erkennen. „Du hast wohl Recht, Colas!“ sagte der Alte: „Und es verdrießt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hierher gesandt, und dir gebieten lassen, morgen um die zehnte Stunde ins Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ist's nun? — Will

dir dein Gewissen wohl, so geh' zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperrte Hölle."

Allerdings konnte der von einer so erhabenen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Offiziere, Edelleute und Garden begleitet. Der äußere Pomp der Großen übt über die Gemüther der ungebildeten Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr!" rief Herr Etienne: „Geh' hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging.

Der Marschall von Montreval war in seinem Kabinet. Nach mehr, denn anderthalb Stunden, wurde ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebietenden Anstand, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen, trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehen, Alamontade," sagte der Marschall, „da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lob ausgezeichnet sind. Bauen Sie Ihre Talente an, Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen, aber emsiger. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie Alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners, zu bewahren, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien, nach einer kleinen Unterredung mit mir, Wohlgefallen gegen mich

blicken zu lassen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte, meine in Bangigkeit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbarn und die ganze Stadt erfahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt' ich's nicht?“ rief Herr Etienne: „Gott ist's, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzes ragt das heilige Kreuz gen Himmel!“

9.

Herr Bertollon war aufs Land zu seiner Gattin gereiset, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniß stand ich in meinem Dachstübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Clementinens Namen, und küßte das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung ins Auge trieb, und doch ward mir wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes sollten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. „Vielleicht führt sie der Frühling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier!“ sagte ich zu mir, und sah hinüber zu dem Palast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Clementine sein!“ rief's in mir; aber ich war kraftlos zusammengesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht, und nicht die Macht, aufzusehen und Ueberzeugung zu suchen.

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor,

und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war hergewandt, vom schwarzen Schleier umweht. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er erhob sich — ich sah Clementinen, und in einem Augenblicke, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundene Gluth brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehen zu müssen. Und als ich abermals hinüber sah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick.

„Sie ist's!“ tönte es in mir, und ich stand auf der Höhe irdischer Seligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir. Ein goldener Schimmer übergoß die rußigen Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumenmeer. Die Welt zerfloß unter mir wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzücken. „Ach, welcher Seligkeit ist das Menschenherz mächtig!“ rief ich, und sank auf die Knie nieder, und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast Du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung!“

10.

Es war Clementine. Am Abend strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmälig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am ihrigen im Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie — mein Gruß ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ich

ans Fenster gebannt; zuweilen begegneten sich unsere schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O selige Stunden, die ich harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Arm und geringer Herkunft, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte — wie durft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigsten und reichsten Erbin von Montpellier erheben, um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes warben?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniß jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, sind die Krone des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher im Weltall, und zuversichtlicher dann; und wir dulden die Dornen am Wege; und auch die Wildniß glänzt schöner unter dem Schimmer einer in Liebe stilllodernden Phantasie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und ließ die Saiten rauschen. Ich spielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neuesten und rührendsten Balladen voll ausdrucksvoller Melodie. Als ich die erste Strophe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tönte mir Harfenlaut denselben Gesang leise zurück aus der Stille der Nacht. Wer konnt' es sein, als Clementine, die das Echo meiner Empfindungen werden zu wollen schien? Als sie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechselten wir gegenseitig. Musik ist die Sprache der Seele. Welch eine unnennbare Wollust für mein Herz: Clementine würdigte mich des Gespräches!

Ach, tausend namenlose Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfangen, in welchem sie gegeben

und angenommen werden, muß ich verschweigen; allein sie sind unvergessen. Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich lebenlos, entzückend immer.

Und so dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang sahen wir uns schweigend und liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und betete mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie, von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet, unter den Schattenbäumen des Peyrou*) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsere Freude und unsern Kummer; wir baten und gewährten, und hofften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahnete den Umgang unserer Seelen, unsere schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herrn Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr, meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

11.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr der Gemahl vor.

„Hier,“ sagte er, „ist Alamontade, ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche, als daß er noch der Ihrige werde, Madame.“

---

*) Einer der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth allen Zauber verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt; aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein gefühlvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachlässigt, von jungen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, wußte dennoch die Verleumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezogenes Leben. Ich selbst sah sie nur selten. Erst im letzten Jahre meiner Zeit auf der Hochschule gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß, uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtliche Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu lesen. Sie war unaufhörlich für ihn beschäftigt. Sie bereitete ihm die Arzneien; sie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entscheidenden Höhe stand, wich sie nicht von seinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerstörte sie ihre eigene Gesundheit.

Herr Bertollon blieb sich, als er genas, in seinem kalten und höflichen Betragen gegen sie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie schien seine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte sich nach und nach in gleichem Verhältniß wieder von ihm, als seine Gesundheit zunahm. Ich konnte nicht anders, als sie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe machen.

„Aber was willst du, Colas?“ rief er: „Bist du Meister deines Herzens, daß du es wagen kannst, dem meinigen Gehorsam abzufordern? Wenn du willst, nun ja, ich will es

dir einräumen, meine Frau ist schön; aber die leere Schönheit ist nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieben wir uns nicht in die Meisterstücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, sie hat Verstand; den pflegt man aber nicht zu lieben, sondern höchstens nur zu bewundern. Sie ist sehr wohlthätig; aber sie hat des Geldes genug, und keinen Gefallen an kostbaren Vergnügungen. Sie bezeigte in meiner Krankheit viel Aufmerksamkeit für mich. Ich bin ihr dankbar. Es soll ihr an nichts von Allem fehlen, was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und, wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicher Weise unter diesen Fehlern einer oder der andere von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner Brust jedes anglimmende Gefühl von Inneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein in Gold verwandeln, und nicht Konvenienz-Ehe in Herzenssache umschaffen könnte?"

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstoßenden Fehlers.

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund, kann ich's schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unserer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungsloses Aufwallen, ihre Alles zerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äußern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern muß, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äußert; aber dann ist es unvernichtbar, und Alles verzehrend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu sein; ohne ihr unglückliches Temperament möchte sie eine Heilige

werden. Aber eben dies vernichtet alles Bessere. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräßlich, so schauderhaft, daß man nicht begreifen könnte, wie einer derselben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läßt sich kein Herz stehlen."

Diese vertraulichen Mittheilungen erschütterten mich um so mehr, da ich selbst Bertollons feine Menschenkenntniß und seinen richtigen Blick schon erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang mit Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelte meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft. Ich faßte den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn in ihren Arm zurückzuführen.

12.

Gewohnheit des alltäglichen Umgangs entfesselte uns allmälig von der lästigen Etikette, und gab mir für Madame Bertollon einen Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter!" sagte sie einmal, als sie, an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder ging: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Charakter gibt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade! Sie wissen es: Warum haßt mich Bertollon?"

Er haßt Sie nicht, Madame. Er ist voll Hochachtung für Sie. Hassen? Er müßte ein Ungeheuer sein, wenn er das könnte. Nein, er ist ein edler Mensch. Er kann Niemanden hassen.

„Sie haben wohl Recht. Er kann Niemanden hassen, weil er

Niemanden lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und Niemanden; die ganze Welt und Jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvollern Kopf vergiftet, als bei ihm."

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame.

„O daß es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich."

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame! Beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern.

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer ist er derselbe."

Wenigstens ein guter, liebenswürdiger Mensch.

„Liebenswürdig? Er ist's. Er weiß es, und bemüht sich, es zu sein; aber leider nicht um Andere, sondern um nur sich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewol er auch nicht schlecht ist."

Gewiß, Madame, ich verstehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, daß ich Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menschen gekannt, die so sehr verdienten, glücklich zu sein, und so sehr geeignet wären, es eins durchs andere zu werden, als Sie und Ihren Gemahl. Und doch stehen beide von einander getrennt da! Gewiß, ich will glauben, genug gelebt und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich Sie beide mit einander aufs Innigste verbinden, und Ihre entfernten Herzen zusammenführen könnte.

„Sie sind sehr gütig. Aber ungeachtet die Hälfte Ihrer Arbeit schon gethan ist, denn mein Herz eilte längst dem seinigen nach, welches vor mir flieht, so fürcht' ich doch, wünschen Sie eine Unmöglichkeit. Wenn's aber noch Einem gelingen sollte, so würden Sie der Eine sein. Sie, Alamontade, sind der Erste, dem Bertollon so ganz eigen sich hingibt, an den er sich

so fest klammert. Versuchen Sie es, ändern Sie des Mannes Denkart."

Sie scherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, die Bertollon noch ausüben soll? Er ist großmüthig, bescheiden, der Beschirmer der Unschuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorstechende Leidenschaft, gemeinnützig, freundschaftlich — — —

„Sie haben Recht, das Alles ist er."

Und wie soll ich ihn ändern?

„Machen Sie ihn zum bessern Menschen!"

Zum bessern Menschen? — erwiederte ich erstaunt und blieb stehen, und sah der schönen Frau mit einer sonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen. Ist er denn böse? Ist er lasterhaft?

„Das ist Bertollon nicht!" antwortete sie: „Aber er ist nicht gut."

Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß er all' die schönen Eigenschaften besitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen?

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet. Aber es sind nicht seine Eigenschaften, es sind nur seine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vortheilhaft ist. Er ist nicht tugendhaft, sondern klug. Er sieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute und Böse. Er würde eben so gerne die Hölle zur Erreichung seiner Absichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er setzt seine Seligkeit darein, das zu erhalten, wonach ihm gelüstet, und dafür ist er und thut er, was unter den gegebenen Umständen zweckmäßig sein mag. Die Welt ist ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichsten und Schlauesten Alles gehört. Das Gedränge der beisammenlebenden Menschen schuf, wie er

glaubt, Staaten und Gesetze, Religionen und Uebungen. Der Weiseste ist ihm, wer das verworrene Geflecht der Umstände bis auf den feinsten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag Alles. An sich ist nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehen Sie, Alamontade, dies ist mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur sich. Sein Sinn und Geschmack ändert und darnach sein Wesen. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er seine Ziele. Er ist der Sohn einer angesehenen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlstandes herabgesunken war. Er wollte reich sein, ward Kaufmann, verschwand in entlegene Gegenden, und kam als Herr einer Million zurück. Er wollte seinen Wohlstand durch Verbindung mit einem der angesehensten Geschlechter dieser Stadt sichern. Ich ward sein Weib. Er wollte Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er popularisirte sich und schlug die ersten Ehrenstellen aus. — Nichts ist ihm bei seiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt keine Heiligkeit. Er überwältigt Alles; Niemand ist ihm stark genug, weil Jeder schwach ist durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenschaft, oder eine Meinung."

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erschütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entsprechend. Nie hatt' ich noch Alles das in mir zur deutlichen Vorstellung erhoben, wenn schon es dunkel in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gatten trennte, und verzagte, sie auszuebnen zu können.

Aber, Madame, sagt' ich, und drückte gerührt die Hand der schönen Unglücklichen: Verzweifeln Sie nicht. Ihre ausdauernde Liebe, ihre Tugend wird ihn endlich fesseln.

„Tugend? O lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder Einseitigkeit

des Charakters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und der Erziehung hält, womit die Phantasie der Blöden voll kindischen Eifers spielt?“

Er hat aber doch ein Herz, der Mann!

„Er hat ein Herz, aber er hat es nur für sich, und nicht für Andere. Er will geliebt sein, ohne sich dafür zu veräußern. Ach, und kann man einen solchen lieben? Nein, Alamontade, die Liebe fordert mehr. Sie gibt sich ganz dem Geliebten hin; und lebt in ihm, und ist ihrer selbst nicht Herrin. Sie rechnet nicht, sie sorget nicht, sie wagt's darauf, ob endlich Treue sie beseligt oder Verrath sie erwürgt. Aber hoffnungslos will sie nicht sein. Sie begehrt des Andern Herz; und eben darin liegt ihr Himmelreich.“

13.

„Und eben darin liegt ihr Himmelreich!“ seufzt' ich, als ich in meinem Zimmer stand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab, und hing ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld gewesen. Hatte sie nicht selbst ihn auf meine Brust geworfen, die das liebende Herz beherbergt? Schien sie nicht damals mit eigener Hand dies krönen zu wollen? Wär' es nur kindliche Tändelei gewesen? — Ach, hätte es ihr gleich gegolten, ob es eine Dornenkrone, oder eine Blüthenschnur ist, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln, und lehnte sich hin, sah hinab in die Straße und nicht wieder zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir

einst gereicht zu haben. Jetzt war es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatte ich mir Clementinen als Gattin gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu sein. Aber Gattin? Ich, der arme Sohn eines in Schulden verstorbenen Bauers; ich, der noch selbst mit der Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft — ich forderte Montpelliers reichste Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte Clementinen, aber verzieh es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daß ich die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben könnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äußeres Glück durch eines Wei[illegible] zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaf[illegible] Ich wollte mir durch eigene Kraft den Weg zu Clementinens Hohe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangene Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und ließ, doch ohne Namensnennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drucken, deren einen bedeutenden Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall erhob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und dieser ärntete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen als die Meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Namen zu wissen, konnte sie ihn ja

am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen; und sie empfindet es, und ist voll stillen Dankes.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

14.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloß sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daß er auch ein Herz habe für Andere. Er ließ keinen Tag entfliehen, ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese, bald jene seiner schönen Handlungen.

„O! Bertollon," rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „welch ein Mensch bist du! Warum muß ich dich eben so beklagen, als bewundern!"

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das Eine und nicht das Andere, antwortete er mit liebkosendem Lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswürdige, daß du gut und tugendhaft bist, ohne es sein zu wollen. Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sei damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner Bekehrung ab? Sobald du älter wirst, seh' ich dich in meinen Fußstapfen. Für jetzt sei wenigstens tolerant. Dasselbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen.

„Ich zweifle. Könntest du, Bertollon, dich freiwillig ins Elend stürzen, um die gerechte Sache zu erhalten?"

Was nennst du auch gerechte Sache? Deine Begriffe sind nicht klar.

„Wenn du Montpellier vom Untergange erretten könntest, durch eigene Aufopferung: wärst du fähig, lebenslängliche Armuth, oder selbst den Tod dafür zu leiden?"

Herr Colas, du schwärmst wieder. Nur Schwärmer können solche Opfer fordern und bringen. Und es ist gut in der Welt, daß es dergleichen gibt. Aber komm' auch einmal zur Besonnenheit. Es thut mir leid um dich, daß du immer an den Grillen fangst. Du wirst auf diese Weise nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und suche die Thoren zusammen, die für deine Begriffe in den Tod gehen sollen; du findest unter hundert Millionen nicht Einen Mann. Alles ist unter gewissen Verhältnissen wahr, gut, nützlich, gerecht, schön. Die Begriffe der Menschen sind überall verschieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten! Sie starben für ihre Vorstellungsart und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren.

„Ich könnte dich hassen, Bertollon, um dieser Worte willen."

Dann wärest du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft.

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern könntest, daß du mich ins Verderben stießest: würdest du mich ins Verderben stoßen?"

Für eine solche Frage sollt' ich dich hassen, Colas.

„Und doch konnt' ich sie thun. Du strebst ja nur, wie du sagst, immer nach dem, was dir nützlich ist. Du wägest ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs."

Lieber Colas, ich seh' es schon, du wirst ein schlechter Advokat werden, und wenig Schätze sammeln, wenn du nur immer

die nach deinem Begriffe gute Sache vertheidigen willst, und *nie* die ungerechte, wenn du dir Vortheil dabei spinnen könntest.

„Ich schwöre es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabscheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unschuld und zum Schutz des Verbrechens rühren möchte.“

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirst du es mehr als einmal thun, weil du nicht immer der Menschen Schuld und Unschuld an ihrer Stirn gezeichnet findest. Geh! du wirst der Welt Narr, wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannst.

So stritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir seine schrecklichen Meinungen nicht immer so scherzend gesagt hätte, als wenn er sie selbst nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harnisch jagen; und wenn's ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber sprachen gegen seine Worte.

15.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den schönen Sinn, der sie beseelte. Sie glühte für die Tugend, welche sie mit religiösem Eifer übte.

Ich ward ihr Tischgenosse. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einsam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe schlagen. Bald konnt' ich ihren reizenden Gesang mit meinem Saitenspiel begleiten. Sie sang meine Lieder, und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden sein, wenn mein Herz nicht an Clementinen hing.

Wenn ich von ihr mit Enthusiasmus zu Bertollon sprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, daß er ein so liebenswürdiges Geschöpf sich selbst überlassen könnte, antwortete er: „Unser Geschmack ist verschieden. Laß doch einem jeden den seini-

gen. Willst du, lieber Despot, denn alle Köpfe und alle Herzen in der Form des deinigen gegossen wissen? Ich weiß es, meine Frau verliert an mir nichts. Sie ist also darum nicht unglücklich, daß ich mit ihr so umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Personen der Fall ist. Sie wußte dies voraus. Befindest du dich in ihrer Gesellschaft wohl, so freut's mich; und lieb ist's mir, wenn sie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du siehst, tugendhafter Colas, auch ich bin großer Aufopferung fähig. Denn ich überlasse dich ihr, oft wenn ich am sehnlichsten dich zu mir wünsche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniß, vor den Tribunalen des Königreichs als Anwalt zu erscheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieser Zeit machten meine Besuche bei Madame Bertollon seltener. Aber desto fröhlicher empfing sie mich dann jedesmal; desto lebhafter empfand ich, wie theuer sie mir war. Wir sagten es uns nicht, wie sehr wir einander unsrer bedürftig geworden, aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Wesens.

Zuweilen schien es mir, als wäre sie trauriger, denn sonst, und dann wieder liebreicher und hingebender. Zuweilen schien sie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schwesterlichkeit über meine Besorgnisse beruhigen zu wollen. Diese Ungleichheit des Betragens war mir befremdend; aber ich bemühte mich vergebens, davon die Quellen zu erforschen. Indessen blieb es mir nicht verborgen, daß sie nicht mehr die immer Heitere und Gleichmüthige war, wie sonst. Ich fand sie oft mit rothgeweinten Augen. Sie sprach zuweilen mit einer sonderbaren Schwärmerei über das Glück der klösterlichen Abgeschiedenheit. Dabei entzog sie sich ihren gewöhnlichen Gesellschaften mehr und mehr. Eine verhehlte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Diese Beobachtungen machten auch mich traurig. Ich bemühte mich oft vergebens, sie aufzuheitern. Die Wehmuth ihres Blickes, das erlöschende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Bestreben, mir unter erkünstelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankte, mischten in meine Freundschaft die milde Wärme und Zärtlichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einst, in einer Abendstunde, da sie zu meinem Harfenspiel sang, hemmte ein plötzlicher Thränenstrom ihre Stimme. Ich lehnte erschrocken die Harfe zurück. Sie stand auf und wollte in ihr Kabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend sind Jugend, Schönheit und Unschuld im Augenblick des stillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

„Nein," rief sie, „lassen Sie mich!"

Aber so kann ich Sie unmöglich verlassen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht sehen? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht selbst so? Und gibt dieser schöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniß zu fragen, die Sie mir umsonst verdecken wollen?

„Lassen Sie mich. Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich!" rief sie, und wollte sich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie sind unglücklich . . . sagt' ich.

„Ach, unglücklich!" seufzte sie mit unverhaltenem Schmerz, und ihr schönes Gesicht sank an meine Brust, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkürlich schlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zusammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich. Ich stammelte ihr Worte des Trostes, und bat sie, sich zu beruhigen.

„Ach, unglücklich bin ich!“ rief sie mit Heftigkeit und schluchzend. Ich wagte es nicht weiter, mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfindungen abzuwehren. Ich ließ sie ausweinen, und führte sie zu den Sesseln zurück, da ich fühlte, daß sie schwächer ward und zitterte. Ihr Haupt blieb an meiner Brust.

Ihnen ist nicht wohl? fragt' ich schüchtern.

„Es wird mir wohl!“ — antwortete sie. Nach einer Weile ward sie ruhiger. Sie sah auf, und sah meine Augen naß. „Warum weinen Sie, Alamontade?“ lispelte sie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt bleiben? — antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand und Aug' in Auge saßen wir da, von unsern Gefühlen verschlungen. Eine Thräne floß über ihre Wangen. Ich senkte mich leise gegen sie, und küßte sie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, besinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte meinen Kuß sanft erwiedert. Unsere Umarmung lösete sich nicht; meine Thränen verdufteten über der Gluth der Wangen. In unsern Küssen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freundschaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir schieden. Zehnmal schieden wir, und eben so oft sank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd, wie ein Berauschter, kam ich in mein Zimmer; Harfe, Kranz und Fenster erschreckten mich.

16.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie gewesen, als am folgenden Morgen. Ich war mir selbst unbegreiflich und schwankend zwischen Widersprüchen. Madame Bertollon schien mich zu lieben; heldenmüthig hatte sie bisher wider eine Leidenschaft gestritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender war's,

der, ohne sie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenschaft treten und eine unselige Flamme anblasen konnte, von der sie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mußte.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten zurück; vergebens enthüllte ich mir den schändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons großmüthige Freundschaft beging; vergebens gedacht' ich Clementinens und meiner stillen Gelübde: Alles, was mir sonst reizend und ehrwürdig gewesen, hatte Macht und Einfluß verloren. Der Rausch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft schwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die Gluth ihres Gegenkusses, und meine geschmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüssen und Folgerungen die ernste Warnung des Gewissens.

„Elender, du wirst bereuen, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das Eis des spätern Alters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen!“ So sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangenen Abends schwelgte, und dunkle Ahnungen mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welche wir beide durch unsern Umgang geriethen, und ihr zu sagen, daß ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müßte.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe; log ich ihr vor, wie mich geheime Leidenschaft verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke. Ich bat, ich beschwor sie, mich nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Phantasie ein begeisterndes Gemälde unserer Seligkeit auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und zerriß den Brief, und schrieb einen zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder. Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Maüern von Montpellier wieder zu sehen, schwor ich leise in mir, das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich aus ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehen.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedene Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der alles verschlingenden Neigung. Ich beschloß, zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daß auch sie sich wegen ihrer bewiesenen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daß auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht sein konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubniß unserer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch freveln?“ rief's wieder in mir: „Also doch nun einbüßen den lange bewahrten innern Ruhm der Unschuld?“ Ich wankte, und trat zurück.

„Sei rein wie Gott und bleib' es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet!“ sprach ich zu mir selbst.

Dies religiöse Gefühl erhob mich. Der Gedanke: Sei rein wie Gott! tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nun lauter, und ich verspottete beinah' meine eigene Religiosität.

Da öffnete sich die Thür meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl!“ sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, daß ich mich aufs Bette hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blaß!“ sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene!“ rief's in mir: „Dem Ehemann entdecke Alles, Alles: so ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du bleibst rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes!“

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe!“ sagte ich schnell und mit Furcht, ich möchte das Bekenntniß nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestoßen, so überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war geschehen. Der Ehemann wußte Alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rausche unserer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenschaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entscheidende Handlung, von der wir erkennen, sie sei Rettungsmittel. Wir müssen gleichsam den widerspenstigen Körper gewaltsam treiben, sie zu vollziehen, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwischen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der Betäubung vor den umnebelten Augen die dunkeln Zweige des Ufers schweben, und eine innere Stimme sagt: „Ergreife sie!“

Bertollon entfärbte sich, und sprach: „Was redest du, Colas?“

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehen, denn ich liebe sie!“ antwortete ich.

„Du bist ein Narr, glaub' ich!“ — sagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es ist mein Ernst. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin ist ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch ist es Zeit. Du bist mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geständniß, als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin zu schwach, um immer meiner Herr zu sein, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daß ich an ihrer Seite gleichgültig sein könnte.“

„Ein Heiliger, wie du, Colas,“ sagte Bertollon laut lachend, „der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Herzens in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sei ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sei dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wälztet: würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiß, ihr denket beide zu edel, als daß ihr euch vergessen solltet!“

Er sagte dies Alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone argloser Zuversicht, daß ich gerührt ihn an mein Herz schloß. Sein Edelmuth erneute meine Kraft zum Guten. Ich schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur, daß ich einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein,“ sagt' ich, „lieber Bertollon, ich wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe, und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jedem ent-

ehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daß ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehen. Ich will — —“

„Wozu mir das sagen?“ unterbrach mich Bertollon: „Genug, ich vertraue dir. Denkst du, daß ich's nicht längst bemerkt, daß meine Frau dich liebe? Daß ihre Liebe die Farbe ihres heftigen, ungestümen Charakters trage? Daß ihre Leidenschaft um so gewaltiger sei, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edeln Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen fürchterlichen Haß verwandeln, und dann wehe dir!“

„Was sagst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit, unter der ich selbst erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihrer Gemüthsart? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Anflug entdeckt!“

„Freund Colas, du kennst die Weiber nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind.“

Er brach hiermit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursache hatte, die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühler wurd' ich selbst, und je entschlossener, mich allmälig von seiner Gemahlin zu trennen.

17.

Erst am Abend des folgenden Tages sah ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt. Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. Wir blieben beide lange sprachlos. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ich's noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen?“ sagte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehen zu büßen.“

Sie schwieg.

„Ich habe Ihr Vertrauen gemißbraucht,“ fuhr ich fort: „ich sollte nur Achtung hegen gegen die Gattin meines einzigen Freundes! — ich habe gefehlt.“

Und ich! — stammelte sie leise.

„Ach, Madame, ich fühl's, ich bin zu wenig in meiner eigenen Gewalt; und wer könnt' es sein bei Ihnen? — Aber — — und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein Entschluß ist genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innere meines Herzens entdeckt.“

Entdeckt? rief sie erschrocken: Und er? —

„Er verfärbte sich anfangs.“ — —

Er verfärbte sich? — stammelte sie.

„Aber mit Vertrauen auf Sie, Madame, und mit einem Vertrauen, größer, als meine Tugend, wollt' er mir den Vorsatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen.“

War das ihr Vorsatz, Alamontade?

„Er ist's noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber sind die Gattin Bertollons. Ich will die Ruhe einer Familie nicht unterbrechen, der ich tausend Wohlthaten schuldig bin.“

Sie sind ein edler Mensch! — sagte sie, und Thränen rollten über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entschlossen war. Meine Sachen sind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verhehlen, Alamontade, daß ich wünsche, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unsere Freundschaft entartete in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu spät gegen meine verwilderten Empfindungen.

Sie schluchzte heftiger. „Ja!“ rief sie: „So ist es besser! Wir müssen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unsere Herzen ruhiger schlagen, bis wir uns mit kühler Freundschaft begegnen können!“

Sie schwieg. Ich war tief bewegt.

„Aber, ach, guter Freund!“ sagte sie jammernd, und warf sich an meine Brust: „Ich überlebe diese Trennung nicht lange!“

Und indem ihr Herz an dem meinigen schlug, und unsere Leidenschaft höher loderte, und unser Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungespürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und schworen, sie doch zu tödten in unserer Brust. Wir beschlossen, daß wir uns trennen, daß wir uns selten nur sehen, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns sehen wollten, und versiegelten mit entseelenden Küssen den unzerstörbaren Bund unserer Seelen.

Welch ein elendes Geschöpf ist der Mensch! Er ist am schwächsten immer, wo er am stärksten zu sein glaubt. Wer die Versuchung flieht, der ist der Held; wer sich muthwillig in sie begibt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn schon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir schieden von einander, hatten wir verabredet, ich solle nicht weiter, als eine Stunde von Montpellier reisen. Auf dem Landgute bei Castelnau sollt' ich wohnen, und nur zuweilen zum Besuch in die Stadt kommen.

18.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorsatz aus, so sehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich meinen Bitten weichen. Ich reisete ab, ohne auch nur den Abschieds-Besuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rausche. Ich fühlt' es, daß ich Madame Bertollon nie wahr und rein geliebt hatte, und verabscheute mich selbst, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Rausch gewesen, entstanden erst unter der unglücklichen Liebe, welche die schöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht ward, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln stieg mein Gemüth allmälig zu ehemaliger Heiterkeit hervor, und Clementinens Bild stand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte, bei meiner Flucht aus Montpellier, Kranz und Harfe zurückgelassen. Nicht daß ich Clementinens damals ganz vergessen gehabt hätte, sondern Scham und heilige Scheu stießen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hatte berühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu sein, und hielt die Qual der Sehnsucht und der Entfernung nur für die gelindeste Buße meines Verbrechens.

Es verstrichen vier Wochen. Bertollon allein besuchte mich. Er kam oft: „Denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch fesseln mich meine Geschäfte an die unselige Stadt!“ sagte er.

Er machte verschiedene Versuche, mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umsonst. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einsamkeit, und fühlte mich glücklicher.

19.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr Larette ist draußen, er will Sie schlechterdings sogleich sprechen!“ sagte er, und Larette, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verstört.

„Stehen Sie auf,“ rief er, „und kommen Sie sogleich nach Montpellier.“

Was gibt's? fragte ich erschrocken.

„Stehen Sie auf, kleiden Sie sich an. Sie haben keinen Augenblick zu säumen. Bertollon ist vergiftet und liegt auf den Tod."

Vergiftet? stammelte ich und sank fast ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünscht Sie noch zu sehen. Ich bin hierher gesprengt auf seinen Befehl!"

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt' ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen stand bereit. Wir setzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

Vergiftet? fragte ich wieder unterwegs.

„Freilich!" erwiederte Larette: „Doch es ist eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. — Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, ist im Gefängniß. Auch Madame Bertollon ist in ihren Zimmern verhaftet."

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat sie verhaften lassen?

„Der Magistrat."

Der Magistrat? Bildete sich auch die Polizei von Montpellier solche Raserei ein? Glaubte der Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben? —

„Er glaubt's, und Jedermann — —"

Herr, Sie zucken die Achsel? Und Jedermann? — — Nun, fahren Sie doch fort, was wollten Sie doch sagen? —

„Daß es Jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, mein' ich, heißt er — —"

Wie? Valentin? Richtig, der alte, treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne — — —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift auf Befehl der Madame Bertollon vor ungefähr acht Tagen geholt zu haben."

Der höllische Lügner, der —

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über diese Aussage des Knechts, hat sie es ohne weitere Umstände eingestanden. Da haben Sie Alles.“

Eingestanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verstehe Sie nicht. Was hat sie eingestanden? —

„Daß Valentin ihr das Gift habe holen müssen.“

Entsetzlich! Und auch, daß sie es sei, die ihren eigenen Mann umgebracht, vergiftet hat? —

„Wer gesteht auch so was gern? Uebrigens ist es leider der Fall. Bertollon fühlte gestern früh wieder seine gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wissen, er ist dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat seine Gemahlin ersucht, da sie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapotheke besitzt, ihm die gewöhnlichen Magentropfen zu geben, eine sehr kostbare Essenz, die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläschchen brachte.“

Ich kenn' es sehr wohl und auch die Essenz. —

„Sie selbst goß die Arznei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte sie dem Mann. Nach einer Weile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Giftes. Man fand davon noch Spur in der Essenz, die im Löffel geblieben. Der Arzt that sein Mögliches, ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur Untersuchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sei eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt, auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchbar geworden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizeiamt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf

seine Gebieterin und deren Befehl. Madame Bertollon ward obrigkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man forderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand das vom berufenen Spezereihändler wieder erkannte Gift; nur fehlte davon im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen geprüft, und das Gift darin entdeckt worden. So stehen die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Larette nicht, den kein Fremder wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke; unsere Trennung erhöhte ihre Leidenschaft, statt sie zu brechen. So verfiel sie auf den verruchten Plan, sich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich der zerstörenden Gluth im Charakter, von welcher mir Bertollon einmal gesprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbesonnener Weise erzählt hatte, daß ich ihrem Gemahl unser Verhältniß offenherzig bekannt; und wie sie da erschrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforscht hatte.

Die Wahrscheinlichkeit stieg in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewißheit. — Ich konnte es mir erklären, wie der schwarze Gedanke in ihr reifen mochte; ich sah sie den verfluchten Trank einrühren und, von ihrer Leidenschaft geblendet, dem unglücklichen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuern Wohlthäters. „Lebt er noch?" rief ich schon unten an den Treppen. Man gebot mir flüsternd, leise zu thun. Man wehrte mir den Eingang in sein Gemach. Er war in einen sanften Schlummer gesunken, der ihm wohlthun und ein beruhigender Zeuge seiner Errettung sein sollte.

„Und wo ist Madame Bertollon?“ fragt' ich.

Man antwortete mir, sie habe diesen Morgen in aller Frühe das Haus verlassen, und sei zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie, häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sei nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefängnisses zu entziehen. Man erzählte mir noch im Vertrauen, daß Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eigenen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seien gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würde ich ein Verbrechen eingestehen, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann.“

20.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, insofern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Gewalt, ja sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Madame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und Alles, was mir Larette nur flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannigfaltiger Umstände verbreiteten immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier ward durch diese außerordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmälige Genesung durch die Kunst der Aerzte erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich

mich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollon!“ rief ich: „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärest! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Siehe, du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich ins Grab zu gehen. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reizen ausgestattet, ein Weib, dessen Aug' und Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich sein?“

„Liebst du sie noch, Alamontade?“ fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt; nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnengaukelei war's, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen das meinige. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte? — Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen, die ich ihr verschwendete. Ich kannte sie nicht!“

Unterdessen war der Prozeß gegen die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Aber der berühmteste Advokat von Montpellier, Herr Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte Alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern gefüllt, die seinetwillen oft von entlegenen

Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts," sagte Bertollon, „als daß man mich von der Giftmischerin auf ewig trenne. Ich dringe auf keine andere Bestrafung ihres mißlungenen Versuchs. Ihr eigenes Gewissen und die öffentliche Verachtung sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiß es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein Nebenbuhler. Ich sehe voraus, daß er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaßen verwirren und verblenden wird, daß meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht."

„Das wird er nicht!" rief ich und glühte auf: „Ich bitte dich, Bertollon, wenn ich gleich ein Anfänger bin, und nie vor Gerichten sprach, übergib mir deine Angelegenheit. Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh', gegen eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige."

Bertollon lächelte; aber er äußerte mir zugleich seine Besorgniß, daß ich der Gewandtheit meines Gegners nicht gewachsen sei. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon!" sprach ich: „Die Freundschaft wird mich begeistern und erheben, wenn ich einmal unter Menards überlegenen Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzuvoreilig selbst eingestanden."

21.

Seit undenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser, welcher durch das Grausenvolle seines Inhalts, und durch das Ansehen der darin spielenden Parteien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, die ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß, in welchem Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemand ahnete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchstens Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre unerlaubte Zuneigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dieses war noch Geheimniß; es sollte Geheimniß bleiben. Nur wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch diese letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwalt Bertollons sei, gab man schon im Voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugenverhören wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner schien meiner nur zu spotten. Er verachtete es schier, gegen einen jungen Menschen aufzutreten, der noch vor Kurzem sein Lehrling gewesen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er sprach, und sprach mit solcher Macht, daß er mich selbst aufs innigste erschütterte, und fast für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozeß dauerte durch Menards Kunst schon ein halbes Jahr, wo ich in einigen Wochen zu siegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volks aus dem Hause des Präsidial-Gerichts begleitet; und ich schien meine Kräfte nur darum an Erschwerung seines Sieges zu vergeuden, um seine Lorbern zu vermehren.

Die Schönheit der Angeklagten hatte alle junge Männer der Stadt zu ihrer Partei gewonnen, und ihre ehemalige Wohlthätigkeit fesselte für sie des Volkes ärmere Klasse. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger bestochener Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchen sich einst Madame Bertollon gezeigt hatte.

Je mehr inzwischen meine Sache sank, je mehr stieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte mich. Menard selbst fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus seinen ersten Eroberungen zurückdrängte. Seine Partei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen war. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien, und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung einer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daß ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte den Kopf. Sie machte mir eine drohende Geberde. Ich glaubte sie zu verstehen und zuckte die Achseln, und ließ mich nicht abschrecken, eine Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. Clementine schien über mein Glück die Verwandtschaft mit Madame Bertollon zu vergessen. Ach! ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seliger, als ich. Jahre lang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sie im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie strenger, als bisher, vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheue, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwaltes vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grade der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon ihre Sache vor Gericht selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hülfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Blässe des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß

auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos."

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade," sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf bringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier? Sie schwieg eine Weile: dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!"

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todesstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!" über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heiterer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sie im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie strenger, als bisher, vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheue, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwaltes vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grade der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon ihre Sache vor Gericht selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hülfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Bläße des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß

auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos."

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade," sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf dringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier? Sie schwieg eine Weile: dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!"

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todesstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!" über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heiterer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen

Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Konvenienz-Spiel sei.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir lebten fröhlich: um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern und schworen uns im tollsten Rausche ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas!“ sagte er, „kennst du Clementine de Sonnes?“

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen und rief einmal ums andere: „Aber Närrchen, du mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sei doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt? Sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun, du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde.“

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott!“

Desto besser. Denn ich bedarf noch eines göttlichen Beistandes zu einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen wohnt in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ich's; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Rom verkauft Dispensen. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch Seine Unterhal-

tungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie Er sie bei meiner ersten hatte.

„Wie, Bertollon?“ rief ich erstaunt: „Du willst dich wieder vermählen?“

Wie anders? Siehst du, ich meinte anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätte ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir gerade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können.

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nicht.“

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte — lach nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jacques, kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich.

„Welchen Spaß denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!“

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldner Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst, freilich nur wenig, in die Essenz gethan.

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Bertollon.“

Nun, eben deswegen war's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thut's keinen Schaden mehr.

„Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen?“

Ei, ich sah schon, daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf die Schachtel geschrieben. Aber was denkst du auch, daß sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel!“

Aber schlau war's! Nicht so, Colas? denn nun stellt' ich mich den andern Morgen schwindelkrank, ließ es meiner Frau sagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weise die Essenz brachte. Der Arzt ward auch bestellt, so konnte gleich dem Gift entgegen gearbeitet werden. Ich hatte aber nur eine kleine Portion hinein gethan.

„Aber, Bertollon, was redest du auch? So wäre ja deine Frau ganz unschuldig?“

Das ist gerade das Lustigste in der Sache, und du hast dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, sie sei rein behext. Denn sie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den besten Dietrich habe.

„Aber . . .“ sagte ich, und das Entsetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, bist mein einziger Vertrauter, siehst du, und es hätte noch übel gehen können. In der Eile stieß ich im Arzneischrank ein Fläschchen rothen Liqueurs um, und vergaß, es aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du sollst es auch sein. Ich schwöre dir, an dem Tage, wo ich Julien heirathe, feierst du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was ist dir? du wirst, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Wasser! Der Champagner bekömmt dir doch nie!

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern Hand das Glas reichte. Ich drängte ihn schaudernd zurück. Ich war betäubt von dem, was ich gehört hatte.

„Geh' schlafen!“ sagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

23.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch' eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müssen! Ich war noch nicht vermögend, an ein so scheußliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod sein kann.

Es wurde mir wohl, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn, hätte er so gräßlich handeln können, wie mochte er es wagen, sein Leben lang ein Glas Wein über die Lippen zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß aufzulösen drohte? Wie konnte er sich einem Bösewicht, wie einem rechtschaffenen Manne schamlos in eigner sündlicher Abscheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünscht' ich mich zu täuschen. Seine Aeußerungen über mich und die unglückselige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte . . . Ach! es war nur Alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit seiner frühern Plane vor mir. Ich erinnerte mich seiner verschiedenen gefallenen Reden, und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hin-

leitete, und nie mißtrauisch auf unser beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit ihres Gemüths gesprochen, so brütete er wahrscheinlich schon damals Entwürfe, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrscheinlich that es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich stand noch immer entschlußlos. Gerettet mußte die Unschuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines ersten, meines einzigen Freundes; nur ein Uebermaß seiner Liebe zu mir und Weinrausch hatte ihm das entsetzliche Geständniß entlockt — sollt' ich hingehen, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; sollte die Hand, welche von ihm unzählige Almosen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund stürzen? Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollte ich verlieren!

„Unselige Verkettung der Begebenheiten!“ seufzt' ich: „Warum mußte ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu morden?“

Aber mein Gewissen rief: Sei gerecht, ehe du gütig sein willst! Welches auch immer die Folgen unserer Handlungen sein mögen, die wir pflichtmäßig üben — und müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und gehe einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trage in dir das stille Bewußtsein: Du thatest, wie du als ein Gerechter solltest. Es ist ein Gott, sei rein wie er!

Ich schrieb an den Polizeibeamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchst dringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draußen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon!“ seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir," sprach ich endlich, „ist deine Frau gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?"

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig!"

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du Alles gethan? oder wolltest du mich nur . . ."

Bertollon richtete sich auf, und sagte, „Colas, ich hoffe, du bist gescheid!"

„Aber rede doch! Bertollon, heute wird das Präsidialgericht über deine Gattin den Spruch fällen. Laß die Unschuld nicht verderben."

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?"

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker Bewegung. Er war sehr bleich geworden, und bläulich wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrak, da er sich bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles Andere."

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?"

„Flieh', sag' ich, noch ist es Zeit!"

„Warum?" entgegnete er: „Hast du im Sinn . . . oder vielleicht schon . . ."

„Um Alles was dir lieb und heilig ist, flieh', sag' ich."

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief unangekleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, daß seine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschuß und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür sprang auf, der Polizeibeamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Pistole, in der andern eine zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund!" schrie er mir zu, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter, war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer großen Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erholt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Versammlungsort des Präsidialgerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig geworden. Eine ungeheure Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich ins Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als

sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst ein.

Ich bat, angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen habe. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille ging durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter,“ sprach ich, „einst stand ich hier, ein Ankläger der Unschuld. Ich komme, sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände; getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückliche, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!“

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungsszene, aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend, gesehen zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfänglich über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte Niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als ich aber schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren mit Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sie im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie strenger, als bisher, vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheue, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwaltes vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grade der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon ihre Sache vor Gericht selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hülfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Bläſſe des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß

auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos.“

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade,“ sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf dringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier? Sie schwieg eine Weile: dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!“

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todesstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!“ über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heiterer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen

Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Konvenienz-Spiel sei.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir lebten fröhlich: um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern und schworen uns im tollsten Rausche ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas!“ sagte er, „kennst du Clementine de Sonnes?“

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen und rief einmal ums andere: „Aber Närrchen, du mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sei doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt? Sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun, du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde.“

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott!“

Desto besser. Denn ich bedarf noch eines göttlichen Beistandes zu einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen wohnt in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ich's; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Rom verkauft Dispensen. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch Seine Unterhal-

tungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie Er sie bei meiner ersten hatte.

„Wie, Bertollon?“ rief ich erstaunt: „Du willst dich wieder vermählen?“

Wie anders? Siehst du, ich meinte anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätte ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir gerade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können.

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nicht.“

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte — lach nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jacques, kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich.

„Welchen Spaß denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!“

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldner Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst, freilich nur wenig, in die Essenz gethan.

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Bertollon.“

Nun, eben deswegen war's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thut's keinen Schaden mehr.

„Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen?“

Ei, ich sah schon, daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf die Schachtel geschrieben. Aber was denkst du auch, daß sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel!“

Aber schlau war's! Nicht so, Colas? denn nun stellt' ich mich den andern Morgen schwindelkrank, ließ es meiner Frau sagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weise die Essenz brachte. Der Arzt ward auch bestellt, so konnte gleich dem Gift entgegen gearbeitet werden. Ich hatte aber nur eine kleine Portion hinein gethan.

„Aber, Bertollon, was redest du auch? So wäre ja deine Frau ganz unschuldig?“

Das ist gerade das Lustigste in der Sache, und du hast dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, sie sei rein behert. Denn sie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den besten Dietrich habe.

„Aber . . .“ sagte ich, und das Entsetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, bist mein einziger Vertrauter, siehst du, und es hätte noch übel gehen können. In der Eile stieß ich im Arzneischrank ein Fläschchen rothen Liqueurs um, und vergaß, es aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du sollst es auch sein. Ich schwöre dir, an dem Tage, wo ich Julien heirathe, feierst du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was ist dir? du wirst, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Wasser! Der Champagner bekömmt dir doch nie!

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern Hand das Glas reichte. Ich drängte ihn schaudernd zurück. Ich war betäubt von dem, was ich gehört hatte.

„Geh' schlafen!" sagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

23.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch' eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müssen! Ich war noch nicht vermögend, an ein so scheußliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod sein kann.

Es wurde mir wohl, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn, hätte er so gräßlich handeln können, wie mochte er es wagen, sein Leben lang ein Glas Wein über die Lippen zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß aufzulösen drohte? Wie konnte er sich einem Bösewicht, wie einem rechtschaffenen Manne schamlos in eigner sündlicher Abscheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünscht' ich mich zu täuschen. Seine Aeußerungen über mich und die unglückselige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte . . . Ach! es war nur Alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit seiner frühern Plane vor mir. Ich erinnerte mich seiner verschiedenen gefallenen Reden, und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hin-

leitete, und nie mißtrauisch auf unser beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit ihres Gemüths gesprochen, so brütete er wahrscheinlich schon damals Entwürfe, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrscheinlich that es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich stand noch immer entschlußlos. Gerettet mußte die Unschuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines ersten, meines einzigen Freundes; nur ein Uebermaß seiner Liebe zu mir und Weinrausch hatte ihm das entsetzliche Geständniß entlockt — sollt' ich hingehen, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; sollte die Hand, welche von ihm unzählige Almosen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund stürzen? Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollte ich verlieren!

„Unselige Verkettung der Begebenheiten!“ seufzt' ich: „Warum mußte ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu morden?“

Aber mein Gewissen rief: Sei gerecht, ehe du gütig sein willst! Welches auch immer die Folgen unserer Handlungen sein mögen, die wir pflichtmäßig üben — und müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und gehe einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trage in dir das stille Bewußtsein: Du thatest, wie du als ein Gerechter solltest. Es ist ein Gott, sei rein wie er!

Ich schrieb an den Polizeibeamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchst dringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draußen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon!“ seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir,“ sprach ich endlich, „ist deine Frau gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?“

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig!“

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du Alles gethan? oder wolltest du mich nur . . .“

Bertollon richtete sich auf, und sagte, „Colas, ich hoffe, du bist gescheid!“

„Aber rede doch! Bertollon, heute wird das Präsidialgericht über deine Gattin den Spruch fällen. Laß die Unschuld nicht verderben.“

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?“

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker Bewegung. Er war sehr bleich geworden, und bläulich wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrak, da er sich bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Geldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles Andere.“

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?“

„Flieh’, sag’ ich, noch ist es Zeit!“

„Warum?“ entgegnete er: „Hast du im Sinn . . . oder vielleicht schon . . .“

„Um Alles was dir lieb und heilig ist, flieh’, sag’ ich.“

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief unangekleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, daß seine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschuß und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür sprang auf, der Polizeibeamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Pistole, in der andern eine zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund!" schrie er mir zu, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter, war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer großen Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erholt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Versammlungsort des Präsidialgerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig geworden. Eine ungeheure Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich ins Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als

sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst ein.

Ich bat, angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen habe. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille ging durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter," sprach ich, „einst stand ich hier, ein Ankläger der Unschuld. Ich komme, sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände; getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückliche, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!"

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungsszene, aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend, gesehen zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfänglich über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte Niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als ich aber schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren mit Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie

Umringenden hingesunken. Der Vize-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heute in den Gerichtssaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marschalls Montreval, stieg von seinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte seinem Beispiel, unter dem Zujauchzen des enthusiastischen Volkes.

Ich ließ mich zu Madame Bertollon führen. Meine Kniee brachen. Ich sank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine nassen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihen?“ stammelte ich.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe, mit einem himmlischen Lächeln sah sie auf mich nieder.

„Alamontade!“ seufzte sie leise, und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mußte aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünscht' ich zu Madame Bertollon zurück zu kommen. Das Getümmel war zu groß. Man führte mich durch die gedrängte Menschenmasse, welche mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Palastes hinab.

Im Begriff, in die Sänfte zu steigen, ward ich von einem jungen, wohlgekleideten Manne angehalten.

„Sie können,“ sagte er, „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichen Ereignisse erinnern muß. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein Herr, Sie wenigstens einsweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen.“

Diese Einladung, mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daß ich's nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänfteträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch die Straßen der Stadt begleitet; langte ich endlich, aber sehr langsam, vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur, daß es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause, und in der Straße war, worin Clementine wohnte, welches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung sein konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem großen, prachtvollen Gebäude; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

25.

Alles, was das Menschenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraume dieses Tages für mich zusammengedrängt.

Eine Flügelthür ward geöffnet. Einige Damen traten hervor, mir entgegen. Die älteste derselben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen sehr verbunden, daß er mir die Ehre verschafft, den edelmüthigen Retter der Unschuld in meiner Wohnung zu sehen."

Wer schildert meine Bestürzung! Es war Madame de Sonnes, und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung stammeln auf die mir gesagten Artigkeiten; allein ich war allzuentkräftet. Der Blutverlust am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechsel der allerfremdartigsten und heftigsten Empfindungen, deren Beute ich bisher gewesen, hatten mich gänzlich erschöpft. Clementinens Erscheinung entseelte mich. Ich sah nur sie, und sprachlos sie, bis Gestalten und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrenes Dunkel zusammenflossen.

Mehrere Wochen lang mußt' ich Bett und Zimmer hüten.

Mit den Schmerzen meiner Wunde hatte sich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verließ mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bertollon'schen Hause herbeischaffen lassen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wußte ja nicht, welchen Werth er mir trug!

Unterdessen war Madame Bertollon freigesprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, daß die schöne Unglückliche sogleich von Montpellier abgereiset und in ein entferntes Kloster gegangen sei. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einschluß an Madame de Sonnes.

„Wahrscheinlich wird Madame Bertollon ihrem Erretter danken!“ sagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich seitdem durch all' mein Wohl und Weh begleitet.

Hier ist er:

Abtei St. G** zu V*. Den 11. Mai 1702.

„Leben Sie wohl, Alamontade! Diese Zeilen, die ersten, die ich einem Manne schreibe, werden auch die letzten sein. Ich habe das stürmische Leben der großen Welt verlassen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgibt mich; ich habe mich ohne Mühe von Allem, was mir einst lieb und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt genommen, als die Wunden, die sie mir schlug.

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniß dort draußen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod desto reizender zu machen.

„In der Blüthe meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwenschleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andere, die mich zerstört.

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser

heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verhehlen mochte, daß ich Sie liebte. Sie wußten es, Sie wissen es — ach! und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zucken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen. Sie haben mich nie geliebt! Nicht, daß mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daß Alamontade mich schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben sein würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!

„Doch nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und noch immer geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar sein. Ich fühl' es wohl, die Gattin eines Andern durfte dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth.

„Ich fühlte es immer, und immer ging ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen, als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick stillen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehen der Gefahr, meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatt' es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du das Geheimniß, welches die Scham mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach! Unglücksbringer, und du mußtest es sein, der vor den Richtern mich darum befragte!

„Du hast mich nie geliebt. Meine Entfernung wird dich nie betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muß für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich,

aber ihre Klage läßt mich ohne Trost, und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt ihn zu mildern.

„Hier in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da meinen Trost!

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dazustehen! Und einsam bin ich, denn mich liebt Keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in den fröhlichen Kreisen vergessen, meine Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im Gebirg, unbekannt und ungesehen; sie gab und empfing keine Freude, ihr Verschwinden läßt keine Spur zurück.

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen, unsern Scheidebrief. Ein brechendes Herz hauchte die Worte; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an und will dich selbst nie sehen. Ich will zu Gott flehen für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihen, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod ins bessere Leben leiten.

Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaß ich sie. Oft weint' ich bei ihrem Andenken.

26.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit, oft besucht. Nicht wie einem Fremdling,

sondern wie einem Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für Andere zu leben. Immer nur beflissen, Andern Freude zu machen, Andern Dienste zu erweisen, wußte sie denen das Ansehen ihrer eigenen Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Gütigkeit führte überall nur das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig war ganz Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heitersinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatte ich sie nie gesehen, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeisternd, ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freundinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß man nur immer *sie* bewunderte. Und von Allen war sie die Demüthigste, sie wußte von ihren eigenen Vorzügen nichts, und gerieth in Entzücken, wenn sie dieselben in Andern erblickte. Man hätte wetten mögen: sie habe sich selbst noch in keinem Spiegel gesehen.

Seitdem ich im Hause war, spielte sie die Harfe nicht mehr; auch war sie schüchterner, als ehemals in der Ferne; auch kam sie seltener zu mir, denn alle Andern im Hause; auch sprach sie weniger mit mir, denn mit jedem Andern, und doch sorgte sie am eifrigsten für mich; doch lauschte sie am emsigsten nach meinen kleinen Wünschen, und in ihren Augen lächelte mir Freundschaft.

Indem meine Liebe so zur unbesiegbaren Leidenschaft heranwuchs, wurden auch die tausend Hindernisse immer heller, welche mir alle Hoffnung tödteten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der

großen Welt! Ich hatte zwar im Bertollon'schen Prozeß ein so allgemeines Ansehen gewonnen, daß die Zahl meiner Clienten täglich größer ward; allein wie lange hatte ich zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen durfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf, in ihrem Zimmer, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach! sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein Reden, mein Kommen und mein Gehen waren so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich entschloß mich schnell zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht, und bat nicht, aber sie ward ernster, und, wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam!“ sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan, daß Sie uns so hart strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie.“

Alle Ursachen, welche ich erfinden mochte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste durft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan!“ sagte sie endlich, „wir müssen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte.

Warum ist's nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben Noth ist, um sie zu jeder Stunde wieder ausreißen zu können, ohne Schmerz? — Clementine wird eben darum einst sehr unglücklich sein. Ich zittere, daß sie mir erkranket."

Die Worte schlugen mich hart. Ich ward blaß und zitterte. „Clementine!" stammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer!" sagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn dessen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und sagte zur Tochter: „Er will nicht. Bered' ihn du!" Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen.

O welch ein Bild der schönen Wehmuth! Nie wird es in meinem Gedächtniß auslöschen. Die Schrecken eines endlosen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten ihm den Zauber und das Leben nicht rauben. Da saß sie, in ihrem einfachen Hausgewande, reizend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüthe blauen Flieders hing über ihr Hauptshaar zwischen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als sollte sie das Sinnzeichen dessen sein, was sie am meisten bedürfte, des Schlummers — der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, sah sie auf, und ihre freundlichen Augen lächelten mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!"

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

„Fordern Sie auch, daß ich bleiben soll? Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher."

„Noch unglücklicher?" entgegnete sie, und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?"

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich ver-

breiten. Aber, Clementine, Sie gewöhnen mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal früher oder später — dies Alles, Ihren Umgang — verlieren sollte, Clementine, und es könnte doch die Zeit kommen — wie stünd' es dann um mich?" sagte ich, indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

„Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht!" antwortete sie.

„Wollte Gott, daß ich mich nie trennen dürfte von Ihnen, als im Tode!" rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich, und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heiß auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft?" sagte sie.

„Hab' ich ein Recht auf Ihre Freundschaft, Clementine? Und dies schöne Herz, ach! wird es nicht einst für einen Andern lauter schlagen müssen, als für mich? Und dann, Clementine, dann?"

„Nie, Alamontade!" antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz voll sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm. Ihr Busen flog im Sturme des Gefühls. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsere Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse wechselten wir Leben um Leben.

O, welche Seligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das Loos versüßt, mit dem Irdischen vermählt zu sein!

Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementinens Namen lallen, und sie mir den meinigen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und Alles nicht

mehr die vorige Welt. Feierlicher und schöner prangte Alles; das todte Zimmer glich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus Allem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in dem gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe!“ rief ich.

„Und ewig!“ setzte sie hinzu.

27.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mich an. Sie ging mir lachend entgegen, und sagte: „Was haben Sie aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt! — Und wie, Alamontade, warum erröthen Sie? Ich weiß Ihnen Dank — aber, wie soll ich danken?“

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm und küßte mich.

„Sie sind ein guter Mensch!“ fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum Sie uns verlassen wollten.“

Ich war so bestürzt, daß ich keine Silbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere sein, Alamontade, und sind es immer; aber diesmal nicht! Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, daß Sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniß machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?“

„Madame,“ stammelte ich immer verwirrter.

„Ich denke, Sie möchten noch gern läugnen, wenn Sie könnten!“ sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beiden, da ihr in der Fülle eures Glücks die ganze Welt und mich

nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daß ich bei euver Verlobung sehr überflüssig sein könne. Meine Tochter lebt für Sie — machen Sie sie glücklich, und ich bin's dann auch."

Welch eine Frau! Ich sank zu ihren Füßen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!" sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht."

„Madame," rief ich, „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung — —"

„Ich gebe nichts!" entgegnete sie: „Nein, mein Lieber, Sie sind es, der uns den Frieden gibt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihretwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen, ist meine Pflicht. Ich lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl."

„Es ist zuviel!" rief ich: „Mein Entschluß war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug — ich bin arm, Madame" —

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?" antwortete die edle Frau: „Sie haben ein anständiges Auskommen, und Clementine, ohnehin schon begütert, ist meine Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken; und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst Alles verlieren, so schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: so kann's euch nicht fehlen."

Vergebens macht' ich verschiedene Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen.

„Nein, mein Herr," sagte sie, „daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum lieben, war mir wohl bekannt. Und wahrlich, das Mädchen hat innern Werth genug, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt

aber unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüchtern sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heirathet, an die ein ungeliebter Mann geknüpft ist; sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie."

„Und?" — — sagte Clementine, indem sie in ihrer reizenden Unschuld hereinschwebte, meine Hand nahm, und ihrer edeln Mutter freundlich ins Auge sah.

„Du hast wohl gewählt!" sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich."

28.

Clementine war meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf den Händen. Ich galt im Palast de Sonnes als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und es würde ermüdend sein, wenn ich die Mannigfaltigkeiten meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbenen Vater, nebst einer Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbener Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den Brief des Londoner Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden,

nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daß ich bei eurer Verlobung sehr überflüssig sein könne. Meine Tochter lebt für Sie — machen Sie sie glücklich, und ich bin's dann auch."

Welch eine Frau! Ich sank zu ihren Füßen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!" sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht."

„Madame," rief ich, „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung — —"

„Ich gebe nichts!" entgegnete sie: „Nein, mein Lieber, Sie sind es, der uns den Frieden gibt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihretwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen, ist meine Pflicht. Ich lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl."

„Es ist zuviel!" rief ich: „Mein Entschluß war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug — ich bin arm, Madame" —

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?" antwortete die edle Frau: „Sie haben ein anständiges Auskommen, und Clementine, ohnehin schon begütert, ist meine Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken; und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst Alles verlieren, so schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: so kann's euch nicht fehlen."

Vergebens macht' ich verschiedene Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen.

„Nein, mein Herr," sagte sie, „daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum lieben, war mir wohl bekannt. Und wahrlich, das Mädchen hat innern Werth genug, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt

aber unwerlicht. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüchtern sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heirathet, an die ein ungeliebter Mann geknüpft ist; sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie."

„Und?" — — sagte Clementine, indem sie in ihrer reizenden Unschuld hereinschwebte, meine Hand nahm, und ihrer edeln Mutter freundlich ins Auge sah.

„Du hast wohl gewählt!" sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich."

28.

Clementine war meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf den Händen. Ich galt im Palast de Sonnes als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und es würde ermüdend sein, wenn ich die Mannigfaltigkeiten meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbenen Vater, nebst einer Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbener Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den Brief des Londoner Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden,

und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genuß von viertausend Livres.

Ob ich gleich wußte, daß einer meiner nahen Verwandten in seiner Jugend nach Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten, konnt' ich doch kaum glauben, daß er ein so großes Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner Berichten über verschiedene wissenswerthe Dinge herrschte, flößte mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens in so fern er Erbschaft sein sollte, wiewohl er als Geschenk mir zu groß schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Verwandter verstorben sein sollte. Nie aber habe ich ein Mehreres entdeckt, als ich schon wußte. Daher konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, daß in dieser Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Verwandter gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeit zu werden. „Genießen Sie Ihr unbestrittenes Eigenthum, und lassen Sie ein Dutzend Messen für den Vetter lesen," sagte er; „und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig genießen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erste Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen: Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schlosse wohnen. Ich muß Sie täglich sehen. Meiner Geschäfte sind viel, und Ihr Rath ist mir zu viel werth."

Ich dankte dem Marschall für die ehrenhaften Gnadenbezeugungen. Ich bat nur um Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntnisse nicht gewachsen waren. Der Marschall überhäufte mich mit Höflichkeiten, und entließ mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entschließen würde, seine Wünsche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter, alter Oheim, war außer sich vor Freuden, als er von mir den Antrag des Marschalls vernahm.

„Da du in deinem Linnenkittel und in deinen Holzschuhen als Knabe zu mir kamst,“ sprach er, „o Colas, und da du so in deiner Armuth vor mir standest, und mein Herz rührtest: da war es, als hörte ich die innere Stimme des Geistes, die mir gebot, dich aufzunehmen an Kindesstatt, denn du würdest einst der Schutzengel der bedrängten Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Großes an dir gethan. Du stehst da nun wieder auf derselben Stätte des armen Müllerhauses, und bist ein hochgeachteter, gelehrter und reicher Mann. Weigere dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marschalls anzunehmen. Es ist nicht sein Wille, nein, es ist Gottes Wille. Es ist nicht sein Ruf, es ist der Ruf des Himmels, der zum Trost der Evangelischgesinnten an dich ergeht.“

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreis nur eine Tochter fehlte, die verheirathet war, und alle seine Freunde, die sämmtlich geheime Protestanten waren, ließen nicht ab, mir die dringendsten Vorstellungen zu machen. Ich mußte halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforschen.

Beide aber, sobald ich ihnen den Antrag des Marschalls bekannt gemacht hatte, stimmten sogleich dafür, daß ich nicht eine Gelegenheit entfliehen lassen müsse, mir einen größern Wirkungskreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes!“ sagte Clementine: „Sie kennen doch auch noch das Amphitheater und das Haus Albertas? Aber beim Marschall wohnen? Nein, das schlagen Sie ihm in Gnaden aus.“

Und so geschah es. Wir reiseten mit einander nach Nismes.

Ich trat meine Stelle an, und in Clementinens Armen durft' ich ausruhen von den Geschäften.

29.

Reichthum, Ansehen und Einfluß auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das schönste Loos, welches der Mensch sich erträumen mag. Freundschaft und Liebe beseligten mich. Fast war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes zu viel, des Schattens zu wenig, und Alles wurde zu einem hellen, rosenfarbenen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Großvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanständigen willen wurde unsere Vermählung um ein halbes Jahr verschoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns scheiden.

Der Marschall von Montreval behandelte mich in den ersten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mir's abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder seine gütigen Gesinnungen mit einiger Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Wesen hatte etwas Fürchterliches; aus seinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geist und Einsicht, aber dennoch von Vorurtheilen umnebelt, die er wahrscheinlich seiner klösterlichen Erziehung in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch ehemalige Ausschweifungen entnervt, war er kränklich, furchtsam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhnisch. Er machte sich kein Gewissen daraus, arge Willkürlichkeiten zu begehen, strenge zu werden bis zur Grausamkeit, manches Mannes Wohl seiner Laune aufzuopfern, und sich feile Dirnen zu halten. Aber dabei war er sehr kirchlich-fromm. Die Mönche waren seine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß er's vermuthete. Er versäumte keine Messe und galt für den andächtigsten Mann. Er lächelte

selten, war meistens ernst und kalt; und in seiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marschall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Mensch, wie Bertollon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne sittliche Grundsätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoistisch lachend eine ganze verzweifelnde Welt versinken sehen könnte für seinen Gewinn, ist nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gotteslängner und der Bigotte ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiche Gefährlichkeit. Beide, ohne Gefühl ihrer wahren Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihre Spinnengewebe zwischen den Verhältnissen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andere beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von den Sünden, die er draußen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen fürchteten von mir einen ihren Absichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig es mir um Einfluß bei dem Marschall zu thun war, und verloren sich allmälig wieder von mir. Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Charakter, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sei.

Die Protestanten von Nismes sahen mich als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müssen, wäre er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal

gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu sein, stieg ihre Schwärmerei, im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz, nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein,“ rief Herr Etienne, mein Oheim, „nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehen, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müssen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Lutherus, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und, Alamontade, so sei denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!“

30.

„Sie sind doch kein Hugenotte?“ fragte mich der Marschall von Montreval mit stechendem Blick, als ich den Protestanten abermals das Wort reden mußte. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte, in den gegebenen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einfluß den Anhängern Calvins werden mußte, die sich mit allzugroßem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschluß, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit machte mich zwar glücklicher, aber die Protestanten immer verwegener.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor Kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahin zu gehen.

„Und morgen verlang' ich meine Entlassung," sagt' ich lächelnd des Morgens zu Clementinen, „mag auch die Mutter einreden was sie will, morgen geschieht's! Und dann, Clementine? — —"

Und dann? — — — fragte sie.

„Nicht länger unsere Vereinigung am Altare verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freuen, da du seit heute die schwarze Trauerkleidung abgelegt hast. Also in acht Tagen bist du meine Gattin."

„Und dann" — fuhr ich fort, „dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling kommt mit seinem Schmuck; wir müssen ihn in freier Natur leben."

So war's beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim, Herr Etienne, war gekommen, er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas," sagte er, „heut' ist Palmsonntag. Du mußt mit mir kommen."

„Unmöglich kann ich das," war meine Antwort, „denn ich bin zum Essen eingeladen beim Marschall."

„Und ich," sagte er mit feierlicher Stimme, „und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. — Kein Großer dieser Erde wird dort mit uns zu Tische sitzen, aber wir sind daselbst versammelt in Jesu Namen, und er wird mitten unter uns sein. Wir alle, einige Hundert, mit Weib und Kindern, feiern diesen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erschrak.

„Welch eine Verwegenheit!“ rief ich: „Wisset ihr nicht, daß der Marschall in Nismes ist?“

„Wir wissen es, und der allmächtige Gott ist auch da!“

„Wollt ihr euch denn mit Vorsatz in Elend und Kerker stürzen? Das Gesetz verbietet aufs Strengste alle Versammlungen dieser Art. Es drohet mit dem Tode.“

„Welches Gesetz? das Gesetz des sterblichen Königs? Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.“

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit biblischen Gemeinsprüchen zu heben; je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche solcher Zusammenkünfte einsah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon schilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jesus verrathen war,“ rief er, „und als der Verräther neben ihm stand, und als er wußte, daß man sich rüste, ihn zu fangen, o Colas, von den Schrecken des gewissen Todes umringt, setzte er das heilige Sakrament des Nachtmahls ein. — Und wir, wir wollten Jesu Schüler sein, und beben? Nein, nimmermehr; und wenn die ganze Hölle in Waffen stände, sie sollte uns kein Grauen machen!“

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Abtrünnigen, einen Heuchler, einen Papisten, und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim gesehen, und seinen Verdruß in allen Geberden. Sie forschte nach den Ursachen, ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unschuldigen Liebkosungen verlor ich gemach meine Furcht und Unruhe. Sie erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünsche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Busen schwärmt' ich vom Glück der stillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menschen und ihrem leiden-

schaftlichen Treiben, wollt' ich einsam, an der Brust meines jungen Weibes, umgeben von der blühenden Natur, der Liebe, der Freundschaft und den Wissenschaften leben.

Wie selig waren wir beide in diesen Augenblicken! „O Clementine," sagte ich, „um Andere glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, sondern nur des Willens. Wir können ja groß sein, auch im kleinen, unscheinbaren Wirkungskreise. Wir besuchen dann mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unschuld, und ein Kuß lohnt mir's, wenn ich des Guten etwas gethan. Unsere Büchersammlung liefert unerschöpflichen Reichthum dem Geiste. Unsere Harfen tönen am Abend im Schatten des eigenen Hains die unbeneidete Seligkeit zweier liebenden Seelen. An unserer Tafel speisen die Dürftigen; und die Getröstfeten werden unsere Gesellschafter. Gewiß, Clementine, wir sehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieser Paläste zurück. Und einst — o Clementine! — nur der Gedanke schon durchschauert mich mit Entzücken — einst, Clementine, bist du Mutter — Mutter! — O Clementine" — — Ihre Küsse unterbrachen meine Worte. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter Ahnungen.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und athemlos.

„Was ist dir?" fragte ich.

„Herr!" stammelte er, „die Hugenotten sind draußen am Karmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotenen Gottesdienst . . ."

Ich erschrak heftig. Also verrathen war's. „Und weiter?" rief ich.

„Die Mühle ist von Dragonern umringt. Alle sind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marschall von Montreval ist in eigener Person dort. Der Predikant und noch andere von den

eingeschlossenen Ketzern wollten sich durchs Fenster retten; da winkte der Marschall, und die Dragoner gaben Feuer.“

„Gaben Feuer?“ schrie ich: „Wurde einer getödtet?“

„Ihrer vier liegen todt auf dem Platze!“ antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von sich lassen. Sie ward blaß. Sie verlor die Sprache, und hing mit stummer Angst an meinem Halse.

Madame de Sonnes erschien. Ich erzählte ihr die schreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Vorsatz bekannt, hinzueilen, um den Marschall zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entschluß; bat mich selbst, ohne Säumen dahin zu fliegen, und sprach Clementinen beruhigende Worte zu.

Ich ging, sah an der Thür mich noch einmal um nach Clementinen; sah sie blaß und bebend auf dem Schoose ihrer Mutter; ging zurück, küßte ihren verblichenen Mund, und eilte davon.

31.

Ich kam vors Thor. Ungestüm drängt' ich mich durch das in ungeheurer Zahl zusammenströmende Volk, welches mit brennender Neugier, und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend dastand, Kopf an Kopf.

Kalten Entsetzens sah ich über die Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über Alle, auf seinem Pferde, von einigen vornehmen Herren umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!“ rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krück-

stock auf die Mühle zeigte, sagte er, ohne eine Miene zu verändern: „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!"

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?" fragt' ich.

„Darüber sinn' ich," erwiederte er, „schon seit einer Viertelstunde."

„O gnädigster Herr," rief ich, „wahr ist, diese geblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seien Sie großmüthig, gnädigster Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder — —"

„Was?" unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade *) anrichten kann?"

„Nein, gnädigster Herr," sagte ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Gräuelthat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen."

„Es ist die Zeit, ein strenges Beispiel zu geben!" sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand, ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!"

Halb erstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!"

„Weg da!" rief er, und warf mir einen grimmigen Blick

---

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis, den 30. Herbstmonat 1567, gegen dreißig Magistratspersonen, Chorherren und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name Michelade für diese Mordnacht entstand.

zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen; ich ließ das Pferd los, und fiel auf meine Knie nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!“

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zetergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Knie. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der fromme Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweiheten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raffte ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. Im gleichen Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie!“ sagt' ich, und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall.

„Der Hund!“ schrie der Marschall, „ich sagt's doch immer, er sei einer von ihnen!“ Ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

„Nieder doch!“ brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus den Armen die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so den gottesvergessenen Ketzern!“ sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheuliches Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott?“ schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stockstreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen. Ich raffte mich auf, riß einem Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich, ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!“

Indem ich um mich her sah verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiels! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieß einen schrecklichen Schrei gen Himmel aus und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine Zunge war erstarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlte ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin hatt' ich mich blindlings hingegeben. Nur genährt von den Meisterwerken der größten Geister unserer Zeit, hatt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen eingewiegt. Ich hatte geglaubt, die Menschheit sei um vieles menschlicher, und entronnen den Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwig XIV sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahres 1703 ein Tag des goldenen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden diesen Tag lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes ward nicht geschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Gemordeten ward konfiszirt — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbeeren bedeckt!

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber schnell erloschen war wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einen schweren Schlaf!

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du!“ dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arznei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

Wo bin ich denn? fragt' ich.

„Bist bei mir!“ sagte der Kerl. Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hiersein zu danken hatte.

Bin ich denn ein Gefangener?

„Allerdings, und das von Rechtswegen!“ antwortete mein Wärter.

Weiß Madame d[illegible] Sonnes davon! Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht spre[illegible]

„Kennst du die Leute hier? Wo wohnt sie?“

In der Martinsgasse, im Hause Albertas.

„Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt du nicht, daß du in Marseille bist?“

In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?

„Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's

wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht in hitzigen Fiebern geraset. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben."

Was soll ich hier in Marseille?

„Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?"

Das ist ein Galeerenkittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?

„Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank."

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, eröffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffs auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet, daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen habe, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte, doch im stolzen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer geborgten Bleifeder auf einem halb zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach, ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Ketten an, und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dun-

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen gewesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber schnell erloschen war wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einen schweren Schlaf!

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du!“ dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arznei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

Wo bin ich denn? fragt' ich.

„Bist bei mir!“ sagte der Kerl. Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hiersein zu danken hatte.

Bin ich denn ein Gefangener?

„Allerdings, und das von Rechtswegen!“ antwortete mein Wärter.

Weiß Madame de Sonnes davon! Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?

„Kennst du die Leute hier? Wo wohnt sie?“

In der Martinsgasse, im Hause Albertas.

„Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt du nicht, daß du in Marseille bist?“

In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?

„Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's

wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht in hitzigen Fiebern geraset. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben."

Was soll ich hier in Marseille?

„Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?"

Das ist ein Galeerenkittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?

„Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank."

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, eröffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffs auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet, daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen habe, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte, doch im stolzen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer geborgten Bleifeder auf einem halb zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach, ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Ketten an, und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dun-

keln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Oelbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidenen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermeßliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlöre. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Grenzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andere Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend! Ach! Clementine! Clementine, und von dir! — Aus dem Schoose des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen, nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückender Gespräche, nun Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Ketten nun, für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Ich will ihn tragen!“ sprach ich dann in mir selbst: „Es ist ein Gott, und mein Geist aus ihm! Ich habe mich nicht selbst

verloren. Ich bleibe der Tugend treu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die Achtung mit mir übers Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müssen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide, ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war."

So gewann mein Geist nach Jahr und Tag den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heiteres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längst entschwundene Paradies meiner Jugend zurücksehen konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war's mir oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meeres, und lächle mir Muth zu, wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehen; aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all' die Seligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madam Bertollon einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heißen Gestaden Afrika's; und immer gewann ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neunundzwanzig Jahre nun vergangen? Was sind sie? Der Tod, mein oft, mein heiß ersehnter Freund, kömmt mich

zu erlösen. Ach, mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Unsere Geister sind verwandt, und berühren sich vielleicht wieder.

33.

Hier legte der Abbé Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale!“ sagte der Abbé: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiedenen Anläßen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst einem blechernen Löffel und einem Messer, sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Kapitän Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht, aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedsrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Offiziere im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch bessere Bissen zu. Er benutzte die erstern aber selten, oder gar nicht; und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeerensklaven. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug sein. Jedes Gute, so mir allein erwiesen wird, ist nur eine Vermehrung des Uebels der Andern.“ Der Schiffsprediger machte sich gewöhnlich an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und dies war sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nicht einmal. Einige hielten ihn da-

her für närrisch, Andere für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie sein müsse. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, ließen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern glauben. Als ihm im letzten Gefecht mit den Corsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangenen seinen Verlust, und einige von diesen rohen Kerlen weinten sogar wie Kinder.

„Dies ist Alles," sagte Dillon, „was ich vom Kapitän Delaudin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbstständigem Geist und mit dem Blick auf Gott durch die Gewitter seines Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eigenen Aufsätzen, wo eine reizende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit."

Wir schwiegen. Unsere Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edeln Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit!" schrie Roderich: „Ungehört, unvertheidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon wenig Beispiele mehr!"

„Ach nur zuviel noch!" erwiederte der Abbé Dillon. „Wer kennt nicht den Märtirer der kindlichen Liebe, den guten Faber von Ganges, welcher sich dem Intendanten von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in

Paris bekannt ward, und mitleidige Seelen ihn losbaten? Lebt nicht Faber noch heute in den Sevennen in Dürftigkeit*), während er als Held in der Operette auf den Pariser Theatern besungen und beklatscht wird?**) Alamontade hat wohl Recht. Wir leben in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet."

„Aber, lieber Abbé," sagte ich, „noch eins müssen wir wissen. Kam Clementine de Sonnes nach Marseille? Wie glücklich muß unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden sein, nach so langer Trennung!"

34.

„Als ich ihm," erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er sei noch am Leben und in Marseille, hätte sie den Entschluß gefaßt, ihn zu sehen, war er erschüttert. Er schwieg lange. „So hat sie mich denn nicht vergessen!" rief er endlich tief bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie noch einmal gesehen habe. O Clementine! Vielleicht ist's Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner auch auf die edlern unserer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irdischen, daß die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehen, so vielleicht finden sich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den

*) Im Jahr 1787.

**) Die Oper heißt: L'honnête criminel.

unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!“

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandenen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil geworden war, sollte aber auch diese Seligkeit nicht genießen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblichen. Ueber seinem blassen Antlitz schwamm noch ein sanftes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert und in ein besseres Leben übergegangen zu sein. Ich warf mich weinend auf die Knie nieder zu den Füßen seines Bettes, und war trostlos, wie man um einen verstorbenen Vater trostlos ist.

Einen Tag später, nachdem er begraben war, kam Clementine. Sie war sehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, trug aber unverkennbar noch die Spuren ehemaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Augen stumm, mit einem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontade's Bild. Sie küßte es und ließ es kopiren für sich. Auch mußte ich ihr aus Alamontade's Nachlaß sein Messer und den blechernen Löffel geben, aus welchem sie von nun allein die Arznei und die wenige Speise nahm, so sie genoß.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu sein. Ich mußte ihr von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontade's Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war, bis zum Tode, und welchen sie,

durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind schon über fünfzig Jahre, seitdem dies Alles geschah; aber Alamontade's Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Lasset uns, ihr Lieben, lasset uns leben, wie er! Lasset uns die Selbstständigkeit unsers Geistes, seine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit desselben retten durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken: Sei rein, wie Gott!

Harmonius.

1.

Wir saßen im Frühjahr oft im Garten des Harmonius beisammen. Nie habe ich einen Menschen gesehen, der inniger, reiner liebte; nie einen Menschen, der der zärtlichsten Gegenliebe würdiger gewesen wäre.

Als Greis von siebenzig Jahren war er noch derselbe frohe, stille, genügsame, unschuldige Mensch, der er einst als Kind von sieben Jahren war. Noch mit derselben Herzlichkeit schmiegte er sich an alles Gute und Wahre an, wie in seinen Knabenzeiten. Er zog den frischen Frühlingshimmel der Kindheit mit sich, durch das heiße Sommeralter, endlich in den kühlen Lebenswinter herunter. Die Zeit tastete zwar die Hülse seines Geistes an, und färbte und bleichte sie; aber an deren Inneres rührte der zerstörende Finger nicht.

Noch immer war ihm die unermeßliche Welt das große, heilige Wohnhaus Gottes und göttlicher Kinder; und der Erdball in diesem Hause nur ein Schulzimmer; unsere Lebenszeit eine schöne, mühselige Lehrstunde. Er glaubte an keine Verbrechen und Verbrecher, sondern nur an Irrthum und Irrende; er glaubte an keine Leiden, sondern nur an Stufen der Glückseligkeit.

„Der Mensch muß in sich, nicht außer sich leben!“ sagte er

oft: „Wir haben mit dem Außerunß nichts zu schaffen, sondern mit dem Innunß allein. Die Außenwelt gehört nur in so fern zu uns, als sie ihre Farben und Gestalten durch die camera obscura des Sinnes in unser Ich hereinspiegelt. — Der Mensch ist Geist; er lebt nicht im Umgang mit Körpern und todten Hüllen, sondern mit Seelen. Die Seelen aber sind sich unter einander verwandt und sind alle Schwestern. Auch die Thiere sollen wir lieben, denn wir haben keinen Grund, an ihren Seelen zu zweifeln; diese sind etwa jüngere Brüder und Schwestern."

Vor der Laube, von rankenden Jelängerjelieberblumen geflochten, im Garten des Harmonius, stand eine aus Marmor gehauene Gruppe. Ein junges, schönes Weib lehnte sich an einen Aschenkrug. Ein Vogel saß ruhend neben ihm auf der Urne; ein Hündchen lag schlummernd zu seinen Füßen.

Am Fußgestell standen die Worte: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

Als wir das erste Mal beisammen im Garten des Harmonius waren, jene Gruppe sahen und jene Worte lasen, glaubten wir den Sinnschlüssel gefunden zu haben, da Harmonius sagte, jene weibliche Gestalt sei dem Andenken seiner Gemahlin geweiht, die vor mehrern Jahren in der Blüthe ihres Lebens starb. Der Hund erschien uns als Zeichen der Treue, und der Vogel auf der Urne als Sinnbild der Seele, welche sich über irdischen Staub bessern Welten entgegenschwingt.

Als wir bald nachher in sein Zimmer traten, entdeckten wir an der Wand unter andern Gemälden auch ein größeres. Wir sahen hier das nämliche junge Weib, mit Liebreiz bekleidet, und neben demselben auf grünem Zweige einen Vogel, an dessen Federn wir erkannten, daß er ein Buchfink sei; ein braunes Hündchen, an den Pfoten und unter dem Halse schneeweiß, lag lauernd zu den Füßen der Jungfrau. Die Augen dieser drei verschiedenen

Geschöpfe waren durch die Kunst des Malers so geordnet, daß man von ihnen überall angesehen zu werden schien.

Im Studierzimmer des Harmonius, welches das schönste im ganzen Hause war, mit einer weiten Aussicht über die Gegend, erblickten wir fast das Nämliche wieder, nur unter andern Verhältnissen.

Drei Bildnisse hingen beisammen, umschlungen von einer Blumenschnur aus Immergrünlaub und Vergißmeinnichten. Das erste stellte einen ähnlichen Vogel dar, wie wir vorhin gesehen; das zweite denselben braunen Hund, aber in Lebensgröße; das dritte die verstorbene Gemahlin des Harmonius. Unter den Bildnissen war in Goldschrift auf himmelfarbenem Grund zu lesen: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

In noch andern Zimmern unsers ehrwürdigen Freundes sahen wir noch andere Gemälde, doch viele derselben hatten immer den gleichen Text.

2.

An einem Sonntagsabend waren wir noch spät vor dem Gartenhause um den Greis versammelt. Die Nacht zündete über uns ihre tausend Sonnen an. Der Mond zerriß den Schleier seines Gewölks, und sein geistiges Silber mit den Blüthen vom hangenden Apfelbaum floß, wie elysischer Regen, über uns nieder.

In der tiefen Stille, selten vom Seufzer der Abendluft durch blumiges Gestäude unterbrochen, sanken unsere Seelen in schwermüthigen Ernst.

„Solche Abende sind ein feierlicher Aufruf ans Menschenherz; — sind einzelne Wiederscheine aus andern Welten; — sind wie fliegender Sommer aus den Gefilden des Jenseits!" So sprach einer von den Unsrigen, welcher dem Greise am nächsten saß.

Harmonius zog seine Augen von den Sternen zurück und sprach: „Du bist ein Glücklicher, und ich bin es mit dir, weil ich den Abend aufnehme, wie du. Wahrlich, wahrlich, ihr Lieben, die Welt ist uns das, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich oder unglücklich, sondern wir machen sie zur glücklichen oder unglücklichen. Wer an die Tugend glaubt, hat Tugend; wer keinen Gott glaubt, für den ist keiner. Da wir nun gleichsam Schöpfer unserer Welt sind, so lasset uns gute Schöpfer bleiben."

Da fragte einer der Unsrigen: „Ich habe noch wenige Menschen gefunden, die sich ganz glücklich achteten. Soll ich glauben, daß sie nicht tugendhaft und rein genug waren?"

„Ich will nicht richten über das Herz der Menschen!" antwortete Harmonius: „Der Lehrling kennt in der Malerei den Werth der Schatten nicht; er wird sie entweder ganz verbannen, oder zuviel geben. Der Mensch von halber Bildung kennt eben so den Werth der Entbehrungen nicht. Er will nichts entbehren. Auch beneidet der Mensch nicht sowohl das Glück eines Andern, als vielmehr dessen Mittel zum Glück. — Jedem ist in seinem Verhältniß ein gleiches Recht und gleiche Kraft geworden, sich hart oder weich zu betten."

„Aber," sprach ich, „wenn auch Jedem gleiches Recht und gleiche Kraft ertheilt ist, so haben doch nicht Alle gleiche Einsicht empfangen, das höchste Gut zu finden. Du weißt, Harmonius, wie mancherlei Glückseligkeitslehren unsere Philosophen geschrieben, und wie sie sich einander bestreiten."

Harmonius antwortete mir: „Wer außer sich sucht, was in ihm allein zu finden, wird ewig suchen, und sich selbst verlieren. Wir haben alle eine gute Lehrerin empfangen, wir in Europa, und unsere Brüder am Indus und Mississippi; diese ist die Natur — die Natur mit ihrer Gesetzgebung. Wer innerhalb der-

selben lebt, hat den Frieden; wer eins ihrer Gesetze verschmäht, verliert die Rose, fühlt nur deren Stachel, und verwundet sich selbst. — Der Schmerz ist das beste Heilmittel der Verirrungen. Warum erkünstelt der Mensch betäubende Mittel wider den lehrreichen Schmerz? Diese Mittel sind unnatürlich und fressen frische Wunden. Und so verirren wir uns immer weiter von der Natur, und klagen diese an, statt uns selbst. Wir haben uns ein Heer von Wissenschaften und Systemen erkünstelt, die zur Beseligung nicht vonnöthen waren. Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; sondern das Elend hat die Wissenschaften gemacht."

3.

Als Harmonius so gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns, und Jeder dachte den Reden desselben nach.

Neben mir saß Vitalis, welcher tief gebeugt schien, und indem er gen Himmel sah, leise seufzte.

„Freilich haben unter den Menschen manche das feste Land verlassen," hob er an, „und haben sich in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen. Auch ich gehöre zu den Irrenden. Aber warum ist das Eiland so klein, auf welches uns das Schicksal versetzte? — warum unsere Wißbegierde so groß, daß wir uns nicht an dem genügen lassen, was wir haben? — Warum wollen wir auch noch so gern entdecken, was außer unserer Lebensinsel liegt? Warum sind die schönsten und wünschenswürdigsten Gegenstände undurchdringlich verschleiert? Warum müssen wir am unwissendsten sein in dem, was zu wissen das Wertheste ist?"

„Dein Warum," entgegnete Harmonius, „kann ich nicht beantworten, sintemal ich dein Schöpfer nicht, sondern ein Kind desselben bin, wie du. — Ist denn aber unsere Wißbegierde wirklich zu groß für den Umfang unserer Lebensinsel? Ist diese zur Nahrung unsers Geistes wirklich zu arm, daß wir ein anderes

Eiland suchen müssen? O gewiß, das hast du nicht meinen, nicht sagen wollen. Du bist überzeugt, wie ich es bin, daß die jetzige Welt zu reich an Stoffen ist für unsern Geist; daß unser Aufenthalt in derselben zu kurz ist, um auch nur von einem geringen Theil darin auf das allerflüchtigste zu genießen. — Siehe, ich zähle siebenzig Jahre; und es nennen mich die Menschen einen Greis, und erinnern mich mit diesem Worte an den baldigen Abschied von ihnen; aber mein Geist ist noch unausgebildet, mein Durst noch nicht gelöscht; ich lerne täglich und bin ein Schüler in meinem siebenzigsten Lebensjahre. Du zählst deren kaum zwanzig und einige!

„Die Begierde zum Lernen und Wissen kann hienieden im Ueberflusse schwelgen, und wir werden den uns gereichten Vorrath nie erschöpfen. Was du aber Wißbegierde nennst, würde ich Neugierde heißen, und Neugierde ist Krankheit. Sie will nicht genießen, sondern nippen; nicht erforschen, sondern überflattern vom Unbekannten zum Unbekannten. Die Neugierde hat nimmer genug, so wie dem Engbrüstigen das ganze Himmelsgewölbe nicht Luft genug umfaßt. Sie ist moralische Engbrüstigkeit.

„Du hast dich nun in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen, bist umhergeschifft, das unbekannte Land zu entdecken? Was hast du gefunden? Was weißt du nun mehr, als du wußtest, ehe du vom Ufer abstießest? Wolltest du Entdeckungen machen über die wahre Geisterheimath; über die Welt, von der uns die Todessekunde trennt? O, mein Lieber, du wolltest die Zaubereien der Musik empfinden ohne Gehör dafür, und einen Blick ins Elysium werfen, ohne Augen.

„Kehre denn heim nach deinen fruchtlosen Versuchen; — fruchtlos, nicht weil wirklich außer der Lebensinsel kein anderes Land vorhanden ist, sondern weil dein Nachen zu zerbrechlich war. Oder

willst du, Blinder, die Farbenpracht des Frühlings wegläugnen, weil dir das Gesicht mangelt?

„Kehre heim. Nimm die göttliche Arznei, wie sie dir mein Wahlspruch vorschreibt: Glauben, Liebe, Hoffnung und Geduld."

„Was sollen wir aber glauben?" fragten unserer einige zu gleicher Zeit.

Harmonius lächelte und sah uns eine Weile schweigend an. Dann begann er wieder: „Wie ihr doch so kindisch fraget! Oder wollet ihr mich versuchen? — Glaubet, was euch die Vernunft gebeut und das Herz euch räth. Kein Glaube läßt sich vorschreiben oder einimpfen. Ein anderes ist's mit Vernunftgrundsätzen, welche nur gesprochen werden dürfen, um von Jedermann gebilligt und aufgenommen zu sein. Denn das Gesetz der Vernunft ist sich in allen Menschen gleich. Aber ein anderes ist es um den Glauben. Er wird nicht ertheilt und nicht angenommen. Er ist eine geistige Blume, entsprossen aus der Lage, Nahrung, Stärke, Schwäche und dem Bedürfnisse des Gemüths. Daher ist er bei allen Menschen verschieden. Derjenige eines Kamtschadalen würde mir so wenig angemessen sein, als ihm der meine. Der Glaube ist eine Blüthe der Seele: an der Blüthe erkennst du den Baum. Zerstöre die Blüthe nicht mit roher Hand, wenn sie dir an einem andern mißfällt, denn du läufst Gefahr, den ganzen Baum fruchtlos zu machen. Willst du aber Gutes thun, so veredle den Stamm; gib ihm bessern Boden, feinere Nahrung. Veredle die Seele, so wird sie ihren Glauben selbst veredeln.

„Ich aber," fuhr Harmonius fort, und hob seine Hände empor durch die Mondstrahlen und Blüthen, „ich aber glaube an Dich, Ewiger, Unbekannter, Namenloser! Ich glaube an die heilige Welt der Geister, worin Vergeltung und Seligkeit herrschen; ich glaube eine Unvergänglichkeit unserer Liebe in allen Hüllen!"

Als Harmonius die letzten Worte gesprochen hatte, verließ sein Blick den Himmel und sank auf das Marmorbild vor der Laube.

4.

„O Harmonius, wie froh bin ich, deines Glaubens zu sein!“ rief ich aus: „Doch den Sinn deiner letzten Worte hab' ich nicht deutlich verstanden. Ich bitte dich, mir diesen, wenn du willst, klarer zu geben.“

„Und wenn ich es thäte,“ sagte er, „würde ich mit meinem Glauben nicht, wie ein Träumer, vor euch stehen? Mein Glaube aber ist die Frucht meines Lebens, wie er es bei allen Sterblichen ist. Und wie mein Leben nicht das eure ist, so kann mein Glaube nicht der eure sein. Aber wenn ihr tiefere Blicke in das Wesen eures Selbsts und des göttlichen Alls der Dinge senket, wird euch mein Glaube vielleicht von selbst zu Theil werden, wie ihn die Alten schon, wie ihn Inder und Griechen hatten, wie ihn Pythagoras und Plato liebten.

„Doch eh' ich Pythagoras und Plato kannte, war, was diese Göttlichen geglaubt, schon aus meinem eigenen Leben hervorgeblüht. Darum muß ich einige einzelne Fäden aus dem Gewebe meiner Schicksale ziehen. Ich will euch, wenn ihr nicht müde werdet, mich zu hören, ein paar Worte aus meinem Leben erzählen.

„Ich kann in der Erinnerung noch weit zurücksehen durch die vollendete siebenzigjährige Bahn. Doch in der äußersten Ferne fangen die Gegenstände an, wie Nebel, abzubleichen und ungewiß zu werden. Ich erkenne noch in zweifelhaften Formen die ehrwürdige Gestalt meines Vaters. Meine Mutter erblickte ich gar nicht. Sie starb ein Jahr nach meiner Geburt. Jener sechs Jahre später. Ich ward eine Waise und fremden Händen übergeben.

„Waise zu sein ward mir hartes Loos; doch damals nur hart,

weil ich meinen Gespielen nicht gleich war. Ich hatte keinen Vater, der mich lehrte, keine Mutter, die mich an ihr Mutterherz zog. Dies Entbehren machte mein Herz unaufhörlich wund. Ich weinte still vor mir; ich verlor mich mit unaussprechlicher Lust in den Paradiesen meiner kleinen Vorwelt; zur Zärtlichkeit bildete sich jedes Gefühl in mir.

„Von Allem, was ich kannte, liebte mich nichts. Man haßte mich auch nicht. Ich war einsam. Man schalt mich einen Träumer; meinen Gespielen galt ich wenig. — Im Sommer wünschte ich den Winter, weil seine Einöde mir tröstend schien; im Winter rief ich den Frühling, um Gespielen zu finden.

„Als ich zwölf Jahre alt war, gerade am Morgen meines Geburtstages, lag ich unter dem hohen Birnbaum im väterlichen Garten; ich schlummerte halb. Ich quälte abermals mein Herz mit sehnsüchtigen Träumereien. Thränen drängten sich durch meine geschlossenen Augen. Ich blickte auf, und sah durch die Thränen und durch die grüne Wildniß der Zweige in den Himmel. „Ich bin in der ganzen Welt allein. Mich kennt Niemand!“ seufzt' ich: „Niemand mag mich lieben. Und ich bin doch nicht böse. Ist mir denn nichts verwandt? Hat mich noch nichts geliebt?“

„Da schloß ich die Augen. Erkältet flossen die Thränen über meine heißen Wangen. Ich sehnte mich zu sterben.

„In dem Augenblick, fühlt' ich, setzte sich ein kleiner Vogel auf mein Kinn und pickte mit dem Schnabel tändelnd mir an die Lippen. Ich erschrak, und als ich die Augen öffnete, flog das Thierchen davon.

„Ich richtete mich auf. Der Vogel saß im Baume über mir. Es war, als betrachtete er mich aufmerksam.

„O was hätte ich hingegeben, ihn zu besitzen! Ich lockte, kirrte; aber umsonst. Er flog nicht davon, er kam auch nicht

näher. Ich suchte in meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flog er schüchtern hernieder, naschte einige, und sah mich dabei an, als wollt' er danken. Aber bei meiner leisesten Bewegung entfloh er.

„„O Vögelchen, liebes Vögelchen," rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen er geflüchtet war, „ich bin nicht grausam; ich will dich ja lieben und füttern, und Niemand soll dir Leides thun."

„So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf meine Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

„Wie soll ich mein Entzücken schildern! Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug, sich zu bemitleiden oder zu bewundern. Daher haben wir für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtniß, für unsere Leiden ein so langes.

„Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt' es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trug's auf meine Kammer. Da küßt' ich's tausendmal. Da füttert' ich's; da ließ ich's frei umherflattern.

„Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward ich in der Schule; artiger im Hause; fröhlicher unter Gespielen. Jeder kam; Jeder bewunderte meinen zahmen Vogel, seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

„Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann verließ ich mein Bett; dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich setzte mich zur Schularbeit, er hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offenen Fen-

stern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus und kehrte zwitschernd wieder.

„Lächelt nicht, daß ich mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Szenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

„Das Thierchen starb, nach anderthalbjähriger Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern saß trauernd an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zuletzt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand: ich trug es in meinem Busen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich mit den kleinen Augen an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt' es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt unter seinem Flügel, wie zum Schlafen.

„Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel; zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

„Ich stieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpft' es vom niedern Zweig an den Boden, und, so schwach es war, mir doch entgegen, als wüßt' es um die nahe Trennung; als wollt' es auch mich noch zum letzten Male liebkosen, zum letzten Male sehen und danken. — Spät schlief ich endlich ein unter Thränen.

„Am Morgen lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

„O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden?

„Erspart mir das Gemälde meines Kummers um den Vogel. Ich begrub ihn schluchzend unter demselben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerst gefunden hatte. So begrub ich meinen schönen anderthalbjährigen Traum, alle meine Kinderfreuden.“

5.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: „Wer da recht liebt, der liebt mit Treue. Treue ist der Odem der Liebe. Wer ohne Treue liebt, geht einsam durch die Welt, und macht nur vorübergehende Reisebekanntschaften.“

„Meinst du, Harmonius,“ fragte der, so dem Greise zur Seite saß, „meinst du, daß wir auch im Tode unsere Treue retten? — daß wir auch nach der Auflösung unseres Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülfe uns auch diese Liebe für ein paar irdische Minuten? Das todte Bewußtlose im Stein wäre eine beneidenswerthere Gabe der Natur, als die Flamme der Liebe in uns, ohne Ewigkeit derselben.“

„Deine Frage,“ erwiederte der Ehrwürdige, „streift in ein Land, bis zu welchem unser Blick nicht reicht. Aber ich könnte zurückfragen: meinst du, daß wir auf Erden zum ersten Male leben? zum ersten Male lieben?“

„Wo hätten wir schon gelebt, wo und wen geliebt? — Was hilft mir Leben und Liebe, die für mich nicht mehr sind? — Wozu der schönste Traum einer Sommernacht, den ich vergessen habe, wenn die Augen aufgehen?“ So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. „Nicht doch, du Lieber,“ sprach er: „so sollen wir nicht fragen. Diese Frage könnten wir noch tausendmal und auf tausend andere uns umgebende Dinge anwenden, deren Zweck uns verborgen liegt. Ich aber weiß und glaube, einst wird uns das große Dunkele Licht werden, denn

wir sind aus Gott und daher göttlichen Wesens. Aber Gott ist das Licht in sich selber. Wir selbst sind nicht Gott, aber wir sind Gottes; sind daher ewig wie er selbst, wie Alles, denn es ist nur Eins, und dies Eins ist Gott und nichts ist außer ihm, also Alles ist in ihm, und zu ihm gehörend. Könnte etwas außer Gott möglich sein: so wären zwei Götter, zwei Urwesen, zwei Unerschaffene, die sich einander begrenzen. Gott aber kann nichts Begrenztes, nichts Endliches sein, sonst wär' er nicht Gott."

— Aber, Harmonius, rief ich bestürzt: Alles ist Gott? Wie sprichst du? Die Natur, die Welt, der Staub, Alles sei Gott?

„Lieber Freund," antwortete der Greis, „nicht die Natur, nicht die Welt, nicht der Staub ist Gott, sondern Alles. Kennst du aber das unendliche Alles, von dem du nur bis zum blassen Licht der Nebelgestirne den kleinsten Theil kennst, für deren Entfernungen dem Menschen Zahl und Maß fehlt? Nicht eins der Millionen Blutkügelchen in deinen Adern ist der Mensch, sondern dein Ganzes ist der Mensch."

— Du sagst, Harmonius, es könne außer Gott nichts sein, das ihn zum Endlichen begrenze. Also ist das Endliche in Gott?

„Und wo denn irgend sonst, wenn es Unmöglichkeit ist, daß das Endliche außer ihm sein und ihn folglich begrenzen könnte? Sind die Gedanken deines immerdar fortdauernden Geistes nicht ebenfalls in dir? sind sie nicht auch wandelbar und endlich? Bist du wegen ihrer Wandelbarkeit minder dauernd und bleibend und endlos? Nein, mein Lieber. So wohnt Alles in Gott, auch das sogenannte Endliche. Aber irre dich nicht! das Endliche ist in Gott selbst; und dein kommender und verschwindender Gedanke, deine wechselnden Vorstellungen sind wohl dir gehörend, und sind in dir; aber sie selbst sind keineswegs dein Geist, dein Ganzes."

— Und du möchtest also, Harmonius, nicht Natur und Welt unterscheiden von Gott? nicht das Erschaffene unterscheiden vom

Unerschaffenen, das Geschöpf vom Schöpfer, das Endliche vom Unendlichen, die Materie vom Geistigen?

„Warum sollt' ich das nicht?“ antwortete der Greis; „Ich thue es, um menschlich zu unterscheiden, um menschlich die arme Menschensprache zu sprechen. Aber was ist denn Materie, was denn Geist? Es ist Alles Geist, Alles ist Kraft. Materie oder Stoff nennen wir ja nur Wirkungen des Draußen auf uns, vermittelst der Sinne. Die von den Sinnen wahrnehmbaren Aeußerungen jener Kräfte, nichts anderes, heißen wir Stoff und Materie, ohne zu begreifen, was und wie die wirksamen Kräfte sind, oder was die Wirkungen sein und wie sie geschehen mögen. Das sind kindliche, menschliche Bezeichnungen, leere Wörter. — Was ist denn endlich und unendlich? Es sind arme Wörter und Zeichen; und nichts mehr. Denn Alles ist unendlich; nur den Wechsel der Thätigkeit des Unendlichen, diesen Wechsel heißen wir endlich, der doch wieder selbst etwas Unendliches ist. Wir haben die unbehilflichen Hilfswörter „zeitlich, vergänglich, sterblich, endlich“ und dergleichen mehr nur vom Wechsel der Thätigkeit in jenen Kräften entlehnt, die durch Auge, Ohr, Gefühl u. s. w. mit unserer ewigen Kraft, dem Geiste, in Verbindung stehen. Allein die Kräfte an sich selber wirken ja ewig und ewig fort und sind nicht sterblich. — Was ist denn erschaffen und unerschaffen? Es sind bloße Wörter, und nichts anderes, die der kindliche Mensch von den Werken seiner Hände entlehnt hat. Er bildet sich ein, er könne schaffen, wenn er auf die ewig vorhandenen Kräfte einwirkt; wenn er das, was schon da ist, nur zu einem andern Zweck, anders zusammensetzt. Er hat darum nichts geschaffen, sondern was da ist, zu einem Hause, oder Buch, oder Werkzeug verbunden, oder geschieden. Es ist Alles unerschaffen, weil Alles in Gott, und Gott unerschaffen, das heißt ewig ist.“

Harmonius schwieg. Auch wir Alle schwiegen. Die Rede des Greises klang uns wunderbar und fremd an. Wir trugen hundert Fragen auf den Lippen, wagten jedoch nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ihr schweiget und erstaunet," fuhr er nach einiger Zeit fort, „daß ich nur den Wechsel der Thätigkeit von Kräften, nicht die Kräfte selbst, endlich, sterblich, vergänglich nenne? Darf eure Vernunft mir nicht beistimmen? oder findet ihr es edler, und angemessener dem höchsten, heiligen, lebendigen Gott, daß er mit seinem Thun und Leben dem armen Menschen gleichgestellt wird? daß auch er zusammensetzen und schaffen müsse, wie wir? Oder findet ihr mit eurer Vernunft begreiflich, daß er etwas, das an sich im Reich des Nichts ist, zum Sein bringe? Das ist dem menschlichen Verstande schlechterdings undenkbar, weil es sinnlos und sich selbst widersprechend ist, daß das Nichtsein ein Wesen werde; so wie es unvorstellbar ist, daß ein Wesen zum Nichtsein werde. Wollt ihr denn, was für euch Unsinn ist, zur Allmacht Gottes machen? Wisset ihr nicht, daß eben die unabänderliche Ueberzeugung: aus Nichts kann nicht Etwas, aus Etwas kann kein Nichts entstehen, — daß eben daraus die nothwendige Erkenntniß und Vorstellung des Ewigen, des Unendlichen wird? — daß, wenn möglich wäre, es könne das, was vorhanden ist, je enden, das heißt Nichts werden, es auch möglich wäre, daß Gott ende, aufhöre, Nichts werde? Daß aber, weil dies unmöglich und sinnlos ist, nur die Ewigkeit Gottes und alles dessen, was ist, möglich, wirklich und nothwendig ist?"

„Wohin willst du uns endlich mit diesem Gedanken führen, Harmonius?" fragte einer der Unsrigen.

„Dahin zurück," erwiederte der ehrwürdige Alte, „wo wir das Gespräch anfingen, nämlich, daß unsere Seelen und Geister, ewige, unerschaffene Wesen in Gott sind, weil er selbst Alles ist; daß unser Geist und unsere Seele nicht erst entsprangen aus dem,

was vorher nicht war, sondern schon waren, ehe sie sich mit der Lebenskraft und den übrigen sinnlich wahrnehmbaren Stoffen, die wir Leib nennen, verbunden hatten in der sogenannten Geburtsstunde des Menschen."

„Wir waren, sind und werden sein."

„Ihr fraget: wo? wie? als was? Freunde, wir sind nicht Gott selbst, sondern Gottes. Es genüge uns; das ist unsere Seligkeit, das die Beruhigung zur Ewigkeit! Wer das All und das Höchste, und das Leben und Weben der ewigen Haushaltung durchblicken will, der will die Gottheit durchschauen, will selbst Gott sein."

„Aber," sagte ich, „es liegt mir darin, ich weiß nicht, was Trostloses. Denn war ich von jeher, und kann ich nie enden, so ist mein ewiges Sein nicht von höherm Werth, als das endlichste, kürzeste, weil ich von dem Gewesenen so wenig weiß, als vom Künftigen."

„Freund," versetzte Harmonius, „wir erkennen das Ewige und Göttliche; so lange wir Menschen sind, nur trübe durch einen Schleier, der unsern Geist umhüllt, und dieser Schleier heißt uns ist Raum und Zeit. Ist uns dieser Schleier einst entnommen, dann liegt die Ewigkeit, also ohne Zeit und Raum, als Eins und All vor uns. Ich aber trage einen hohen Trost in mir, ein Bewußtsein, daß ich Geist fähig bin zu höherer Verbindung, höherer Macht; fähig bin der Vervollkommnung. Ich nehme viele Kräfte im Unendlichen wahr, die ewig sind und waren, was sie sind. Die einen wirken Gestalten der Steine, Metalle, Lichter und anderer Stoffe; die andern Leben und Gestalten der Pflanzen; die andern Formen und Seelen der Thiere. Und jene Stoffe, jene Pflanzen, jene Thiere sind noch, was sie, nach dem Gedächtniß der Geschichte, vor vielen Jahrtausenden waren. Aber das Menschengeschlecht, aber die Welt unserer Geister ist nicht

dasselbe geblieben. Da ist unbegreifliche Entfaltung, Fortschreitung herrschend, von Erkenntniß zur Erkenntniß, vom Menschlichern zum Göttlichern. — Und wie ich nicht nur das menschliche Geschlecht, sondern mich selbst immer und immer vollendeter werden sehe: so ist ein Zwang in mir, daß ich glaube und glauben muß, ich bin schon früher, aber unvollkommener gewesen; ich werde künftig, aber vollkommener, sein, je nachdem ich meine Richtung nehme zur Bebindung mit tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All."

— Kann denn Höheres und Niederes, Edleres und Unedleres in Gott sein? unterbrach den Greis mein Nachbar.

„Allerdings nicht!" antwortete Harmonius: „Aber was verlangst du von mir, der ich doch mit menschlicher Zunge menschliche Wörter sprechen muß? — Der Mensch ist durchaus ein edles Wesen; edel ist sein Leib, seine Seele, sein Geist; wunderbar ist derselben Zusammenwirken und Einheit. Und doch nennen wir einen Theil edler als den andern; den Geist höher als den Leib; das Haupt köstlicher, als ein anderes Glied. Bei dem Allem aber ist es Alles, was erst das Wesen des Menschen ausmacht. Und so ist Alles, was Gottes Wesen in sich begreift."

„Was verstandest du aber unter der Richtung, die der Geist zu tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All nehmen könne?" fragte ein Anderer.

„Die Kräfte der Dinge, die Wesen des Universums durchdringen sich, scheiden sich, einen sich, nach ewigen Gesetzen. Die Naturgesetze aber sind, menschlich zu reden, Gedanken Gottes, in denen Alles lebt, das heißt, in denen Er weset. Die Richtung des Geistes nach tiefern Wesen und Einung mit ihnen, die Niederneigung des Geistes, zur thierischen Natur, zur Sinnen- oder Gefühlswollust, erniedrigt ihn; sein Aufstreben zum heiligen, weisen, göttlichen, liebenden Sinn erhöht ihn. Er scheidet vom

Niedern, verklärt sich im Höhern und vermählt sich in ihm. Das wird Tugend in der menschlichen Sprache geheißen; jenes Sünde und Abfall vom Göttlichen.

„Ich, dessen Wesen ewig war in Gott, sollt' ich ewig also gewesen sein, und unverändert und unveredelt in meiner Selbstsucht, wie ich heute bin? Ich, der ich seit meiner Kindheit schon nicht unverändert, nicht unveredelt blieb? — Nein, nein, schon die Erfahrung, deren ich auf jetziger Daseinsstufe fähig bin, deutet mir es: ich stand einst tiefer, ich war einst unvollkommener; ich stehe höher; ich wandle jetzt schon in einem Himmel. Ich, ewig in Gott, habe gelebt, vereint mit tiefern Wesenheiten; ich lebe vereint mit erhabenern; ich werde es sein mit noch unendlich höhern. Mir, ewig Gottes, bleibt Gott und meine Verherrlichung in ihm. Was ich habe, ist sein; denn ich bin seiner; mir ist in ihm nichts verlierbar, denn er ist unverlierbar. Ich habe gelebt, eh' in dieser Menschengestalt, die jetzt verbleicht. Ich habe gelebt und geliebt, und werde leben und lieben, was ich geliebt habe.

„Denn der lebendige Gott ist die ewige Liebe in sich selber, und meine Liebe nur der Strahl und Durchgang der seinigen durch mich. Die Liebe ist aber die Verwandtschaft des Göttlichen in sich, das Einssein dessen, was eins in ihm ist. Es ist, wie in den untern Kräften des Universums eine Freundschaft und Anziehung der unter sich verwandten, so unter höhern Naturen des Universums eine geistige Wahlverwandtschaft, ein Durchdrungensein verschiedener Wesen von dem gleichen Gottesstrahl der ewigen Liebe. Ich habe gelebt und geliebt. Und was ich lebte und liebte, wird mir bleiben; denn nichts ist verlierbar in Gott."

„Du redest tröstend und erhaben, o Harmonius," sprach ich, „wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zu-

rückspiegelt — dann haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahen! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke!"

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistesgestalt in unsern Kinderträumen strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

„Den Staub siehst du nicht wieder," sprach Harmonius: „hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im großen Hause Gottes, ist Bürger auch von unserer Geisterwelt.

„Doch täuschen wir uns vielmals. Wir heften unsere Liebe oft mehr an das Aeußere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort gibt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder und Brüder.

„Die Geisterwelt mit ihren Verhältnissen, Kräften und Gesetzen ist uns verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit manche Ahnung an — das Einzige! Wir dürfen es nicht verwerfen. Es kündet sich in unsern Naturen manches Unerklärliche; es ist Verwegenheit, es enträthseln, doch auch Verwegenheit, es als Aberglauben verachten zu wollen. Wir sind der Geisternatur zu wenig kundig, und müssen hier Räthsel dulden, wie in der Körperwelt.

„So wie sich in der sichtbaren Natur gleichgeschaffene Wesen gern zusammengesellen, und selbst leblose Dinge unwillkürlich aneinanderziehen, daß nur Gewalt sie scheidet, so ist Aehnliches im Geisterreich. Es ist mehr als Mährchen, daß Kinder, die ihre Aeltern nie gekannt, beim ersten Anblick derselben, ohne zu wissen, wer sie seien, von sonderbaren Empfindungen bewegt zu ihnen hingezogen wurden. Es ist mehr als Mährchen, daß getrennte

näher. Ich suchte in meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flog er schüchtern hernieder, naschte einige, und sah mich dabei an, als wollt' er danken. Aber bei meiner leisesten Bewegung entfloh er.

„„O Vögelchen, liebes Vögelchen," rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen er geflüchtet war, „ich bin nicht grausam; ich will dich ja lieben und füttern, und Niemand soll dir Leides thun."

„So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf meine Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

„Wie soll ich mein Entzücken schildern! Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug, sich zu bemitleiden oder zu bewundern. Daher haben wir für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtniß, für unsere Leiden ein so langes.

„Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt' es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trug's auf meine Kammer. Da küßt' ich's tausendmal. Da füttert' ich's; da ließ ich's frei umherflattern.

„Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward ich in der Schule; artiger im Hause; fröhlicher unter Gespielen. Jeder kam; Jeder bewunderte meinen zahmen Vogel, seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

„Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann verließ ich mein Bett; dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich setzte mich zur Schularbeit, er hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offenen Fen-

stern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus und kehrte zwitschernd wieder.

„Lächelt nicht, daß ich mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Szenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

„Das Thierchen starb, nach anderthalbjähriger Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern saß trauernd an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zuletzt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand: ich trug es in meinem Busen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich mit den kleinen Augen an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt' es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt unter seinem Flügel, wie zum Schlafen.

„Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel; zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

„Ich stieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpft' es vom niedern Zweig an den Boden, und, so schwach es war, mir doch entgegen, als wüßt' es um die nahe Trennung; als wollt' es auch mich noch zum letzten Male liebkosen, zum letzten Male sehen und danken. — Spät schlief ich endlich ein unter Thränen.

„Am Morgen lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

„O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden?

näher. Ich suchte in meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flog er schüchtern hernieder, naschte einige, und sah mich dabei an, als wollt' er danken. Aber bei meiner leisesten Bewegung entfloh er.

„„O Vögelchen, liebes Vögelchen,“ rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen er geflüchtet war, „ich bin nicht grausam; ich will dich ja lieben und füttern, und Niemand soll dir Leides thun.“

„So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf meine Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

„Wie soll ich mein Entzücken schildern! Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug, sich zu bemitleiden oder zu bewundern. Daher haben wir für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtniß, für unsere Leiden ein so langes.

„Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt' es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trug's auf meine Kammer. Da küßt' ich's tausendmal. Da füttert' ich's; da ließ ich's frei umherflattern.

„Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward ich in der Schule; artiger im Hause; fröhlicher unter Gespielen. Jeder kam; Jeder bewunderte meinen zahmen Vogel, seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

„Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann verließ ich mein Bett; dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich setzte mich zur Schularbeit, er hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offenen Fen-

stern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus und kehrte zwitschernd wieder.

„Lächelt nicht, daß ich mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Szenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

„Das Thierchen starb, nach anderthalbjähriger Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern saß trauernd an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zuletzt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand: ich trug es in meinem Busen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich mit den kleinen Augen an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt' es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt unter seinem Flügel, wie zum Schlafen.

„Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel; zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

„Ich stieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpft' es vom niedern Zweig an den Boden, und, so schwach es war, mir doch entgegen, als wüßt' es um die nahe Trennung; als wollt' es auch mich noch zum letzten Male liebkosen, zum letzten Male sehen und danken. — Spät schlief ich endlich ein unter Thränen.

„Am Morgen lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

„O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden?

„Erspart mir das Gemälde meines Kummers um den Vogel. Ich begrub ihn schluchzend unter demselben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerst gefunden hatte. So begrub ich meinen schönen anderthalbjährigen Traum, alle meine Kinderfreuden.“

5.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: „Wer da recht liebt, der liebt mit Treue. Treue ist der Odem der Liebe. Wer ohne Treue liebt, geht einsam durch die Welt, und macht nur vorübergehende Reisebekanntschaften.“

„Meinst du, Harmonius,“ fragte der, so dem Greise zur Seite saß, „meinst du, daß wir auch im Tode unsere Treue retten? — daß wir auch nach der Auflösung unseres Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülfe uns auch diese Liebe für ein paar irdische Minuten? Das todte Bewußtlose im Stein wäre eine beneidenswerthere Gabe der Natur, als die Flamme der Liebe in uns, ohne Ewigkeit derselben.“

„Deine Frage,“ erwiederte der Ehrwürdige, „streift in ein Land, bis zu welchem unser Blick nicht reicht. Aber ich könnte zurückfragen: meinst du, daß wir auf Erden zum ersten Male leben? zum ersten Male lieben?“

„Wo hätten wir schon gelebt, wo und wen geliebt? — Was hilft mir Leben und Liebe, die für mich nicht mehr sind? — Wozu der schönste Traum einer Sommernacht, den ich vergessen habe, wenn die Augen aufgehen?“ So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. „Nicht doch, du Lieber,“ sprach er: „so sollen wir nicht fragen. Diese Frage könnten wir noch tausendmal und auf tausend andere uns umgebende Dinge anwenden, deren Zweck uns verborgen liegt. Ich aber weiß und glaube, einst wird uns das große Dunkele Licht werden, denn

wir sind aus Gott und daher göttlichen Wesens. Aber Gott ist das Licht in sich selber. Wir selbst sind nicht Gott, aber wir sind Gottes; sind daher ewig wie er selbst, wie Alles, denn es ist nur Eins, und dies Eins ist Gott und nichts ist außer ihm, also Alles ist in ihm, und zu ihm gehörend. Könnte etwas außer Gott möglich sein: so wären zwei Götter, zwei Urwesen, zwei Unerschaffene, die sich einander begrenzen. Gott aber kann nichts Begrenztes, nichts Endliches sein, sonst wär' er nicht Gott."

— Aber, Harmonius, rief ich bestürzt: Alles ist Gott? Wie sprichst du? Die Natur, die Welt, der Staub, Alles sei Gott?

„Lieber Freund," antwortete der Greis, „nicht die Natur, nicht die Welt, nicht der Staub ist Gott, sondern Alles. Kennst du aber das unendliche Alles, von dem du nur bis zum blassen Licht der Nebelgestirne den kleinsten Theil kennst, für deren Entfernungen dem Menschen Zahl und Maß fehlt? Nicht eins der Millionen Blutkügelchen in deinen Adern ist der Mensch, sondern dein Ganzes ist der Mensch."

— Du sagst, Harmonius, es könne außer Gott nichts sein, das ihn zum Endlichen begrenze. Also ist das Endliche in Gott?

„Und wo denn irgend sonst, wenn es Unmöglichkeit ist, daß das Endliche außer ihm sein und ihn folglich begrenzen könnte? Sind die Gedanken deines immerdar fortdauernden Geistes nicht ebenfalls in dir? sind sie nicht auch wandelbar und endlich? Bist du wegen ihrer Wandelbarkeit minder dauernd und bleibend und endlos? Nein, mein Lieber. So wohnt Alles in Gott, auch das sogenannte Endliche. Aber irre dich nicht! das Endliche ist in Gott selbst; und dein kommender und verschwindender Gedanke, deine wechselnden Vorstellungen sind wohl dir gehörend, und sind in dir; aber sie selbst sind keineswegs dein Geist, dein Ganzes."

— Und du möchtest also, Harmonius, nicht Natur und Welt unterscheiden von Gott? nicht das Erschaffene unterscheiden vom

Unerschaffenen, das Geschöpf vom Schöpfer, das Endliche vom Unendlichen, die Materie vom Geistigen?

„Warum sollt' ich das nicht?“ antwortete der Greis: „Ich thue es, um menschlich zu unterscheiden, um menschlich die arme Menschensprache zu sprechen. Aber was ist denn Materie, was denn Geist? Es ist Alles Geist, Alles ist Kraft. Materie oder Stoff nennen wir ja nur Wirkungen des Draußen auf uns, vermittelst der Sinne. Die von den Sinnen wahrnehmbaren Aeußerungen jener Kräfte, nichts anderes, heißen wir Stoff und Materie, ohne zu begreifen, was und wie die wirksamen Kräfte sind, oder was die Wirkungen sein und wie sie geschehen mögen. Das sind kindliche, menschliche Bezeichnungen, leere Wörter. — Was ist denn endlich und unendlich? Es sind arme Wörter und Zeichen; und nichts mehr. Denn Alles ist unendlich; nur den Wechsel der Thätigkeit des Unendlichen, diesen Wechsel heißen wir endlich, der doch wieder selbst etwas Unendliches ist. Wir haben die unbehilflichen Hilfswörter „zeitlich, vergänglich, sterblich, endlich“ und dergleichen mehr nur vom Wechsel der Thätigkeit in jenen Kräften entlehnt, die durch Auge, Ohr, Gefühl u. s. w. mit unserer ewigen Kraft, dem Geiste, in Verbindung stehen. Allein die Kräfte an sich selber wirken ja ewig und ewig fort und sind nicht sterblich. — Was ist denn erschaffen und unerschaffen? Es sind bloße Wörter, und nichts anderes, die der kindliche Mensch von den Werken seiner Hände entlehnt hat. Er bildet sich ein, er könne schaffen, wenn er auf die ewig vorhandenen Kräfte einwirkt; wenn er das, was schon da ist, nur zu einem andern Zweck, anders zusammensetzt. Er hat darum nichts geschaffen, sondern was da ist, zu einem Hause, oder Buch, oder Werkzeug verbunden, oder geschieden. Es ist Alles unerschaffen, weil Alles in Gott, und Gott unerschaffen, das heißt ewig ist.“

Harmonius schwieg. Auch wir Alle schwiegen. Die Rede des Greises klang uns wunderbar und fremd an. Wir trugen hundert Fragen auf den Lippen, wagten jedoch nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ihr schweiget und erstaunet," fuhr er nach einiger Zeit fort, „daß ich nur den Wechsel der Thätigkeit von Kräften, nicht die Kräfte selbst, endlich, sterblich, vergänglich nenne? Darf eure Vernunft mir nicht beistimmen? oder findet ihr es edler, und angemessener dem höchsten, heiligen, lebendigen Gott, daß er mit seinem Thun und Leben dem armen Menschen gleichgestellt wird? daß auch er zusammensetzen und schaffen müsse, wie wir? Oder findet ihr mit eurer Vernunft begreiflich, daß er etwas, das an sich im Reich des Nichts ist, zum Sein bringe? Das ist dem menschlichen Verstande schlechterdings undenkbar, weil es sinnlos und sich selbst widersprechend ist, daß das Nichtsein ein Wesen werde; so wie es unvorstellbar ist, daß ein Wesen zum Nichtsein werde. Wollt ihr denn, was für euch Unsinn ist, zur Allmacht Gottes machen? Wisset ihr nicht, daß eben die unabänderliche Ueberzeugung: aus Nichts kann nicht Etwas, aus Etwas kann kein Nichts entstehen, — daß eben daraus die nothwendige Erkenntniß und Vorstellung des Ewigen, des Unendlichen wird? — daß, wenn möglich wäre, es könne das, was vorhanden ist, je enden, das heißt Nichts werden, es auch möglich wäre, daß Gott ende, aufhöre, Nichts werde? Daß aber, weil dies unmöglich und sinnlos ist, nur die Ewigkeit Gottes und alles dessen, was ist, möglich, wirklich und nothwendig ist?"

„Wohin willst du uns endlich mit diesem Gedanken führen, Harmonius?" fragte einer der Unsrigen.

„Dahin zurück," erwiederte der ehrwürdige Alte, „wo wir das Gespräch anfingen, nämlich, daß unsere Seelen und Geister, ewige, unerschaffene Wesen in Gott sind, weil er selbst Alles ist; daß unser Geist und unsere Seele nicht erst entsprangen aus dem,

was vorher nicht war, sondern schon waren, ehe sie sich mit der Lebenskraft und den übrigen sinnlich wahrnehmbaren Stoffen, die wir Leib nennen, verbunden hatten in der sogenannten Geburtsstunde des Menschen."

„Wir waren, sind und werden sein."

„Ihr fraget: wo? wie? als was? Freunde, wir sind nicht Gott selbst, sondern Gottes. Es genüge uns; das ist unsere Seligkeit, das die Beruhigung zur Ewigkeit! Wer das All und das Höchste, und das Leben und Weben der ewigen Haushaltung durchblicken will, der will die Gottheit durchschauen, will selbst Gott sein."

„Aber," sagte ich, „es liegt mir darin, ich weiß nicht, was Trostloses. Denn war ich von jeher, und kann ich nie enden, so ist mein ewiges Sein nicht von höherm Werth, als das endlichste, kürzeste, weil ich von dem Gewesenen so wenig weiß, als vom Künftigen."

„Freund," versetzte Harmonius, „wir erkennen das Ewige und Göttliche; so lange wir Menschen sind, nur trübe durch einen Schleier, der unsern Geist umhüllt, und dieser Schleier heißt und ist Raum und Zeit. Ist uns dieser Schleier einst entnommen, dann liegt die Ewigkeit, also ohne Zeit und Raum, als Eins und All vor uns. Ich aber trage einen hohen Trost in mir, ein Bewußtsein, daß ich Geist fähig bin zu höherer Verbindung, höherer Macht; fähig bin der Vervollkommnung. Ich nehme viele Kräfte im Unendlichen wahr, die ewig sind und waren, was sie sind. Die einen wirken Gestalten der Steine, Metalle, Lichter und anderer Stoffe; die andern Leben und Gestalten der Pflanzen; die andern Formen und Seelen der Thiere. Und jene Stoffe, jene Pflanzen, jene Thiere sind noch, was sie, nach dem Gedächtniß der Geschichte, vor vielen Jahrtausenden waren. Aber das Menschengeschlecht, aber die Welt unserer Geister ist nicht

dasselbe geblieben. Da ist unbegreifliche Entfaltung, Fortschreitung herrschend, von Erkenntniß zur Erkenntniß, vom Menschlichern zum Göttlichern. — Und wie ich nicht nur das menschliche Geschlecht, sondern mich selbst immer und immer vollendeter werden sehe: so ist ein Zwang in mir, daß ich glaube und glauben muß, ich bin schon früher, aber unvollkommener gewesen; ich werde künftig, aber vollkommener, sein, je nachdem ich meine Richtung nehme zur Bebindung mit tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All."

— Kann denn Höheres und Niederes, Edleres und Unedleres in Gott sein? unterbrach den Greis mein Nachbar.

„Allerdings nicht!" antwortete Harmonius: „Aber was verlangst du von mir, der ich doch mit menschlicher Zunge menschliche Wörter sprechen muß? — Der Mensch ist durchaus ein edles Wesen; edel ist sein Leib, seine Seele, sein Geist; wunderbar ist derselben Zusammenwirken und Einheit. Und doch nennen wir einen Theil edler als den andern; den Geist höher als den Leib; das Haupt köstlicher, als ein anderes Glied. Bei dem Allem aber ist es Alles, was erst das Wesen des Menschen ausmacht. Und so ist Alles, was Gottes Wesen in sich begreift."

„Was verstandest du aber unter der Richtung, die der Geist zu tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All nehmen könne?" fragte ein Anderer.

„Die Kräfte der Dinge, die Wesen des Universums durchdringen sich, scheiden sich, einen sich, nach ewigen Gesetzen. Die Naturgesetze aber sind, menschlich zu reden, Gedanken Gottes, in denen Alles lebt, das heißt, in denen Er weset. Die Richtung des Geistes nach tiefern Wesen und Einung mit ihnen, die Niederneigung des Geistes, zur thierischen Natur, zur Sinnen- oder Gefühlswollust, erniedrigt ihn; sein Aufstreben zum heiligen, weisen, göttlichen, liebenden Sinn erhöht ihn. Er scheidet vom

Niedern, verklärt sich im Höhern und vermählt sich in ihm. Das wird Tugend in der menschlichen Sprache geheißen; jenes Sünde und Abfall vom Göttlichen.

„Ich, dessen Wesen ewig war in Gott, sollt' ich ewig also gewesen sein, und unverändert und unveredelt in meiner Selbstsucht, wie ich heute bin? Ich, der ich seit meiner Kindheit schon nicht unverändert, nicht unveredelt blieb? — Nein, nein, schon die Erfahrung, deren ich auf jetziger Daseinsstufe fähig bin, deutet mir es: ich stand einst tiefer, ich war einst unvollkommener; ich stehe höher; ich wandle jetzt schon in einem Himmel. Ich, ewig in Gott, habe gelebt, vereint mit tiefern Wesenheiten; ich lebe vereint mit erhabenern; ich werde es sein mit noch unendlich höhern. Mir, ewig Gottes, bleibt Gott und meine Verherrlichung in ihm. Was ich habe, ist sein; denn ich bin seiner; mir ist in ihm nichts verlierbar, denn er ist unverlierbar. Ich habe gelebt, eh' in dieser Menschengestalt, die jetzt verbleicht. Ich habe gelebt und geliebt, und werde leben und lieben, was ich geliebt habe.

„Denn der lebendige Gott ist die ewige Liebe in sich selber, und meine Liebe nur der Strahl und Durchgang der seinigen durch mich. Die Liebe ist aber die Verwandtschaft des Göttlichen in sich, das Einssein dessen, was eins in ihm ist. Es ist, wie in den untern Kräften des Universums eine Freundschaft und Anziehung der unter sich verwandten, so unter höhern Naturen des Universums eine geistige Wahlverwandtschaft, ein Durchdrungensein verschiedener Wesen von dem gleichen Gottesstrahl der ewigen Liebe. Ich habe gelebt und geliebt. Und was ich lebte und liebte, wird mir bleiben; denn nichts ist verlierbar in Gott."

„Du redest tröstend und erhaben, o Harmonius," sprach ich, „wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zu-

rückspiegelt — dann haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahen! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke!"

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistesgestalt in unsern Kinderträumen strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

„Den Staub siehst du nicht wieder," sprach Harmonius: „hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im großen Hause Gottes, ist Bürger auch von unserer Geisterwelt.

„Doch täuschen wir uns vielmals. Wir heften unsere Liebe oft mehr an das Aeußere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort gibt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder und Brüder.

„Die Geisterwelt mit ihren Verhältnissen, Kräften und Gesetzen ist uns verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit manche Ahnung an — das Einzige! Wir dürfen es nicht verwerfen. Es kündet sich in unsern Naturen manches Unerklärliche; es ist Verwegenheit, es enträthseln, doch auch Verwegenheit, es als Aberglauben verachten zu wollen. Wir sind der Geisternatur zu wenig kundig, und müssen hier Räthsel dulden, wie in der Körperwelt.

„So wie sich in der sichtbaren Natur gleichgeschaffene Wesen gern zusammengesellen, und selbst leblose Dinge unwillkürlich aneinanderziehen, daß nur Gewalt sie scheidet, so ist Aehnliches im Geisterreich. Es ist mehr als Mährchen, daß Kinder, die ihre Aeltern nie gekannt, beim ersten Anblick derselben, ohne zu wissen, wer sie seien, von sonderbaren Empfindungen bewegt zu ihnen hingezogen wurden. Es ist mehr als Mährchen, daß getrennte

Freunde, da einer nicht vom Zustande des andern wußte, sympathetisch litten. Ich kenne keinen Grund, der mich zu glauben verhindert, daß ein heiliger Magnet, der hier Seelen so wunderbar an Seelen zieht, nicht unter andern Verwandlungen ferner wirken werde. So hoff' ich einst in einer andern Welt, in einem andern Leben wieder mit denen verbunden zu werden, die ich in diesem Leben liebte. Mir ist es gleich, in welcher Verwandlung ich sie wiederfinde. Genug, wir gehören zu einander; wir sind Verwandte für die Ewigkeit; und unsere Liebe dauert unvergänglich in allen Hüllen.

„Erlaubet mir," fuhr Harmonius fort, „euch jene Geschichte fortzusetzen, die ich beim Tode des kleinen Vogels abbrach. Die Geschichte wird nicht bedeutender scheinen, als die vorige war, doch kann sie euch sagen, was mich zu einem Glauben führte, der einen schönen Strahl durch mein ganzes Leben und durch alle Finsternisse desselben wirft."

6.

Wir bewiesen ihm unsere lebhafteste Aufmerksamkeit. — Er bemerkte es lächelnd, und sagte: „Möge sich eure Wißbegier nicht zuletzt durch Langeweile bezahlt finden; denn die Geschichte ist an sich unerheblich, aber mir blieb sie bedeutsam.

„Lange konnte ich den Vogel nicht vergessen. Und, lächelt immerhin, ich glaubte doch lange, ihn in jedem ähnlichen wiederzufinden.

„Ein Abenteuer mit einem Hündchen brachte den Verlust von neuem in Anregung. Ich war eines Abends vom Spaziergange auf dem Domfelde ermüdet, und setzte mich auf eine der Bänke unter den breiten Kastanienbäumen, um die Lustwandelnden vor mir auf und nieder wallen zu sehen.

„Ohne daß ich's bemerkte, hatte sich ein junger Hund mir ge-

nähert. Er streifte leise an meinen Füßen hin, als schmeichelte er; ich achtete nicht darauf. Endlich ward er so vertraulich, daß er sich aufrichtete und mir seine Pfoten auf die Knie legte. Ich sah das Thier mit Verwunderung an. Er schien mit seinen Augen zu mir zu sprechen und wedelte freundlich mit dem Schwanze. Bald fühlte ich die lebhafteste Zuneigung für das Hündchen. Ich liebkosete es. Es war schön; hatte seidenweiches, langes kastanienbraunes Haar; Brust und Pfoten schneeweiß, herabhängende, lappichte Ohren.

„Indem wir einander schmeichelten, stand ein Fremder in Reisekleidern vor mir und rief mit einigem Unwillen: Mylon! Der Hund schien zu erschrecken, ließ von mir ab, ging demüthig zu seinem Herrn, und von ihm wieder schüchtern und langsam zu mir.

„„Wie kommt's, mein Lieber,“ sagt der Fremde in französischer Sprache zu mir, „daß der Hund Sie kennt? Haben wir einander schon irgendwo auf Reisen getroffen?“

„Schwerlich,“ antwortete ich: „ich habe Ihren Hund nie gesehen, und bis jetzt war ich nie auf Reisen.“

„„Das wundert mich,“ entgegnete der Fremde: „ich sehe zum ersten Male, daß dies Thier einem Unbekannten Schmeicheleien gibt.“

„Er rief ihn an sich und ging davon. Ich folgte ihm unwillkürlich. Mylon sprang noch einigemal zu mir zurück, bellte mich freundlich an, und lief in großen Kreisen um seinen Herrn und mich herum.

„Ein paar meiner Mitschüler traten mir in den Weg. Wir verloren uns im Gespräch. Mylon und sein Herr entfernten sich immer mehr. Spät Abends kam ich heim.

„Ein sonderbarer Traum folgte in der Nacht. Mir war's, als wandle ich im Garten meines Vaters; mein Vater aber war

mir zur Seite. — Ich erzählte ihm von meinem Vogel. Er hörte mir lächelnd zu, zeigte dann auf das durchsichtige Spalier, welches den Garten vom Hofraum trennt, und sprach: „dort dein geliebter Vogel.“ Ich sah dahin und erblickte hinter dem Spalier den braunen Mylon, der den Eingang des Gartens zu suchen schien. — Ich eilte dahin, öffnete die Thür; — Mylon sprang mir entgegen; unter wechselseitigen Liebkosungen erwachte ich.

„Der Traum war mir noch im Erwachen lebhaft gegenwärtig. Der Traum schien mir die Freundlichkeit des Hündchens enträthselt zu haben. Ich wagte es zu glauben, selbst auf Gefahr hin, mich zu täuschen, daß die Seele meines Vogels jetzt Mylons schönen Leib belebe und die alte Neigung wieder für mich empfinde. Ich fand die Täuschung zu schön, um sie verlieren zu wollen.

„Ich war im Begriff, mein Schlafgemach zu verlassen; ging zur Thür; ich öffnete sie, und Mylon sprang mir entgegen. Ich sah ihn eine Weile voller Bestürzung an. Er hatte seinen Herrn verlassen, sich in unser Haus geschlichen und wahrscheinlich die Nacht vor meiner Kammerthüre zugebracht.

„Gerührt hob ich das Thier auf; ich drückte es an meine Brust; ich weinte Freudenthränen. Alles, was mir noch vor einer Minute als Täuschung erschienen war, verschwand. Mein Vogel und Mylon waren jetzt eins. Kein Zweifel regte sich gegen den reizenden Gedanken. Alles trug vielmehr bei, diesen zu bestätigen.

„Mylon verließ mich nicht mehr. Seinen Herrn sahen ich und er nicht wieder. Meine Freude will ich euch nicht schildern. Nur einen sonderbaren Zug muß ich noch anführen, nennet ihn Zufall.

„Am ersten Abend bereitete ich meinem Mylon ein weiches Lager neben meinem Bette. Da glaubte ich ihn am folgenden Morgen wieder zu finden, aber ich fand ihn nicht. Er lag auf

hartem Boden, und zwar in eben dem Winkel, wo einst auf seinen Zweigen mein Vogel seinen gewöhnlichen Ruhort gehabt hatte. Sei es Zufall, oder Gewohnheit Mylons, sich in solchen Winkeln lieber zu betten, als im Freien — es bestätigte damals die Idee von neuem, welche ihr vielleicht Schwärmerei nennen werdet.

„O wie glücklich wurde ich durch diesen neuen Freund! — er lernte meine Sprache, meine Wünsche verstehen. Er war so gehorsam, so treu; in alle meine kleinen Launen ergeben. — Ich fühlte die Unmöglichkeit, solche ganz sich dahingebende Liebe und alle ihre tausend Opfer vergelten zu können, die derjenige oft kaum kennt, der sie empfängt!

„Ich verließ späterhin die Schule und meine Vaterstadt, besuchte einige Jahre lang die hohe Schule, um mich in den Wissenschaften zu vollenden. Mein treuer Gefährte begleitete mich überall. Auch durch Deutschland und Italien machte er mit mir die Reise, und theilte überall mit mir Wohl und Weh.

„Nach Italien, ich gestehe es, zogen mich nicht so sehr die gerühmten Naturschönheiten dieses Landes, oder die Kunsthallen von Florenz, oder die Ruinen Roms, als vielmehr andere Umstände. Zu Colorno, unweit Parma, wohnte seit vielen Jahren der Bruder meines verstorbenen Vaters mit seiner Familie. Er hatte zu Livorno in Handelsgeschäften sein Vermögen beträchtlich vergrößert, und sich nachmals, zur Pflege seines Alters, mit seinen Kindern auf ein schönes Landgut bei Colorno begeben. Seit dem Tode meines Vaters war aller freundschaftliche Briefwechsel zwischen ihm und uns aufgelöset. Ich war begierig, diesen Mann, den Bruder dessen zu sehen, der mir von allen Sterblichen der theuerste war, und mit welchem er einen hohen Grad äußerer Aehnlichkeit besitzen sollte. — Ich hoffte durch die Züge des Oheims mir die des väterlichen Antlitzes zu vergegen-

wärtigen, und das Bild des Vaters, welches mir mangelte, entwerfen zu können.

„Aber schon in Parma erfuhr ich, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Er war eines schrecklichen Todes, unter den Dolchen der Mörder, gestorben.

„All seine Kinder, meine Vettern, hatten das Gut bei Colorno seitdem verlassen, verkauft und in andern Gegenden ihre Wohnung gewählt. Sie schienen den Boden geflohen zu haben, von dem das Blut ihres unglückseligen Vaters zum Himmel schrie. So viel ich mühsam erfahren konnte, waren Mönche und Priester die erbittertsten Feinde meines Oheims gewesen.

„Ich begab mich selbst nach Colorno, und von da zu dem Gute, welches ehemals das seinige gewesen. Mitten unter Weinhügeln und üppigen Reisfeldern lag das einfache Schloß, zu welchem von allen Seiten lange Schattengänge der schönsten Fruchtbäume leiteten.

„Mein Oheim schien den wohlthätigen Lehrsatz der Zend-Avesta geehrt zu haben, wo Zoroaster der Perser ausspricht: „Wer die Erde bauet mit Sorg' und Emsigkeit, hat höheres Verdienst vor Gott, als wer zehntausend Sprüche des Gebetes täglich wiederholt!“ — Aber dies rettete sein frommes Leben nicht. Möchte sein Blut das letzte gewesen sein, so um der Religion willen durch Priesterwuth floß! — Ein einziger falscher Grundsatz führt auf immer vom Weg der Wahrheit ab, und führt zum ewigen Kriege mit Menschheit und Natur. — Die einzige Lehre: daß nur ein Glaube unter allen Glauben allein der wahre, seligmachende sei, hat die Länder der vier alten Welttheile mit mehr Menschenblut gefärbt und zu entsetzlichern Verbrechen durch Scheinrecht bevollmächtigt, als alle Irrlehre des gesammten Heidenthums.

„Unter den nahen Ruinen einer alten Abtei,“ sagte man mir,

„sei mein Oheim ermordet; da gehe noch alltäglich sein Schatten umher, auffallend kenntlich.“

„Ich verlachte die Sage. Da man sie mir aber von allen Seiten mit dem größten Ernst wiederholte und bestätigte, beschloß ich in einer Anwandlung prahlerischen Uebermuths, wie sie ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling wohl hat, die Sache zu untersuchen.

„Eines Abends ging ich, wohlbewaffnet, in Gesellschaft meines Dieners Matthias und meines Mylon dahin. Ein Bauer brachte uns bis zum Ausgang eines finstern Gehölzes, wo wir die Trümmer des Klosters hinter niedern Gebüschen, vom Monde beleuchtet, emporsteigen sahen.

„Langsam gingen wir den Ruinen entgegen; bald verschwanden sie, bald traten sie wieder aus den Gebüschen hervor. Ein unwillkürlicher Schauder überlief mich in der Einöde. Der Mond hing bleich aus den Wolken. Der Wind durchschauerte von Zeit zu Zeit das finstere Laub der über uns schwebenden Bäume.

„Wie kleinlich ist der Mensch, wenn das Gemüth von jener abergläubigen Furcht übermannt wird, welche ihm durch verkehrten Jugendunterricht eingeimpft worden ist! Alltäglicher Gang der Erziehung, die uns zwingt, im Alter mehr Jahre daran zu verwenden, um den früh eingetrichterten Unsinn zu verlernen, als wir nöthig hatten, ihn in der Kindheit zu erlernen.“

„Es verging ohne Ereigniß die Mitternacht; schon zeichnete ein falber Schein den Umriß der Hügel am östlichen Himmel. Mein Blut wurde kühler. Ich verlachte mein abergläubisches Schrecken, und bedauerte, ohne Abenteuer geblieben zu sein.

In demselben Augenblicke rauschte es hinter mir durch den Schutt. Ich fuhr zusammen; — ich sah zurück und erblickte in der Dämmerung eine Menschengestalt sich langsam an den Mauern

hin bewegen. Ich sprang auf und rief mit bebender Stimme die Gestalt an. — Im gleichen Augenblicke stürzte donnernd ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, an welcher ich die Gestalt wahrgenommen hatte.

„Meine Sinne entschwanden. Ich sank zusammen in eine tiefe Ohnmacht, die sich zuletzt mit dem festen Schlummer verbunden haben muß, denn ich erwachte erst spät, nach Sonnenaufgang, durch das überlaute Gebell meines treuen Hundes.

„Indem ich die Augen öffnete, sah ich zwei Kerls zwischen den Ruinen. Sie rannten im Sprung gegen mich. Sie waren in kurze Mäntel gewickelt; einer von ihnen mit einem Stilet, der andere mit einem kurzen Degen bewaffnet. Mylon wehrte ihnen das Andringen. Erbittert über den Hund fielen beide zugleich mörderisch über ihn her; ich hatte Zeit gewonnen, mich aufzuraffen, eine meiner Pistolen zu ziehen und abzubrennen. Fast zur selben Zeit fiel ein anderer Schuß gegen die Elenden von der entgegengesetzten Seite.

„Matthias war's, der mir zu Hilfe kam. Er, wie er mir nachher erzählte, hatte beim nächtlichen Einsturz der Mauer die Flucht gegen den Wald genommen; endlich beim vollen Tagesanbruch den Ausgang des Waldes gegen die Abtei wieder entdeckt; und nun sich hieher begeben, um zu erfahren, was aus mir geworden sei.

„Die Räuber entflohen. Wir verfolgten sie nicht. Mylon, welcher mir das Leben gerettet hatte, der treue, freundliche Mylon, wimmerte schmerzlich, und schleppte seinen blutenden Leib zu mir. Er war von den Mördern zweifach durchbohrt. Weinend hob ich ihn auf, trug ihn auf weiches Gras, und verhielt seine Wunden, inzwischen Matthias aus einem nahen Bache Wasser herbeiholte, die Wunden zu waschen.

„Sein Wimmern ward leiser. Er leckte meine Hand und sah

mich unverwandt an, als kenne er den langen Abschied von mir. In diesen herben Augenblicken erneuerte sich die ganze Vergangenheit; die Todesstunde meines Vogels; Mylons erstes Schmeicheln auf dem Spaziergange im Domfelde meiner Vaterstadt; die Flucht von seinem Herrn zu mir; sein und des Vogels Lieblingswinkel in meiner Kammer. — Hier lag er nun, um für mich zu sterben, seine treue Liebe mit dem Leben aushauchend.

„Mein Schmerz wurde heftiger. Weinend rief ich wiederholt den Namen; Mylon hörte meine Stimme; er öffnete noch einmal seine Augen, machte noch einmal die Bewegung, meine Hand zu lecken. Er verschied.

„Ich grub ihm unter Thränen ein Grab.

„„Ruh' sanft, du theurer Staub!“ rief ich: „ruh' sanft! — O Mylon, wir finden uns wieder; du hattest eine schöne Seele; sie kann nicht vernichtet sein.“

7.

„Hier habt ihr nun einen neuen Beitrag von dem, was mich zuerst hinleitete, zu lieben, und an eine Wanderung der Seelen zu glauben. Als Anhang dazu liefere ich euch noch die Geschichte von der Bekanntschaft, welche ich manches Jahr später mit meiner Gemahlin machte.

„Ich sehe es ein, wie befremdend euch mein Gedankengang sein muß. — Ihr, unvertraut mit tausend Nebenideen, welche aus dem Grunde der Seele mit jedem Gedanken zugleich in mir aufsprossen, unvertraut mit der ganzen Verkettung meiner Vorstellungen, werdet vielleicht diesen Glauben phantastisch nennen.

„Nein, Harmonius,“ rief mein Nachbar: „dein Glaube ist auch der meine. Längst lagen in meinem Gemüthe seine Keime; sie erschließen sich unter der Wärme deines Vortrags. — Ich begreife dich ganz. Die Geister gehen in ihrer Welt ihren eigenen

Gang. Sie gesellen sich den Körpern nach unbekannten Gesetzen und lösen sich wieder von ihnen ab. Geschaffen von Ewigkeit her, reifen Sie für die Ewigkeit. Hier ist unendliches Fortstreben, jeder Tod nur Verwandlung des Schauplatzes. Unverwandt mit dem Irdischen, sollen sie nicht an diesem kleben, sondern nach dem Göttlichen trachten. Ich bin unsterblich; das Universum hat keine irdischen Grenzen für mich; früher oder später darf ich hoffen, Zeuge erhabenerer Szenen zu sein.

„O Harmonius, ich fühl' es, es gibt keinen Katechismus-Himmel, keine Katechismus-Hölle! — ein unendliches Geistergetümmel, emporsteigend zum Urquell des Guten und Seligen! — Harmonius, einst zweifelte auch ich mit kindlichem Kleinmuth. Seitdem ich aber aufgehört habe den Schulweisen zu horchen, seitdem ich die Natur frage, ist mir das Weltall göttlicher geworden.

„Ja, ihr ewigen Flammenblumen im unermeßlichen Himmelsgrund droben, ihr seid vergebens nicht dahin gepflanzt! Euch sehen Hund und Affe, Adler, Wurm und Fisch, doch keiner kennt euch, keiner weiß, daß ihr Erden und Sonnen seid, im Unendlichen schimmernd. Der Mensch weiß es. Im Hause des Vaters droben sind viele Wohnungen! Ach, vielleicht, früher oder später, ist einer von euch mein Wohnplatz; und inzwischen noch auf Erden treue Freunde am Grabe des Entschlummerten weinen, fühl' ich dort schon die unbekannten Reize eines andern Lebens!

„Dort samml' ich neue Brüder, neue Schwestern! — Der Tod entführt sie mir, der Tod entführt mich ihnen; ein ewiger und ewigschöner Wechsel! — Und unter allen Geistern auch vielleicht für mich ein theurer Geist, ein Zwilling, Brudergeist!"

Er schwieg. Wir waren gerührt. In einem Strome von Empfindungen versanken die Seelen. Der Mond floß durch ein Goldmeer von Gewölken hin; sein Schimmer sank über die blü-

henden Gebüsche, bald strahlender, bald matter. Zwischen den Zweigen der Platanen und Pappeln blitzten hin und her die Sterne, vom Laube spielend bald bedeckt und bald enthüllt. Die ganze Landschaft schien ätherischer, in feinen Dunstgebilden aufgelöst, um uns zu schweben. So sahen der Vorwelt Dichter ihr Elysium.

8.

„Lieben Freunde," sagte Harmonius endlich, „ich liebe zwar Aufschwünge der Einbildungskraft unter den Begleitungen heiliger Gefühle. Indessen ist hier etwas mehr vorhanden, als Gewebe der Phantasie aus Regenbogen-Schimmern. Es ist hier ein tiefer Ernst der Natur und Vernunft. Ich möchte euch zurückrufen zu diesem.

„Mein begeisterter Nachbar hatte allerdings wohl Recht, da er uns sagte: Wenn man die Natur selbst fragt, lernen wir einen schönern, als den dürftigen Katechismus-Himmel kennen. Ich habe die Natur, das Wort Gottes gelesen; sie ist das Buch der unendlichen Weisheit und unendlichen Liebe.

„Das Leben des Universums ist die Regsamkeit der ewigthätigen Kräfte und Wesen derselben, ihr ewiges Zusammen- und Auseinanderstreben. Alle Naturkräfte wirken neben und durch und in einander. Es kann deren keine vergehen; nur ihre Verbindungen und Wirkungen wechseln, wie die Vorstellungen im menschlichen Geist. Ewig war die elektrische Kraft, welche im Krampffisch, wie in der Donnerwolke, wohnt, und alle irdischen Stoffe erfüllt; aber nicht immer erscheint sie uns empfindbar, sondern erst, wenn sie sich mit denjenigen Urkräften vermählt, welche durch ihr Einwirken auf unsere Sinne, oder vielmehr auf die Seele, Gefühle und Vorstellungen erweckt. In demselben Verhältniß ist die bildende Kraft vorhanden und wirksam, welche in

Felshöhlen den wunderbaren Kristall, in den Pflanzen aber Fasern und Saftgefäße und Zellen schafft. Eben so die Lebenskraft, welche in Moosen, Algen, Eichen und Palmen, im Kerbthier wie im Adler, im Wurm wie im Löwen das Geheimniß des Keimens, Wachsens und gesellschaftweisen Fortpflanzens darstellt.

„Wenn die Pflanze welkt und stirbt und in Staub zergeht, meint ihr, die aus ihr gewichene Lebenskraft sei eben so vergangen, wie die Form der Stoffe, aus denen sie einst ihre Hülle, ihren Leib, nämlich die Welt der Pflanze, zusammengebildet hatte? Meint ihr, für jede neue aus dem Boden sprießende Blume müsse eine neue, nie vorher gewesene Lebenskraft aus dem, was Nichts ist, entstehen und werden? Nein, was ist, das war und wird immerdar sein. Die Lebenskraft der verdorrten Pflanze ist nur in die allgemein verbreitete Masse des Alllebens zurückgetreten; gleichwie die elektrische, die euch den zuckenden Blitz zeigte, in die allgemeine Masse der Elektrizität; oder wie die irdischen Pflanzentheile in die allgemeine Masse des auf der Oberfläche des Erdballs verbreiteten organischen Stoffes.

Es bleiben die organischen Stoffe, oder vielmehr, die sie wirkenden Kräfte immerdar; und immerdar auch jene Kräfte, die sich, um den Sinnen zu erscheinen, mit dem organischen Stoff verbinden. Die Lebenskraft wechselt nur ihr Gewand, in welchem sie uns erscheint.

„Höher, unendlich höher, als jene niedern Kräfte, stehen im Heiligthum Gottes, im Innern des grenzenlosen Alls, die Seelen und die sich bewußten Geister. Auch sie gewiß verschwinden nicht in das undenkbare Nichts mit der Form ihrer irdischen Einhüllung. Sie vermählen sich nur andern Kräften und treten in andern Hüllen neu erscheinend hervor. Was gelebt hat auf Erden, lebt noch; und der Stoff, in welchem die ersten Pflanzen, Thiere und Menschen des Erdballs bestanden, ist noch der-

selbe, aus welchem die Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen bestehen, die heut' sind. Warum soll ich am Wandeln und Sichverwandeln der Geister, Seelen und Kräfte zweifeln, da die Natur schon in ihrem Gebiet dasselbe zeigt?

„Es ist darum keineswegs behauptet, daß die Geister in ihren Verwandlungen allein an den kleinen Weltkörper gebunden sind, welchen wir unsern Erdball nennen. Warum sollten die erhabenern Wesen nicht Bewanderer anderer Welten sein können, da wir andere viel niedrigere Kräfte mit unbegreiflicher Schnelligkeit von einem Stern zum andern versetzt und wirksam wahrnehmen? Es ist eine innige, wundervolle Gemeinschaft zwischen den im Universum verbreiteten Myriaden der Welten. Die Schwerkraft kettet sie zu glänzenden Kränzen zusammen und der Lichtstrahl bildet goldene Brücken von Weltkörper zu Weltkörper in den unermeßlichen Räumen.

„Der Seelenwanderungsglaube des hohen Alterthums, welcher der Unwissenheit späterer Zeiten Thorheit schien, wird sich wieder den alten Adel aus der Naturkunde zurücknehmen. Und wär' es in euern Gedanken ein Wahn, daß ich auf Erden schon in verschiedenen Hüllen einer und derselben geliebten Seele begegnet bin: so nennt es immerhin Wahn, was ein unerklärliches Gefühl in mir, was eine innere Stimme mir Gewißheit nennt. Ich kenne drei Wesen, mit welchen ich während meines siebenzigjährigen Lebens auf eine wundersame, unwillkürliche Weise zusammengezogen ward, wie mit keinem andern Wesen. In allen dreien war dieselbe Zärtlichkeit, dieselbe Treue. Das dritte dieser Wesen war meine Gattin.

„Unweit einem Dorfe erblickte ich eines Tages, da ich von Geschäftsreisen heimkehrte, an der Landstraße eine Bettlerin, die von einem der Vorübergehenden mit den Worten zurückgewiesen ward: „Geh' arbeiten, du bist jung und solltest dich des Bettelns schämen!“

„Als ich näher trat, mein Reisewagen blieb lange hinter mir zurück, setzte der Mann unbefangen seinen Weg fort.

„Unwillkürlich blieb ich stehen. Ich bemitleidete sie. Ich betrachtete die zarte Gestalt der jungen Bettlerin, mit dem kindlichen Antlitz voll Kummers vor mir im Stande der größten Niedrigkeit.

„Eine glühende Röthe überflog, wie Wiederschein brennenden Morgengewölks, ihr Angesicht. Dann ward sie blaß, wankte seitwärts, und hielt sich bebend an einem nahestehenden Baum. — Ich ging ihr nach.

„„Dir ist nicht wohl, mein Kind!“ sprach ich. Und mich dünkte, sie längst gekannt zu haben.

„Sie antwortete nicht, wiewohl ihre Lippen sich öffneten, Antwort zu geben. Sie sah mich mit ihrem Unschuldsblick lange und unverwandt an, als wolle sie in meiner Seele lesen. Dann drehte sie sich plötzlich ab und ging davon.

„Unbeweglich blieb ich auf meiner Stätte. Zehn Schritte von mir lehnte sie sich wieder an eine hohe Eiche, und sah zurück nach mir. Sie weinte, und schien mit Gewalt ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

„Ich näherte mich ihr. „Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte ich: „Bist du unglücklich?“

„Sie antwortete nicht. Der Schmerz überwältigte sie. Sie schluchzte laut, starrte mich mit thränenvollen Augen an, wollte fliehen, wankte wie erschöpft, und sank gegen mich hin. Ich fing sie mit meinen Armen auf. Ihr Auge war geschlossen, ihr Gesicht mit schrecklicher Bläße überzogen. Ich zitterte, sie an meiner Brust sterben zu sehen.

„Bebend legt' ich sie nieder in die hohen Kräuter, lief zurück zu einem lebendigen Quell, der unter dem Felsen hervor über

den Weg floß: schöpfte in meinen Hut das kühle Wasser und kehrte zurück.

„Das Mädchen war erwacht. Sie hörte meinen Fußtritt, und richtete sich langsam auf, mit Anstrengung aller Kräfte.

„Eine blasse Röthe färbte ihre Wangen wieder. Sie lächelte mich dankbar an.

„„Du bist sehr krank!“ sprach ich.

„Sie lächelte und antwortete mit einer weichen zitternden Stimme: „Gewiß nicht!“

„Ich zog meine Geldbörse hervor, und statt ihr Münze zu suchen, gab ich ihr die ganze Summe. Ich glaubte noch wenig gegeben zu haben.

„Das Mädchen erröthete, gab das Geld zurück und sprach: „Ich verlange nicht so viel.“

„„So will ich dich wenigstens zu deiner Wohnung begleiten, denn du bist schwach!“

„Sie ist nicht weit von hier!“ sagte sie.

„„Hast du deine Aeltern dort?“ fragt' ich.

„O nein. Meine Aeltern sind gestorben. Ich bin eine Waise. Es sind weitläufige Verwandte, arme, gute Leute, die sich meiner erbarmt haben. Außer dem Obdach der Hütte können sie mir aber nichts geben. Ich hüte die Gänse, oder trage Milch, oder — — —“

„„Warum gehst du in keinen Dienst?“

„Ich kann nicht. Der alte Mann in unserer Hütte wäre ohne Pflege. Er ist krank.“

„„Und wie alt bist du?“ fragt' ich.

„Vierzehn Jahre!“

„Unter solchen Gesprächen kamen wir zu des Mädchens Wohnung — eine baufällige Hütte, von Epheu gleichsam zusammengehalten, der sie umrankte und an eine röthliche schroffe Fels-

wand knüpfte. — Von innen überall Spuren der bittersten Armuth, und doch dabei sehr reinlich. Eine Frau wusch an einem lebendigen Brunnen, von einem hochbuschigen Hollundergesträuch beschattet. Ein Greis lag stöhnend an der Thür im Innern auf Laubsäcken.

„Wir setzten uns auf ein hölzernes Bänkchen unweit der Hütte; vor uns öffnete sich hier durch Weiden und Erlen eine lächelnde Aussicht über den Fluß gegen das jenseitige Ufer.

„„Darf ich euch frische Milch anbieten und schwarzes Brod zum Frühstück?“ fragte das Mädchen.

Ich nickte gefällig. Die Freude strahlte von ihren Wangen; sie lief, sie flog davon.

„Während ihrer Abwesenheit hielt ich mit der Frau ein Gespräch über ihre Pflegetochter. Das Weib sprach mit Rührung von derselben, sagte, das Kind arbeite oft bis zur gänzlichen Erschöpfung; sei lieb und fromm. Cecilia hieß das arme Kind.

„Nach einer Weile erschien Cecilia. In sauberm hölzernem Geschirr setzte sie Milch und Brod vor.

„„Cecilia,“ sagte ich, „du jammerst mich. Du bist unglücklich.“

„Sie ward roth. Ihr seelenvolles Auge schimmerte wieder von einer Thräne.

„„Willst du immer Bettlerin bleiben?“ fuhr ich fort.

„Die Armuth hat mich nicht unglücklich gemacht!“ seufzte sie.

„Ich möchte Alles für dich thun!“ sagte ich wieder nach einer Pause: „Ich will dich neu kleiden; ich gebe dir Reisegeld, und du reisest voraus in meine Vaterstadt. — Deine Pflegeältern sollen von mir versorgt werden, daß sie nicht darben.“

„Die Pflegemutter hatte meine Rede gehört. Cecilia sah mit tiefer Unruhe vor sich nieder. Die Frau eilte herbei, und erschöpfte alle Beredsamkeit, Cecilien zu bewegen, solch ein Glück

nicht auszuschlagen. Cecilia, ihrer Pflegerin gehorsam, willigte ein. Ich gab dem Weibe Geld, und schickte ins Dorf, für Cecilien bessere Kleider zusammenzukaufen.

„Ich blieb allein. Nach einiger Zeit hörte ich stilles Gewimmer. Ich erkannte die Stimme Ceciliens; sie sprach mit gedämpfter, halbleiser Stimme in der Hütte.

„Ich flog dahin. Eine halboffene Thür ließ mich das arme Mädchen in einer Kammer sehen. Es hatte mir den Rücken gewandt. Mit hoch gen Himmel gehobenen, zusammengefalteten Händen stand Cecilia da, und weinte, schluchzte und ließ zuweilen einzelne Worte hören:

„„Du hast meine Thränen gesehen!“ sprach sie, überwältigt von ihren Gefühlen: „Du hast meine Seufzer gezählt! — O mein Gott, o mein Gott, wie hab' ich's verdient, daß du mich so glücklich machst, und meinen armen Verpflegern deinen Engel zu Hilfe sendest?“

„Das Gebet, so es vom gepreßten Herzen aufsteigt, ist gleich der Thräne. Es nimmt den Leiden alle Dornen ab, und den Freuden ihren giftigen Rausch.

„Ich setzte mich nieder auf das hölzerne Bänkchen. Mit verweinten Augen trat nach einigen Augenblicken Cecilia heran. Unbeweglich sah sie mich an; unbeweglich ich sie.

„Warum weinst du, liebe Cecilia?“ fragte ich.

„Entfesselt stürzte nun ein Thränenstrom über ihre Wangen. Sie warf sich vor mir auf die Knie; sie ergriff meine Hand, drückte sie an ihren Mund und rief: „Ach, mein Glück ist allzugroß! Wie konnt' ich so viel hoffen! — Ich will Eure treuste Magd sein; ich will Euch nie verlassen; ich will gern für Euch sterben!“

„Damit ich euch nicht länger aufhalte mit meinem Fest in der Bettlerhütte: ich brachte Cecilien in eine benachbarte Stadt zu

einer meiner Bekannten, welche Vorsteherin einer weiblichen Erziehungsanstalt war. Sie blieb ein paar Jahre in dieser Anstalt. Dann ward die demuthreiche Heilige meine Gemahlin.

„Wichtiger in dieser Geschichte sind einige andere Umstände, sowohl in Betreff meiner, als Ceciliens. Es steht bei euch, diese Umstände Träumereien oder Spiele des sogenannten Zufalls zu heißen. Mir trugen sie etwas Bedeutsameres in sich.

„Dahin gehört das sonderbare Gefühl, von dem ich bei dem ersten Anblick der kleinen Bettlerin ergriffen war. Dies Hingerissenwerden meines ganzen Lebens zu der Unglücklichen mag vielleicht nichts Auffallendes haben. Denn der Beispiele sind viel, daß Personen, die sich nie gesehen hatten, beim ersten Anblick von einer plötzlichen, gegenseitigen Neigung entzündet worden sind. Indessen gehören dergleichen Erscheinungen immer noch zu den Räthseln unsers Innern, die nicht gelöset worden sind. Woher dies unwillkürliche Entflammtwerden des Menschen für eine Person, bei deren Anblick tausend Andere gleichgültig bleiben.

„Es ist nicht sowohl die Zaubermacht der Schönheit überhaupt, welche das Wunder hervorbringt; denn wir wissen, daß man häufig im Leben das als Schönheit erkennt, wovon man sich nie leidenschaftlich angezogen fühlt; und daß zuweilen Herzen für eine Gestalt entbrennen, die sich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Formen dem nähert, was nach dem allgemeinen Urtheil häßlich ist. — In aller Zuneigung oder Liebe herrscht, wie in der Ueberzeugung von der Wahrheit, keine Willkür, sondern Naturzwang, Nothwendigkeit. Daß die ersten angenehmen Eindrücke irgend einer Menschengestalt auf das zarte Gemüth der frühesten Kindheit unauslöschlich bleiben, und noch im spätern Alter das Urtheil über Schönheit und die Empfindung des Wohlgefallens an dieser oder jener Gestalt leiten, ist eben so unerwiesen durch Erfahrung, als lächerlich für den gesunden Verstand.

„Jene in unserer Zuneigung oder Abneigung herrschende Nothwendigkeit scheint mir in Eigenthümlichkeit der Seelen-Natur zu liegen, die, an sich selbst ohne Willkür, dem Naturgesetz unterworfen ist, wie Alles. Nur der Geist des Menschen hat freien Willen, nicht die Seele, die seine nächste Hülle, sein empfindliches Organ ist. Nur jener hat Bewußtsein! die Seele kennt nur Empfindungen und Instinkte. Im Geiste wohnt Sehnsucht nach Vollkommenheit, in der Seele wohnt die Liebe.

„Ich war beim ersten Zusammentreffen mit Cecilien meiner Neigungen nicht mehr mächtig, sondern unwillkürlich zu ihr hingezogen. Weder ihre Armuth, noch ihre Schönheit hatten mich gerührt, sondern ihr und mein Sinn waren eins, als wären wir einerlei Wesen von jeher gewesen, wie das Leben eines Säuglings und der Mutter lange nur eins sind, bis sie durch Naturzwang auseinander treten müssen. Freunde, auf dem vielbeschifften Ozean der Wissenschaft ist schon mehr als eine neue Welt entdeckt; aber vom Gebiet der Seelenkunde kennen wir kaum die Küsten und einen tauglichen Landungsplatz, von welchem aus wir in das Innere zur Ansicht der Wunder und Geheimnisse alles Lebens dringen könnten.

„Weit überraschender war mir, was ich nachmals aus Ceciliens Erzählungen vernahm. Sie behauptete, ehe sie mich gekannt, eine Gestalt, wie die meinige, zuweilen schon im Traum, und schon in den ersten Träumen ihrer Kindheit gesehen zu haben. Sie habe sich an das Erscheinen dieser Gestalt unter allerlei Umgebungen, wie der Traumgott sie uns vorzaubert, so sehr gewöhnt, daß ihr Gedächtniß dieselbe auch beim Wachen festhielt. Nur selten, nicht einmal alle Jahre, wäre ihr mein Bild im Schlafe vorgekommen, dann aber von ihr mit der gleichen Sehnsucht und Liebe begegnet worden. Sie nannte die Empfindung, welche sie dabei hatte, auf mir unverständliche Weise, eine un-

beschreibliche Beklemmung, ein sonderbares schmerzlich-angenehmes Zusammengezogenwerden der Brust, und zwar der höhern Gegend derselben. Sie behauptete, nach einem der Träume, dies Gefühl einige Tage lang, doch immer schwächer werdend, behalten zu haben.

„Als sie eines Tages im Walde Erdbeeren sammelte, ward sie, ohne vorhergegangenen Traum, von der nämlichen Beklemmung befallen, und diese brachte ihr eben so schnell das Traumbild in Erinnerung. Bald hörte sie Hufschlag eines Rosses auf der durch den Wald führenden Landstraße. Sie richtete ihren Blick auf den Reiter. Ich selbst war es, der auf einer Geschäftsreise durch diese Gegend kam. Doch erinnere ich mich nicht, die Erdbeersucherin damals gesehen zu haben. Cecilia hingegen, wie ich aus ihrer Erzählung weiß, war bei meinem Anblick wie gelähmt. Sie umklammerte einen Baumstamm, um nicht zur Erde zu sinken. Sie zweifelte, ob sie im Träumen oder Wachen sei. Und als ich längst vorüber sein mochte, rannte sie auf der Landstraße den Spuren meines Pferdes nach, um mich nur noch einmal, nur aus der Ferne zu erblicken. Ihre Anstrengung war fruchtlos geblieben.

„Erklärt euch daraus den seltsamen Zustand, in welchen sie gerieth, als ich sie, wie ich schon erzählt habe, unweit ihrem Dorfe Almosen heischend, fand. Sie zweifelte damals nicht am wirklichen Leben der Gestalt aus ihren Träumen; aber hatte die Hoffnung verloren, ihr wieder in der Wirklichkeit zu begegnen.

„Genug davon, lieben Freunde. Ich habe euch die Erklärung gegeben, welche ihr über meine Worte: „Unvergänglichkeit der Liebe in allen Hüllen“ verlangt habet.

„Möget ihr immerhin in dem Geschichtlichen, welches ich euch mittheilte, Spiele des Ungefährs oder Mitwirkungen einer täuschenden Einbildungskraft vermuthen; möget ihr immerhin zu dem, was mir darin wunderhaft schien, einen andern Schlüssel finden.

Ich geb' euch das Alles preis. Aber das Höhere meiner Glaubensüberzeugungen läßt sich nicht erschüttern, geschweige entwurzeln. Ihr könnet den Einklang der Erfahrung und Vernunft, der Vergangenheit und Zukunft, der Zeit und Ewigkeit nicht vor mir zerstören.

„Der Mensch, hingestellt zwischen dem allewigen Nichts und der allewigen Wirklichkeit, kann weder die Möglichkeit des einen, noch des andern begreifen. Oder wer ergründet, warum nicht eben so gut ein All-Nichts, als ein All-Sein ist? Aber ich bin mich meiner und des wirklichen Alls bewußt. Es ist. Und weil es ist, darum ist Nichtsein oder Verschwinden dessen unmöglich, was ist; darum ist ewig, was ist, die Kraft im Staub-Atom, wie die Kraft, welche im Plato dachte. Alles ist Kraft, alles Geist, alles ist wirkend. Das ist das unendliche Reich der Natur; die Welt aber ist nur Wirkung derselben auf den Geist und die Seele. Das Spiel der Wirkungen ist wandelhaft; das Ewigthätige unwandelbar. Die Welt wechselt, die Natur nicht.

„Nicht die Wesen an sich, nur ihre Verhältnisse unter sich ändern. Geist und Seele treten nach göttlichen Ordnungen in andere Verbindungen. Die Stärke oder Schwäche des heiligen Willens, welchen der sich bewußte Geist hat, entscheidet naturnothwendig über das Steigen und Sinken seines Selbsts. Das ist sein Himmel, das seine Hölle. Es ist ein unendliches Fortschreiten der Geister zur Vollendung ins Unendliche, wie sich die Sonnensysteme mit ihren Welten durch das Reich des nirgends umufserten Alls treiben. Ewige Thätigkeit! Neue Verbindung, eingegangen von den Geistern und Seelen mit neuen Kräften, die ihnen dienstbare Werkzeuge zur Berührung mit dem All der Dinge werden, das ist Seelenwanderung. Eine andere Art des Fortdauerns und Fortwirkens ist uns nicht gedenkbar. Ob auf

dem Erdenstern, ob auf einem andern, wird gleichgültig; doch heller sieht sie unter uns ein Geist, als der andere.

„Das, was wir in tief unter uns liegenden, sich ihrer unbewußt scheinenden Kräften Anziehung und Wahlverwandtschaft nennen, und die Liebe höherer Wesen unter sich, ist gleich ewig, ist aus Gott. Denn Gott ist die Liebe. Und diese Liebe tragen verwandte Seelen unvergänglich durch alle Hüllen."

9.

So sprach Harmonius. Aber es sind nicht seine Worte, die ich gebe, sondern nur Andeutungen seiner Gedankenkette. Wir Alle fanden uns wunderbar in derselben verstrickt, daß wir uns weder durch Widerspruch von ihr lösen, noch, wegen ihrer Fremdartigkeit, ganz mit ihr befreunden konnten.

Was Harmonius von seinen Lieblingen auf Erden gesprochen, schien uns nicht seltsamer, als was vom Pythagoras erzählt worden ist. Ueber das Wesentliche dieser eigenthümlichen Naturansicht wag' ich kein Urtheil. Merkwürdig bleibt mir aber, daß ein Geist, wie der des Harmonius, endlich zu derselben zurückkehrte, welche schon in den Geheimlehren der Urvölker, der Inder und Aegypter, in den pythagorischen und platonischen Ideen und in den pindarischen Gesängen waltete.

Für den Denker ist die Darstellung der eigenthümlichen Art eines denkenden Geistes nicht minder anziehend, als die Schilderung irgend eines auffallenden menschlichen Charakters im äußern Leben. Darum habe ich geglaubt, etwas nicht ganz Unverdienstliches zu thun, wenn ich von den Gesprächen des liebenswürdigen Greises Harmonius das Bedeutendere aushöbe.

Der Eros,

oder

über die Liebe.

1.

Verbrechen und Liebe.

Gerold, des Königs geistlicher Rath, trat mit seiner Gemahlin Claudia und der schönen Tochter Maximiliane in den Garten meines Landhauses. Nach den ersten Freundlichkeiten der Begrüßung führte ich die lieben Gäste in den Schatten der Jasminlaube, wo meine Augustine schon den runden Tisch recht wirthlich mit mancherlei Erfrischungen bedeckt hatte. Sie selbst ging den Kommenden grüßend aus der Laube entgegen, unsern Jüngstgebornen auf dem Arm.

Allen that uns die Dämmerung und Kühle der blühenden Laubhütte wohl. Denn es war einer der heißen Nachmittage des Monats, dem die Rosen bei uns ihre Schönheit aufschließen; am Himmelsblau kein Wölkchen. Gerold wählte seinen Platz neben mir. Uns gegenüber saßen die Frauen; Maximiliane in einen Winkel des grünen Eckbänkchens geschmiegt, von dem sie seitwärts den breiten Hauptgang des Gartens übersehen konnte. Und ich emerkte es wohl, wie oft sich, selbst während sie mit uns sprach,

ihre Blicke flüchtig nach diesem Hauptgange wandten. Noch erwarteten wir unsern edeln Freund Holmer, Mitglied des Obergerichtshofes, und seinen Sohn, den Gesandtschaftsrath, Maximilianens Bräutigam, welcher erst seit drei Tagen von einer Sendung nach London zurückgekommen war.

Das Gespräch lenkte sich sogleich anfangs, wie das immer zu geschehen pflegt, auf die widerlichste Merkwürdigkeit des Tages. Man hatte nämlich am Morgen einen jungen Mann, Namens Lukasson, mit dem Schwerte hingerichtet und aufs Rad geflochten, welcher der Sohn eines guten Hauses, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben gewesen war, und dennoch der vorsätzliche Mörder seines jungen, von ihm heißgeliebten Freundes Walter werden konnte. Die verbrecherische That war um so auffallender, weil Lukasson den Getödteten noch bis zum letzten Augenblicke geliebt, und denselben im Schlafe erstochen hatte *). Inzwischen mußte es doch, nach Jedermanns Urtheil, in einem Anfall von Wahnsinn geschehen sein. Denn es war bekannt, daß Lukasson, von jeher ungestümen und mit sich selbst entzweiten Wesens, zwischen leichtsinnigen Ausschweifungen und schwermüthigen Bereuungen schwankend, zuletzt das unselige Mittel der Selbstbetäubung durch starke Getränke ergriffen hatte.

„Leichter läßt sich die verderbte Denkart des Mörders erklären, als daß der tugendhafte Jüngling Walter Freund eines solchen Ungeheuers sein konnte!“ sagte die Gattin Gerolds.

„War Walter, der Jüngling, tugendhaft, woran ich nicht zweifle,“ erwiederte ihr Gemahl, „so muß auch der Mörder noch, ungeachtet seiner Leidenschaften und Verirrungen, im Besitze von Tugenden gewesen sein, die ihn liebenswürdig machen konnten. Und es ist bekannt, mit welcher Sorgfalt Lukasson den Jüngling

*) Die oben erzählte Begebenheit gründet sich auf eine wirkliche Thatsache.

von allen schlechten Gesellschaften entfernt hielt; wie er ihn theils selbst unterrichtete, theils auf seine Kosten in Musik, Malerei und andern Dingen unterrichten ließ, weil Walter ein Sohn wenig bemittelter Aeltern war; ja, man weiß, wie Lukasson selbst und vielmals unter heißen Thränen seinen Freund vor den Leidenschaften warnte, die ihn zerrissen, und wie er sich ihm selbst als Beispiel von dem Elend aufstellte, welches diejenigen erdrückt, die von der Tugend abtrünnig werden."

„Ich stimme dir bei, Gerold," sprach ich, „wir wollen den Verbrecher nicht verdammen, weil die Gottheit uns kein Auge für das Innere des Menschen gegeben hat. Gleichwie wir Kranke kennen, die bei hellem Bewußtsein dessen, was sie sagen wollen, doch andere Worte, als sie wollen, sprechen, und dadurch unverständlich und über sich selbst unwillig reden: so ist es auch wohl möglich, daß Personen vorhanden sind von so verstimmtem Bau der Nerven, daß ihr bester Wille ohnmächtig wird, das Gute zu thun, und daß sie das Böse begehen mit heller Vorstellung, ja mit vollem Abscheu des Unrechts."

„Eine schauderhafte Möglichkeit, Beda," sagte Gerold zu mir, und schüttelte fromm verneinend das Haupt, „eine gefährliche Lehre, wodurch alle sittliche Zurechnung, ja Tugend und Sünde selbst zweifelhaft werden. Damit wäre die Freiheit des Willens leeres Gaukelspiel des sich selbst bethörenden Menschengeistes, und der Satz aufgestellt: das Verbrechen sei weder Schuld, noch die edelste Selbstaufopferung Verdienst der Sterblichen. Da hätten wir den träumerischen Lehrsatz von der Gnadenwahl in anderer Gestalt wieder, nach welchem einige Kirchengelehrte, in St. Augustins Fußstapfen, Gott aus Willkür einen Theil der Menschen zu allem Guten unfähig machen, und schon ehe sie geschaffen sind, zum ewigen Elend, Andere aus ähnlicher, kindischer Willkür zur ewigen Seligkeit vorausbestimmen lassen."

Ich erwiederte: „Keineswegs halte ich dafür — vorausgesetzt, in meiner Aeußerung wäre eine Wahrheit, — daß wir den innern Werth der Wahrheit überhaupt nach dem Maßstabe des Nützlichen und Schädlichen würdigen dürfen. Die Wahrheit soll sich nicht nach der Welt, sondern die Welt nach der Wahrheit richten. Was sagst du denn zu den Kretinen, welche einen menschlichen Geist in menschlicher Gestalt, und doch nicht den freien Gebrauch aller Seelenkräfte haben? Was zu den Wahnsinnigen und Irren, die in ihren lichten Augenblicken so vernünftig urtheilen, als wir beide, und das selbst verdammen, was sie im verfinsterten Augenblicke geredet oder gehandelt haben?“

„Bei ihnen ist offenbar Krankheit vorhanden,“ versetzte Gerold, „und wir können sie nicht mit Verbrechern vergleichen, die hellen Bewußtseins fähig sind, und noch dazu in dem Grade, daß sie, wie du sagst, sogar wider ihren Willen und mit vollem Abscheu des Frevels den Frevel begehen.“

„Wenn es,“ sagte ich, „wie in allen Zweigen der Natur, auch in Nerven- und in Seelenkrankheiten eine unendliche Reihe von Abstufungen oder Verschiedenheiten gibt: warum möchtest du mir dann nicht erlauben, einen krankhaften Zustand für möglich und wahrscheinlich zu halten, wie ich ihn bezeichnete? Es gibt nicht nur offenbare, sondern auch unsichtbare Krankheiten; und Mancher hält sich für gesund und wird dafür gehalten, der es nicht ist.“

„Hilf Himmel, Beda!“ rief Gerold: „wenn du Recht hättest, was würde aus unsern bürgerlichen Gesetzgebungen, was aus unserer Rechtslehre und Sittenlehre werden müssen? Wen könnten wir loben, wen verdammen?“

„Freund Gerold,“ entgegnete ich, „wie mag dich das befremden? Wir leben in einer Welt trügerischer Erscheinungen, die jeden Augenblick irre führen. In der bürgerlichen Gesellschaft

krönen oder kreuzigen wir die That, nicht das Gemüth. Dies hat oft die Krone verdient, während das Gericht der blinden Sterblichen jene ans Kreuz schlug; und eben so oft geschieht das Gegentheil."

Gerold legte beide Hände verhüllend auf sein Antlitz und rief: „Darum ist's gut, daß die ewige Gottheit ist und waltet!"

Meine Frau schlug ihre Augen von ihrem Säugling zu mir auf und sagte: „So sollte uns ja der Anblick keiner schönen That freuen und keiner Schandthat betrüben. Sage mir, was loben wir denn, was tadeln wir denn noch?"

„Die gute That, liebes Kind, nicht das uns unbekannte Gemüth!" erwiederte ich: „Und in der That loben wir weniger den Thäter, als uns selbst, indem wir den Werth des ewigen Gesetzes der Heiligkeit erkennen, und uns freuen, daß es in uns lebt, und daß das ihm Entsprechende auch außer uns erscheint. Die Verehrung des Guten, die Verdammung des Bösen in einer fremden Handlung ist das rege werdende Selbstgefühl unserer göttlichen Natur."

Gerold nickte mir Beifall und sagte: „Darin stimm' ich billig mit dir ein. Aber, Beda, der weltliche Richter, darf er den Frevel des Wahnsinnigen, darf er die wider Willen des kranken Thäters begangene That verdammen? Und ich frage noch einmal: was soll aus unserer Rechts-, was aus unserer Sittenlehre werden, wenn der Mensch, wie du sagst, auch wider seinen Willen unrecht und unsittlich sein, und nach dem empörenden Wahn des Alterthums, wie vom bösen Geiste oder dem Fatum unserer Trauerspieldichter getrieben, das Verbrechen in dem Augenblicke, da er es verabscheut, zu vollbringen gezwungen ist?"

Ich erwiederte ihm: „Es geschehen durchaus keine bösen Thaten, als aus Irrthum oder Krankheit des Gemüths; denn das Böse ist das Unnatürliche, oder, was dasselbe ist, das Unvernünf-

tige. Ein vernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige wollen; nur das thierische, vernunftlose Wesen an und in uns begehrt es. Wenn die Kraft des Göttlichen, des vernünftigen Geistes, von der Uebermacht des Thierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung u. s. w. erstickt wird, entsteht Mißverhältniß, entsteht Zerstörung in unserm Gesammtwesen, wie bei jedem Wahnsinnigen, das ist: eine Krankheit, die wir häufig selbst verschuldet haben. Der größte Theil von unsern Rechts- und Sittenlehren aber ist auf den lockern Grund von Erfahrungstrümmern zusammengebaut, in sich selbst daher oft haltungslos, ja nicht selten unrechtlich und unsittlich, wie die Kunst eines empirischen Arztes. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den besten Theil ihres Wissens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir im Rechtsfache Barbaren und die Richtersprüche meistens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Loos über Einsicht geht. Und gleich wie mir derjenige Arzt der weisere zu sein scheint, welcher, die eigentlichen Naturen seiner Kunden genau erforschend, sie durch angemessene Lebensordnungen vor Krankheiten bewahrt und zu langem Leben bereitet: so scheint mir derjenige Theil der Sittenlehre der wesentlichste, welcher bis jetzt am wenigsten bedacht ist, und der nämlich aus den Tiefen der Seelenkunde Hilfsmittel schöpft, die Harmonie unsers Wesens unverletzt und vor Verstimmung und Krankheit zu bewahren."

Hier unterbrach mich Claudia, die Gemahlin Gerolds, und rief lachend: „Vergesset auch nicht, o ihr weisen Meister, in eurer Sittenlehre das Kapitel von den Pflichten gelehrter Männer gegen anwesende Frauenzimmer, die beim Anhören eurer Weisheit vor Langerweile sterbenskrank werden. Fülle den Herren die Gläser, Maximiliane. Man sagt, der Wein, den die Hand einer jungen Braut spendet, werde feuerreicher. Ich will unterdessen unsere Tassen mit Thee füllen, er hat endlich genug gezogen."

„Wohlgesprochen, Claudia!“ sagte Gerold, hob das Glas und stieß mit mir an: „Plaudern wir von angenehmern Dingen. Ich möchte mich zerstreuen und den schauerlichen, wüsten Hinrichtungsprunk dieses Morgens aus meinem Gedächtniß wischen. Wer von uns erfindet sogleich eine angenehme Aufgabe, die uns Alle an sich zieht?“

„Ich schlage einen gewissen Jemand vor,“ sagte ich, „den ich, wenn ich König wäre, nie zum Gesandtschaftsrath gemacht hätte. Denn wenn er sich so lange vergebens erwarten läßt, wohin ihn sein Herz sendet: wie träge wird er sein, wenn er dahin gesandt wird, wohin er nicht mag!“

Maximiliane senkte lächelnd, indem sie erröthete, die Augenlieder und sagte: „Mußte ich nicht eben hören, wie fremd uns die Tiefen der Seele sind, und daß wir den Menschen nicht nach der That beurtheilen sollen? Wer weiß denn, ob Holmarn sein Herz hieher schickt? Wer weiß denn, wenn er früher, als ich, gekommen wäre, ob ihn darum hieher sein Herz gezogen hätte?“

„Sieh, das hast du, Beda, mit deiner Lehre angerichtet!“ sagte Gerold: „Nun werden die jungen Leute sogar noch am Vorabend ihrer Vermählung zweifeln, ob sie einander lieben?“

2.

Die Liebe der Mutter und der Geschwister.

„Ha!“ rief mit schelmischem Blicke mein junges Weib: „Wo ist das Mädchen, welches nicht vor und nach der Vermählung zweifelt? Gebt nur zu, ihr Männer, daß wir tiefer in die Seele blicken, und, was darin vorgeht, feiner herausfühlen oder herausahnen, als ihr.“

„Wenn dem so wäre, Augustine,“ sagte ich, „müßtet ihr weniger zweifeln, sondern der Sache gewisser sein, als wir.“

Und Gerold setzte hinzu: „Wie scharf auch der weibliche Blick sein mag, in solchen Angelegenheiten ist er es am wenigsten. Man weiß ja, Liebe geht mit verbundenen Augen.“

„Ganz gut,“ sagte Augustine, „aber man weiß auch, Weiber sollen etwas Neugier haben. Drum lüpft selbst das liebendste Mädchen mitunter die Binde gern. Und wenn es dann im Herzen des Auserwählten kaltes Eis, in seinen Schwüren aber Feuer erblickt, muß es da nicht zweifeln und irre werden? Man kann für Niemanden schwören, daß er wirklich und wahr liebe. Ich möchte sogar nicht immer für das Herz meines Mannes schwören. Beda sagt, er liebe mich. Ihm und noch mehr mir selber zu Gefallen glaub' ich es gern. Aber dennoch sehe ich zuweilen tief in seinem Herzen . . .“

„Was?“ rief ich: „Eis?“

„Nun wenn auch kein Eis, doch Schneeflocken!“ versetzte sie lachend: „Man kann für kein Herz schwören, ob es liebe . . .“

„Als für das Mutterherz!“ fiel Claudia, Gerolds Gemahlin, ein: „Seht doch, wie süß der kleine Engel hier auf dem Schooße Augustinens schläft! Keiner beachtet ihn, aber die Mutter unaufhörlich. Ihr Geplauder geht zu euch, aber ihr Gedanke zu ihm. Sie legt ihm das Köpfchen sanfter; sie weht mit der Hand ihm die Fliege vom Händchen. Sie blickt von Zeit zu Zeit nieder, zu sehen, nicht ob der Säugling schläft, nein, ob er recht wohl, ob er recht zufrieden schlummert.“

Augustine senkte mit seligem Wohlgefallen die Augen auf ihren schlummernden Liebling, hob ihn leise empor zu ihren Lippen, hauchte ihm einen Kuß auf die Wange und sagte: „Ach, Mutterliebe ist auch eine ganz andere Liebe, als die Liebe des Jünglings und des Mädchens. Es ist die, von der kein Mann weiß.“

„Aber wie eine ganz andere Liebe?“ fragte Gerold: „Die Empfindung der Liebe ist immer doch eine und dieselbe, so, daß

selbst die Sprache nicht mehr als eine Liebe kennt, auch für die Mehrheit keinen Ausdruck hat, und nicht sagt: die Lieben, sondern höchstens: die Liebschaften, bei denen freilich nicht immer die Liebe herrscht."

Claudia, seine Gattin, erwiederte: „Der Mann hat die Sprache erfunden, nicht aber das Weib, wie du aus Adams Geschichte weißt. Der Mann aber kennt nur eine Liebe, die der Jünglingstage, und hintennach nur Liebschaften. Wäre das Weib Erfinderin der Sprache gewesen, es würde für die Liebe der Mutter zum Kinde ein eigenes Wort ersonnen haben."

„Antworte mir ernster!" sagte Gerold: „Wie ist die Empfindung der Mutterliebe anders, als die der Braut?"

„Du müßtest Weib sein, mich zu verstehen," entgegnete Claudia, „und der Blinde müßte sehen können, um deine Unterscheidung des Sehens und Hörens zu begreifen. Die Brautliebe wirkt mächtiger auf die Einbildungskraft ein, und durch sie; daher bringt sie so viel Selbstverblendung und Täuschung, steht dem Rausche und dem Wahnsinn nahe, oder kann in Wahnsinn übergehen. Das ist nicht der Fall, oder äußerst selten, in der Mutterliebe. Muttergefühl ist inniger, tiefer; und doch betäubt es den Verstand nicht, begeistert zu keinen Gedichten, verwandelt die Ansicht der Dinge nicht. Brautliebe verachtet Gefahr und Tod, aber kann hintennach sich selbst bereuen. Mutterliebe trägt freudig Schmerzen, Opfer und Tod, und bereut ihre Thaten nie. Jüngling und Mädchen sind einander zwei fremde Wesen, die durch die Macht der Natur erst zusammengeführt und gegenseitig durch den Zauber der Einbildung verschönert werden. Keiner liebt eigentlich den Andern so sehr, als im Andern sich selbst, oder vielmehr sein Urbild des Guten und Schönen, welches er lebendig geworden zu sein wähnt. Hingegen Mutter und Kind sind sich nicht fremd, sind nicht Zwei, sondern Eins, das eben

in Zwei auseinander soll und darum süßen Schmerz fühlt. Die Mutter kann allein zum Kinde sagen: du bist mein Leib, mein Blut, mein Leben, meine Seele."

„Du hast es berührt, du scharfsinnige Claudia!" rief Augustine: „Ach, und ich setze hinzu, indem ich meinen Säugling sehe: du mein Blut, mein Leben, meine Seele, bist mir theurer, denn mein eigenes Blut und Leben und als meine eigene Seele, eben darum, weil du mein Ich bist und von mir scheidest!"

Gerold lächelte gerührt, und sagte zu Augustinen: „O die heilige Natur, welche Stimmen klingen aus ihr hervor! — Doch scheint mir alles das mehr sinnreich, bildlich, dichterisch gesagt, als wahr."

„Wohl treu und wahr bis zum Buchstaben!" entgegnete Augustine und küßte den Kleinen in ihrem Arm: „Wie denn? Ist dies nicht Blut von meinem Blut, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele? Ich habe gesunden festen Schlaf des Nachts; mich weckt kein fremdes Geräusch. Aber wenn dieser sich leise in der Wiege regt, bin ich wach. Wir werden beide zugleich munter. Seine Seele weckt die meinige. Woher das, wenn nicht selbst noch Verbindung zwischen den halbgetrennten Seelen wäre? Oft, wenn ich das Kind sehe, wird die Empfindung der Liebe so wunderbar mächtig, daß — lächelt nur nicht! — es mir angenehm krampfhaft das Innerste der Brust zusammenzieht, und ein liebliches Weh davon mir in die Zahnnerven dringt. Das verstehet ihr Männer nicht! Aber ich begreife, was man von Müttern erzählt, daß sie ihre Kinder vor Liebe gebissen haben *). Ach, ich könnte euch noch Vieles sagen, höchst Wunderbares und Seltsames, das ich an mir erfahren. Aber könnte ich's sagen!

---

*) Die meisten Mütter erfahren diese und andere ähnliche Wirkungen, die oben erzählt sind, an sich.

ihr würdet es nicht verstehen, und wenn ihr es verständet, würdet ihr mir's nicht glauben."

Sie sagte dies so warm und lebhaft, daß ihr ganzes Antlitz dabei in milder Erröthung schimmerte. Ich konnte mich nicht erwehren, in tiefer Bewegung ihr die Hand zuzustrecken und die ihrige, die sie mir reichte, zu küssen. „Wohl glaube ich dir alles, was du sprichst," sagte ich zu ihr, „und mehr, als du andeutest, liebes Weib. Wer erkennt das geheime Walten der Seelennatur? Mutterliebe ist wohl andere Liebe, als Brautliebe, wenn schon eine, wie die andere, Wirkung jenes ewigen, allgemeinen Naturgesetzes ist, welches selbst dem gefühllosen Baume des Waldes Handlungen der Zärtlichkeit verleiht, und ihn die gefallenen Samen im Herbst mit Laub warm decken läßt, damit sie im Winter gegen strenge Kälte Schutz, und im Frühjahr Nahrung und Frische des Grundes finden mögen, in welchen sie sich einwurzeln wollen."

„Es drängt sich mir aber noch ein Zweifel auf!" sagte Gerold: „Wie kommt es, daß Brüder und Schwestern, diese Lichtflamme aus der Mutterflamme, weder die Mutter mit der gleichen Innigkeit lieben, wie sie von ihr geliebt werden, noch daß sie sich selbst inbrünstig unter einander lieben?"

Beide Frauen blieben lange in sinnigem Schweigen. Claudia antwortete endlich: „Wir Frauen wissen wohl, was wir selbst fühlen; aber was Andere, das mögen unsere Weisheitsmeister enträthseln."

„Diesen Titel," erwiederte ich, „erwerben auf den Hochschulen freilich kaum bärtig gewordene Jünglinge, aber sie legen ihn im Alter, wenn sie wissen, daß sie ewige Lehrlinge sind, bescheiden wieder ab. Dies der Spötterin zur Nachricht. Uebrigens glaub' ich, daß, wie die Kinder beständig von der Mutter hinwegwachsen, und zur Selbstständigkeit übergehen, besonders wenn sie unmittelbar keine Lebenstheile mehr von ihr annehmen: so gehen im

wachsen auch Brüder und Schwestern, als selbsteigene Wesen, aus einander, die zuletzt nichts mehr gemein mit einander haben. Wie sehr Kinder aber in ihrem Sein und Wesen noch Eins sein können, ist allenfalls nur an Zwillingen wahrzunehmen, und besonders in deren Säuglingstagen. Man kennt auch viele Geschichten von Zwillingen, deren einer immer Lust und Weh' des andern mit empfand, und bei denen der Tod des einen den des andern nach sich gezogen zu haben schien. So erinnere ich mich, als des jüngsten Beispiels dieser Art, des Schicksals der beiden bekannten französischen Feldherrn Cäsar und Constantin Fauchet. Sie waren Zwillinge, so ähnlich einander, daß man sie in der ersten Jugend mit einem Bande unterscheiden mußte, um Verwechselung zu verhüten, wenn sie nackt waren. Beide weihten sich dem Kriegswesen; beide hatten so seltene Aehnlichkeit, selbst in ihren Ansichten, daß wenn einer aus der Gesellschaft ging und der andere blieb, der Bleibende das Gespräch des ersten fortsetzen konnte, und Jeder, der nicht genau Acht gehabt hatte, noch den Weggegangenen vor sich zu haben glaubte. Beide wurden bei verschiedenen Heeren an demselben Tage verwundet, beide an demselben Tage zu Generalen ernannt, beide endlich im Jahr 1815 an demselben Tage, wegen ihrer staatlichen Gesinnungen und Vergehen, zum Tode verurtheilt und erschossen. Inzwischen haben wir von dergleichen merkwürdigen Erscheinungen zu wenig seelenkündende Beobachtungen, und die wenigen sind nicht immer mit Genauigkeit oder Feinheit angestellt."

„In der That," sagte Gerold, „betrachte ich die Liebe der Kinder zu den Aeltern, so wie der Geschwister unter einander, als eine Anhänglichkeit, die weniger aus natürlichem Verbande, als aus der innigsten Gewöhnung seit den frühesten Lebenstagen entspringt. An diese Gewöhnung hängen sich die allerersten, lebendigsten und bleibendsten, ja im Alter sogar lebendiger werdenden

Erinnerungen aus den Tagen, da die Stube noch unsere Welt, und Aeltern und Geschwister für uns der größte Theil der Menschheit waren. Dies Ineinandergewöhntsein, so lange man zurückdenken kann, und daß man sich da von jeher gleichsam immer durch und durch sah, gebiert eine Vertrautheit, die man nachher nie mit andern Freunden hat, und verleiht der Geschwisterliebe ihre ganze Eigenthümlichkeit. Es läßt sich daraus auch wieder erklären, warum Geschwister einander oft gehässig abstoßen, und mit Fremden befreundeter, als unter sich sind; aber mehr noch, daß Brüder und Schwestern, die wirklich in Feindschaft leben, dennoch ihre Anhänglichkeit an einander nicht verlieren können, immer an einander denken und sich um einander bekümmern müssen. Und weil sie sich, selbst wider Willen, an einander erinnern müssen, geschieht es, daß sie um weit Geringeres bitterer mit einander zürnen, als mit Fremden um Wichtigeres, wie Mann und Weib in übler Ehe, die, in jedem Augenblicke und bei jeder Kleinigkeit, einander berühren.

3.

Das Brautpaar.

Während Gerold sprach, und ich aufmerksam horchte, hefteten sich unwillkürlich meine Augen auf Maximilianens schönes Gesicht. Ich bemerkte, wie dies plötzlich hochroth aufglühte, dann allmälig wieder blässer ward; wie die Augen heller blitzten und ängstlich links und rechts in der Jasminlaube umherirrten, als wäre eine Gefahr vorhanden, der das Mädchen entrinnen möchte. Die Unruhe ihrer Augen schien sich dem ganzen Körper mitzutheilen, ohne daß er sich doch bewegte. Nur ihr Busen stieg und fiel im zitternden Athem schneller, und einer ihrer Füße zuckte jach zurück, während ihre linke Hand hastig, und als ge-

schehe es bewußtlos, seitwärts nach einem Jasminstamm griff und fest daran hielt, als wollte die Laube wanken und sinken. Sie schien aufstehen und davon eilen zu wollen, aber es nicht zu können, wie wenn sie durch unsichtbare Gewalt gebunden wäre. Unverkennbar zeigten ihre Anstrengungen an, ihrer selbst mächtig zu werden. Sie glühte höher auf im Gesicht, als zuvor, und ein schöner Schimmer überfloß ihre Mienen. Sie nahm eilig eine Pomeranze vom Teller, und das Messer, um sie zu schälen, war sehr emsig zu dieser Arbeit, und ich sah, daß ihre Hände zitterten.

Indem hörten wir Schritte durch den Gartengang nahen. Es war der junge Holmar, welcher kam. Wir standen, ihn bewillkommend, bei seinem Gruße auf, Maximiliane aber am spätesten. Mit uns redete er; allein auf sie waren seine Augen gewandt, und hinwieder ihre Blicke hingen leuchtend an den seinigen.

„So allein, Holmar?“ sagte Augustine: „Warum bringen Sie Ihren Vater nicht mit sich?“

Der Jüngling nahm Maximilianens Hand und küßte sie. „Ach,“ sagte er, „mein Vater ist den ganzen Tag düster und heftig gewesen. Am Morgen verschloß er sich in seinem Arbeitszimmer, ohne zu arbeiten. Denn wir hörten ihn beständig auf und nieder gehen. Mittags lehnte er ab, mit uns zu speisen. Statt dessen ritt er aus, und befahl mir, seine Rückkunft zu erwarten. Als er wiederkam, verlangte er, ich sollte allein hieher gehen und ihn entschuldigen, wenn er nicht erschiene. Doch habe ich ihm das Wort abgeschmeichelt, daß er bald folgen wolle.“

„Ist ihm Unangenehmes begegnet?“ fragte Claudia.

„Gewiß nur die Hinrichtung des Mörders hat seinen Frohsinn gestört!“ antwortete der Gesandtschaftsrath: „Sie wissen, mein Vater war der einzige unter den Richtern, der dem Lukasson nicht das Leben absprechen wollte. Er hat sich für diesen Menschen, den er vorher nie gekannt hat, den er nur ein einziges

Mal im Gefängnisse sah, mit der größten Theilnahme verwendet, ohne je einen werthvollen Grund davon anzugeben."

„Käme er nur," sagte Claudia, „wir wollten ihn zerstreuen! Augustine, wo ist die Harfe? Maximiliane hat schon mehr denn einmal den bösen Geist von ihm hinweggesungen. Sie muß seine Lieblingsweisen spielen. Er sagt ja selbst: Musik ist für die Seele berauschender Wein; macht den Seligen traurig, und den Traurigen selig."

„So wird sie zur wahren Mutter der Lebensweisheit!" bemerkte Gerold: „In frohen Stunden auch des Schmerzes eingedenk sein, und in Tagen des Schmerzes lächeln können: das bewahrt uns, in edelm Gleichmuth, gegen den Uebermuth und den Kleinmuth. — Maximiliane, fülle deinem Nachbar einsweilen das Glas, damit er bei uns bleibe."

Maximiliane gehorchte, und bot ihrem Verlobten den Rheinwein mit der Anmuth einer Hebe.

„Damit ich bleibe?" wiederholte der junge Holmar verwundert: „Glauben Sie, wenn ich davon müßte, der Wein würde mich hier fester halten, als die liebe Hand, die mir ihn reicht?"

„Ich meine nur," entgegnete Gerold: „der Wein zieht zur Geselligkeit, die Liebe aber zum Einsamsein. Damit Sie nicht Maximilianen allein, sondern auch uns sehen, sollen Sie trinken."

„Und," fuhr Claudia in der Rede ihres Mannes fort, „damit wir sogleich den rechten Ton und Stoff des Gesprächs für Sie finden, beichten Sie mir, was ich längst schon gern gewußt hätte: wo sahen Sie Maximilianen das erste Mal?"

Holmar lächelte. „Das erste Mal? Vor drei Jahren, als ich aus der Hauptstadt kam, meinen Vater zu besuchen, der hieher versetzt worden war. Sie stand mit mehrern Frauenzimmern in einem Hause der Vorstadt am Fenster, als ich unten auf der

Straße durchritt. Sie war mir unbekannt, sie blieb es. Sogar mein Gedächtniß vergaß nach Jahr und Tag ihr Bild. Aber mein Herz vergaß Maximilianen nie. Denn als ich sie einst zufällig wieder erblickte, es war in der Kirche, da half das Herz dem Gedächtnisse. Nie war ich in einer Kirche andachtsvoller gewesen."

Augustine rümpfte das Näschen und sagte: „Schöne Andacht!"

Claudia bemerkte, daß ihre Tochter ungefähr mit denselben Worten von sich dasselbe gesagt habe, und junge Leute zuweilen doch sehr närrisch wären, ohne einander zu kennen, bloß mit dem ersten flüchtigen Wechsel der Blicke die Herzen zu wechseln.

Hingegen Augustine nahm es ernster, und behauptete: es müsse auch zwischen Seelen eine gewisse Wahlverwandtschaft geben, wie zwischen andern Wesen der Natur, durch welche sie willkürlos zusammengezogen würden. Als Beweis davon erzählte sie das Entstehen ihrer Bekanntschaft mit mir. Wir hatten uns einst beide, sie und ich, zufällig unter mehrern Tausend Zuschauern bei einer Heermusterung, und nur auf wenige Augenblicke, bemerkt; beide hatten wir bleibenden Eindruck auf einander gemacht; beide hatten wir aber nie von einander mehr gehört. Keines wußte vom Andern, wer es sei, wo es lebe. Wieder endlich zufällig fanden wir uns nach einigen Jahren in einer Gesellschaft, ohne uns noch gegenseitig unserer Gestalten und Gesichtszüge zu erinnern. Wir glaubten uns das erste Mal zu sehen. Der neue Eindruck war nicht minder lebhaft. Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt, Augustine mein Weib. Erst lange nachher, in einer vertraulichen Stunde, da wir uns gestanden, wer von den Männern zuerst sie, wer von allen Jungfrauen zuerst mich mehr als gewöhnlich gerührt habe, wurden wir mit Erstaunen inne, daß wir beide eben selbst unsere geliebten Unbekannten vom Tage der Heermusterung gewesen wären. „Läßt dies nicht auf eine gewisse verborgene Anziehungsmacht einander verwandter Seelen schließen?" fuhr Augu-

stine fort: „Und warum sollte eine solche Macht nicht stattfinden, da wir doch nicht läugnen dürfen, daß es Menschen gebe, welche durch gleichsam angebornen Widerwillen einander im ersten Augenblicke des Zusammentreffens feindlich zurückstoßen?“

Gerold hatte keine Lust, sich zu diesem Glauben Augustinens zu bekennen, obschon er ihr denselben nicht rauben wollte, sobald er dem schönen und frommen Gemüthe zusage. „Ich bin aber, sagte er, „überall kein Freund von den vorherbestimmten Harmonien der Gottesgelehrten, Sympathien und Antipathien der Quacksalber, und chemischen Seelen-Wahlverwandtschaften, die Göthe mit seinem Roman, als eine gar bequeme Entschuldigungslehre, in den Kreis unserer Mädchen und jungen Frauen einführen wollte. Mir wenigstens ist es auffallend, daß die vorherbestimmte Harmonie, und die Sympathie, und die Wahlverwandtschaft zwischen Weibern und Weibern, Männern und Männern wenig zu thun hat, sondern ihre Magnetgewalt durchaus nur zwischen Personen zweierlei Geschlechts in Thätigkeit setzt. Nun, diese Sympathie räume ich allenfalls ein; es ist dieselbe, welche Rosen und Rosen, Nachtigallen und Nachtigallen, Böcke und Schafe zusammenführt. Darin ist nichts Wunderbares, als die Natur selbst, welche mit den Banden der Furcht und Freude alles Lebendige aufs stärkste ans Leben bindet, damit die geschaffene Welt fortwähre. Sie hat einerseits, wie in den Weisesten der Menschen, so in den Wurm, tiefen Abscheu des Todes gelegt, anderseits den Anziehungstrieb der Geschlechter, durch welchen, was stirbt, ergänzt wird.“

„Hilf mir streiten, Beda,“ rief Augustine, „gegen diesen geistlichen Rath, der so ungeistlicherweise die Liebe zum dunkeln Naturtriebe herabwürdigt; helfet mir streiten, Holmar und Maximiliane, denn es gilt das Heiligthum eurer Herzen!“

Gerold sagte: „Ich verwahre feierlich meine Rechte gegen den

Ausspruch des Brautpaars, das wohl streiten und Partei sein, aber nicht richten kann. Hören wir Beda's Urtheil!“

Darauf riefen mich Alle an, ich solle richten, und Alle setzten tausend und einen Grund gegen Gerolds freventlichen Grundsatz. „Versöhnet euch unter einander,“ sprach ich: „denn ihr bekämpfet mehr eure eigenen Vorstellungen, die ihr mit Gerolds Worten verknüpft habt, als die Vorstellungen des Gegners. Er läugnet so wenig die Liebe aus der Welt hinweg, als ihr den zwischen beiden Geschlechtern gewaltigen Anziehungstrieb. Aber beide sind von einander verschieden, ja sie haben wenig mit einander gemein, wiewohl sie oft kaum von einander zu unterscheiden sind. Jener Trieb herrscht allmächtig durch die weite Natur; in den Pflanzen zur Blüthezeit, ohne ihr Wahrnehmen; in den Thieren aber ist er zur Empfindung übergegangen; im Menschen mit Empfindung nicht nur, sondern auch mit Bewußtsein verbunden. Dieser Trieb aber ist, wie alles Thierische, selbstsüchtig, und begehrt nichts für Andere, sondern nur für sich und seine Beruhigung. Die Liebe aber ist weder den Pflanzen noch den Thieren angehörend, sondern des Menschen ausschließliches Eigenthum. Wohnt sie im Geiste allein, ist sie Achtung des Vollkommenen; spricht sie durchs Gefühl, wird sie Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes. So wenig kennt sie die Selbstsucht, und so sehr ist sie jenem Naturtriebe entgegengesetzt, daß sie nicht nur nichts für sich selbst, sondern Alles für den Gegenstand ihrer Verehrung begehrt, ihm Alles und sogar die Befriedigung des Naturtriebes, also ihn selbst aufopfern kann, ohne Ersatz zu fordern. Aber jener Anziehungstrieb der Geschlechter wird oft der mächtigste Wecker der wahren Liebe in uns, die mit Recht den Beinamen der Himmlischen und Göttlichen verdient, weil das Streben nach dem Allervollkommensten das Grundgesetz im heiligen Geisterreich ist.“

Ich ärntete mit dieser Erklärung nur halben Beifall. Selbst die schöne Maximiliane, natürlich auch Holmar, nicht minder Clamika, erhoben sich wider mich, und warfen mir vor, daß ich die Hauptsache schlau umgangen habe, daß nämlich zwischen Seelen und Seelen eine gewisse, unerklärliche, anziehende Verwandtschaft stattfinde, durch deren Gewalt eben eine Person unter tausenden und tausenden nur eine, als die einzige für sich, und keine andere in gleichem Grade, als die auserwählte und beseligende, erkennen müsse. Man stellte, als unwidersprechlichen Beweis, das Beispiel auf, wie Maximiliane und Holmar, ja wie ich und Augustine die erste Bekanntschaft mit einander sogleich unter dem Einflusse der Liebe gemacht hätten, und wollte mir noch hundert ähnliche Geschichten geben, in welchen der erste Blick auch die erste Liebe entzündet habe.

Die Wahrheit der Beispiele ließen sich nicht läugnen; auch räumte ich gern ein, daß wir das Seelische in uns und dessen Wesen viel zu wenig kennen, um geradezu Alles, was man Sympathie und Antipathie nennt, hinwegzuläugnen; aber aus demselben Grunde trug ich großes Bedenken, das Vorhandensein einer solchen unwillkürlichen Anziehung und Abstoßung gewisser Seelen geradezu zu behaupten, besonders wenn sich manches Wunderhaftscheinende viel einfacher erklären lasse.

„Schon Eins macht mir jene anziehende Seelenverwandtschaft in der That etwas verdächtig," setzte ich hinzu, „daß sie nur bei Personen verschiedenen Geschlechts und in gewissen Jahren laut ist. Warum fühlt sich denn in dieser Sympathie nie ein junges Mädchen von einem alten Manne unüberwindlich gefesselt, und warum nie ein Jüngling von der ehrwürdigsten Matrone in grauen Locken? Hingegen ist mir sehr erklärlich, daß in jedem Menschen verborgen ein eigenes Urbild des Schönen wohnet,

welches aus Zügen zusammengebildet ist, die er vielleicht in erster Kindheit an längst aus der Erinnerung verschwundenen Personen angenehm fand. Und er liebt nachher, was sich seinem Urbilde des Schönen am meisten nähert, ohne Rechenschaft geben zu können, warum? Daher finden die Einen Gefallen an dem, was Andere gleichgültig läßt, und eine vielleicht Andern häßlich scheinende Person wird vom Liebenden, als unaussprechliche Schönheit, bewundert. Erinnert euch des Mohren von Venedig und der schönen Worte Desdemona's von ihrem schwarzen Othello: „Ich sah Othello's Gesicht in seiner Seele."

„Und, mit Erlaubniß," fiel Gerold ein, „vielleicht ist nicht einmal immer das belobte Urbild des Schönen, oft vielleicht noch weit Zufälligeres, der Quell des Liebeszaubers. Wie gar geringen Funkens bedarf ein Zunder, um zu brennen! In dem Alter, da das Herz in unbestimmter Sehnsucht schwillt, und man gefallen möchte, um geliebt zu sein, ist oft ein bloßer Blick der Aufmerksamkeit her und hin zwischen zwei jungen Personen Versuchung genug, den Blick zu wiederholen; die Wiederholung ist genug, einen geheimen süßen Schauer in beiden zu erregen, und die Ahnung: sie liebt dich! Und diese schmeichelnde Ahnung ist genug, den Wunsch zu erwecken, wirklich geliebt zu sein, und der Wunsch ist hinreichend, Alles in Flammen zu setzen."

„Nein, nein!" rief Claudia: „So grausam lasse ich das Schönste, Edelste, Reinste der Gefühle nicht entweihen! Und magst du in Bezug auf Tausende Recht haben, bei denen Sinnlichkeit Alles ist; aber Tausenden wirst du Unrecht thun, in denen eine Seelenliebe allein waltet, die nicht nur geschieden von jener Gemeinheit des Naturtriebes, sondern mit Ekel und Abscheu vor demselben erfüllt ist. Dieser Seelenliebe ist jede unedle Begierde Entweihung ihrer selbst und des geliebten Gegenstandes;

sie erblickt nur das Sittlichschöne, das Vollkommene des herrlichen, heiligen Gemüths, und lebt in demselben, und findet sich und das Weltall darin vergöttlicht."

Gerold drückte die Hand der zürnenden Gattin an sein Herz und sagte: „Claudia, die Wirklichkeit einer solchen Liebe bezweifle ich nicht. So habe ich selbst dich geliebt; und ich zweifle nicht, so liebt heute unsere Maximiliane! — so liebte vielleicht einst Petrarka seine Laura, so Klopstock seine Cidli. Allein bekenn' es dir auch, so liebt nur die erste Liebe des jungen und reinen Herzens, welches sich über das, was in seiner Natur erscheint, nicht klar ist, und in den Wundern und Zaubern der Gefühle und Einbildungen aufgelöset, das Weltall zum Tempel der Anbetung seiner erblickten Gottheit macht. Auch wir, Claudia, lieben uns heut noch, aber bekenn' es dir, nicht mit jener alles vergöttlichenden Schwärmerei, und doch keineswegs mit mindern heiligen Gefühlen, sondern vielmehr mit stärkern, unzerstörbaren, wenn gleich ruhigern!"

„Ich verlange nur," erwiederte Claudia milder, „daß du nicht einen niedrigen Trieb mit jenem erhabenen Gefühl verwechselst oder in Verbindung setzest, und daß du eingestehest, daß auch ohne Rücksicht auf jenen, wahre Liebe möglich sei."

Lächelnd antwortete Gerold: „Ich habe dir's schon zugegeben, doch unter Bedingungen! Es muß wenigstens auffallend bleiben, daß diese hohe platonische Liebe der Seelen nur in einem gewissen Lebensalter zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ihr Recht geltend machen will, sonst nicht. Nenne mir, zum Beispiel, ein Mädchen unserer Bekanntschaft, welches, mit dem vollen Entzücken der Seelenliebe, an irgend einem alten Herrn Alles göttlich und verschönt fand. Oder nenne mir zwei Mädchen, die sich mit derselben Inbrunst geliebt haben, wie ihre Geliebten."

Claudia schüttelte mißvergnügt das Köpfchen. „Ich will allen-

falls zugeben, daß die Lebendigkeit des jugendlichen Alters erforderlich sei . . . . ."

„Zur Seelenliebe?" unterbrach Gerold seine Gemahlin: „Wie? Veralten denn Seelen, wie Körper? Sind Seelen nicht ewig jung? Könnte nicht die Seele eines sechszehnjährigen rosenwangigen Mädchens die junge Seele eines siebenzigjährigen, zusammengeschrumpften Mannes schwärmerisch-platonisch lieben?"

„Warum nicht?" rief Claudia verdrießlich: „Wer weiß, was unterm Monde Alles vorgeht? Man nennt nur solche Verhältnisse nicht immer Liebe, sondern Freundschaft. Und so sind Weiber zu Weibern, Männer zu Männern die zärtlichsten Freunde. Denke an Damon und Pythias!"

„Jetzt streiche ich die Segel!" sagte Gerold mit drolliger Unterwürfigkeit: „Ja, Freundschaft ist wohl die unverdächtigste Seelenliebe, zu der es keines Liebhabers und keiner Geliebten, sondern nur der Freunde bedarf."

4.

Der Wassermensch.

Das Gespräch wurde durch Vater Holmars Eintritt in den Garten unterbrochen. Wir sahen ihm schon von fern an, wie finster er war. Alle eilten wir ihm entgegen, und jeder von uns wetteiferte, den lieben Mann zu erheitern.

Es war ein schöner Abend. Wir gingen im Garten auf und nieder, bewunderten die strahlende Pracht der Blumen; vor uns schwamm in goldener Beleuchtung die Stadt mit ihren Palästen und Thürmen; im Dufte des Hintergrundes das blaue Gebirg. Augustine verließ uns, ihren Säugling zur Ruhe zu bringen. Claudia begleitete sie. Auch der junge Holmar mit seiner Braut verlor sich von uns in den Schattengängen.

Als wir drei zurückgebliebenen Männer uns verlassen sahen, kehrten wir in die Jasminlaube und zum Wein zurück.

„Gern nehm' ich das Glas!“ rief Vater Holmar: „Wär' es mir nur aus dem Lethe gefüllt“! — Er trank es rasch aus und ließ es zum andern Mal füllen.

„Nicht doch, Holmar,“ sagte ich, „ein Biedermann, wie du, hat nichts, selbst das Unangenehme nicht, das er zu vergessen wünschen könne.“

„Ach!“ rief er nach einer Weile schmerzlich aus: „Ich war Zeuge eines herzzerreißenden Schauspiels. Ich machte, mich zu zerstreuen, einen Lustritt, und eben in der Vergessenheit aller Umgebungen über das, was mein Gemüth zu sehr ergriffen hatte, kam ich, ohne daran zu denken, dem Orte vorüber, dem ich unter allen Orten der Erde am liebsten ausgewichen wäre — der Richtstätte, wo Lukassons blutige Leiche auf das Rad geflochten war. Denkt euch! und unter dem Rade lag im Staube dumpf winselnd, im Jammer vergehend, die Mutter des hingerichteten Sohnes, in Trauerkleidern. Still und schaudernd ritt ich vorbei.“

Holmars Worte erschütterten uns.

„Dies Weib der Schmerzen, ist es nicht heute die Unglückseligste Aller, die auf Erden geboren haben?“ fuhr Holmar nach langem Schweigen fort: „Sie sieht den Sohn aufs Rad geflochten, ein Grausen der Menschheit, ihn, der einmal lächelnd und selig an ihrer Brust lag in der Fülle der Ahnungen. Ach, da der Säugling noch in der Wiege schlummerte, war er dem schmählichsten Schicksal geweiht, weil seine Natur selbst gegen die heutige Welt Verbrechen war. Sein Dasein war sein Verbrechen, und er büßte, was er nicht verschuldet hatte. Er mußte Mörder werden, weil er mit sich selbst und der Welt im unversöhnbarsten Widerspruch zerfallen war, zerfallen mußte,

er, der in andern Zeitaltern, in menschlichern Zeitaltern, diese und sich selbst beglückt haben würde."

„Wie?" so fragte ich erstaunt: „Lukasson war Mörder seines eigenen Freundes, entschlossener, vorsätzlicher Mörder — Mörder ohne Ursache, ohne Anreizung zur Gräuelthat, ohne vorangegangene Beleidigung — glaubst du, seine Richter hätten unrecht gerichtet?"

„Das nicht," sagte Holmar: „sie richteten nach dem Gesetze; aber das Gesetz, vom Wahn der Welt gegen Naturen gestellt, die sie nicht kannte, ist ungerecht; das schuf erst und strafte dann den Gräuel, den es schuf."

Beide, Gerold und ich, blickten unsern Freund mit stummer Verlegenheit an. „Wir begreifen den Sinn deiner Rede durchaus nicht!" sagte Gerold.

„Ich glaube es!" erwiederte Holmar, versank in ein augenblickliches Nachdenken, und fuhr dann fort: „Ich will mich erklären. Es ist gut, daß die Sache hier, daß sie überall zur Sprache komme." Abermals verstummte er sinnend, nahm dann wieder das Wort und sprach: „Wir kennen schon viele und wesentliche Verschiedenheiten in der Natur der Menschen, wie ihr wißt, also daß selbst Zweifel entstanden sind, ob die mannigfaltigen Arten der Menschen einerlei Stammvater gehabt haben können."

Gerold sagte: „Sprichst du von den Stammgattungen der Celten, Slaven, kupferfarbigen Amerikaner, der Neger, Malayen u. dgl.?"

„Auch dies sind Verschiedenheiten," sagte Holmar; „doch betreffen sie nur Farbe nnd Knochenbau, nur das Aeußere der Menschengattungen. Es gibt noch andere Abänderungen der Menschennatur, die nicht minder merkwürdig, aber minder unserm Zeitalter bekannt sind, als sie es der Vorwelt waren. Ist euch noch nie daran ein Gedanke gekommen, ihr Vertrauten des Alterthums?"

„In der That," erwiederte ich, „du berührst hier einen Gegenstand, der mich schon seit mehrern Monaten sonderbar angezogen hat; doch weiß ich nicht, ob du eben denselben in Gedanken hast. Ihr habt Alle bei mir den gelehrten Reisenden gesehen, der aus Liebe zur Naturkunde einen großen Theil Asiens durchwanderte, und nun seit Jahren im südlichen Spanien wohnt. Unter anderm sagt er: daß es nichts weniger als Mährchen oder Irrthum oder Aberglaube der Alten gewesen sei, was sie von Seemenschen berichtet haben, die im Meere bei den Fischen wohnen, und von Zeit zu Zeit in den verschiedensten Weltgegenden und in allen Jahrhunderten nicht nur von Schiffern erblickt, sondern von Fischern mit Netzen aus dem Meere hervorgezogen sind, die man nur mühsam an das Leben unter Menschen, an Kleider und häusliche Arbeiten und Beschäftigungen gewöhnen konnte; die nie reden lernten und beständig das Wasser suchten. Auffallend war mir, daß in sehr verschiedenen Schriftstellern, welche Beispiele und Beschreibungen solcher gefundenen Wassermenschen gaben, und doch schwerlich alle diejenigen Beschreibungen kannten, welche schon in andern Ländern und Sprachen mitgetheilt waren, große Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen herrschte. Mit denselben war auch Alles im Einklang, was mir mein spanischer Freund von einem dergleichen Menschen erzählte, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Spanien lebte, und meinem Freunde noch von Augenzeugen beschrieben ward."

„Erzähle!" rief Gerold: „Denn bisher glaubte ich selbst, daß man im Irrthum vielleicht Lamentins, Manatins und andere zweilebige Meerthiere, die der menschlichen Gestalt etwas ähneln, für wirkliche Menschen gehalten habe."

Ich fuhr fort: „Zu Bilbao oder bei dieser Stadt äußerte der Sohn einer wackern Familie von jeher die innigste Neigung

zum Wasser. Er hieß, glaube ich, Lopez; doch kann ich mich im Namen irren. Er unterschied sich dadurch, daß seine Stimme sehr rauh war; daß er nichts besser verstand, als das Schwimmen, und daß Keiner mit dem Kopfe länger unter Wasser bleiben konnte, als er. Als er eines Tages mit Andern im Meere badete, tauchte er unter und kam nie wieder zum Vorschein. Man hielt ihn für ertrunken oder von einem Raubfisch verschlungen. Die Familie war untröstlich. Nach mehrern Jahren zogen Fischer von Cadix einen lebendigen Mann mit dem Netze aus dem Meer. Er war von gelblicher ins Grünliche übergehender Farbe des Leibes, verstand keine Sprache und gab einzelne rauhe Töne von sich. Nur mit Gewalt brachte man ihn vom Ufer. Immer strebte er nach dem Wasser zurück. Er ward, als Wunder, im Lande umhergeführt von Stadt zu Stadt. So kam er ins nördliche Spanien. Hier wollte man zwischen ihm und dem bei Bilbao Ertrunkenen Aehnlichkeit wahrnehmen. Er ward nach Bilbao geführt. In der Nähe der Stadt machte er Geberden, aus denen man schloß, daß er sie erkenne. Man überließ ihn sich selbst, und die erste Vermuthung ward Gewißheit, da er sogleich die Richtung nach dem ehemaligen Wohnhause seiner Aeltern nahm. Er lebte nicht lange. Die Sehnsucht nach dem Meere blieb ihm. Er lernte nie wieder reden, und schien sehr stumpfsinnig. Nach seinem Tode fand man bei Oeffnung des Leichnams nichts Abweichendes vom Innern anderer Menschen, als daß seine Lunge ungemein schwammig und zellig war."

Gerold wandte sich lachend zu Holmar und sprach: „Ich will doch nicht hoffen, daß du den Mörder Lukasson für einen Wassermann hältst; eher war der Unglückliche ein Weinmensch, der sich durch Uebermaß starker Getränke zu Grunde gerichtet hat."

„Was uns Beda erzählt," sagte Holmar, „hat zwar mit dem nichts gemein, wovon ich reden will; aber es ist doch in so fern

nicht unwillkommen, daß ihr wenigstens nicht unwahrscheinlich findet: es können in den Naturen des menschlichen Geschlechts Abweichungen herrschen, welche wenig bekannt sind, von unsern Zeiten geläugnet oder bezweifelt werden, von der Vorwelt aber schon richtig gewürdigt worden sein können."

„Gut, das lassen wir dir gelten!" sagte Gerald: „Ich bekenne gern mit Shakespeare: es sind zwischen Himmel und Erde noch viel Dinge, von denen sich unsere Weltweisheit nichts träumen läßt. Aber was machst du aus dem Lukasson? Laß hören, denn du hast meine Neugierde aufs höchste gespannt."

„Wohlan, ich will reden!" entgegnete Holmer: „Doch hört mich ganz. Ich will von einer thatsächlichen Wahrheit reden, welche von den Alten, ja von den Weisesten der Alten, von Sokrates und Plato selbst, ja von den Gesetzgebern der erleuchtetsten Völker des Alterthums anerkannt, in spätern Zeiten bezweifelt, geläugnet, endlich verlacht, zuletzt für einen verbrecherischen Wahnsinn gehalten wurde."

„Sprich ohne Unterbrechung!" riefen wir beide.

5.

Der Eros.

Also hob er an: „Die Geschichte der altgriechischen Volksstämme verlieren sich in eine Urwelt, in deren Dämmerungen zuletzt jeder Blick aufhört. Doch wir haben der Zeugnisse genug, und mehr und ältere, als von jedem andern Volk, daß die Griechen, unter ihrem milden Himmel, immerdar ihrer Natur, ihren ältesten heitern Uebungen und Neigungen getreu geblieben, an Geist, Witz, Seelenstärke, Freisinn und Sinn für das Schöne und Naturgemäße nicht nur die zeitgenössischen Völker, sondern

selbst die spätern so sehr übertrafen, daß sie noch heutiges Tages mit ihren Weisen und Helden, Dichtern und Bildhauern, Rednern und Baumeistern unsere Lehrer und bewunderten Vorbilder geblieben sind. Welche Nation, von allen heut' lebenden, kann mit der griechischen, dieser wundersamen reinen Blüthe des Menschengeschlechts, in Vergleichung gesetzt werden? Zu den gewaltigen Scythen, zu den Persern, Assyrern, Aegyptern, ja zu den weithandelnden Karthagern und den eroberungslustigen Römern sogar, können wir noch Ebenbilder finden, und solche, die ihnen so weit vorangehen, wie die Britten den Karthagern. Aber wie tief stehen Britten, Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweizer, in reinmenschlicher und menschlichgroßer Beziehung, unter den Griechen des Alterthums!

„Ihr dichterischer, forschender Sinn vergöttlichte Alles. Ihnen gab das nährende Feld der Halmenfrüchte eine *Ceres*, der Ozean ihnen den *Neptun*, die Majestät des Gewitters den *Zeus*, die Weisheit ihnen eine *Pallas*, die Anmuth und Liebe des weiblichen Geschlechts eine *Venus* mit dem Gefolge der *Grazien*. Was aber gab ihnen der *Eros*? Nach der ältern Göttersage war er der *Früheste der Götter*, und eher denn die andern Erzeugten vorhanden. So sagen Orpheus und Hesiodus; aber er blühte in ewiger Jugend fort.

„Wir wissen, die Griechen kannten noch eine *andere Liebe*, als die der Jünglinge und Mädchen unter einander; eine Liebe, die durch sich selbst fern von aller Wollust und niedern Begierde war, nichts mit dem Geschlechtstriebe gemein hatte, nicht verweichlichte und entnervte, sondern vielmehr *das Gemüth erhob und stärkte und göttlicher machte*. Es war die *Seelenliebe*. Der Gott derselben hieß *Eros*. Die Geschlechtsliebe ward geringer geachtet, und die gemeine *genannt*; nicht daß man sie verachtete! Wie hätte ein Grieche sein Weib, seine Mutter

verachten können? Wie ein Grieche gefühllos sein können gegen die Schönheit des Weibes, welche Praxiteles verewigte? Lag nicht die ganze Jugend Griechenlands zu den Füßen Aspasia's oder der wunderlieblichen Lais von Korinth?

„Aber der endliche Zweck der gemeinen Liebe war und blieb doch nur Erfüllung des gewaltigen Naturgebotes zur Erhaltung des menschlichen. Geschlechts; der Zweck der Seelenliebe hingegen war gegenseitige Beseligung durch Freundschaft, gegenseitige Veredlung durch Beispiele der Tugend und rühmlichen Wetteifer in denselben. Diese höhere, zärtliche, gemütherhebende Freundschaft fand nur zwischen Männern und Männern statt, und war in der That zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weder ihrer Reinheit und Natur nach, noch ihrem Zweck nach, gedenkbar. Unter Jünglingen begann sie, und dauerte mit einer unsern Tagen fast unbegreiflichen und unglaublichen Stärke, Leidenschaftlichkeit und Treue bis ins Alter.

„Was war das für eine Liebe, die uns, fast bis zum Namen fremd geworden ist? Woher stammte sie, wohin verlor sie sich? Ueberhaupt, wie konnte sie in die Geschichte des menschlichen Geschlechts hineintreten, wo sie von jeher so glanzvolle Rollen spielte, wenn sie nicht tief in der menschlichen, wenigstens in der männlichen Natur lag? Und war sie in der Natur der Menschheit, wie konnte sie verloren gehen, bis auf den Namen? Oder sind wir anderer Natur, als die Sterblichen des hohen Alterthums.

„Diese wunderbare, innige, tugendhafte Liebe, welche allen Ernst männlicher Heldenfreundschaft hatte; diese Heldenfreundschaft, welche alles Leidenschaftliche, alles Schwärmerisch-Zärtliche hatte, welches je in der Liebe des Jünglings und der Jungfrau waltet: — ich kann ihr weder den Namen der Freundschaft noch der Liebe geben, weil wir mit solchen Namen ganz an-

dere Vorstellungen verknüpfen. Laßt mich diese Neigung voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit zwischen Männern lieber mit den Griechen den Eros heißen.

„Das früheste Alterthum urkundet von den Erscheinungen dieses Eros. Er gehörte nicht einem kurzen Zeitraum, sondern langen, auf einander folgenden Jahrhunderten an. Er war als geheiligter, ruhmreicher Trieb geehrt, von den Gesetzgebern mit Vorliebe beachtet, vom den Weisesten des Volks veredelnd gepflegt und von Dichtern gepriesen. Er äußerte seine himmlische Macht nicht nur unter einem besondern Himmelsstriche, sondern in allen Weltgegenden, und immer da am reinsten, wo die Völker, noch der Natur am nächsten, am wenigsten durch Sittenverderbniß und Ueppigkeit verkünstelt standen. Nicht nur unter den alten Deutschen finden wir die Spuren des, Heldenfreunde bis in den Tod verbindenden, Eros, sondern auch in den Geschichten der amerikanischen Völkerstämme, wo die sich liebenden Jünglinge den unzerstörbaren Kriegerbund schlossen, wo sie ewig Lieb und Leid mit einander trugen, gemeinsam jede Gefahr wagten, und Einer den Tod des Andern bis zum letzten der eigenen Athemzüge mit Rache am Feinde versöhnte.

„Doch die Erscheinungen des Eros lassen sich am bequemsten in der Geschichte der griechischen Völkerschaften verfolgen, weil diese am frühesten Bildung, Dichter und Aufzeichner ihrer Schicksale hatten. Wer kennt nicht die Freundschaft des Achilles und seines Patroklus aus den homerischen Sagen vom Kriege vor Ilion? Wer nicht: wie Achilles des Patroklus Tod rächte? Wer nicht die innige Gemüthsverkettung des Orestes und Pylades? — Noch tönen die Sagen von ihrer Freundschaft unter uns, wie die von Damon und Pythias, oder Pyrithous."

Hier unterbrach ihn Gerold und sagte: „Nimm auch vom Volke Gottes den Jonathan und David hinzu!"

Holmar aber fuhr fort: „Wie im höchsten Alterthum währte der Einfluß des Eros auf das Volk fort, der das Herz des Mannes zu unsterblichen Thaten stärkte, den Furchtsamen ermuthigte und den Gesunkenen von schändlichen Neigungen reinigte. Nur Tyrannen haßten und fürchteten die Gewalt des Eros, weil er zu großen Gesinnungen begeisterte. Wer Sklaven haben will, muß feige Lebensbequemlichkeit, Selbstsucht und Schlaffheit gemein machen, nicht die lebenverachtende Liebe des Rechts, der Wahrheit und der Tugend. Harmodius und Aristogiton befreiten Athen von Hipparchs Gewaltherrschaft, und der edle Epaminondas fiel in der Schlacht bei Mantinea an der Seite seines Kaphisodors. Die heilige Kohorte der Thebaner war aus Männern und Jünglingen gebildet, die, alle durch den heiligen Bund der Seelen vereint, nur in der Freiheit des Vaterlandes leben, oder nur für sie sterben konnten. Als der macedonische König Philipp, der Wüstling, das Schlachtfeld von den Leichen dieser Edeln bedeckt sah, warf selbst er den Donner seines Fluchs dem zu, der mit höfischer Artigkeit die Tugend dieser Liebenden verdächtigen wollte.

„Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß unter verdorbenen Seelen wohl auch die heilige Flamme des Eros hin und wieder wüste Begierden der Bestialität entzündet habe. Aber die öffentliche Meinung, die Gesetzgebung selbst verdammte diese dort, wie bei uns. Solon, der Gesetzgeber, belegte jenen Mißbrauch mit den härtesten der Strafen; eben so Lykurg in Sparta. So ehrwürdig war dem großen Solon Reinheit und Macht des Eros, daß er diesen nur den freien Athenern gewähren wollte, nicht aber den Sklaven, welchen er jedoch nicht die Frauenliebe untersagte. In Sparta traf die schmachvollste Hinrichtung Jeden, der statt der Seele des Jünglings die Schönheit von dessen Körper liebte oder gar entweihte; aber auch der Jüngling ward bestraft,

der nicht den Tugendhaften, er mochte begütert oder unbegütert sein, sondern eigennützig nur einen Reichen liebte, der keinen höhern, innern Werth hatte, sondern nur Gut und Geld. Sogar tugendhafter Männer Vaterlandsliebe war verdächtig, wenn sie durch den Eros nicht an eines Jünglings Herz gebunden waren, und dieses veredelten. Auch mußte der ältere Freund, nicht der jüngere Geliebte es büßen, wenn dieser sich niedriger Gesinnungen oder gar unanständiger Thaten und Vergehungen schuldig machte.

„Selbst noch in den Tagen des Sittenverderbnisses und gesunkener Freiheit Griechenlands währte das Recht und die Ehrwürdigkeit des Eros, sogar unter verächtlichen Beispielen seiner Entweihung, fort. Durch ihn war Sokrates an Alcibiades noch makelloses, jugendliches Gemüth gebunden, und der göttliche Plato liebte Dions Herz. Noch Plutarch, der im ersten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung lebte, er, der Eiferer gegen Wollust und Unreinigkeit, kennt zur Bildung eines männlichen, jeder Tugend-fähigen Sinnes kein zweckmäßigeres Erziehungsmittel, als den Eros.

„Auch die Klassiker sind ein Wort Gottes! Ehren wir ihren Sinn für das Göttliche und Heilige! Es gehörte nur die geistige Verkrüppelung, die sittliche Verworfenheit und Entartung späterer, barbarischer Weltalter dazu, um einen Xenophon, einen Lykurg, einen Plato, diesen Apostel der Liebe, falsch zu deuten, und was sie im reinsten Gefühl der Tugend für den Eros sprachen, als höllische Frucht ekelhafter Unnatürlichkeit zu deuten. — Aber die Tage von Roms gräuelhafter Ueppigkeit kamen, da die Lasterhaftigkeit der Welthauptstadt auch den Eros in den Schlamm der Bestialität niederzog. Es kamen die finstern hundertjährigen Nächte der Barbarei, welche selbst das heilige Licht des jungen Christenthums mit ihren Nebeln auszulöschen drohten. Damals,

als eine düstere Ueberfrömmigkeit sogar die Liebe der Jünglinge und Mädchen tadelhaft fand, als man die Zertretung des Naturgesetzes für Heiligenwerk, und das ehelose Leben für ehrwürdiger als die Bande der Ehe hielt: damals mußte der Eros, tugendhafte Gemeinschaft männlicher Herzen, noch verdammungswerther erscheinen. Man kannte diese Gemeinschaft nur noch aus dem Sündenpfuhl Roms. Damals, als nur Schrecken fürstlicher Willkür oder geistlichen Bannstrahls walteten, als die Tugend der Sokraten und Catonen Satansdienerei und die Naturkunde Zauberei hieß, — damals schrieb Justinian den Eros in das Register der Kriminalverbrechen ein. Nun vom Throne wie von der Kirche verfolgt, durch Flammen und Henkerbeile bestraft, wälzten sich alle Lasten der Verachtung, des Spottes, der Ehrlosigkeit auf jene seelenveredelnde Anlage, welche einst das Heil Griechenlands gewesen; und das Göttliche wandelte, an den düstern Zug der Verbrechen gekettet, über der Erde. Die größten Männer der Vorwelt, welche die Menschheit verherrlichten, würden bei uns unter Schmach und Fluch erlegen sein, oder die Galgen bereichert haben. Mit welcher Verachtung, mit welchen Schauern des Entsetzens würden sie ihren gottgeweihten Blick von den Gräueln unserer Meinungen und Thaten abwenden! Der unsterbliche Herder, wenn er von Pompeji und Herkulanum redet, nennt den Winkelmann einen göttlichen Ausleger der so großen Gewinn bringenden Alterthümer. Der Genius der Menschheit schwebt segnend über die, welche mit sich selbst aufopferndem Eifer Ueberbleibsel aus der Blüthenzeit unsers Geschlechts hervorgraben. Es sind ehrwürdige, geheiligte Scherben, von denen auch uns noch die Reinheit der Natur, das Wahre, Gute und Schöne, wie Lebenshauch einer menschlichern Menschheit anweht. — Und doch sind es nur Scherben! O, vergrabet doch die Scherben, und rufet lieber den schönen, reinmenschlichen Sinn der

Vorwelt aus den Gräbern der alten Welt ins wahre Leben heim!“

Hier schwieg Holmar, um auszuruhen. Er schien von der Anstrengung des Gemüths und des Redens erschöpft. Wir Hörenden unterbrachen die Stille nicht. Unsere Gedanken waren in allzugroßer Bewegung. Ich selbst war durch Holmars Worte, wie mir das oft begegnet, so im Geiste gebunden, daß ich nicht mehr mit meinen Augen, sondern nur mit den seinigen sah. Und ich sah eine mir dunkel gewesene Seite des Alterthums heller. Auch ich hatte lange mein Urtheil, über die Liebe der griechischen Heldenseelen unter einander, durch jenes Vorurtheil umstricken lassen, welches dieselbe mit Fluch verfolgte. Ich erschrak vor der bisherigen Verblendung, in welcher ich den Schatten derer weh gethan hatte, die noch der Menschheit ewige Zierden sind. Ich erhob mich über die Welt des heutigen Tages und zurück in die Götterstadt der Phozionen, in das ewige Athen, zu seinen Tempeln, Schaubühnen, Gymnasien, Kampfspielen und Rednerstätten. Welche Heldengestalten! Welche gottbegeisterte Wesen, welche Kraft des Wahren, des Schönen und Großen aus der unergründlichen Fülle der Natur im höchsten Lebenspunkt eines herrlichen Volkes hervorgestiegen! Ich sah die Macht des hochgeweihten Eros, einer heut' gebrandmarkten Liebe; — — mir ward, als sähe ich die heutige Welt durch einen tausendjährigen Wahn verstümmelt, und um eines ihrer Heiligthümer durch den verwüsterischen Arm der Barbarei betrogen.

Früher, als ich, sammelte sich Gerold. „Nie hab' ich dich, Holmar,“ sprach er, „mit solcher Beredsamkeit und Wärme über einen allerdings merkwürdigen Zug in der Geschichte der Menschheit sprechen gehört, als jetzt. Ich bekenne es, daß ich diesen Eros der Griechen nur wenig bisher beachtet und kaum begriffen habe, was er sei. Ich dachte mir ihn allenfalls als die Wirkung

einer herrschend gewordenen Volkssitte, weil man es im Lande der Hellenen, wie noch heut' in den Morgenländern, für ehrenvoller hielt, Lebensfreundschaften mit Männern zu schließen, als mit Weibern, die, in Gynäceen oder Harems verschlossen, eine Stufe in der bürgerlichen Welt niedriger, denn Männer, doch eine Stufe höher standen, denn Sklaven, und welche weniger Geistesbildung, weniger Recht und Fähigkeit hatten, ins öffentliche Leben einzugreifen, als das weibliche Geschlecht unserer Zeit."

Holmar entgegnete: „Du hast geurtheilt, wie der große Haufe der Schriftgelehrten, die dir vorangingen, welche, ohne Kenntniß der Natur, die Griechen zu kennen glaubten; dicke Bände, wie Ramdohr, von der Liebe, ohne Ahnung vom Wesen des Eros, schrieben, und sich wunderten, daß Xenophon und Plato so ernst darüber verhandeln konnten! Wahrlich, der zärtliche Seelenbund der Männer bestand bei den Hellenen neben der zärtlichsten Liebe der Jünglinge und Mädchen und Gatten. Und es ist Kurzsichtigkeit des gelehrten Meiners, wenn er aus dem Spotte einiger griechischen Dichter gegen das schöne Geschlecht sogleich eine ganze Nation zum Verächter desselben erklärt. Sind denn Deutsche, Britten und Franzosen darum Weiberhasser, weil deren Dichter bei jedem Anlasse den Frauenzimmern bittern Krieg machen? Mit welchem Adel erscheinen Frauen und Jungfrauen in den Schauspielen und Helden- und Liebesgesängen Griechenlands! Mit welchem Adel in ihren Geschichten! Sie waren zu reinmenschlich, als daß sie gegen die Natur im Ernste gefrevelt, und zu sinnig und zartfühlend für das Schöne, als daß sie es am weiblichen Geschlechte verkannt hätten, sie, die das höchste Urbild weiblicher Schönheit in einem Glanze wiesen, wie vor und nach ihnen in keinem andern Volke geschah. — Aber die Griechen kannten, außer der Liebe zum Weibe, noch eine andere, die uns

fremd geworden. Jene war, was sie war, ihrer Natur und Herkunft nach sinnlich; diese andere aber ihrer Natur nach geistiger, oder, wenn man lieber will, rein gemüthlich. Die Natur gab jene zur Fortpflanzung ihres Geschlechts, diese aber zur Fortpflanzung adelichen Sinnes."

6.

Ursprung und Untergang des Eros.

Die letzten Aeußerungen Holmars hatten mich mehr, als Alles, was er vorher gesagt hatte, befremdet. Ich vermuthete, ihn falsch zu verstehen, und wollte ihn um nähere Erklärung befragen. Gerold aber kam mir mit einer andern Einfrage zuvor und rief: „Du hast uns nun lange genug, und ich läugne nicht, sehr anziehend vom Eros der Griechen unterhalten; aber, Holmar, was hat dieser Eros mit dem hingerichteten Lukasson gemein? Meinst du vielleicht, der habe ihn zum Mörder seines Freundes gemacht?"

Holmar antwortete: „Allerdings, oder vielmehr die Unnatur und Verkehrtheit des Zeitalters, die in ihn übergegangen, und wodurch er zum grausenvollen Widerspruch mit sich selbst gekommen war. Das trieb ihn zum Verzweifeln, zum Wahnsinn, zum Hasse seiner selbst und der ganzen Menschheit."

„Offenherzig gesprochen, Holmar," sagte ich: „du wirst mir jetzt dunkler, als du schon vor einigen Augenblicken warst. Es scheint fast, du hältst die Seelenliebe der griechischen Männer für einen eigenen Naturtrieb, wie die gegenseitige Zusammenneigung der beiden Geschlechter, oder wie der Instinkt der Mutter und des Säuglings."

Holmar sah mich eine Weile staunend an, und sagte endlich: „Wie, Beda, und du nicht?"

„Nein, weil ich dazu weder in der Vernunft bisher, noch in der Geschichte der Welt, selbst nicht in der Geschichte des griechischen Volkes, einen haltbaren Grund gefunden habe!“ antwortete ich: „Aber theile uns deine Beweise mit, und wenn sie mir Ueberzeugung bringen, halte ich dich für einen der wichtigsten Entdecker, für einen Columbus auf dem dunkeln Ozean des menschlichen Wesens.“

„So höret mich!“ versetzte er: „Doch gestattet mir einige Erklärungen in Betreff der Natur des Menschen, da wir von seinen Naturtrieben reden. Er ist zugleich, wie ihr wisset, Pflanze, Thier und Geist; der Körper nur der todte Stoff, von der Lebenskraft zur Gestalt gebildet, wie jede Pflanze. Er wächst, vermehrt sich und stirbt, wie die Pflanze. Mit ihr hat er gemein den Trieb der Fortpflanzung; es ist keine Pflanze ohne denselben. Dieser Trieb ist durchaus irdisch und rein sinnlich. Das Thier hingegen ist eine beseelte Pflanze, und die Seele das die Welt um sich Wahrnehmende und Empfindende. In ihr liegen die Begierden, in ihr die Lust und der Schmerz, die Sehnsucht und der Abscheu. Aus der geheimnißvollen Verwandtschaft und Anziehung zwischen den Seelen entspringt die Liebe. Die Vermählung folglich der Pflanzen geschieht ohne diese Liebe. Die Liebe der Thiere unter einander kennen wir aber nicht, weil uns ihre Sprache dunkel ist; wir ahnen sie jedoch aus zahllosen Zeichen gegenseitiger Anhänglichkeit und der Anhänglichkeit vieler an den Menschen. Der Mensch ist ein geistiges Thier, und der Geist ist das denkende Göttliche in uns. Die Geister sind sich nur in dem verwandt, was das Vollendete ist; im Göttlichen, im Wahren, Guten und Gerechten. Die Geister streben dem Höchsten nach, zur Auflösung in Gott.

„Die Pflanzen ziehen sich einander geschlechtweise an, die Seelen geschlechtlos: da ist die Verschiedenheit des Eros von

der Aphrodite, der Meererzeugten; denn aus dem Meere stieg einst die Erde, und was sie trägt, hervor. Darum nannten die Hellenen die gegenseitige Liebe der Geschlechter nur die gemeine: aber die Seelenliebe, ohne Rücksicht auf Geschlecht, war die höhere, und um so viel mehr, um so viel höher und dem Geiste verwandter die Psyche oder Seele ist, als die Pflanze. Gleichwie durch die Seele schon die pflanzenhafte Begattungsnothwendigkeit im Thiere zum Gefühl gesteigert wird, so wird im Menschen durch den nach Vollkommenheit ringenden Geist auch die Seelenliebe veredelt.

„Da, wo der Mensch noch durch Kirchen- und Staatskünstelei am wenigsten zum Zerrbilde geworden, doch auch schon der wüsten, gedankenarmen Thierheit entstiegen, in seiner dreifachen Natur entwickelt, der Natur gehorchend, da offenbart er sich herrlich und kräftig in jeder seiner Anlagen und Triebe. Daher finden wir die Seelenliebe der Helden und Weisen unter den Kriegern der amerikanischen Eingebornen und andern unverdorbenen Völkern, welche Freiheit hatten; daher selbst in den Waffenbrüderschaften der freien Ritterwelt des Mittelalters noch einmal, aber christlich verhüllt; — am offensten und edelsten sie unter den Griechen des Alterthums, weil eben diese eine der entfaltetsten der Menschheitsblüthen gewesen sind.

„Nicht Willkür aber liegt und lag in der Liebe, so wenig in der geschlechtlosen, als in der geschlechtweisen, sondern Naturgesetz und Naturzwang; beide sind und waren Wirkungen unsers Wesens; beide gleich ehrwürdig; beide können gleich heftig und leidenschaftlich sein, weil die eine unmittelbar seelischen Ursprungs ist, und die andere den Ungestüm der Seelenmacht erregt.

„Halt!“ rief Gerold: „Du kletterst mir an der Leiter deines Systems zu schnell hinauf; laß mich einen Augenblick frischen Athem schöpfen und zusammenrechnen, damit ich dir nachkomme.

Du gibst uns Sterblichen zugleich also den Begattungstrieb der empfindungslosen Pflanzen, die Seelenliebe und dem Geiste das reine Wollen des Vollkommenen. Dieses erkenne ich allerdings bestimmt im Geiste vorhanden, jenen Begattungstrieb allerdings bestimmt in der Pflanze; aber zeige mir eben so rein und für sich erkennbar den Trieb der Seelenliebe. Er scheint mir etwas zweifelhaft, und ist am Ende doch wohl nichts Anderes, als das Gefühl der Lust oder des Schmerzes, welches sich eben so gut dem pflanzenhaften Begattungstriebe als dem geistigen Vollendungstriebe zugesellt."

Holmar erwiederte: „Am reinsten für sich erkennst du die Seelenliebe in demjenigen unüberwindlichen Gefühl, durch welches die Mutter an ihr zartes Kind gefesselt ist. Dies ist die reine Seelenneigung, die weder von der Pflanze gekannt ist gegen ihre Nachkommenschaft, noch Geistessache ist, da auch das unvernünftige Thier sie empfindet, eben weil es seelische Natur hat. Die Zärtlichkeit der meisten Thiere, besonders der Säugethiere und der ihre Eier selbst brütenden, ist bekannt. Diese Liebe ist offenbar ganz geschlechtlos, hat aber nichts mit dem Begattungstriebe der Pflanzennatur gemein; von der andern Seite ist sie ohne Rücksicht auf das, was dem Geiste die höchsten Güter sind, für sich bestehend, unwillkürlich, mithin ein bloß in der Natur der Seele begründeter Trieb."

Gerold fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er Nebel hinwegwischen, um klarer zu schauen, und sagte: „Du wirst mich fast zwingen, dein Jünger zu werden."

„Nun aber," fuhr Helmar fort, „wie die Seele der Mutter lieben muß, so lieben die Seelen der Erwachsenen unter einander, unwillkürlich, ohne Rücksicht auf Geschlecht. Diese Anneigung der Seelen gegen einander ist der Eros. Durch die Mutterliebe wird [illegible] Seele Gehilfin zur Erhaltung der pflanzenhaften

Fortdauer des irdischen Geschlechts; durch den Eros Gehilfin des Geistes zur Erhaltung und Fortsetzung der Tugend, des Edelsinns, der sittlichen Schöne und Kraft. Dieser Eros herrscht seit Beginn der Menschheit; er herrscht noch, aber er wird verkannt; ja er ist, durch Verwechselung mit viehischem, unnatürlichem Wesen, welches ihm selbst fremd ist, zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt. In der Verkennung der menschlichen Natur hat man sie selbst verstümmelt, und diese Verstümmelung ist der Quell unermeßlichen geheimen Elendes. Was bei den Griechen in der frischen und freien Entfaltung ihrer Gesammtnaturen Quell alles Großen und Herrlichen ward, von ihren Weisen geehrt, von ihren Gesetzen geheiligt und geordnet wurde: das ist beim endlichen Abfall der Völker von der Natur in ihrer fortgeschrittenen Verbildung, als ein unnatürliches Wesen geächtet. Schaudernd muß jetzt der Mann, der Jüngling die Wirkung jenes Seelentriebes in sich empfinden. So sehr ist seine Gedankenwelt durch den Wahn der Welt verschroben, daß er sich selbst für wahnsinnig und unnatürlich halten muß und wirklich dafür hält, wenn ihn eine unwillkürliche, unwiderstehliche, leidenschaftliche Zuneigung für einen Mann ergreift. Er erkennt weder den Ursprung noch den Zweck dieser heiligen Neigung. Ohne sie verbrecherisch zu finden, nimmt er sie, auf Treu und Glauben der Welt, für verbrecherisch. Was Gebot der seelischen Natur ist, erfüllt ihn mit abergläubigem Entsetzen, als Erscheinung einer ungeheuern, verruchten Unnatürlichkeit. Er bekämpft den Trieb und erhöht eben durch den Kampf die erste, ruhige Neigung zur alleszerbrechenden Leidenschaft. Der wilde Widerspruch seines innern Wesens zerstört sein Inneres. Er verabscheut sich und seine Natur, und verabscheut eben darum die Welt, mit deren Leben er im unaussöhnbaren Zerwürfnisse liegt.

„Wie soll nun diese erstickte, entwürdigte, die [illegible]mte, irre-

geführte, geächtete Seele, dies mit allen Schrecknissen des Verlorenseins erfüllte Gemüth die Pflichten der bürgerlichen Welt heiter vollbringen? Zerbrochen fühlt er in sich die erste Triebfeder aller Wirksamkeit; woher Kraft nehmen? Nur jene Leidenschaft verschlingt sein gesammtes Wesen, reißt ihn, ich möchte sagen, von sich selbst los, in den Abgrund nieder; nur die eine Leidenschaft, aus der Wunde seiner verletzten Natur hervorbrennend, verzehrt ihn, macht ihn empfindungslos gegen die Reize des Ruhms, des Geldes, des Herrschens, der Weiberliebe, gegen Alles, was Andere zerstreuen kann: woran soll er nun sein werthloses Dasein knüpfen, um demselben noch eine Art Werthes zu geben? Nur Eins liebt seine kranke Seele, und dies Eine begreift ihn so wenig, als er sich selbst versteht. Er liebt und verflucht seine Liebe, die zugleich Gegenstand seines Hasses ist, und dieser Haß wird verzweiflungsvoller Menschen- und Lebenshaß. Er wollte immer das Gute und Wahre, und mußte immer das Böse und Falsche. Das Recht seiner Natur ist in dieser Welt gesetzlos, darum ist ihm die Welt gesetzlos. Ihm wäre wohl, wenn die Sonne am Himmel auslöschen, die Erde vor seinen Augen zertrümmern würde. Und das Alles ist das Wogen, das Geschrei, der Aufruhr einer in sich selbst verdammten und sich selbst verdammenden, aber wahren, unveränderlichen, unvertilgbaren, dennoch hingemordeten Natur, die nicht sterben kann und doch nicht leben darf."

Hier schwieg Holmar. Seine Worte erschütterten uns tief. Es war etwas Schreckliches in dem Feuer dieses Greises.

„Du redest," sagte ich zu ihm, „wie Einer, der aus seinem eigenen, schauderhaften Elende hervorklagt. Bist du, Holmar, einer dieser Unglücklichen gewesen, oder bist du noch ein solcher?"

„Nein," sagte er, „ich war es nie. Doch seit meinen Kinderjahren trieb mich unendliche Sehnsucht, irgend einen Freund mei-

ner Seele zu finden. Wer kennt nicht diese heftige Sehnsucht der Jünglinge nach einem Pylades und Pythias fürs Leben? Ich fand Freunde; ich fand ein Weib meines Herzens; aber den Freund der Seele fand ich nicht. Doch das machte mich nicht unglücklich, weil die unbestimmte Sehnsucht, wegen ihrer Unbestimmtheit, zu keiner riesenhaften Leidenschaft erwachsen konnte. Ich wäre aber vielleicht unglücklich geworden, hätte ich den gesuchten Freund gefunden. — — Nun werdet ihr mich verstehen, wenn ich euch sage, Lukasson war ein solcher Unglücklicher! In Griechenland wäre er vielleicht der großen Künstler, der Weisen oder Vaterlandshelden einer geworden, durch die Freundschaft der Seelen; bei uns ward er dadurch Mörder, und die Gesetze führten ihn zum Rabenstein. Sein ganzes Leben voller Widerspruch und Verirrung; sein Allesopfern für den Geliebten; sein ewiges Bemühen, diesen zum vollkommensten, tugendhaftesten und edelsten Mann zu bilden; sein Kampf mit sich und einer Leidenschaft, die ihn irre an sich selbst machte; seine Anstrengungen, Zerstreuung zu finden; sein geflissentliches Streben, sich selbst mit geistigen Getränken zu betäuben; seine wiederholten Entschlüsse zum Selbstmord; endlich die Ermordung des Freundes — Alles erklärt sich aus seiner nicht anerkannten Seelenberechtigung. Die Natur ist die Mutter der Menschheit, die Liebe ihre Bildnerin, und die Wahrheit ist das Reich Gottes ewiglich."

Als Holmar hier schwieg, nahm Gerold die Becher von uns Allen, füllte sie mit Wein, mahnte uns zum Trinken und trank selbst zuerst. „Trinket, ihr Freunde," rief er, „und tretet wieder ins warme, freundliche, wirkliche Leben zurück; denn Holmar hat uns, Gott weiß wie, mit seinen Reden in eine grausenvolle Gespensterwelt verrückt. Es mag sein, daß der hingerichtete Lukasson durch eine unharmonische Entfaltung seiner Natur zum Verbrechen

hingejagt ward. Einzelne solcher Erscheinungen kommen vor. Aber, dem Himmel sei Dank, sie gehören zu den Seltenheiten."

„Vielleicht minder zu den Seltenheiten, als wir wähnen!" erwiederte Holmar: „Wer kennt die ersten Triebfedern, die im Dunkel der Seele verborgenen? Oft selbst der Sünder nicht. Wohl kennen wir der hohen Dichter, Schriftsteller, Künstler, Helden und Halbgötter viele aus den vergangenen Jahrhunderten. Aber von denen, welche geächtet, niedergedrückt, vielleicht durch Henker umgebracht sind, wegen des Schmerzes ihrer verstümmelten Natur, welcher Schmerz bei den größten Anlagen am furchtbarsten wüthen muß — von dem Gemordeten wissen wir nichts.

„Ich kenne Einen," fuhr Holmar fort, „und es ist wohl mehr als ein Vielleicht, daß eben dieser, den auch ihr kennt, an den Wunden einer zerrissenen Seele verblutete; daß er im Irresein an sich und der Welt, die ihm den Tod nicht geben konnte, und doch das Recht seiner Seelennatur verdammte, zum Lebenshasse übergegangen sei; daß er, vom Wahn der Lebendigen befangen, im stillen Verzweifeln sich selbst verdammte, sich nicht verstand und in einer Pein verging, deren Ursprung er nicht nachweisen konnte. Das scheint mir der gemarterte, der gefeierte Lord Byron, der wunderbare Dichter der Britten, zu sein. In Griechenland würde er anders gesungen haben, wo seine gesammten Naturen in ihrer vollen Gediegenheit und Herrlichkeit hätten voll und furchtlos hinausblühen können ins Leben, — in unserm Jahrhundert jammert eine in ihrem Rechte zermalmte Natur, die ihr Verhältniß zur ganzen Schöpfung zerstört fühlt. Setzet den Fall, Byron wäre, statt höherer Bildung und des Reichthums von Zerstreuungsmitteln theilhaftig zu sein, mit seiner Stimmung in den Drang des niedern Lebens hinausgeworfen gewesen, — entscheidet, was hätte Byron werden müssen? Nicht

Dichter des Schrecklichen, sondern dessen — Thäter! — — Aber sein gewaltiger Geist hat die Fessel gesprengt. Er ist Sieger und frei geworden, — er lacht auf sein wundes Gebein nieder; er lacht, und seine Seele blutet und ist voll grausen Entsetzens. Eine Brandstätte ist ihm die Erde geworden, und der Wahn der Menschheit sein Mörder. Darum singt er also, — das ist sein schreckliches Lied! Er singt es denen, die in seinem Innern Licht und Liebe auslöschten, kaltes Entsetzen singt er ihnen, Haß und Groll, Verzweiflung und Tod, Verbrechen und ewige Nacht. Denen, die eine Hölle in ihn hineingesäet, singt er keine Himmel."

„Edler Freund," sprach ich zu Holmar, „wer blendete doch unsern König, daß er eben dich zu einem der obersten Richter unsers Landes machte: Du gehörst nicht hin auf den Stuhl, wo man über das verbrecherische Leben den Stab brechen soll; denn du wirst für den Sünder allezeit Gnadengründe finden, und die Unnatürlichkeiten der Welt, ihrer Meinungen und bürgerlichen Einrichtungen lieber strafen, als den, der mit Namen und Werk eines Missethäters, durch dieselben zu Grunde ging."

„Allerdings Beda!" antwortete Holmar: „Ich glaube, Gott schuf das Gute; das Böse aber schuf — nicht der Teufel, sondern — der Mensch. Die Natur ist das Gottesgesetz. Die Natur führt zur Tugend und Wahrheit, und die Tugend und Wahrheit führt wieder zur Natur zurück. Aber die Menschheit, im Abfall vom Gottesgesetz, schuf andere Ordnungen, Erzeugnisse des Ehrgeizes, der Habsucht, des Stolzes; Erzeugnisse niedriger Leidenschaften eines thierischen Wesens, oder eines beklagenswürdigen Irrthums, den die warnende Weltgeschichte vergebens mit blutigen Buchstaben auszeichnete. Daher des Uebels und des Jammers so viel unterm Monde! Denn hier ist nicht Gottes Reich, sondern der Menschen Reich. Aber die Rache der Natur schwebt fürchterlich und unsichtbar ob allen Freveln wider sie. Sie geht

ihren ernsten, großen Gang, ohne sich nach ihren Halsgerichts-ordnungen zu richten, mächtig und heilig fort. Ihre Gesetze, Winke des Allmächtigen, kann der Sterbliche mißdeuten — doch ändern nicht. Der Triumph der Wahrheit ist, daß die Lüge Elend gewähren muß."

Gerold rief: „Ich muß verstummen; ich wage weder zu fragen, noch zu antworten; denn, Holmar, du sprichst zu mir, wie aus einer fremden Weltgegend, die ich, nur an die Eichen und Tannen unserer Landschaft gewöhnt, mit ihren Palmen, Riesenschlangen und Orkanen nicht kenne. Ich will noch einmal Plato's und Xenophons Gastmahl lesen, wo Sokrates und seine Freunde von der Seelenliebe handeln. Mir schienen diese Werke bisher weniger ein tiefer Ernst, als rednerisches Spiel über eine griechische Lebenssitte zu sein."

„Lies!" antwortete Holmar: „und glaube, die hohen Alten gefielen sich nicht im Possentreiben mit Gegenständen, deren Heiligkeit sie ehrten. Wir bewundern heute den Segen, die Kraft, die Größe jener Vorwelt, deren Herrlichkeit wir noch nicht wieder erreicht haben. Wir werden sie nicht wieder erreichen, als in der Rückkehr zur Natur auf dem Wege des Wahren, Guten und Schönen. Lasset uns in der Natur Natürlichkeit, und in der Menschheit die Menschlichkeit suchen! Ach, unsere Staatsmaschinen, unsere theologischen und philosophischen Systeme kommen mir oft vor, wie das Bett des grausamen Procrustes. Wer darin ruhen will und zu kurz ist, wird auseinander gedehnt und gezerrt, bis er die volle Länge hat, und entführe ihm darüber das Leben; wer zu lang ist, wird verstümmelt, bis er kurz genug ist. Daher so mancherlei bürgerliche, sittliche, religiöse und geistige Verkrüppelung in dem sich verfeinert dünkenden Europa. Der Gesetzgeber will das Volk nach seiner Verfassung und Idee zuschneiden, nicht sein Gesetz dem Volke anmessen. Aber nur durch die Natur,

so der Mensch hat, nicht in der eines Andern, muß er Alles oder Nichts werden."

Hier wandte sich Gerold zu mir und sagte: „Warum, Beda, beobachtest du zu Allem, was Holmar redet, das tiefe Schweigen? Spricht er wahr oder falsch? Ist die geschlechtlose Seelenliebe, diese Männerliebe, dieser Eros, aus dem Wesen unserer Seele wirklich hervorgegangen, wahrer Trieb der Natur, jetzt nur vom Aberglauben oder Wahn zurückgedrängt und verstümmelt? Oder schwebt Holmar darüber selbst in einem Irrthum, der sein weichgeschaffenes Herz quält; in einem Irrthum, zu welchem ihn vielleicht allzutiefes Verehren alter Schriftsteller, die doch am Ende Menschen waren, Ueberschätzung von Griechenlands Vortrefflichkeit, und zufälliger Zusammenklang mannigfacher Umstände seiner Erfahrungen verführt haben? Rede doch, damit ich noch eine andere Stimme höre, und ich mich wieder zu mir selbst zurückfinde. Denn nie in meinem Leben habe ich überzeugender von einer Sache reden gehört, die mir vorher nie in Sinn gekommen ist, und die doch eigentlich, wenn sie wirklich in der Natur wäre, Jungen und Alten in allen Zeiten und Zonen bekannt sein müßte."

„Fast ergeht es mir, Gerold, wie dir!" entgegnete ich: „Laß aber, ehe ich auch meine Meinung gebe, Holmar noch zuvor auf das antworten, was du mir sagtest."

Holmar sprach: „Daß der Eros, die im Alterthum frei und edel auftretende, von Männern zu Männern gehende Seelenliebe, seit fast zweitausend Jahren kaum noch genannt werden darf und darum kaum noch genannt wird, — sollte dies uns als Zeugniß gelten, sie selbst sei gar nicht vorhanden und bekannt? Wie Vieles gibt es, umgekehrt, das seit Jahrhunderten gekannt und genannt ward, und doch nie vorhanden war, wie Erscheinungen der Geister oder wie Macht der Hexen. Und doch, wie viel tausend

schuldlose Leben wurden diesem Wahne hingeschlachtet, laut Kirchensatzungen und peinlichen Gesetzbüchern! — Der unzerstörbare Naturtrieb aber, von welchem wir reden, ist unvertilgbar und wirklich noch unvertilgt, wenn gleich als Unnatürlichkeit, als Ehre und Scham verletzend, geächtet und verdammt. Er macht sich immerdar bemerkbar, und erscheint, als dunkler Zug, in den Geschichten der Menschheit. Aber der feindliche Wahn wider ihn ist es auch, der fortwährend Elend zeugt. Er ist der Unstern, der rächend über Leben und Regierung mancher Fürsten und über der Hütte manches Bedürftigen funkelt. Denket an Jakob I von England und seinen Liebling Bukingham, an Heinrich III und Ludwig XIII von Frankreich, an Papst Julius II!"

7.

Die Entlarvung.

Als Holmar so geredet hatte, und Gerold mich abermals aufforderte, meine Stimme in dieser merkwürdigen Sache zu geben, nahm auch ich die Gläser, und ließ vom alten Rheinwein hineinperlen und sprach: „Trinket zuvor, ihr Freunde, damit wir heiteres Auges das düstere Bild Holmars betrachten."

Schweigend nahmen sie die Gläser. Wir stießen an. Gerold lächelte und sagte: „Wohlan, Beda, sei du nun der Sokrates bei unserm Gastmahl, welches, was den Gegenstand der Unterhaltung betrifft, dem Gastmahle des Agathon und Kallias gleicht, aber ihm in froher Stimmung weit nachsteht."

„Möge mir der Dämon des weisen Sokrates hold sein," sagte ich, „um das tief bewegte Gemüth meines Freundes Holmar zu beruhigen; dann, wenn wir beim Nachtmahl sitzen, werden uns die weiblichen Grazien auch Rosen bringen. Ich bekenne es gern,

daß Holmars Reden meiner guten Laune etwas Eintrag gethan haben; denn ich liebe ihn zu sehr, als daß ich ihn leidend sehen mag."

„Mich?" fragte Holmar: „Sage besser, du sahst heller vielleicht, als sonst, oder von einem ungewöhnlichen Standpunkt, eine leidende Welt."

„Nein, im Ernst, mein Holmar," antwortete ich ihm, „diesmal beklage ich mehr dein menschenfreundliches Herz, als die Welt, welche, wie mir's vorkommt, wohl zuweilen durch den Eros, aber nicht durch dessen Verkennung leiden mag. Denn alle Tugend, Zartsinnigkeit und Weisheit der Griechen in Ehren, scheint mir dieser Eros, dieser Friedenstörer, von verschiedenen Seiten verdächtig und vom Haus aus ein muthwilliger Gott, der sich unter allerlei Verkappungen gefällt, auch die Sokraten zu äffen."

„Vorwärts, vorwärts, Beda!" rief Gerold mit aufwieglerischer Lust: „Das heißt den Krieg erklärt. Zieh', wenn du kannst, dem Welttyrannen die Maske vom schelmischen Gesicht!"

Ich erwiederte: „Er ist ein Proteus, der uns unter den Händen zu einer andern Gestalt wird. Wenn Holmar und ich nur erst einverstanden sind, daß wir einen und denselben vor uns haben! Darum Holmar, erlaube mir nur einige vorläufige Fragen. Sagtest du nicht, jene tugendhafte Seelenliebe, welche nicht dem Geschlechte nachfragt, sei einer der ewigen Grundtriebe unserer Natur, gleich der Mutterliebe zum Kinde; daher gewaltig und unwillkürlich, und weil dem so sei, müsse der wahnsinnige Fluch, mit dem ihn die Welt belegt, die Welt mit Verderben erfüllen?"

Holmar antwortete: „Du wiederholst meine eigenen Worte."

„So bist du uns noch die Erklärung schuldig geblieben," sagte ich, „warum jene Seelenliebe selten oder nie im weiblichen Geschlecht wahrgenommen wird, da doch die menschliche Natur

auch in ihm besteht. Sogar die Griechen wußten von der begeisterungsvollen Seelenliebe zwischen Frauen und Jungfrauen nichts.“

„Allerdings ist dem weiblichen Geschlechte,“ erwiederte Holmar, „diese Seelenliebe so fremd geblieben, wie dem männlichen Geschlechte jenes eigenthümliche, gewaltige Gefühl der Mutterzärtlichkeit gegen den Säugling. Jedes der Geschlechter empfing aus den Händen der Natur eine besondere Gabe; aber warum beide nicht beiderlei? das verschwieg uns die Natur. Wie könnt' ich's dir verrathen?“

„Doch bleibt mir auffallend, daß jedes Weib, sobald es Mutter geworden, von unwiderstehlicher Zärtlichkeit gegen den Säugling ergriffen wird. Ich erkenne darin die Allgemeinheit und Wahrheit eines Naturgesetzes. Hingegen leben Millionen des männlichen Geschlechts, welche von der Kindheit bis ins Greisenalter nichts von einer innigen, unwiderstehlichen, ausschließlichen Zuneigung zu ihres Gleichen empfanden; selbst bei den Griechen nicht, weil man sonst gewiß bei ihnen nicht denen Vorwürfe gemacht haben würde, die keinen Liebling hatten. Ist nun die Seelenliebe ein in der Natur des männlichen Gemüthes wohnender Trieb: warum äußert er sich nicht in Allen unsers Geschlechts; selbst in dir nie? warum nur in einer mindern Zahl desselben? Oder ist zwischen Männern und Männern abermals eine Naturverschiedenheit?“

„Du weißt es, Beda,“ antwortete Holmar, „was dich befremdet, hat auch den weisesten Griechen Befremden erregt. Und warum sollen wir, da uns Erfahrung überzeugt, nicht auch an eine Naturverschiedenheit im männlichen Geschlecht glauben? Deutete nicht schon Plato selbst auf die Verschiedenheit, auf ein Doppelgeschlecht unter den Männern, auf das Geschlecht

des Reinmännlichen, welches nur an Männer gezogen wird, und auf das des Männlich-Weiblichen?"

„Ei, ei!" unterbrach ihn Gerold: „Ich will nicht hoffen, daß du im Ernste redest, da selbst dein Plato den Einfall nur mit Lächeln feil bot, und ihn durch des Aristophanes mythischen Schwank beim Gastmahl sogar lächerlich machte. Denn auf nichts Anderes war es doch wohl abgesehen, wenn Aristophanes von den ursprünglichen Doppelmenschen auf Erden erzählte, dem doppelten Mann und dem aus Mann und Weib am Rücken zusammengewachsenen Menschen. Dann wie Zeus, den Uebermuth dieser Sterblichen zu strafen, alle gespaltet habe, daß aus dem Mann-Mann zwei Männer, aus dem Mann-Weib ein Mann und ein Weib wurden, und wie daher noch jetzt jeder Theil seine von ihm getrennte Hälfte suche und ausschließlich liebe."

Darauf versetzte Holmar: „Wenigstens sinnreich bleibt der Scherz. Und kann unser Ernst nicht immer vom Geheimniß der Natur den Schleier heben, mag es doch dem Scherze gestattet sein, neckend daran zu zupfen. Ohne Zweifel lag auch wohl etwas Aehnliches dem Glauben des gemeinen Volks über die große Gewalt jenes Grundtriebes in vielen und doch nicht in allen Männerseelen zum Grunde."

Ich erwiederte: „Was sich damals der große Haufe eingebildet habe, das entscheidet nichts und kann uns einerlei sein. Aber mir scheint, daß die weisern Griechen, daß die Gesetzgeber selbst in ihrem Glauben von der männlichen Seelenliebe nicht so weit gingen, als du, mein Holmar. Denn sie hielten dieselbe keineswegs für einen Grundzug in unserer Natur, durch dessen Vernichtung oder Unterdrückung das Wesen der Seele gleichsam verstümmelt und elend werde; wohl schwerlich hätten sie sonst den Sklaven die Seelenliebe untersagt: sondern sie hielten sie für eine löbliche Sitte, die man zur Veredlung jugendlicher

Gemüther beobachten solle. Du selbst, Holmar, wirst eingestehen, du selbst hast es gesagt, daß das, was als Trieb der Natur in unserm Wesen vorhanden ist, unmöglich durch Gesetze in denen ganz ausgerottet werden könne, in welchen es einmal erwacht. Aber eben so unmöglich kann es durch Gesetze in jenen hervorgerufen und erzwungen werden, in denen es nicht ist. Der menschliche Gesetzgeber kann nur das gebieten, was in menschlicher Fähigkeit und Willkür liegt."

So sprach ich, und schwieg, um Holmars Meinung zu erwarten. Nach einigem Bedenken sagte er: „In diesem kann ich dir keinen Widerspruch leisten. Auch die Mutterzärtlichkeit gegen das Kind läßt sich durch kein Gebot, durch keine Strafe ganz unterdrücken, aber eben so wenig, wo sie fehlt, plötzlich schaffen. Ich muß dir Recht geben, und fühle doch dabei Widerspruch in mir selbst."

„Vielleicht," sagte ich, „nur darin, daß du das, was, wie die Freundschaft, wie die Tapferkeit, wie die Ehrfurcht und jede andere Tugend, von unserer Willkür abhängt, als einen reinen Naturtrieb ansahest. Als solchen betrachtete Griechenland aber die Seelenliebe der Männer nie, sondern als etwas freien, starken, vaterlandssinnigen Gemüthern Geziemendes. Darum verboten die Gesetze diese Liebe den Sklaven, und verlangten sie dieselbe von tugendhaften, freien Männern. Hätten die Gesetze den Sklaven einen Grundtrieb des menschlichen Wesens zum Verbrechen gemacht, so würden die Griechen das Verbrechen gegen die Natur begangen haben, welches du den Völkern späterer Jahrhunderte zum Vorwurf gemacht hast, und wodurch, wie du sagtest, die Menschheit in ihrem Wesen verstümmelt worden sei."

Gerold rief, mich unterbrechend: „Dem Himmel Dank, und dir, Beda! meine Vernunft fühlt sich wieder genesen; ich komme

wieder zu mir selbst, und sehe die ehrliche Welt wieder im alten Gleise fortrücken."

„Ich kann dir, Beda," sagte Holmar, „keinen Trugschluß vorwerfen. Und wenn die Griechen die männliche Liebe einen Trieb nannten, so ist er das, wie jeder Vernunfttrieb zur Tugend. Darum aber ist das große Räthsel für mich lange noch nicht gelöset."

„Wenigstens so viel entschieden gewonnen," rief Gerold, „daß die Seelenliebe der Männer und Männer Sache der Willkür sei, über die, ohne darum die Natur der Menschheit zu verstümmeln, das bürgerliche Gesetz verfügen kann oder die öffentliche Meinung."

„Das ist eben noch der ungelösete Knoten!" sagte Holmar: „Denn wie trat der Eros in die Welt hinein, wenn er nicht durch die Natur selbst eingeführt worden ist? Und ist er naturgemäß, wie darf man ihn verdammen? Ist er naturwidrig, wie kommt es, daß er zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen tausend männliche Gemüther ergriffen hat, ja, wie in Griechenland, die Achtung eines ganzen Volkes gewann? Wie kommt es, daß er mit unwiderstehlicher Macht sich der Herzen bemächtigen, und gegen alle Ueberzeugungen der Vernunft ihrer Herr werden und bleiben kann?"

„Wie jede andere Leidenschaft!" fiel ihm Gerold in die Rede: „Wie sogar die Liebe des Kartenspiels."

„Ich gebe zu," sagte Holmar, „Leidenschaft sei mit dieser Liebe der Männer zu Männern endlich verbunden, wie sich denn die Leidenschaft mit Allem vermählen kann. Allein wie, und das ist die Frage, wie kann diese Leidenschaft, diese Liebe, so gählings entstehen, unvorbereitet, unwillkürlich von Männern zu Männern, wovon so viele Beispiele zeugen? Da sie doch keine Frucht des Nachdenkens, oder der allmäligen Gewohnheit, oder

unserer reinsittlichen Natur ist, — woher entspringt sie, wenn nicht aus einem in unserm Wesen tief wohnenden, zu wenig erforschten Triebe? Ich will nicht läugnen, daß in Griechenland Tausende lebten, welche sie, als eine zärtliche Freundschaft, aus Vorsatz und freiem Willen, gleichwie die Liebe irgend einer andern löblichen Sache, z. B. Viele bei uns den ehelichen Stand, annahmen, ohne alle Leidenschaft; allein wir haben auch Beispiele des Gegentheils. Und diese sind es besonders, von denen ich rede."

„Allerdings, mein Holmar," erwiederte ich, „diese sind es, welche das zum Räthsel machen, was zwischen Personen zweierlei Geschlechts kein Räthsel mehr wäre. Auch ich stimme dir bei, jene wunderbare, den Griechen heilige, uns aber verdächtige und oft verdammliche Liebe quillt aus den Tiefen eines der heiligsten und mächtigsten Triebe menschlicher Natur. Daher ihre Gewalt und ihr Wiedererscheinen in allen Zeitaltern."

Gar lebhaft rief Holmar: „Mehr behauptete ich selbst nicht! Unsere Ueberzeugungen treten zusammen."

„Nur noch ein Argwohn," sagte ich, „scheidet sie von einander."

„Der wäre?" fragte Holmar.

„Wie, wenn der Eros zuletzt doch zuweilen nur ein verkappter, ganz gemeiner Amor wäre?" antwortete ich. „Nichts als eine der mannigfaltigen, seltsamen Verirrungen des Geschlechtstriebes? Laß uns mit aller Unbefangenheit den Argwohn verfolgen, damit wir erkennen, ob er ein guter oder trüglicher Wegweiser! Uns allen ist die Gewalt des Amor, des vergöttlichten Geschlechtstriebes, bekannt. Wenn er erwacht zur Herrschaft, bezwingen ihn weder Furcht und Schrecken noch Beweggründe der Vernunft, weder Einsamkeit noch Zerstreuung, weder der Zauber aller irdischen Freuden noch der warnende Ernst der Religion. Entrücke seiner Sehnsucht jeden beseelten Gegenstand: er wird

das Todte beseelen und umfassen; umringe ihn mit Shakespeare's wüsten Kalibanen, und er wird einen Engel unter denselben finden. In den gottgeweihten Zellen schwört ihm die Nonne ab; aber mit doppelter Inbrunst hängt ihre Seele dem unsichtbaren Bräutigam im Himmel an, der ihr in Träumen erscheint und ihr Wesen mit Entzücken durchschauert; und die Jünglinge der Klöster bringen dem vielgefeierten Urbilde des Schönen, der heiligen Maria, zärtliche Verehrung, und begrüßen diese Himmelskönigin mit allen süßen Namen, welche je die Liebe für ein irdisches Wesen erfand. Der rohe Hirt in der Einöde der Alpenfelsen drückt seine heißen Küsse auf das Fell einer schönen Ziege, und der königliche Pygmalion auf den kalten Marmor der Bildsäule, die sein eigener Meisel aus dem Felsenblocke hervorschlug. Die ganze Weltgeschichte ist von den Wirkungen dieser wunderbaren Macht und ihrer unglaublichen Verirrungen erfüllt. Sie führte zahllose Sterbliche zu den Gipfeln des Ruhms und zu den blutigen Richtstätten; änderte die Schicksale der Völker und den Gang der Religionen; entzündete die jugendlichen Gemüther in Klöstern und auf Schlachtfeldern zur Selbstopferung; und machte Tyrannen und Halbgötter, Heilige und Wahnsinnige."

„Ha!" sagte Holmar nachdenkend: „Ich verstehe dich. Fahre fort, obgleich schon das Ziel deines Weges sichtbar ist."

„Menschenkenner!" sprach ich, und drückte Holmars Hand, denn mir war, als müßte ich ihn um Verzeihung bitten, weil ich einen seiner lange gehegten Träume von der Menschennatur, wenn auch nicht den erquickendsten, zerstören wollte: „Menschenkenner, wenn du die Innigkeit, die tiefe Zärtlichkeit sahst, mit welcher ein kindliches Mädchen, noch lange nicht zur Jungfrau entknospet, ihrer Gespielin schmeichelte, ahnete dir nichts von der beginnenden Zauberei, mit welcher der vermummte Amor ein Herz schlagen machte, das sich selbst noch nicht verstand? Es gibt

unserer reinsittlichen Natur ist, — woher entspringt sie, wenn nicht aus einem in unserm Wesen tief wohnenden, zu wenig erforschten Triebe? Ich will nicht läugnen, daß in Griechenland Tausende lebten, welche sie, als eine zärtliche Freundschaft, aus Vorsatz und freiem Willen, gleichwie die Liebe irgend einer andern löblichen Sache, z. B. Viele bei uns den ehelichen Stand, annahmen, ohne alle Leidenschaft; allein wir haben auch Beispiele des Gegentheils. Und diese sind es besonders, von denen ich rede."

„Allerdings, mein Holmar," erwiederte ich, „diese sind es, welche das zum Räthsel machen, was zwischen Personen zweierlei Geschlechts kein Räthsel mehr wäre. Auch ich stimme dir bei, jene wunderbare, den Griechen heilige, uns aber verdächtige und oft verdammliche Liebe quillt aus den Tiefen eines der heiligsten und mächtigsten Triebe menschlicher Natur. Daher ihre Gewalt und ihr Wiedererscheinen in allen Zeitaltern."

Gar lebhaft rief Holmar: „Mehr behauptete ich selbst nicht! Unsere Ueberzeugungen treten zusammen."

„Nur noch ein Argwohn," sagte ich, „scheidet sie von einander."

„Der wäre?" fragte Holmar.

„Wie, wenn der Eros zuletzt doch zuweilen nur ein verkappter, ganz gemeiner Amor wäre?" antwortete ich. „Nichts als eine der mannigfaltigen, seltsamen Verirrungen des Geschlechtstriebes? Laß uns mit aller Unbefangenheit den Argwohn verfolgen, damit wir erkennen, ob er ein guter oder trüglicher Wegweiser! Uns allen ist die Gewalt des Amor, des vergöttlichten Geschlechtstriebes, bekannt. Wenn er erwacht zur Herrschaft, bezwingen ihn weder Furcht und Schrecken noch Beweggründe der Vernunft, weder Einsamkeit noch Zerstreuung, weder der Zauber aller irdischen Freuden noch der warnende Ernst der Religion. Entrücke seiner Sehnsucht jeden beseelten Gegenstand: er wird

rohen Art, in Gegenwart feingesitteter Frauenzimmer auflegen muß; oder weil er im Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit, die dem Alter eigen ist, welches Jean Paul das Alter der Flegeljahre heißt, blöde und scheu dasteht; oder weil er stark und besonnen genug ist, zu begreifen, daß er auf seiner erwählten Lebensbahn noch mit keinem Ernste an irgend eine Liebe denken darf; oder weil ihm bei seiner eigenthümlichen Sinnesart der Umgang mit Weibern, wie sie ihm bisher erschienen, nicht zusagt. Während so vom andern Geschlechte mehr oder minder willkürlich sein Herz entfernt bleibt: verstummt die Stimme der Natur in diesem Herzen nicht. Sie redet der Freundschaft das Wort für irgend einen Liebling, und erhöht diese mit Leidenschaft zu irgend einer Schwärmerei, von deren Ursprung er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß. Je entschiedener und standhafter die Denkart des Mannes ist, um so dauerhafter wird seine Neigung; je weniger befriedigend diese neben seiner ewigen Sehnsucht steht, um so stürmischer, Alles überwältigender wird die Zuneigung, welche zuletzt sein ganzes Wesen so verzehrt, wie die unglückliche Liebe eines Werther oder Siegwart, oder eines Mädchens verzehrend wird, die hoffnungslos um den Geliebten seufzt."

Lachend rief Gerold: „Siehst du den Eros Griechenlands, wie er leibt und lebt! Schon hältst du den gefährlichen Schalk an der Spitze seines Fittigs!"

„Doch hüte dich, Beda, daß er dir nicht entschlüpfe," sagte Holmar, „oder daß du nicht den falschen erwischest! Wäre es mit ihm, wie du sagst, so würde er auf gleiche Weise wohl auch, und aus gleichen Ursachen, Mädchen zu Mädchen führen, und doch kannte weder die alte noch die neue Welt solche Erscheinungen in ähnlicher Menge."

„Aber man kannte sie doch," versetzte ich: „und Diderot wußte darum und die geheime Geschichte manches Nonnenklosters.

Doch, zum Glück der Menschheit, mußten sie in allen Welttheilen natürlich selten sein, weil die Jungfrau, unter allen Himmelsstrichen schneller aufgeblüht und entwickelt als der Mann, sogleich mit den ersten Tagen ihrer Blüthe die Huldigung der Bewunderer und Anbeter, und eben nur während der ersten Blüthe empfängt. Damit wird sie früh in den Kreis des männlichen Umgangs herübergezogen: ihre Bestimmung wird sich eher klar, als dem Jünglinge; und sei es in den Tanzsälen der Europäer, oder in den Harems der Asiaten, immer wird die Sehnsucht ihres Gemüthes vor jenen Verirrungen gesichert, die von der Natur entfernen."

Gerold nahm hier das Wort und setzte hinzu: „Auch schon ehe das kleine Mädchen zur Jungfrau reift, wird es in den Verhältnissen des häuslichen Lebens seiner Bestimmung auf kürzerm Wege zugeführt. Es lernt sich schmücken und gefallen wollen, während die Knaben mit einander raufen; es spielt, mütterliche Freuden ahnend, mit Puppe und Wiege, während die Knaben mit hölzernen Gewehren dem Wirbel ihrer Trommel folgen; es denkt, als letztes Ziel, an die Tage des bräutlichen Lebens, während die Knaben, noch als Lehrbuben oder Schuljungen, von den Zeiten der Wanderschaft, vom Stolze der Meisterschaft, von Ehrenstellen und Heldenwerken und Thaten, der Unsterblichkeit werth, ihr Süßestes erträumen."

„Wenn es bei uns noch möglich ist in Europa," fuhr ich fort, „daß junge Männer sich von der Sehnsucht ihrer von ihnen selbst vergessenen Natur irre führen lassen: um wie viel leichter war es im alten Griechenlande, wo die Scheidung beider Geschlechter schärfer als bei uns gezogen war! Dort lebten mehr und längere Zeit, als bei uns, Männer ausschließlich mit Männern. In Werkstätten, Schauspielen, Bädern, auf Märkten und Feldzügen sahen sie meistens nur sich; während die Weiber in den Gynäceen verschlossen mit Vätern, Brüdern und Verlobten und Ehemännern

umgingen. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle geistige Bildung war das Gut des Mannes, während das Weib auf das Treiben im engen, häuslichen, ruhmlosen Leben und auf die Kunst des Putzes beschränkt blieb. Daher lenkte sich früh die Achtung des Mannes dem Manne zu, während das durch die bürgerlichen Ordnungen stiefmütterlich versäumte Weib selten oder nie durch Hoheit des Gemüthes oder durch Reichthum geistiger Bildung bleibendes Wohlgefallen erregen konnte. Vergänglich war der Jungfrau Schönheit; ihr schwächliches Wesen dem heldensinnigen Griechen und seiner Leidenschaft für Ruhm und Vaterland unwerth. Seine Neigung konnte sie daher nur auf kurze Zeit, und nur weil sie Weib war, fesseln. Dauerhafter und genußreicher mußten die Freundschaften der Männer unter einander sein, oft durch gegenseitige Hilfe, oft durch gleiche staatsthümliche Ansichten, und bürgerliche Bestrebungen und andere Interessen gestärkt. Denket euch nun hinzu die Schwärmerei der Jugend, das Fernstehen vom weiblichen Geschlecht, den Zauber des Schönen für den allem Schönen aufgeschlossenen Sinn des Griechen! Ja, es ist nicht zu läugnen, daß im Antlitze eines schönen Jünglings weit seelenreichere Züge sprechen, und mehr Heldenmuth, Hochgefühl, Zärtlichkeit und Schwärmerei uns darin anreden, als im Gesichte des schönsten Mädchens, weil jener schon früh seine Leidenschaft offen spielen läßt, die dann seinen zarten Mienen die ersten Spuren eingräbt, während das Mädchen mit sittiger Klugheit ihr Innerstes verhehlt, und gerade das Gesicht, statt zum Spiegel, nur zum Schleier ihres Gemüthes macht."

Gerold sagte: „Wohl, Beda, werden mir jene wunderbaren, vielgepriesenen Freundschaften des Alterthums heller, in welchen sich mit der Hochachtung des gegenseitigen Verdienstes die Brüderlichkeit gleichgestimmter Seelen, die Kraft der Aneinandergewöhnung und die gewaltige Leidenschaft eines in sich selber irren Na-

turtriebes verbanden. Ich kann mir's denken, mit welchem Heldenmuthe der Bruder neben Bruder wetteifernd für den Ruhm des Vaterlandes und für das theure Leben des geliebten Freundes focht; wie die Heldenjünglinge in der thebanischen Kohorte, Einer an der Seite des Andern, kämpften, fielen, ausathmeten. Ich kann mir's denken, wie unter solchen Verhältnissen, da dem Manne am Manne weibisches Wesen und Zieren anekelt, Einer nur des Andern Denkart zu veredeln strebte. Denn wer hätte nicht den, welchen er mehr als sich selbst liebte, gern als das vollkommenste der Geschöpfe hingestellt und bewundert wissen mögen? Ich kann mir's denken, wie tugendhafte Gesetzgeber und Weise solche Freundschaften, die aber auch nur in den Eigenthümlichkeiten des griechischen Bürgerlebens möglich waren, zur Pflicht machten; sie für das beste Erziehungsmittel, sie für die stärkste Schutzwehr vaterländischer Freiheit, sie für die reichste Quelle edeln Sinns und großer Thaten und für den reinsten und süßesten Genuß des Daseins halten mußten. So lange die Griechen einfach, mäßig, frei und kriegerisch lebten, war ihr Eros ein reines, heiliges und heiligendes Wesen. Sobald ihnen aber Gold über Ruhm, Bequemlichkeit über Freiheit ging, und sie mehr Bildsäulen und Denkmäler, als lebende Helden hatten, verlor sich Eros unter dem weibischen Girren entarteter Dichter in den Schlamm der Thierheit, und der Fluch und Abscheu der Welt drückte ihn vernichtend und mit Recht in den Abgrund des Schlammes, in sein Grab."

„Viel Wahres habet ihr gesprochen!" sagte Holmar: „Nur eins bleibt widerstrebend, daß ihr in dieser reinen Seelenliebe zuletzt immer nur das Spiel und Wesen des gemeinen Geschlechtstriebes wahrnehmen wollet, eines Triebes, dem der Eros eben am feindseligsten ist. Ja, diese heilige Anneigung der Seelen trägt in sich selbst Abscheu vor jedem unlautern Gedanken."

„Allerdings, Holmar," erwiederte ich ihm, „trägt sie Ab-

scheu vor ihm. So ist die erste Liebe des Jünglings, so die erste Liebe der Jungfrau in ihrem Streben heilig, Alles vergöttlichend und voll Grauen vor roher Thierheit. Heilig, wie sie selbst, erblickt sie in der geliebten Person nichts Irdisches, sondern nur Ueberirdisches, nichts Menschliches, sondern nur den Engel. Anschauung und schweigende Anbetung und ein beseligendes Erwiedern des liebebekennenden Blickes ist höchster Genuß; der bloße Gedanke nur an einen Kuß, ist schon Entweihung und frevelvolles Vergehen am Heiligthum. Und doch wirst du mir gestehen, Holmar, daß diese gegenseitigen Vergötterungen zweier Liebenden ihren Ursprung im allgewaltigen Gebot der Natur haben, deren Scepter alle beseelten Geschöpfe wissend und unwissend gehorchen. Nimm deinen Plato, nimm deinen Xenophon und Plutarch und die Gesetzgeber und die Dichter Griechenlands alle noch einmal in die Hand, und dir wird die Selbsttäuschung aller über die Heiligkeit ihres Eros unverkennbar erscheinen. Er entspringt bei Einzelnen, wie bei Völkern, zwar aus der Verirrung des Naturtriebes; doch ist er rein und erhaben, wie immer die erste und wahrhafte Liebe ist; aber zuletzt geht bei Einzelnen und Völkern diese Liebe ekelhaft aus. Eros zündete seine Fackel am Lichte der Schönheit eines Jünglings an, der mit mädchenhafter Grazie zwischen dem Knaben- und Mannesalter schwankt, und sinkt endlich aus den reinen Himmeln der Unschuld in wüste Unnatur und Thierheit zurück. Das verhehlen selbst die Gastmähler Xenophons und Plato's und alle Liebessänger Griechenlands nicht."

Holmar sah mich nachdenkend an und sprach: „Ich weiß nicht, ob du mich überreden oder überzeugen willst, Beda. Allein ich werde deine Rede im Gedächtnisse bewahren und bei mir überlegen. Sollte aber wohl der ehrwürdige Sokrates, sollte wohl der göttliche Plato so voll des Volkswahnes gewesen sein, daß sich die Wahrheit, die sich ihnen überall nackt wies, nur hier

nicht erkannt hätten? Kannst du glauben, o Veda, daß solche Männer dem Unnatürlichen und den Verirrungen des menschlichen Gemüths die schönste aller Lobreden gehalten hätten? Nimmermehr! ich kann es nicht."

Dem entgegnete ich: „Gedenke, Holmar, daß Sokrates die Nichtigkeit der Götter des griechischen Volkes wohl kannte, und ihnen dennoch opferte. Vergiß nicht, daß alle Weisen die herrschenden, selbst übeln Sitten ihrer Natur nur mit sorgsamer Umsicht berührten, und, wenn sie nicht hoffen konnten, dieselben auszurotten, daß sie nur trachteten, dieselben vom Unflat zu reinigen und zu adeln, oder sie zu Stützen und Unterlagen des Edlern zu machen. Trieb nicht auch Christus Teufel aus? — Wahrlich, mein edler Freund, je länger ich über diesen Gegenstand denke, je schauderhafter wird mir der Gedanke, Griechenlands Gesetzgebung in dieser Hinsicht zum Muster zu geben. Lukasson ward nicht durch eine tugendhafte Freundschaft, sondern durch eine wüthende, alle Vernunft, alle Tugend zerstörende Leidenschaft unglücklich, welche er nicht zur rechten Zeit meisterte, und welche ihn zum Wüstling, endlich zum rasenden Mörder machte. Könntest du Schutzredner der Leidenschaften sein, bloß weil sie doch auch in unserer Natur gegründet sind? Sie allein sind die Quellen aller Verbrechen."

Holmar rief: „Du läugnest also gänzlich das Dasein jener einigen, unwillkürlichen, zärtlichen Neigung zweier Seelen zu einander, welche, durch ihre Naturen an einander gezogen, sich ohne Rücksicht auf Geschlecht lieben können?"

Ich erwiederte: „Ich läugne nicht das Dasein einer solchen reinen Liebe, die ganz unwillkürlich ist. Denn gleichwie die Hochachtung, so ist auch die Liebe niemals willkürlich, weil wir immer nur das hochachten und nur das lieben können, was durch höhern Werth, sei es Tugend oder Schönheit, unsere Hochachtung

und Liebe erzwingt. Ich läugne nicht das Dasein einer zur Leidenschaft übergehenden Liebe, welche durchaus von der Vorstellung des Geschlechts und von allen damit verbundenen Begierden rein ist. Aber ich werde so lange glauben, daß sie nichts destoweniger ihr Entstehen den dunkeln und irregehenden Begierden der Geschlechtsnatur danke, bis du mir beweisest, daß zwei sich auf die reinste Weise liebende Personen nicht endlich immer, wenn die Umstände gemäß sind, mit ihrer Liebe ins Sinnlichere untergehen werden. So ist die Flamme der ersten Leidenschaft zwischen unschuldigen Jünglingen und Mädchen wohl allezeit rein und veredelnd. Ja, Wüstlinge gibt es, welche, sogar nach langen Ausschweifungen, von einer tugendhaften Schönheit gerührt, in vorher unbekannten edlern Gefühlen der Liebe, mit aller Sehnsucht und Schwärmerei derselben, und mit allem Abscheu vor gemeinerm Genusse, bessere Menschen wurden."

„Vollkommen einverstanden!" rief Gerold: „Mir begegnete es in meinen jüngern Jahren, daß ich sterblich in ein Mädchen verliebt ward, welches mir im Traum erschien. Mein Herz erfüllte sich mit unnennbarer Sehnsucht. Es war mehr eine Heilige, eine Ueberirdische gewesen, als eine der sterblichen Töchter der Erde. Ihre himmlische Gestalt schwebte mir lebhaft vor. Ich suchte sie unter allen umherwandelnden weiblichen Erscheinungen vergebens wieder. Ich suchte vergebens die Wiederholung des Traumes zu erkünsteln. Ich war einige Zeit unglücklich, und mochte wohl einem halben Wahnsinnigen gleichen. Endlich verflog der Rausch. Zweifelst du, Holmar, daß hier nicht die reinste Seelenliebe waltete? Und dennoch wirst du zugeben, daß der Einfluß keiner andern Seele die Leidenschaft erweckte. Die Einbildungskraft äffte mich, die Gauklerin! und sie that es wahrscheinlich auf Geheiß der sich im Dunkeln regenden Geschlechtsnatur."

Als Gerold dieses von sich erzählte, fiel mir bei, daß mich

einst in der Jugend ähnliche Leidenschaft für ein weibliches Bild ergriffen hatte, welches, allen meinen Urbildern des Weiblich=Schönen entsprechend, noch dazu nur auf eine Tabaksdose gemalt war, und wobei also von keiner gegenseitigen Seelenentwicklung Rede sein konnte. „Schwerlich; also," sagte ich, „dürften es wohl die Seelen sein, die sich wechselweise entzünden zur Liebe. Das Ideal des Schönen, welches, ihm unbewußt, in jedem Sterblichen lebt, weckt endlich, wenn eine ihm mehr oder minder entsprechende Gestalt in der Wirklichkeit erscheint, die Sehnsucht der Natur zur Vereinigung mit derselben; oder der erwachte Naturtrieb, indem er die Sinne blendet, verwandelt den ersten, den besten Gegenstand der Wirklichkeit zum Ideal alles Schönen."

Wie wir noch also mit einander sprachen — schon brannten die Wolken des Himmels über uns im rothen Abendschimmer, — traten Augustine, Claudia und der junge Holmar mit seiner Geliebten in die Jasminlaube, uns zum Abendessen abzuholen.

Wir gingen. Die Heiterkeit wandelte voraus, der Ernst folgte. Holmar blieb, indem wir beide schweigend dem laut scherzenden Haufen nachzogen, mitten im Garten stehen, und ergriff meine Hand, indem er sagte: „Beda, ich bin dir noch einen Dank schuldig geblieben. Lukasson mußte nicht nur nach dem Gesetze sterben, sondern er war auch strafbar. Ich anerkenne, daß das Einwilligen des Geistes in die vernunftlose Uebermacht einer Leidenschaft, welche es auch sein möge, strafbar ist, oder nichts Strafe verdient. Ich bin über einen Punkt beruhigt, über welchen ich es auch ohne diesen Abend hätte sein sollen. Ueber einen andern Punkt aber — — nun ja, als redlicher Freund des Wahren räum' ich ein, es sei der Irrthum auf meiner Seite eben so möglich, als er es auf der deinigen ist, allein ich fordere Bedenkzeit. Die Natur hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen."

Die Herrnhuter-Familie.

Menschliche Urtheile.

In einer Provinzial-Hauptstadt — näher darf ich sie nicht bezeichnen — lebte seit sieben Jahren Herr Daniel Selber mit seiner Familie. Er und die Seinigen, das wußte Jedermann, waren Herrnhuter. Er beschäftigte sich wenig mit der Stadt, daher die Stadt desto mehr mit ihm. Wie konnte es anders sein? In Meinungen, Sitten und Leben unterschied er sich von allen übrigen Einwohnern zu sehr; und die Stadt, ob sie gleich neben starker Garnison und zahlreichem Adel, Konzerte, Bälle, Schauspiele, Casinos, Freimaurerlogen und andern Zubehör großer Städte hatte, war doch nicht so groß, daß sich nicht die meisten Bewohner hätten unter einander kennen sollen, wenn sie Lust dazu hatten.

Herr Daniel Selber hatte sich also hier seit sieben Jahren niedergelassen, nicht eigentlich in der Stadt, sondern nahe vor der Stadt. Da besaß er ein artiges Landhaus, sehr angenehm gelegen, und weil er mehrere Morgen Wiesen dazu gekauft hatte, glich es einem kleinen Landgute. Er nannte es gewöhnlich sein Bethanien; und weil, ich weiß nicht wie, sein Einfall mit dem Namen in der Stadt bekannt wurde, nannte es endlich Jedermann auch so, anfangs mit witzigen Nebenbemerkungen, zuletzt

auch ohne dergleichen. Man wußte von ihm, daß er ehemals Tuchhändler gewesen. Jetzt ein Mann nahe bei den Sechszigern, schien er der Ruhe zu pflegen.

Er mochte wohlhabend sein, vielleicht mehr als wohlhabend; aber weder er noch die Seinigen verriethen davon viel. Alle Einrichtungen in seinem Hause, auf seinem Gütchen waren geschmackvoll, ohne Prunk, höchst einfach, kostbar gar nicht. Eine aufs Aeußerste getriebene Reinlichkeit ersetzte die Stelle der Pracht. Frau Martha, seine Gemahlin, und Maria, seine Tochter, gingen äußerst sauber, aber so schlicht gekleidet, daß die meisten Dienstmägde in der Stadt mehr Aufwand trieben; und doch gestand Jeder, daß die beiden Frauenzimmer von Bethanien immer so ausgewählt vortheilhaft gekleidet wären, und durch die Sauberkeit all ihres Gewandes so geschmückt, als wenn sie die Kunst des Putztisches besser, denn die reichsten Frauen und Töchter der Stadt verständen. Beständig gingen sie weiß oder grau; die Mutter trug stets ihre Bänder von blauer, die Tochter immer von rosenrother Farbe. Darin sah man nie einen Wechsel.

Eben so erschien Herr Selber gewöhnlich in einem aschgrauen Kleide vom allerfeinsten Tuch; nie ein Stäubchen daran; Alles ungemein reinlich; zierlich vom Kopf bis zur Ferse. Wie man ihn vor sieben Jahren zum ersten Male gesehen hatte, so sah man ihn noch in allen Kleinigkeiten unverändert nach sieben Jahren. Er und seine Kleider schienen fast gar nicht zu altern. Er stand im Verdacht des Geizes.

Denn die strenge Ordnung und Spärlichkeit in den Kleidern galt zu Bethanien auch in allen übrigen Dingen. Martha und Maria besorgten das Meiste der Wirthschaft selbst. Sie hatten dazu einen alten Hausknecht. Aber eine Magd hielt es nie lange bei ihnen aus. Den Grund davon konnte man selten recht erfahren. Die Mägde waren jedesmal froh, wenn sie aus Betha-

nien erlöset waren. Keine klagte über schlechten Lohn, er war anständig; oder über harte Behandlung, sie war vielmehr liebreich, und, wie es viele nannten, sogar süßlich; oder über schlechte Kost, man führte einen guten Tisch; — aber doch ward das Leben in Bethanien unerträglich; Herr Selber ein wunderlicher, närrischer Kauz, der oft nicht wußte, was er wollte; Frau Martha, an beiden Augen blind, dazu eine ewige Betschwester; Maria ein gutes Gänschen, aber sehr eigen in ihrem ganzen Wesen. Ungeachtet auf Mägdegeschwätz nicht viel zu bauen ist, konnte doch die übereinstimmende Aussage aller nicht ganz und gar verworfen werden. Und daß die Mägde jedes halbe Jahr den Dienst änderten, sprach nicht vortheilhaft für die Heiligkeit der Familie zu Bethanien.

Auf den Schein der Heiligkeit hielt sie offenbar sehr. Nirgends nahm sie an den Vergnügungen der Weltkinder, auch an den unschuldigsten, Theil; man sah sie in keinem Konzert — doch behauptete man, Maria spiele das Forteplano trefflich und habe eine angenehme Stimme. Nur in der Charwoche, wenn im Konzert etwa ein Tod Jesu, ein Messias gegeben ward, zeigten sich dabei Vater und Tochter. In der Kirche fehlten sie selten, zum Genuß des Nachtmahls nie. Der Vormittagsprediger, ein alter, rechtgläubiger, eifriger Mann, der nichts als Glauben und Glauben predigte, machte sich oft mit dieser Herrnhuter-Familie zu schaffen, sprach von Sektirern, Heuchlern, Pharisäern, Anabaptisten und dergleichen; zeigte oft im heiligen Zorn beinahe mit Fingern auf den Herrn Selber. Der aber saß so unbefangen, andachtsvoll da, als wenn er nicht wüßte, von wem die Rede wäre. Der Nachmittagsprediger, ein philosophischer Moralprediger, machte es nicht viel besser; eiferte gegen Kopfhängerei, Andächtelei, Schwärmerei, äußerliche Frömmelei, gegen die Gefahren der Absonderungssucht und dergleichen. Die ganze Ge-

meinde schielte nach Herrn Selber hinüber. Aber kein Mensch in der Kirche schien solche Predigten mit größerer Erbauung anzuhören, als gerade er.

Die gesammte Stadt wußte zuletzt sehr gut, wie sie mit dem frommen Herrn und seiner Herrnhuterei daran war. Ein stilles, heiliges, züchtiges Wesen von außen, der liebe Heiland das dritte Wort; aber dahinter Knickerei, Selbstsucht, Lieblosigkeit. Hinter der frommen Demuth ein frommer Hochmuth gegen die Weltkinder; bei aller süßen Leutseligkeit von außen, ein in sich verschlossenes, untheilnehmendes Wesen von innen. — Umgang hatte aus der Stadt eigentlich Niemand mit den Leuten: doch waren sie gar nicht menschenscheu. Man sah sie oft auf Spaziergängen, oder wohin sie sonst Geschäfte halber mußten. Aber bei aller Höflichkeit ließen sie doch Jeden fühlen, daß sie nähere Bekanntschaft meiden möchten. Nur von Zeit zu Zeit wohnten Fremde bei ihnen; allein es versteht sich von selbst, es waren „Brüder im Herrn“ oder „Schwestern im Herrn.“

Recht aufrichtiges Mitleiden hatte man mit Marien, die zur vollendetsten Herrnhuterin erzogen, und damit der Welt vollkommen geraubt ward. Sie war ein sehr hübsches, ja, was die Sache noch viel schlimmer machte, in manchen Augen ein schönes Mädchen — sie war, und wenn man's auch hie und da nicht Wort haben wollte, offenbar das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, Einige behaupteten sogar, in der ganzen Welt. Es war in ihrer einfachen Art sich zu kleiden, in ihren sittigen Geberden, in der bescheidenen Anmuth ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen kunstlosen Sein etwas unaussprechlich Verführerisches. Niemand, auch nur bei einiger Menschenkenntniß, zweifelte einen Augenblick daran, daß, wäre es Herrn Daniel Selber mit seiner Herrnhuterei und der Besserung der sündigen Welt wahrer Ernst und nicht bloße Heuchelei gewesen, er alle Einwohner der Stadt,

wenigstens die männliche Hälfte, in wenigen Wochen zu „Brüdern im Herrn“ und wahren „Heilandskindern“ hätte verwandeln können, trotz dem Eifer des orthodoxen Vormittags- und des moralisch-philosophischen Nachmittagspredigers.

Maria mochte etwa siebenzehn Jahre haben. Denn als sie mit ihren Aeltern in Bethanien einzog, sprang sie noch zuweilen sehr unherrnhuterisch durch die Wiesen; mehr als zehn Jahre hatte sie damals gewiß nicht. Jetzt sprang sie nicht mehr, ungeachtet man ihren niedlichen Füßchen wohl ansah, sie wären recht zum Tanzen geboren. Außer der Mutter hatte sie keinen andern weiblichen Umgang, als ein Mädchen, Namens Susanne, ein paar Jahre älter, als sie, sittig und fromm wie sie, gekleidet wie sie, auch mit rosenfarbenem Band wie sie, aber nicht so schön, wie sie, doch hübsch genug. Herr Selber versicherte zwar, Susanne sei eine in ihrer frühesten Kindheit von ihm aufgenommene arme Waise. Aber in der Stadt wußte man sehr gut, daß sie ihn nicht umsonst Vater nannte und Maria Schwester. Man verkannte die Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit den Selberschen nicht. Und die Heiligen haben auch ihre schwachen Stunden. Der fromme Sonderling konnte sich durchaus nicht rein brennen.

Die Hausverschönerung.

Zu seinen frommen Eigenschaften gehörte, daß er in der Stadt nie bei Handwerkern arbeiten ließ, die den meisten Ruf hatten, sondern bei solchen, welche die wenigste Kundschaft besaßen oder in Noth waren. Denen bezahlte er denn auch ohne Knauserei. Im Frühjahr 1796 ließ er sein Landhaus zu Bethanien, welches trotz aller Sauberkeit etwas morsch geworden sein mochte, von unten bis oben ausbessern. Die ganze Stadt wunderte sich über

den Aufwand des Mannes. Eine Magd aber, die freiwillig aus dem Dienste lief, ohne das Ende ihrer Zeit abzuwarten, lösete das Räthsel. Die schöne Marie war bestimmt, die Braut eines in einer andern Stadt wohnenden Mitgliedes der Brüdergemeinde zu werden. Dieser Bruder war der Sohn eines reichen Kauzes, der lange Zeit zu Surinam Handel getrieben; er hieß Joseph Wermuth. Die Nachricht war in der That zugleich bitterer Wermuth für alle junge Herren in der Stadt, von denen einige schon auf dem Sprunge standen, der Eitelkeit der Welt zu entsagen, und Herrnhuter zu werden, um in Gesellschaft der schönen Schwester zu beten. Daraus ward nun nichts.

Trotz ihrer Betrübniß verschönerte Herr Daniel Selber sein Bethanien auf alle Weise. Für sein baares Geld freilich bekam er Arbeiter genug; aber Niemand arbeitete gern bei ihm; denn er machte den Leuten wunderliche Zumuthungen aller Art, deren man nicht gewohnt war.

Ein Beispiel erläutert die Sache am besten. Er wollte in einigen Zimmern neue Fußböden legen lassen. Dafür wandte er sich an einen Schreinermeister, der keinen andern Vorzug hatte, als daß er von seinem Handwerk wenig verstand, und daher nie mit Arbeit überladen war. Meister Leonhard kam nach Bethanien, besichtigte und maß die Zimmer. Alle Böden sollten eingelegte Arbeit von Nußbaum- und Weißtannenholz werden. Die Zeichnung dazu hatte Herr Selber mit eigener Hand entworfen.

Nach einigen Tagen kam Meister Leonhard mit dem Kostenanschlag.

„Ich finde ihn sehr billig, Meister," sagte Herr Daniel: „hat Er sich auch nicht zu Seinem Schaden verrechnet?"

„Ich glaube doch nicht. Aber . . ."

„Gut, Meister, die Arbeit soll Er haben. Allein, Er nimmt

mir's nicht übel, ich habe schon die Erfahrung an Ihm gemacht, Er arbeitet schlecht. Nichts fugt und paßt bei Ihm gehörig."

Der Meister verzog die Miene, und wollte auf das Unangenehme etwas Unangenehmes erwiedern. Allein Herr Selber ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Stelle Er einen oder zwei Gesellen an. Nur gute Arbeit! Ich will Ihm gern etwas mehr zahlen, als Er begehrt."

„Herr Selber, nichts für ungut, Ihr Geld verdiene ich recht gern; aber wenn Sie glauben, daß ich in meiner Sache nicht Verstand und Geschick . . ."

„Nicht doch, lieber Meister; nehme Er Aufrichtigkeit nicht hart auf. Also, Er hat Gesellen?"

„Ja, einen; seit vorgestern. Bloß für diese Arbeit habe ich ihn angenommen."

„Das ist schlimm, Meister Leonhard. Ich wollte, Er hätte ihn erst zur Probe genommen. Denn sieht Er, der Mensch soll Alles hier im Hause unter meinen Augen arbeiten. Nun ist die Frage, ob er seine Sache aus dem Grunde versteht?"

„Das glaub' ich, Herr; der oder keiner versteht's. Der ist durch die ganze Welt gereiset; kann zeichnen, wie ein Maler; rechnen, wie ein Schulmeister. Er heißt nur Salomon Weise; aber der Kerl könnte wohl der weise Salomon unter den Schreinergesellen heißen."

„Vortrefflich, lieber Meister. Aber damit ist nicht Alles gethan. Wer bei mir arbeitet, muß einen stillen, ehrbaren Wandel führen; nicht fluchen, schwören und unnützes Geschwätz treiben. Ich wollte, Er hätte seinen Salomon Weise nur auf die Probe genommen. Hör' Er mich mit Geduld an, lieber Meister. Zürnen ist unchristlich!"

Meister Leonhard zerriß beinahe vor Zorn seine Mütze, die

er zwischen den Händen hielt. „Herr, ich bin Meister, und muß wissen, wer mein Gesell ist, und ob er mir taugt!“

„Gut, lieber Meister; da ich aber für das, was ich fordere, bezahlen will, so thut Er mir schon die Gefälligkeit, und achtet auch ein wenig auf meine Wünsche. Ich mache Ihm folgenden Akkord. Er schickt mir seinen Gesellen. Gefällt er mir, gut; wo nicht, so zahle ich den Lohn für so viel Zeit aus, als er zu fordern hat, und man läßt ihn ziehen. Wir suchen uns einen andern, der mir anständiger ist.“

Meister Leonhard machte ein ärgerliches Gesicht, sagte kurzweg: er wolle sich darüber noch besinnen, und ging davon. Sein Meisterstolz war durch die seltsamen Bedingungen aufs tiefste gekränkt. „Lieber Wasser und Brod daheim,“ brummte er, indem er durch die hohe Pappelallee des Gartens ging, „als bei solchem Heilandsbruder Braten verdienen. Der bringt neue Moden auf, und will uns Meistern die Gesellen verdingen und anstellen. Was? und bei mir fuge und passe nichts? Was versteht er darunter? Habe ich trockenes Holz, arbeit' ich trotz dem Besten! Das muß mir der alte Narr nicht sagen.“

So zankte Meister Leonhard, bis er zu Hause kam. Da schimpfte er auf die Sektirer und Herrenhuter ärger noch als der orthodoxe Vormittagsprediger; ging aber nie mit der Sprache hervor, warum er eigentlich so aufgebracht sei. Inzwischen wollte er doch auch den guten Verdienst im Selberschen Hause nicht verlieren, ließ Fünf gerade sein, und befahl seinem Gesellen, in das Herrnhuterhaus zu gehen. Alles Werkgeschirr und Holz ward hingeführt.

Man sieht schon aus diesem Beispiel, warum Herr Daniel Selber wenig Freunde, selbst bei den Handwerksleuten, hatte. Die Einen ärgerten sich über ihn, weil er nicht bei ihnen arbeiten ließ; die Andern, weil sie bei ihm arbeiten mußten.

Herrnhutischer Geist.

Darin hatte Meister Leonhard Recht, sein Gesell Salomon Weise hätte verdient, der weise Salomon zu heißen. Denn binnen acht Tagen hatte er Herrn Selbers volle Gunst erobert, insofern ein solches Weltkind der Gunst eines solchen Heiligen fähig war. Unverdrossen arbeitete der junge Mensch vom Morgen bis zum Abend, bewies viel Geschicklichkeit, und schwor nicht, fluchte nicht, trieb kein unnützes Geschwätz, sondern — redete fast kein Wort, ausgenommen, wenn er gefragt ward. Er schien sogar recht geflissentlich zu meiden, mit Herrn Selber ins Gespräch zu kommen. Hatte er Feierabend, so pflegte er noch — dazu hatte er sich Erlaubniß gebeten — in der schönen großen Gartenanlage zu lustwandeln zwischen den blühenden ausländischen Bäumen und Gesträuchen. Sorgfältig wich er selbst da aus, Jemand zu begegnen. Er schien ein stiller, sehr in sich verschlossener Jüngling zu sein und gute Erziehung genossen zu haben. Immer betrug er sich mit vielem Anstand und einnehmender Bescheidenheit. Auch sprach sein Aeußeres vortheilhaft für ihn; es war in der Haltung seiner schlanken Gestalt etwas Edles, in seinem Mienenspiel etwas Seelenvolles. Das lichtbraune Haar, wie es sich wild um seinen Kopf kräuselte, stand ihm recht gut an, und in seinen lebhaften, glänzenden Augen lag etwas so wunderbar Sicheres, Klares, Durchdringendes, daß man ihm nicht, ohne eine Art Ehrfurcht zu fühlen, hinein sah. Er mochte ein Alter von fünfundzwanzig Jahren haben.

Herr Selber bewies ihm bei vielen Gelegenheiten Wohlwollen. Der Schreinergesell erwiederte immer mit kalter Höflichkeit, und ward, durch alle Aeußerungen der Güte gegen ihn, nicht zuthunlicher. Herr Selber stand oft Stunden lang bei ihm an der Hobelbank, und sah seiner Arbeit zu; aber es kostete

Mühe, dem Burschen mehr als ein trockenes Ja oder Nein abzugewinnen. Gerade das war's, was Herrn Selber anzog und für den jungen Menschen gewann, den irgend ein Kummer zu drücken schien — vielleicht Geldnoth.

Eines Abends, da Herr Selber durch die Irrgänge des Gartens lustwandelte, fand er den einsamen Salomon mit thränenfeuchten Augen unweit des Wohnhauses, im Gebüsch auf einem Ruhebänkchen; in der einen Hand ein halboffenes Buch, in der andern ein Schnupftuch. Die Töne des Fortepiano's klangen von oben herab durch ein offenes Fenster in die Stille des Gartens.

„Warum so traurig, mein Freund?" fragte Herr Selber den Schreiner, welcher das Buch verbergen wollte. „Er ist wohl nicht ganz glücklich?"

„Wer sagt Ihnen das?" erwiederte Salomon finster und mit verdrießlichem Tone. „Ich bin sehr glücklich, und eben jetzt am meisten." Er sagte das auf eine Art, die zu fühlen gab, wie unangenehm ihm die Störung sei.

„Glücklich? Aber Seine nassen Augen, mein Freund, scheinen etwas Anderes zu sagen. Hat vielleicht das Buch —"

— Ganz und gar nicht.

„Darf ich's sehen?"

— Warum nicht? Ich fand es im Hause meines Meisters, und nahm es für die Langeweile. Es ist Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi. Ich kannte es längst schon dem Namen nach.

„Möge der Herr das heilige Wort an Seiner Seele segnen! Lieber Freund, Herz gegen Herz! Bewegte nicht in diesem Augenblick etwas Göttliches Sein Gemüth?"

— Warum sollte ich's Ihnen verhehlen? Ja. Ich war in den Himmeln Gottes. Aber nicht durch dies Buch ward ich erhoben, sondern durch die Heiligkeit des Abends, die mich um-

gibt, und durch die Saitenklänge, die mir so wohl thun. Musik ist immer ein Seelenwein. Ich gedachte meiner längst verstorbenen Mutter, und es überwältigte mich Sehnsucht nach meinem entfernten Vater. Ich freute mich meines Lebens und meines Todes, meiner Auflösung in Gott und des Einswerdens mit ihm und allen meinen Geliebten. Sie sehen, ich spreche noch im Rausch. Sie verstehen mich doch nicht.

„Wohl verstehe ich Ihn. Doch möchte ich eine Frage thun. Von welcher Religion ist Er, mein Freund?"

— Ich gehöre zum evangelischen Glaubensbekenntniß; und das ist nicht meine Religion, sondern das äußerliche Kleid meines innern Glaubens.

„Und, mein Freund, dieser innere Glaube?"

— Das ist das Unaussprechliche, wodurch ich eins bin mit der Gottheit und Allem was göttlich ist. Könnte ich's ganz aussprechen, so wäre es nicht mehr mein Inneres, sondern nur wieder ein Kleid des Innern. Die innere Religion, Herr Selber, ist die Gemeinschaft meines Ichs mit Gott, ist das Athemholen meiner Seele. Ich kann Ihnen wohl meinen Leib, den Schleier des Geistes, zeigen, aber nicht mich selbst. So sehen wir auch Gott nicht, sondern nur sein Gewand, das Herrliche, worin er vor uns schwebt, worin wir ihn erfassen. Aber brechen wir davon ab.

„Nein, mein Freund!" rief Herr Selber erstaunt, setzte sich zu dem Schreiner auf die Bank und ergriff mit Herzlichkeit dessen Hand. „Warum aufhören, da wir vom Besten anfangen? Sprechen wir nicht vom Höchsten und Schönsten, was die Menschheit hat? Ich weiß Sein Wort, Sein offenes Vertrauen zu würdigen. Brech' Er nicht ab. Reden wir noch vom Herrn. Er sagte mir etwas Dunkles. Was soll das Gewand Gottes sein, worin wir ihn erfassen?"

— Herr, wir sehen Gott, wie wir Menschen sehen; er ist unsern Augen und Ohren offenbar, wie ein Mensch dem andern. Unser Gott ist ein lebendiger, sichtbarer Gott, wie ein lebendiger Mensch dem andern erscheint. Aber der innere unsichtbare Mensch wird nicht mit den Sinnen erkannt, sondern nur seine Hülle, der Leib; und der unsichtbare Gott schwebt hinter seiner Hülle, in der er sich uns kund thut, das ist die Natur. Diese ist sein Leib. Aber spreche ich mit dem Menschen, so ist's meine Seele, die zur Seele redet; ich rede nicht zum Leibe, so wenig als zu einem Felsen. Denn aller Leib an sich ist todt. Eben so rede ich nicht zur sichtbaren Natur, sondern zum Unsichtbaren, zum Allerheiligsten dahinter.

„Mein Bruder!" rief Herr Selber: „Ja, du bist's! — Aber sage mir: ist dir der gar nichts, der uns die Majestät Gottes und unserer eigenen unsterblichen Seele geoffenbart hat? Warum schweigst du von Jesu?"

— Ich rede ja immerdar von ihm, indem ich durch ihn und mit ihm rede. Meine Ansichten, habe ich sie nicht von ihm? — Ich gedenke sein mit heiliger Ehrfurcht. Doch nenne ich den König lieber, als den Gesandten; den, zu dem ich durch ihn geführt ward, lieber als den Mittler.

„Aber, lieber Bruder, sind wir nicht Alles durch ihn?"

— Alles durch Gott.

„War Gott nicht in ihm geoffenbaret?"

— Wie in Allem.

„Ist er nicht unser Haupt?"

— Gott, der auch Christi Haupt ist, den Christus auch Vater nennt.

„Sind Vater und Sohn nicht eins?"

— Allerdings. Darum bin ich auch eins mit Gott.

„O mein Bruder, du schwebst auf einer unnatürlichen Höhe, in der du dich nicht erhalten kannst.“

— Jedem Vogel wächst sein Fittig. Er fliegt nicht weiter, als ihm wohl ist.

„Ich dachte einst auch, wie du. Meine Sehnsucht zum Höchsten riß mich über mich selbst hinaus. Aber ich fühlte, daß ich unnatürlich und mir selbst zum Widerspruch ward.“

— So lange wir in der Wahrheit sind, begegnet uns kein Widerspruch in ihr.

„Mein Bruder, es gibt zweierlei Wahrheit, die der Erkenntniß und die des Seins. Die Wahrheit der Erkenntniß ist die philosophische; die des Seins die christliche. Erkenntniß aber ist nur ein Theil des Seins und Lebens; philosophische Weisheit nur ein Theil der Jesusweisheit. Christliche Wahrheit aber umfängt und durchdringt das ganze Sein, ist das wahre Dasein selbst. — — Der Mensch hienieden ist nicht bloß ein Anschauendes, ein Erkennendes, er ist ein vielartiges Leben; das Centrum seines Lebens das Gemüth. Da hervor, da zusammen gehen seine Kräfte insgesammt, wie Strahlen einer geistigen Sonne: die Erkenntniß und der Wille, die Empfindung und Erinnerung, der Gedanke und die Lust. — Wahrheit ist in jedem Einzelnen von diesem, aber das Leben ist in aller Gesammtheit. Die Wahrheit ist eine Frucht des Lebens; aber das Leben ist Wurzel, Stamm und Verzweigung selbst von Allem. — Du, mein Bruder, hast freilich die Wahrheit, aber auch nur sie allein; darum bist du in einer unnatürlichen Stellung, weil du nur in einem Theile von dir da bist. Auch ich war einst wie du, bis Jesus mein Arzt und Heiland ward. Da sank ich in seine Arme, kraftlos und nur in ihm genesend und selig. Ich hatte vorher, wie du, die Wahrheit der Erkenntniß, und war in allem meinem Uebrigen todt. Nun aber genas ich in Christo

zu meinem ganzen, vollen Leben; nun kamen Erkenntniß und Wille, Empfindung und Erinnerung, die schöpferische Einbildungskraft und die bewahrende Gedächtnißkraft, nun das Erste und Letzte, das Höchste und Tiefste in mir zum Wohllaut und Einklang. Vorher dachte ich, und philosophirte ich, wie du; nun lebe ich. Vorher hatte ich die Wahrheit der Erkenntniß, nun die Religion. — — Hast du vorhin nicht selbst gesagt, die innere Religion sei das Athemholen der Seele? Siehe, das ist sie. Nun ist Christus mein Leben; nicht bloß durch die Offenbarungen, die er meiner Erkenntniß mittheilte; nicht bloß durch die Heiligkeit der Lehre, die er meinem Willen gab; nicht bloß durch die Seligkeit, die er mit den Ahnungen eines Künftigen meinem Gefühl mittheilte — nein, Bruder, dadurch, daß er mir in Allem Alles verlieh; daß er mich, der nur in einzelnen Theilen meines Selbstes lebte, vom Tod erweckte und zum vollen Leben in meinem Gesammtwesen brachte; daß er mich mit sich und der Gottheit gleichsam in Eins auflösete und verschmolz. Nun ward mir erst Licht über seine Worte, und über mich selbst. Vorher verstand ich sie nur mit einem Theile meines Ichs, mit dem Verstande allein; nun verstand ich sie in meiner ganzen Natur; nun fand ich einen sichtbaren Uebergang der Welt in das Reich Gottes. Und je mehr ich in diesem Leben auflebe, je heller und schöner wird mir das All. Nur das Einzelnleben in einer einzigen Kraft unsers Ichs bringt Widerspruch hervor und ist Krankheit, Tod, Sünde. So, wer nur vorzüglich in der Sinnlichkeit sein Heil sucht; so, wer seine Ruhe nur in Erkenntniß und im Wissen allein sucht. Aber durch Jesum verschmelzen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leib und Geist in ein unzertrennliches Eins; und Alles ist mit und durch einander da, nicht wider einander. Das Geistige verklärt mein Irdisches; das Irdische ist die goldene Schaale der geistigen Perle. Indem alle Widersprüche in mir aufhören, hören

in mir alle Pflichten auf. Es gibt dann kein Sollen mehr in mir, sondern nur ein seliges Wollen. Wer in Jesu lebt, hat keine Pflicht mehr, sondern nur Liebe, durch die er Alles ist und zu Allem mächtig. Ach, mein Bruder, wären wir da! Da ist Vollendung der Menschheit!“

Herr Selber sprach mit großer Bewegtheit. Sein Angesicht schien von einem Lichte zu glänzen. Er lächelte sanft auf Salomon, und stand auf. „Mein Bruder, ich weiß nicht, ob du mich verstanden hast, doch nicht bloß mit dem Verstande. Möge der Geist des Herrn dich durchdringen. Ich will ihn darum anflehen. Ich küsse dich mit dem Kusse des Friedens.“ Er küßte ihn auf die Stirn und begab sich hinweg. Es ward schon dunkel. Die Sterne zitterten in der von überhangenden Zweigen finstern Laube. Von oben her tönten Silberklänge der Saiten durch die Gebüsche, wie Töne des Himmels. Salomon war in einer der heiligsten Stimmungen. Er ging tiefer in die Irrgänge von Bethanien. Wo es am dunkelsten war, kniete er hin, legte sein Antlitz betend in das kühle, bethaute Gras. In den Abendthau flossen seine Thränen.

Fortsetzung des Gesprächs.

Als Salomon folgenden Morgens zur Arbeit nach Bethanien ging, und die hohen italienischen Pappeln in der Ferne sah, die wie eine grüne Mauer den Garten und das Landhaus von der übrigen Welt trennten, näherte er sich mit ganz andern Empfindungen, denn ehemals. Das gestrige Gespräch hatte ihm großes Nachdenken verursacht; er hatte sich die Hauptsätze von Selbers Reden noch den gleichen Abend aufgeschrieben; er hatte sie am Morgen beim Erwachen wieder gelesen. Es lag darin etwas, das ihm vorher nie in die Seele gekommen. Je öfter und besonne-

ner er las, je deutlicher ward ihm der große Sinn. Es klang wohl wie Schwärmerei, wie mystisches Träumen, aber es war eine Auslegung der Schrift, eine Darstellung vom Mangel in der menschlichen Schulweisheit, wie sie ihm nie begegnet war. Ihm fielen manche Worte Jesu und seiner Jünger ein, die ihm nun wie im vollen Lichte zu leuchten schienen, während er sie sonst wie halbe Räthsel betrachtete, unverständlich durch ihr Alterthum. — Religion war ihm von jeher ein heiliges Gut gewesen.

Bei dem allem konnte er sich nicht eines gewissen Mißtrauens gegen sich selbst erwehren, weil er vorher immer mit Vorurtheilen gegen die Herrnhuter erfüllt war. Er wußte, daß Herr Daniel Selber zu dieser Sekte gehörte, und wußte, wie unvortheilhaft im Ganzen die Stadt über den Mann urtheilte. Daher war gekommen, daß er, voll natürlichen Ekels gegen alles Anbächteln, Frömmeln und Heucheln, sich niemals mit Herrn Selber ins Gespräch hatte verflechten lassen wollen. Nun aber erschien ihm dieser Mann ganz anders. Er erblickte in ihm einen Menschen voll tiefer Religiosität, dem, wie er nun einmal war, bei gewöhnlichen Menschen nicht wohl sein konnte. Er verzieh ihm die herrnhuterische Absonderungsucht, und dachte: wohl dem, der ganz sich selbst leben kann.

Wie Salomon durch die hohe Gartenthür in die saubern, breiten Wege zwischen den grünen Rasenbeeten und blühenden Baumgruppen zu Bethanien eintrat, ward ihm, als träte er in das Heiligthum eines einsiedlerischen Weisen, der von der Welt nicht verstanden wird, und ihr daher gern aus dem Wege geht. Zwar schon immer heimelten ihn diese stillen Schattengänge, diese freundlichen Ordnungen, diese Sauberkeit und anmuthige Einfalt der Dinge an, die zu Bethanien gehörten. Aber doch hatte er bis dahin nichts Anderes darin erblickt, als eine den Herrnhutern eigenthümliche Weise; als äußerlichen, gefälligen Schein, demü-

thiges Prunken mit Einfachheit, Vorspiegelung innerer Reinheit durch äußerliche Reinlichkeit. Jetzt glaubte er auch dies zufällige Außenwesen besser zu verstehen, und ehrte es als Wirkung eines Geistes, der die Harmonie seines Innern über Alles verbreitet, was zu ihm gehört.

Er ging in die Werkstätte zur Hobelbank. Er sah Herrn Selber den ganzen Tag nicht. Salomon wünschte dem merkwürdigen Mann näher zu kommen.

Als er in der Feierstunde fortging, suchte er noch den Platz des gestrigen Abends auf. Der war ihm lieb geworden. Des Fortepiano's Saiten klangen wieder leise durch die Bäume nieder, und auf dem Bänkchen, zu dem er wollte, saß schon Herr Selber.

Dieser stand mit freundlichem Lächeln auf, reichte ihm zum Gruße die Hand und sagte: „Es hätte mir leid gethan, wenn ich dich vergebens erwartet haben würde, mein Bruder. Ich hätte glauben müssen, was wir gestern sprachen, habe dich leer und kalt gelassen.“

— Nein, erwiederte Salomon: vielmehr den ganzen Tag hatte ich Sehnsucht, Ihnen für den gestrigen Abend zu danken. Doch fürchte ich, es wird schwer sein, Ihre Ansicht der Religion in das Wirkliche überzupflanzen. Es wird schwer sein, den Einklang alles Irdischen und Geistigen in sich herzustellen. Der Eine bleibt mehr im Erkennen, der Andere mehr im Gefühl behangen; hier hat die Sinnlichkeit das Uebergewicht, dort der nach Vollendung strebende, weltverachtende Geist.

„Du willst sagen, mein Bruder,“ erwiederte Herr Selber, „es sei schwer von einer Krankheit zu genesen. Fürchte dich nicht. Wir vermögen Alles durch Jesum. Er gibt uns die unser ganzes Wesen durchdringende Arznei; und hat sie uns ganz durchdrungen, dann sind wir geheilt. Dies ist aber die Liebe, in der er gestor-

ben ist für uns. Darum liebe deinen Nächsten wie dich selbst, Gott über Alles. Du sollst aber Gott lieben nicht bloß in deinen Gefühlen, auch nicht bloß in deinen ehrfurchtsvollen Erkenntnissen, sondern von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, in allen deinen Kräften. Lerne lieben, leben in Liebe, leiden in Liebe, aufopfern in Liebe, sterben in Liebe. Siehe, dann bist du im Seelenumgange mit dem Heilande, dann in seiner Nähe. Es ist wahr, du kannst auch Gutes thun ohne Religion, aus bloß tugendhaften Grundsätzen; aber die Stürme der Sinnlichkeit stürzen die festesten Grundsätze der Vernunft. Hast du es nie erfahren? Zwar du kannst gut sein durch natürliches Temperament, durch dein weichgeschaffenes Herz; aber eben dieses kann oft von Trugschlüssen des Verstandes geblendet werden. Hast du es nie erfahren? Du mußt lieben und gut sein durch dein ganzes Wesen, weil du nicht anders kannst, weil du eins bist mit Gott. Irren kannst du auch dann noch, aber böse sein nicht mehr. — Willst du aber diese Jesusliebe, diese Arznei: so verläugne die Welt und nimm dein Kreuz auf dich, folge ihm nach. Weißt du aber, wie man der Welt entsagt und sich von ihr losreißt? — Es geschieht darin, daß man nicht ihr, sondern sich selber gehört. Man gehört aber sich selber, wenn man durchaus wahr ist, und nicht besser, nicht schlechter scheinen will, der Welt zu gefallen, als man wirklich ist. Fürchte Gott und scheue Niemanden. Sei wahrhaft in Wort und That, dann bist du nicht mehr von der Welt verschlungen und beherrscht, dann bist du du selbst. Dann hörst du auf, glänzen zu wollen und Flitter zu borgen, die dir nicht gehören; dann wirst du wandeln in Einfalt und Demuth, verkannt von den Leuten und doch ohne Furcht vor Menschen. Zwar immer werden wir bei allem Ringen und Streben unsere Unvollkommenheit empfinden; immer werden sich die alten Schmerzen und Lüsternheiten unserer Krankheit wieder regen; aber wir ken-

nen unsern Arzt und sein Erbarmen; es thut uns wohl, bei allem Gefühl unserer Elendigkeit, auf seine Liebe hoffen zu dürfen. Gerade unsere Schmerzen machen uns den Heiland und Arzt werthvoller; es ist selbst im Wahrnehmen unserer Armensünderschaft etwas Seliges."

Salomon drückte mit Herzlichkeit die Hand des frommen Daniel und sprach: „Bis hieher hörte ich Sie mit Vergnügen an. Aber verzeihen Sie meine Freimüthigkeit, jetzt mischt sich in die Erhabenheit Ihrer Vorstellungen doch etwas von herrnhutischem Sauerteig. Das Süßliche, Spielende, Bildliche verdrängt das Reine, Klare, Hohe und gibt uns Schattenwerk, statt des Wesens. Ich glaube, Sie, Herr Selber, bedürfen dessen nicht; ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen. Aber vielleicht ist Ihnen das Bildliche bedeutungsvoller durch daran hängende Nebenvorstellungen, die ich noch nicht daran knüpfen lernte; vielleicht übt auch nur Gewohnheit und Umgang mit Ihrer religiösen Brüderschaft ein Recht an Ihnen aus; immer aber leitet das Spielen mit Bildern zu weit seitwärts ab in das Feld unfruchtbarer Phantasie und Empfindelei. Es stört den Einklang der gesammten Gemüthskräfte, den Sie selbst wollen, und die prüfende, ruhige Vernunft steht wie eine verstoßene Waise dabei."

Der fromme Mann schwieg, und sah lange vor sich hin. Endlich sprach er kaum hörbar leise: „Es ist wohl möglich!"

Salomon fürchtete sehr, ihn beleidigt zu haben; er setzte im Allgemeinen zum Lobe der herrnhutischen Verbrüderungen einige Worte hinzu.

„Nein, mein Freund," sagte Herr Selber, „du hast mich nicht beleidigt, weil du sprachst, was in dir wahr ist. Ob du in der That vortheilhaft von dem herrnhutischen Leben denkst, weiß ich nicht; daß du aber keine andere als diese Lebensweise ergreifen könntest, wenn du von dem, was ich bisher und gestern

gesprochen, ergriffen und wahrhaft überzeugt bist, daran zweifle ich kaum.“

— Führten Jesus auf Erden und seine ersten Jünger dies Leben? Sonderten sie sich von der Welt ab?

„Ja, weil ihr ganzes Inneres anders als die Welt war. Daher wurden sie von der Welt nicht erkannt, sondern verfolgt.“

— Ihr Gedanke freilich war nicht der Gedanke der Welt. Aber sie stifteten darum nicht eigene Gebräuche und Feste; sie blieben darum nicht unter sich, und von andern abgeschieden. Jesus ging zu den Zöllnern und Sündern am liebsten; und die Apostel trennten sich, um in alle Welt zu wandern und die Völker zu belehren.

„Ich gebe dir Beifall, mein Bruder. Nach Jesu Tod aber wohnten die Jünger beisammen. Dann reisoten sie von einander, um neue Gemeinden verbrüderter Christen zu stiften. So entstand die erste Kirche im Urchristenthum.“

— Aber, Herr Selber, bald ging die Religion in der Kirche unter, und das innere Leben, der Glaube ward von den äußern Gebräuchen verrätherisch erdrückt.

„Nicht alle erkrankten, die den Namen Christi führten. Immer regte sich die heilige Sehnsucht nach dem Höchsten und Wahrsten, und Jesus ward wieder lebendig in vielen Todten. So entstanden neue Kirchen, neue Gemeinden. So auch unsere Brüdergemeinde. Viele Heerden und ein Hirt Aller; viele Laufbahnen, ein Ziel.“

— Ich bin ein Christ, Herr Selber; aber mir thut oft weh, Bekenner einer abgeschlossenen Kirche sein zu müssen. Und wenn ich öffentlicher Zucht willen die Kirche noch liebe, thut mir weh, in der Kirche wieder ein Kirchlein, in der Glaubenspartei wieder die Sekte zu sehen. Könnten Sie nicht Bekenner Jesu sein, ohne Herrnhuter zu heißen? Was hat mit dem Glau-

ben an den Sohn Gottes eure äußerliche Absonderung, eure halb klösterliche Gemeinordnung zu schaffen? Ach, Herr Selber, wandelten heut' Christus und die Apostel durch die Länder der Christen, in welcher Kirche und in welchem Glaubensbekenntniß würden sich die Heiligen wieder erkennen? Zu welchen würde der Herr mit besonderer Vorliebe sprechen: ihr seid meine Auserwählten! Petrus, der Jünger, würde er nicht noch einmal sagen: in den katholischen und lutherischen Tempeln, in den nackten Kirchen der Reformirten, in den Erbauungssälen der Brüdergemeinden — überall, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm!

Leise antwortete der fromme Mann: „Ich glaube, so würde er." Nach einigem Bedenken sagte er zu Salomon: „Die Form ist hinfällig; der Glaube ewig. Aber das Irdische ist die Krücke des Geistigen, so lange dieses einer Krücke bedarf. Wie der Mensch, so ist sein Alles, auch sein Religiöses, aus Sterblichem und Unsterblichem zusammengebaut. Der schaffende Geist wirkt von innen nach außen, und verwandelt die Welt, so weit er mag, sich selber zum Ebenbild. Da entsteht die Form von selbst, wie die wunderbare Korallenverzweigung um die darin lebende Kraft der Thierpflanze. Die ganze Natur ist die Form, in welcher sich der Geist Gottes ausspricht."

Salomon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Nun denn," fuhr Herr Selber fort, „so gestattet dem Geiste jeder Glaubensgemeinde seine Kirche, und tadelt es den evangelischen Brüdern nicht, daß sie Menschen sind und des Menschlichen bedürfen, wie ihr Andern, zu ihrer Erbauung und Erhebung. Die Erfahrung lehrt es uns täglich, daß die Form wohlthuend auf den Geist zurückwirke; daß, wenn das Höhere in uns erschlaffen will, das Niedere, das Sinnliche, das Irdische seine beste Stütze wird. Das stille Bedürfniß frommer Seelen mit

dem Heiland des Lebens ist's, was uns eigentlich zur Gemeinde Jesu macht; nicht unser Betsaal, nicht die stille Andachtsfeier, nicht das Brüder- und Schwesternhaus, nicht unsere Begehung des Liebesmahls, nicht der Schmuck unsers Todtengartens, nicht die äußere Ehrbarkeit und Einfalt des häuslichen Wandels, nicht der Bruder- und Schwestername, mit welchem wir einander grüßen, nicht der Bruder- und Schwesterkuß, mit welchem wir den Neuankommenden feierlich in unsere Gemeinschaft aufnehmen."

Salomon nickte abermals stillen Beifall.

„Aber läugnen wir denn auch nicht, der Geist bedarf der irdischen Hilfsmittel zur Erfrischung eines ermattenden Willens, zur Belebung ersterbender Gefühle, zur Erhebung des ganzen sinkenden Gemüths. Raube der Lilie nicht die Erde, worin sie wurzelt, damit sie ihre klare Blume heben und aufschließen könne! — Läugnen wir nicht, daß wir zum Schutz unsers innern Heiligthums ein starkes Bollwerk gegen den zerstörenden Sturm der Welt draußen nöthig haben. So mahnt die zärtliche Beneigung, in der wir uns als Brüder und Schwestern empfangen, an die ewige Liebe, welche alle Seelen unter sich und mit dem Herrn vereinen soll. So mahnt die stille Würde und Ruhe, welche unserm Betragen vorgeschrieben ist, an die ewige Sabbathsstille unsers Herzens, und wehret selbst den Ausbrüchen der Leidenschaften und damit ihrem Wachsthum. So mahnet äußere Einfalt und Reinlichkeit an die innere Reinheit des Gemüths und dessen Adel, welchen wir nicht beflecken dürfen. Ein veredelter Geist veredelt seine Sinne und alle irdische Umgebung. Er scheut die Hoffart des Glanzes, aber liebt die gefälligen, ihm entsprechenden Formen, den lieblichen Anstand, die Bedeutsamkeit seiner Schöpfungen. Er macht, was an sich Staub ist, göttlicher, weil er Alles zum Sinnbild seiner selbst macht."

Salomon rief: O wäre dieser Geist in Allen, die zur Brüderunität gehören! Ist er's?

„Ich zweifle fast daran!" antwortete Herr Selber. „Aber ist auch mein Gedanke vielleicht nur der Gedanke Einiger, ist doch, was in meinem Gemüth liegt, das Leben und Eigenthum der Meisten. Und die da krank sind: in unserer Ordnung und Zucht finden sie das beste Krankenbett, die sichere Arznei. Viel liegt am Erdreich, ob die Pflanze gedeihe; viel an der Erziehung, was der Mensch werde."

— So ist denn die Brüdergemeinde eigentlich als ein religiöses Krankenbett zu betrachten! sagte Salomon: und die äußere Zucht und die äußere Sittsamkeit der Geberden nur wie ein Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten zu betrachten?

„Lieber Salomon, kannst du von irgend einer Kirche und ihren Einrichtungen etwas Schöneres sagen? Ich glaube gern, auch unter uns mögen sein, die von außen Reinlichkeit ohne innere Reinheit haben. Doch verdamme nicht um Einiger willen Alle. Diese Stellung, welche wir gegen die Welt annehmen, und daß wir mehr im Gemüth leben, als im Getümmel, mehr in der Nähe des Heilandes, als in den wilden Lustbarkeiten, die der Sinnlichkeit gar leicht ein Uebergewicht gegen den Geist geben; daß wir den Muth haben, unter den Stolzen bescheiden, unter den Ueppigen sittsam, unter den Gleisnern wahrhaft, unter den Spöttern Jesusbekenner, unter den Verfolgern liebend zu sein; daß wir die Redlichkeit haben, von denen, mit welchen wir in engerer Berührung stehen, zu fordern, sie sollen das Heilige heilig lassen — dies alles entfremdet die Welt von uns, und uns von der Welt; macht uns zum Gegenstand des Spottes oder Hasses. Wir gewinnen aber dabei. Denn je mehr wir verkannt werden, je inbrünstiger wird unsere Sehnsucht zum Heiland, je flammender unser inneres Leben in Gott."

Das Gespräch der Beiden dauerte bis in die Dunkelheit der Nacht. Die Seelen beider Männer wurden immer enger und enger an einander gezogen. Selbers hoher, heiliger Sinn entzückte den gefühlvollen Salomon; und Selber wieder bewunderte an diesem den hellen, richtigen Blick; die für einen Handwerksburschen ungewöhnliche Bildung und Kenntniß; bewunderte den Ausdruck, die Kraft und Selbstständigkeit neben so feinem Anstand in Allem, was er sprach und that.

Kalte Trennung.

Mit jedem Tage ging Salomon freudiger zu seiner Arbeit nach Bethansen. Mit der steigenden Hochachtung für Herrn Selber verschönerte sich Alles, was er da sah und hörte. Zwar sein Arbeitszimmer war abgelegen, in einem Flügel des Landhauses; außer dem alten Knecht und einer Magd, die ihm das Essen und Trinken zubrachten, kam den Tag über Niemand zu ihm, wenn nicht Herr Selber. Durchs Fenster sah er zuweilen die beiden jungen Frauenzimmer, wenn sie im Garten schwesterlich zwischen den Gebüschen wandelten, oder ihre blinde Mutter begleiteten und führten.

Herr Selber ward gegen seinen Hausgenossen mit jedem Tage herzlicher. Er bat ihn endlich, da sie eines Abends wieder auf dem Bänkchen beisammen saßen, ihn auch des Sonntags zu besuchen; und gerade der folgende Tag war ein Sonntag. Er lud ihn ein, bei ihm und im Kreise seiner Familie zu essen. „Meine Töchter, wie meine Frau, wünschen dich kennen zu lernen, mein Bruder. Ich habe ihnen viel von dir und unsern Unterhaltungen erzählt." Salomon dankte für so viel Güte, aber lehnte die Einladung ab, war auch durch kein Zureden zu bewegen. Herr Sel-

der konnte nicht begreifen, warum Salomon die wohlgemeinte Bitte um solche Kleinigkeit so beharrlich versagte. Doch drang er nicht weiter in ihn; mochte sich aber kaum der Vermuthung erwehren, Salomon habe eine geheime und tiefe Abneigung gegen nähere Verbindungen mit einer Familie, die sich streng in allen Formen des herrnhutischen Wesens bewege. Zu diesem Verdacht gab Salomon selbst Anlaß, als er im weitern Gespräch sich darüber mit einiger Härte äußerte.

Es war nämlich Herr Selber der Meinung, daß, je bestimmter eine kirchliche Form sei, je bestimmter und reiner bleibe darin der lebendige Geist derselben in seiner ersten Einfalt und Kraft. Je mehr Freiheit, um so mehr Entartung und Verwilderung, Zwietracht und Vergänglichkeit. „In jeder Kleinigkeit des häuslichen Lebens," sagte er, „in jeder Geberde, in jedem Wort, sogar, wäre es möglich, in jedem Gedanken, muß sich das Heilige mit dem Irdischen vermählen, muß unsere Andacht leben. Alles, alles muß ein Zeuge werden unserer Liebe zum Heilande, ein Zeichen unserer Jüngerschaft, ein Beweis unsers Strebens nach der Jesusähnlichkeit. Es spotte doch immerhin die Welt, daß der Heiland unser Eins und Alles ist; daß wir in ihm den unmittelbaren Vorsteher unserer Gemeinde erkennen; daß wir ihn gern und ohne falsche Scham nennen; daß wir unser ganzes Gemüth ihm durch die trautesten Benennungen immer enger befreunden. Wir aber fühlen, so und nicht anders kann es sein, wenn unser inneres, höheres Leben fröhlich gedeihen soll. In der unaufhörlichen Nähe des göttlichen Freundes erröthet die Seele bei jeder Befleckung von einem unreinen Gedanken."

Da nahm Salomon Herrn Selbers Hand, und drückte dieselbe mit frommer Innigkeit an sein Herz und sprach: „Ich liebe, ich verehre Sie, mein theurer, ehrwürdiger Herr. Wenige Menschen haben mir durch ihren tugendhaften, schönen Sinn so

viele Hochachtung eingeflößt, wie Sie. Nennen Sie mich getrost Bruder, denn ich bin's im Geiste. Es ist in mir nichts anderes, als in Ihnen. Ich bin nicht, ich war nie wider die Zinzendorfische Lehre; nie gegen das Wesen der evangelischen Verbrüderung. Aber eben ihre Form widersteht mir, weil sie verderblich ist und wider Christi Geist und Gottes Stiftungen."

Herr Selber sah ernst zu dem Jüngling auf.

„Ich war," fuhr dieser fort, — „ich war zu Neuwied im Betsaale, ich weinte Thränen der Rührung unter dem sanften Gesange der Gemeinde; ich ward entzückt durch des Vorstehers milde Rede an das Herz seiner Brüder und Schwestern. Ich empfand auch die Nähe Gottes in den Tempeln der römisch-katholischen Kirche, und verließ keine Messe ohne tiefbewegtes Gemüth. Ich kniete fast täglich zu Smirna in den Moscheen der Rechtgläubigen mit Inbrunst des Gebets. In den Synagogen der Israeliten umgab mich das ganze Heiligthum der alten Welt, da Gott sich den Vätern durch Moses offenbarte. Ueberall, wohin ich auf meiner Wanderschaft kam, war mir der Tempel das Anziehendste. Wo Betende vor Gottes Angesicht lagen, sah ich meine Brüder, und ich betete mit ihnen zum gemeinschaftlichen Allvater. So betete Christus in den Synagogen, so lehrte Paulus am Altar zu Athen. Die Sprache, die Kleidung, das Zeremoniel, die Kirchenordnung der Leute war Nebensache, Menschliches, Hülse. Was Gott duldet, soll der Mensch ehren.

„Es ist heilsam und geziemend, daß der Leib sein Gewand habe und der Glaube seine Kirche. Aber die wahre Kirche der Gotteskinder ist eine unsichtbare, alle Kapellen, Kirchlein, Moscheen, Synagogen und Dome der Völkerschaften und Religionsparteien umfangend. Dasjenige Kleid ist dem Leibe aber das beste, welches ihn in Entwicklung seiner Kraftanstrengungen am wenigsten beengt und drückt; und diejenige Kirche ist dem Geiste die

angemessenste, welche seine Freiheit am wenigsten lähmt. In unendlicher Mannigfaltigkeit, wie die Pflanzen, wie die Thiere auf Erden, wie die Sterne am Himmel, stehen die Geister vor Gott. Nicht Einer kann, will und soll sein, was der Andere. Gott will es nicht, darum stattete er uns Alle aus mit verschiedenen Gaben und Kräften; nun komme der sterbliche Sektenstifter nicht, und gebe Allen einerlei Maß und einerlei Ziel, und sage, zu Gott führe der Weg nur durch einerlei Kirchenpforte. Wer von den Sterblichen darf sich unterfangen, den Geistern zuzumessen, wie viel Licht, wie viel Wahrheit ihnen tauge, oder die Bedingungen zu stellen, unter welchen sich die Kraft des Gemüthes am edelsten äußere? Je reinere, freiere Luft, je gesunder das Athmen; je mehr Freiheit in der Kirche, je wahrer und eigenthümlicher und unverkrüppelter der Glaube. Darum hat Christus keine Kirche, keine Glaubenspartei, keine Sekte gestiftet, sondern ein allumfassendes Gottesreich, darin für Juden und Heiden Platz sei und für allerlei Sekten.

„Wem die Formen der Brüdergemeinde wohlthun, der verbleibe in denselben. Aber keine Form ist dem Geiste gemäßer, als die er aus sich selbst hervor erst um sich her schafft. Haben Sie das nicht selbst gesagt, mein Freund? Nun aber, sind die Geister verschieden, so gönnet ihnen, sich in ihren eigenthümlichen Formen zu bewegen. So that Christus. Aber so thaten nie die Sektenstifter, keinen ausgenommen. Es war ihnen nicht daran allein gelegen, daß sie den Glauben hatten, sondern auch die Farbe und das Schild der Partei. Nicht der Glaube Christi, aber die Farben der Parteien brachten den Wahnsinn sogenannter Religionskriege in die Welt.

„Eben das in alle Kleinigkeiten des äußerlichen Thuns und Lassens eingreifende Formenwesen der Herrnhuterschaft beugt den Geist und zwänget das Leben des Glaubens, und thut der Natur

Gewalt, daß sie verkrüppeln muß, und täuscht euch, daß ihr bei gleichen Formen und Liebesworten gleichen Glauben, gleiche Liebe voraussetzet. Ein feuriger, kräftiger Jünglingsmuth in die Fesseln äußerlicher Demuth und Ruhe eingeschlagen, ein hellverständiger Kopf, dem ihr die bildlichen Ausdrücke, die kindlichen Tändeleien und spielenden Benennungen gebet, muß darin verderben, oder Heuchler werden, oder von der Gemeinde verstoßen zu werden Gefahr laufen.

„Ach, mein theurer Herr, erlauben Sie mir Freimüthigkeit. Christus ist der Vater von unser beider Glauben, nicht der Stifter von unsern äußern Bekenntnißformeln. Ich verehre in Ihnen den Christen, verehre in Ihnen den Herrenhuter; aber ich ziehe vor, Christ zu sein von außen und innen, und anderes nichts. Wie er war, der mir mehr ist, als alle Welt, so will ich werden. — Hätte Christus ein bindenderes äußeres Schein- und Formenwerk nöthig erachtet, o mein Lieber, können Sie zweifeln, daß er es nicht erfunden haben würde, so gut als Rom und Luther, Wilhelm Penn und Zinzendorf?“

Herr Selber schwieg lange. Nach einer Weile stand er auf und sagte: die Nachtluft wird mir zu kühl. Er verabschiedete sich von Salomon und ging fort.

Der alte Rock.

Herr Selber fühlte sich durch Salomons Worte überrascht. Solche Kunde und Sprache hatte er in keinem Schreinergesellen erwartet. Aber er fühlte sich auch gekränkt, weil er ungern sah, daß das schöne heimige Wesen der herrnhutischen Gemeinden verachtet werde. Gern hätte er geglaubt, es könne nur ein rohes Gemüth, ein von Weltlust trunkener Sinn die zarte, äußere Form,

die ihm so wohl that, feindselig angreifen; aber eben Salomon hatte immerdar das religiöseste Zartgefühl blicken lassen. Gern hätte er dem Jüngling dessen Irrthum gezeigt; aber da fiel er unter der Macht der Wahrheit, die der Vielbewanderte ausgesprochen. Er war in und an sich irre geworden. Manches, was Salomon gesagt, hatte er schon selbst zuweilen gefühlt und gedacht; neben dem vielen Schönen im Wesen der evangelischen Brüderschaft hatte ihm viel Kleinliches, Kindisches, allzusehr das Höchste in die gemeine Sinnlichkeit Niederziehendes, widerstrebt. Doch nahm er gern, mit frommem Duldersinn, Geschmack und Vernunft gefangen unter dem Gehorsam des Glaubens; legte gern dem Spielenden einen edlern Sinn unter, und hing daran mit wahrer kindlicher Einfalt. Er selbst wußte sehr gut, daß ein großer Theil der Brüder und Schwestern an den Formen und an dem anmuthigen Außenwesen hing, mehr als an dem innern Heiligthum; daß sie der Sektengeist unduldsam und im weltlichen Leben zur bürgerlichen Partei machte, wo man dem am liebsten in seinen Zwecken beförderlich war, der zur Gemeinde gehörte; wußte, daß Eigennutz, Liebloſigkeit, vermummter Stolz und kleinliche, boshafte Intrigue oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, Liebe und Einfalt wandelten. Daher war er auch niemals wirkliches Mitglied einer Brüdergemeinde geworden, wiewohl er gern die benachbarte in ihren Versammlungen besuchte, jährlich wenigstens einmal, und zu den Brüdern hielt, und durch Rath und That den alten, schönen Sinn der Stiftung aufrecht zu heben strebte.

Jetzt war er verstimmt, er war's den ganzen Abend. Und doch reuete ihn bald, sich so kalt von seinem Freunde getrennt zu haben. Am folgenden Morgen, da der erste unangenehme Eindruck verschlafen war, beschloß er, sein Unrecht wieder gut zu machen. Er ging Nachmittags zu Meister Leonhard, um Salomon aufzusuchen und bei ihm Abbitte zu thun.

Er fand den Gesellen nicht zu Hause, Meister Leonhard sagte: „Der läuft alle Sonntage davon, in Bergen und Feldern herum, sucht sich Kräuter und Blumen, und geht in keinen Gottesdienst. Aber sonst bin ich gar wohl zufrieden mit ihm. Reden kann er wie ein Buch, und arbeiten, wie kein Meister in der Stadt. Wenn er nur mehr auf sich selbst hielte. Aber da geht er mit seinem geflickten, abgeschabten Rock, daß er sich vor keinem Menschen sehen lassen darf. Ich glaube, er besucht bloß darum die Kirche nicht, weil er kein gutes Kleid hat.“

„Er verdient doch aber ein schönes Geld bei Ihnen?“ sagte Herr Selber. „Wo läßt er das Geld? Ist er mitunter gern ein lustiger Bruder?“

„Ganz und gar nicht, Herr Selber, aber ein schlechter Haushalter. Er hat nichts mitgebracht, und nimmt nichts mit. Seinen ganzen Verdienst bei mir hat der Narr an die Wittwe des Schuhmachers Meyer gegeben, die neben uns wohnt. Da hört er, die Frau habe mit ihren Kindern oft keinen Bissen Brod im Hause, seit sie krank ist; läuft hin, und gibt ihr Alles. Ich wußte nichts davon. Kömmt vorgestern die Meyerin mit einem Arzneiglase zu mir, und sucht den Weise, und will fragen, ob sie von der Mixtur noch einmal soll machen lassen. Ich denke, die Frau sei nicht gescheit. Sie aber erzählt mir haarklein, wie der Weise ihren Kindern zu allerlei Lebensmitteln das Geld, und ihr selbst Medizin gegeben habe, davon sie gesund worden sei; und sagt, der sei ein besserer Doktor, als der Stadtarmenarzt, dessen Pillen und Mixturen bei ihr nichts angeschlagen hätten; und gewiß, es wäre ein wahrhaftiger Engel, den ihr der Herrgott in der Noth gesendet habe. Ich denke, ich sei nicht recht im Kopf oder höre nicht wohl. Aber die Meyerin heult mir die Ohren voll, und schwört, mein Gesell sei ein Doktor und ein wahrer Engel; für

den laufe sie durchs Feuer und bete für ihn alle Tage mit ihren Kindern auf den Knien."

„„Hm!" sagte Herr Selber, und es zitterte sein Herz von Wehmuth und Bewunderung: „Wenn dem so wäre, so —"

„Ei, hat er's doch selbst nicht wegläugnen können, als ich's ihm vorhielt, da er von der Arbeit heim kam. Ich sagte: Hör' Er, Seine christliche Mildthätigkeit ist bei der Meyerin zwar nicht am unrechten Orte; aber sorge Er lieber erst für sich, und lasse Er sich einen honetten Ueberrock machen. Das wäre gescheiter. — Aber der Weise ist ein stolzer Monsieur. Wissen Sie, was er sagte? Meister, ist meine Hand für Ihn geschickt genug und fleißig, so bekümmere Er sich nicht weiter um meinen Rock. — Aber, Himmelelement, da kam meine Frau über ihn; die hat eine Zunge, die läuft wie's Spinnrädchen, und hielt eine Rede, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Das hat denn doch gewirkt."

„„Wie so?"

„Gestern Abend, wie ich ihm den Wochenlohn auszahle, verlangt er noch Vorschuß dazu; er wolle sich einen neuen Rock machen lassen. Nun, das habe ich ihm auf der Stelle gegeben. Denn an dem Burschen ist mir gelegen. Sie sind doch zufrieden mit ihm?"

Herr Selber vermuthete sogleich, Salomon habe sich des alten Rocks wegen geweigert, bei ihm zum Mittagessen zu erscheinen. Er verließ den Meister Leonhard, mit dem er Verschiedenes über die von Salomon gelieferten Arbeiten gesprochen, und ging sogleich zu der Wittwe Meyer. Hier vernahm er Alles wieder, was er schon gehört hatte, aber umständlicher, rührender. Herr Selber war aufs tiefste bewegt. Er gab der Frau eine Unterstützung an Geld; versprach, für sie ferner zu sorgen, und bat

sie, ihrem edeln Wohlthäter nicht zu verrathen, daß auch er bei ihr gewesen.

„Wahrlich, er ist ein besserer Mensch als ich!“ seufzte Herr Selber, da er aus dem Hause der Wittwe trat mit nassen Augen. „Er selbst arm, entbehrt für noch Aermere; trägt lieber den alten Rock, und meidet die Gesellschaften, weil er sich in ihnen nicht anständig zeigen kann; aber in den Hütten der Nothleidenden ist er ein reicher Helfer, und thut fürstlich!“

Noch in der ganzen Wärme der ersten Begeisterung erzählte Herr Selber den Seinigen zu Bethanien, was er von dem wunderbaren Jüngling erfahren; dann auch von seinem gestrigen Gespräch mit ihm. „Ich will mit der armen Wittwe für ihn beten!“ sagte Frau Martha. „Er ist ein wahrer Jünger des Heilandes, arm, verkannt, und doch durch seinen Schatz im Herzen reicher, als der Reichste.“

Maria und Susanna horchten schweigend mit heiligem Entzücken. Ihnen war, als vernähmen sie von der Wiedererscheinung der ersten Jünger des Herrn.

Die Blinde.

Indem sie mit einander redeten — sie saßen unter einer Jasminlaube im Garten —, trat Salomon daher. Herr Selber ging ihm mit freundlicher Miene entgegen. „Sie haben mich aufgesucht, wie mir mein Meister gesagt,“ sprach Salomon, „darum komme ich, Ihre Befehle zu erfahren.“

„Nur sehen, nur sprechen wollte ich Sie, und auch — auch Abbitte thun, daß ich Sie gestern so schnell verließ, damit Sie nicht glauben möchten, ich zürnte Ihnen.“ Dann führte er ihn zu der Jasminlaube, wo die Familie beisammen saß.

Es war ein schönes Bild, die drei Frauen da im milden Grün,

den laufe sie durchs Feuer und bete für ihn alle Tage mit ihren Kindern auf den Knien."

""Hm!" sagte Herr Selber, und es zitterte sein Herz von Wehmuth und Bewunderung: "Wenn dem so wäre, so —"

"Ei, hat er's doch selbst nicht wegläugnen können, als ich's ihm vorhielt, da er von der Arbeit heim kam. Ich sagte: Hör' Er, Seine christliche Mildthätigkeit ist bei der Meyerin zwar nicht am unrechten Orte; aber sorge Er lieber erst für sich, und lasse Er sich einen honetten Ueberrock machen. Das wäre gescheiter. — Aber der Weise ist ein stolzer Monsieur. Wissen Sie, was er sagte? Meister, ist meine Hand für Ihn geschickt genug und fleißig, so bekümmere Er sich nicht weiter um meinen Rock. — Aber, Himmelelement, da kam meine Frau über ihn; die hat eine Zunge, die läuft wie's Spinnrädchen, und hielt eine Rede, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Das hat denn doch gewirkt."

""Wie so?""

"Gestern Abend, wie ich ihm den Wochenlohn auszahle, verlangt er noch Vorschuß dazu; er wolle sich einen neuen Rock machen lassen. Nun, das habe ich ihm auf der Stelle gegeben. Denn an dem Burschen ist mir gelegen. Sie sind doch zufrieden mit ihm?"

Herr Selber vermuthete sogleich, Salomon habe sich des alten Rocks wegen geweigert, bei ihm zum Mittagessen zu erscheinen. Er verließ den Meister Leonhard, mit dem er Verschiedenes über die von Salomon gelieferten Arbeiten gesprochen, und ging sogleich zu der Wittwe Meyer. Hier vernahm er Alles wieder, was er schon gehört hatte, aber umständlicher, rührender. Herr Selber war aufs tiefste bewegt. Er gab der Frau eine Unterstützung an Geld; versprach, für sie ferner zu sorgen, und bat

sie, ihrem edeln Wohlthäter nicht zu verrathen, daß auch er bei ihr gewesen.

„Wahrlich, er ist ein besserer Mensch als ich!“ seufzte Herr Selber, da er aus dem Hause der Wittwe trat mit nassen Augen. „Er selbst arm, entbehrt für noch Aermere; trägt lieber den alten Rock, und meidet die Gesellschaften, weil er sich in ihnen nicht anständig zeigen kann; aber in den Hütten der Nothleidenden ist er ein reicher Helfer, und thut fürstlich!“

Noch in der ganzen Wärme der ersten Begeisterung erzählte Herr Selber den Seinigen zu Bethanien, was er von dem wunderbaren Jüngling erfahren; dann auch von seinem gestrigen Gespräch mit ihm. „Ich will mit der armen Wittwe für ihn beten!“ sagte Frau Martha. „Er ist ein wahrer Jünger des Heilandes, arm, verkannt, und doch durch seinen Schatz im Herzen reicher, als der Reichste.“

Maria und Susanna horchten schweigend mit heiligem Entzücken. Ihnen war, als vernähmen sie von der Wiedererscheinung der ersten Jünger des Herrn.

Die Blinde.

Indem sie mit einander redeten — sie saßen unter einer Jasminlaube im Garten —, trat Salomon daher. Herr Selber ging ihm mit freundlicher Miene entgegen. „Sie haben mich aufgesucht, wie mir mein Meister gesagt,“ sprach Salomon, „darum komme ich, Ihre Befehle zu erfahren.“

„Nur sehen, nur sprechen wollte ich Sie, und auch — auch Abbitte thun, daß ich Sie gestern so schnell verließ, damit Sie nicht glauben möchten, ich zürnte Ihnen.“ Dann führte er ihn zu der Jasminlaube, wo die Familie beisammen saß.

Es war ein schönes Bild, die drei Frauen da im milden Grün,

unter Blumen — in weißen Gewändern, einfach, demüthig — die blinde Mutter zwischen den aufblühenden beiden Töchtern. Salomon erschrak, als sehe er drei Engel da schweben. Und in der That, die Jungfrauen mochten etwas Engelhaftes haben; zumal Maria, in ihrer feinen, schlanken Liliengestalt, in ihrer zarten, anmuthigen Haltung, wo jede Bewegung eine neue Lieblichkeit gab dazu gerechnet das schöne Haupt, von braunen Locken umglänzt, und der seelenvolle, innige Blick der dunkeln, blauen Augen. Salomon stand in bitterer Verlegenheit vor ihnen da, in stummer Verbeugung. Der fromme Daniel aber, noch in der ersten Begeisterung, die er aus dem Hause der Wittwe mitgebracht hatte, vermehrte die Verlegenheit Salomons, da er denselben in die Arme schloß und sprach: „Sehet hier den stillen Heilandsjünger, der ohne Eigenthum ist und nur für fremdes Heil arbeitet. Wie ehrwürdig ist dieser alte Rock! Aber denkt nur an die Segensthränen der Wittwe Meyer, und er wird euch schöner als königlicher Schmuck dünken.“

Wirklich mochten die Jungfrauen den alten Rock ganz artig finden, so fahl und kahl derselbe auch war; denn sie sahen mit verschämter Freundlichkeit gern auf den Jüngling, dessen glänzende Augen sich kaum zu ihnen zu erheben wagten. Und so staubig und unmodig auch seine Stiefel, so zerstört und entschwärzt auch sein alter Rundhut sein mochte — es stand ihm doch alles gar nicht übel an, und es war, als müßte es so sein. Verrieth doch seine feine weiße Wäsche, daß er Reinlichkeit und Zierlichkeit liebte; und hätte er Geld gehabt oder nicht für ärmere Leute sorgen wollen, wer konnte zweifeln, daß er sich nicht sehr geschmackvoll gekleidet haben würde?

„Setzen Sie sich zu uns!“ sagte die blinde Mutter, und winkte freundlich nach der Gegend, von wannen ihr Salomons wohltönende männliche Stimme klang. Es war aber nur noch

ein einziges leeres Plätzchen übrig, dicht neben Marien. Ihm ward bange, theils wegen solcher Nähe, theils wegen seines unhochzeitlichen, überstaubten Kleides neben der herrnhuterischen Sauberkeit. Er entschuldigte sich aber vergebens. Herr Selber wiederholte die Einladung, und schweigend that dasselbe Maria, indem sie ihrer Mutter näher rückte, um seinen Platz zu vergrößern.

Er nahm von dem ihm überlassenen Raum den möglich kleinsten Theil; wiederholte, mit Scherzen über sein ungastliches Gewand, Alles, was er schon zu seiner Entschuldigung gesagt hatte; und so verlegen, sogar finster er anfangs eingetreten war, kehrte bald seine ruhige, höfliche Heiterkeit zurück.

Beinahe noch anziehender, als die Schönheit seiner Nachbarin Maria, die immer mit kaum hörbarer Stimme und schüchternem Erröthen zu ihm redete, schien ihm Martha's Blindheit zu sein.

„Beinahe sollte ich glauben, mein Bruder,“ sagte Herr Selber, „du habest ärztliche Kenntnisse.“

„Unbedeutende,“ erwiederte Salomon, „doch habe ich dadurch mir und Andern nützliche Dienste leisten können. Auf Reisen ist auch das Geringste brauchbar.“

Martha fand in Allem, was er sagte, viel Evangelisches. Auch der Herr und seine Jünger hätten die Heilkunst getrieben, und es sei schön, auch darin ihnen gleich zu werden. Und weil er ihre Augen zu sehen wünschte, trat sie gefällig am Arm ihrer Töchter aus der halbdunkeln Laube in das Helle. Salomon sah ihr lange und scharf in die verfinsterten Augen, und sagte endlich, indem Alle zu ihren Sitzen zurückkehrten: „Wünschen Sie wieder sehend zu werden?“

„Wie der Herr will!“ antwortete Frau Martha. „Als ich vor neun Jahren meines Gesichts beraubt ward — es war die Folge einer andern Krankheit —, betrübte es mich sehr, und

mehr, als es wohl hätte sein sollen. Doch bald hörte ich auf zu klagen. Der liebe Heiland öffnete mir die Augen des Geistes.

„Herr Jesu, was haben wir je gehabt?
Mit eig'nen Gaben warbst du begabt.
Hier hast du uns. Willst du was Bess'res, so eile,
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile."

„So sprach ich, und freute mich des innern Sehens, und beweinte meine vorige Blindheit, da ich noch mit leiblichen Augen sehend war. Unsere Sinne sind nur Wurzeln der Seele, die sie in das Irdische treibet; mit Glauben, Hoffnung und Liebe ranket sie in das Allerheiligste und Ueberirdische ein. Wie jene erschwachen und erkranken, wachsen und gesunden die Ranken in das Himmlische über. Je heller aber draußen, je dunkler innen. Was ich an der Welt und an ihrem Anschauen verlor, habe ich im vertrauten, jüngerhaften Umgang der Seele mit dem lieben Heiland wieder gefunden. So ist die Finsterniß in meinem Innern zum Licht, und die Nacht meiner Augen zur Tageshelle meines Geistes geworden."

Salomon sagte: „Ein frommes, weises Gemüth findet in Allem, was Gott sendet, sein Glück. Doch der Schöpfer stattete uns mit allen Sinnen aus, um ihn in diesem Leben aus seinen Wundern zu erkennen. Eine Krankheit ist nie Gesundheit. Würde das Wiedererblicken Ihrer Töchter, Ihres Gatten Sie nicht freuen?"

„Ach!" rief Martha: „ob ich mich freuen würde!" Sie hob langsam ihre gefalteten Hände zum Himmel, und richtete ihr Angesicht aufwärts, als könnte sie sehen. Dann sank sie mit einem leisen Seufzer in sich zusammen, ihre geschlossenen Hände in den Schoos gestreckt, ihr Haupt auf die Brust geneigt. „Wie der Herr will!" lispelte sie.

In Maria's und Susannens Augen funkelten Thränen. Beide

nahmen die Hände der Blinden und küßten dieselben mit Inbrunst.

„Glaubst du, mein lieber Bruder, es könne ihren Augen das Licht wieder gegeben werden?“ fragte Herr Selber.

„Ich bezweifle es kaum!“ antwortete Salomon, und nach einigem Bedenken setzte er hinzu: „Will sich Ihre Gemahlin mir vertrauen, werde ich sie heilen.“

„Setze hinzu, lieber Bruder: mit Gottes Beistand!“ sagte der fromme Daniel.

„Was kann man ohne oder wider Gott?“ entgegnete Salomon, und runzelte wieder die Stirn. „Ich weiß, daß ich nichts vermag ohne ihn. Aber mir ist's wie Entweihung, wenn ich zu jeder Kleinigkeit seinen Namen nenne. Habe ich einen Odemzug ohne ihn?“

„Zürne nicht, Lieber. Da ist unser Sinn verschieden, ich weiß es; die Herzen selbst sind im Einklang!“ sagte Herr Selber. „Aber traust du dir die Kunst zu, meiner Frau den Staar zu stechen?“

„Ich habe es mehrmals versucht, nie unglücklich; das letzte Mal in Jerusalem.“

„In Jerusalem?“ riefen Alle. „Sie waren auf den heiligen Stätten, wo der Heiland in seiner Menschheit auf Erden wandelte, liebte, duldete, starb?“

Er erzählte von seiner Reise in den Morgenländern; beschrieb, was er im gelobten Lande gesehen, und erfüllte Alle mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Sie betrachteten ihn beinahe selbst als ein höheres Wesen; und alles das Heilige und Wunderbare, mit welchem jene Landschaften in ihrem Gemüth lebten, schien nun auf ihn übergegangen.

So nahte der Abend. Salomon mußte mit ihnen zu Nacht essen. Er versprach die Heilung der Mutter, sobald er seine

Schreinerarbeit vollendet haben würde. Umsonst bot ihm Selber Wohnung bei sich an und Geld, um sich die nöthigen Werkzeuge zu der zarten Unternehmung anzuschaffen. Ein Anderer könne die Fußböden vollenden. Salomon weigerte sich standhaft, und versicherte, die Werkzeuge zu besitzen, auch erwarte er alle Tage etwas Geld aus dem väterlichen Hause.

Die Jüngerin und der Heilige Gottes.

Seit diesem Abend ward der kenntnißvolle, fromme Schreinergesell in der Familie einheimischer; zuweilen mußte er mit derselben speisen. Man bewunderte seine Demuth, seine Uneigennützigkeit. Er war durchaus nicht zu bewegen, ein Geschenk aus Selbers Hand anzunehmen; und auch nur selten, nur mit großen Bitten erhielt man von ihm, daß er einen ganzen Abend bei der Familie verweilte. Vielmehr schien er ernster, ja mißmuthiger als sonst zu sein. Das Geheimniß seiner trüben Stimmung fragte ihm Niemand aus, so theilnehmend, gütig und schonend auch Martha und ihr Gemahl forschten.

„Was? Traurig der?“ sagte Meister Leonhard, als sich Herr Selber eines Tages bei diesem erkundigte. „Kommt er, spielt er mit unsern Kindern, nimmt sie eins ums andere auf den Arm, auf den Kopf, und tanzt mit den Kleinen in der Stube herum, daß es eine Lust ist. Ich habe ihm eine alte Flöte von meinem Schwager borgen müssen. Da dudelt er in seinem Kämmerlein oft bis in die späte Nacht hinein.“

„Seltsam!“ dachte Herr Selber: „so ist er nur bei uns nicht froh. Was kränkt ihn bei uns?“

Maria hätte ihn wohl auch gern gefragt. Doch wagte sie es nicht. Alles, was Salomon that und sprach, und Alles, wie er war, schien ihr ohnehin zu ehrwürdig, um es zu tadeln. „Man

liefet auch in der Schrift," sagte ihre Mutter, „daß der Heiland zwar auf Erden fröhlich gewesen sei, oder gelacht habe. Aber man hat ihn weit öfter weinen gesehen." Sie schloß den Salomon in ihr frommes Gebet ein, und wünschte ihm das Gefühl des Gottesfriedens, welches in ihrer Brust lag.

Kam er Morgens daher zur Arbeit, durch den hohen Palmengang, im blauen Schurz und weißen Hemdärmeln, fehlte Maria nie am Fenster, ihn zu sehen, von dem ihre Aeltern so oft sprachen, an dessen Tugenden sie mit Entzücken dachte, für dessen Glück sie mit Inbrunst betete, von dem sie die Heilung ihrer Mutter mit tiefster Zuversicht erwartete. Doch um den wunderbaren Jüngling schien eine unsichtbare, Alles beugende Kraft und Majestät zu walten. Denn sobald sie ihn in der Ferne erblickte, empfand sie ein heiliges Grauen und ein ehrfurchtvolles Beben, und ihr Herz pochte lauter. Sie mußte sich dann vom Fenster entfernen, so gern sie auch länger da verweilt hätte. Und es dauerte immer mehrere Minuten, ehe sie sich von der Beklemmung ganz hergestellt fühlte. Geschah es aber, daß Salomon in Bethanien speisete und sie ihm nahe sein mußte, so hatte sie Mühe, ihr Zittern und ihre Verwirrung zu verbergen. Solche Empfindungen erinnerte sie sich nie in der Nähe eines Sterblichen gehabt zu haben; sie glaubte ihn auch nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als einen Heiligen Gottes ehren zu müssen. Die Niedrigkeit seines Standes machte ihn nur erhabener und apostolischer.

Der gute Salomon seinerseits, der doch das heilige Grab und Golgatha und Gethsemane gesehen, hatte in seinen Wanderungen noch kein so frommes Bild der Unschuld und Hoheit, wie Maria, gefunden. Seit jenem Sonntagsabend, da er sie zum ersten Male in der Jasminlaube nahe gesehen, war ihm, der doch Andere vom Staar heilen wollte, als wäre er selbst sonnenblind geworden. Wer in die Sonne sieht, erblickt außer ihr nur Flecken

ich die Stadt. Doch komme ich im Herbst zurück, mein Wort bei Ihrer Gattin zu lösen. Es gehören dazu weichere Finger, als die des Schreiners. Früher kann ich die Operation nicht vornehmen."

Herr Selber nahm freundlich Salomons Hand und sagte: „Lieber Bruder, ich hätte wohl noch manche andere Arbeit in meinem Hause für Meister Leonhard, oder vielmehr für dich. Bleib' noch. Ich verliere dich ungern."

Salomon schlug Alles ab.

„Du scheinst fröhlich zu sein, von uns loszukommen, während wir trauern werden, dich zu verlieren!" fuhr Herr Selber gutmüthig fort. „Nun denn, du machst bei uns mit deiner Arbeit Feierabend. Verschmähe denn nicht ein kleines Geschenk, das ich dir längst zugedacht habe." Er zog seinen Geldbeutel hervor, und legte ihn mit dessen ganzem Inhalt in Salomons Hand.

Aber auch dies schlug der Sonderling ab, indem er versicherte, keines Geldes für sich zu bedürfen, weil ihm sein Vater, sobald er den Aufenthaltsort gemeldet, überflüssiges Reisegeld und Empfehlungsbriefe geschickt habe. Nun wolle er von einer dreijährigen Wanderschaft in die Heimath zurück.

Alles, was Herr Selber erbitten konnte, war, daß Salomon versprechen mußte, vor seiner Abreise wenigstens noch einmal zum Besuch nach Bethanien zu kommen. Er versprach's; aber man sah es ihm an, er that es ungern.

„Warum meidest du uns, die wir dich Alle lieb haben? Wer von uns hat dir wehe gethan? Kann dich unser Glaube, unser Stillleben, unsere Verehrung des Heilandes betrübt haben? Das wolle der Herr nicht! Bist du vielleicht mit den Vorurtheilen der Welt gegen die herrnhutischen Gemeindsgenossen erzogen worden? — Lerne uns näher kennen, und du wirst uns lieben lernen,

wie du Christen, Heiden, Juden und Türken liebst, wenn sie Gott fürchten und recht thun."

Der gute, fromme Mann sprach so herzlich, rührend, daß Salomon endlich, statt aller Antwort, mit nassen Augen die Arme ausbreitete, den redlichen Freund an seine Brust drückte, ihn lange fest und innig an sich geschlossen hielt, dann sich umwandte, und ohne weiter ein Wort zu sagen, mit schnellen Schritten Bethanien verließ.

Herr Selber erzählte von diesem Abschied Salomons in seiner Familie. Herr Joseph Wermuth schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Ich habe es diesem Menschen wohl angesehen, daß ihn heimlich etwas foltert. Da er Geld ausschlägt, ist es nicht Armuth. Er muß sich einer Schuld bewußt sein. Der Herr kennt allein die Herzen. Ihm ist in unserm stillen Kreise nicht wohl. Er sucht vielleicht Zerstreuung der Welt, während ihn der liebe Heiland vergebens sucht."

Auf diese Aeußerung hin nahm der fromme Daniel nicht ohne Unwillen das Wort, und sprach Salomons Vertheidigung mit einem ihm ungewöhnlichen Feuer. Frau Martha stimmte ein; Suschen desgleichen. Maria aber war, sobald Herr Wermuth geredet hatte, hinausgegangen. Und da man sie nach einer Viertelstunde aufsuchte, fand man sie in einer abgelegenen Gegend des Gartens, mit verweinten Augen. Herr Selber bemerkte diese schnell und erschrak. Er führte Marien auf die Seite, und fragte um die Ursache ihrer Thränen. Sie legte sich an seine Brust und weinte von neuem. Dann sprach sie: „Lieber Vater, mich betrübt, daß Salomon Weise uns so absichtlich meidet. Er muß an uns finden, was nicht gerecht ist vor dem Herrn, und was sein reines Herz kränkt. Lasset uns suchen, bis wir finden. Wir wähnen als stille Bekenner des seligmachenden Glaubens aller Pflicht ein Genüge zu thun, und wandeln vielleicht in allzugroßer

Sicherheit mitten unter den Sünden. Wir wohnen in Gemächlichkeit und zeitlichem Reichthum und freuen uns der Gnade Gottes. Salomon Weise aber nimmt freiwillige Armuth auf sich nach dem Vorbilde des Weltheilandes, und thut in regsamer Frömmigkeit des Guten mehr, als wir. Er arbeitet für die Bedürftigen; er entbehrt für die Hungrigen; er trägt ein schlechtes Gewand, um Nackte besser zu kleiden, als sich selbst; er heilet die Kranken. Seine Worte sind Leben und Wahrheit. Wie gering stehen wir neben ihm! Und diesem heldenmüthigen Zeugen des Herrn, diesem Mann, der so erhaben über die Grundsätze einer übermüthigen Welt ist, diesem mußte in unserm Hause begegnen, daß er noch dazu verkannt ward; daß ihn Herr Wermuth sogar ...“ Hier unterbrach und endete ein neuer Thränenstrom ihre Worte.

Der fromme Daniel versammelte die Familie. In seinem Hause durfte unter derselben nie ein Mißklang stattfinden, auch nicht das leiseste Mißverständniß. Am empfindlichsten würde ihm dies zwischen Marien und dem auserwählten Eidam gewesen sein. Da es ohnedem die gewohnte häusliche Andachtsstunde war, erhob er als Aeltester und Vorsteher seiner kleinen Gemeinde die Hände zum Gebet voller Inbrunst und Gottesliebe. Dann ward die Veranlassung von Mariens Thränen berührt. Joseph fühlte seine Schuld, und indem er sie reuig von sich warf, um Marien zu versöhnen, beging sein Herz eine andere. Er beneidete heimlich den Glücklichen, um welchen die zartfühlende Marie köstliche Thränen des Mitleids vergossen. Ja, er konnte es sich selbst nicht bergen, wäre Salomon nicht ein Schreinergesell gewesen, er würde auf den hübschen Burschen eifersüchtig geworden sein. Doch dafür bewahrte ihn noch das Bewußtsein des wichtigen Unterschieds zwischen dem reichen Sohn und Erben eines Kaufmanns von Surinam.

Die Verwandlung.

Einige Tage nach diesem Vorfall ereignete sich ein anderer. Herr Wermuth, der zwar über die eitle Weltlust der Menschen recht innig seufzte und gegen Hoffart und Stolz der Kinder dieser Zeit eiferte, hatte es doch nicht ungern, daß ihn der königliche Gouverneur zu einem großen Gastmahl einlud. Der Gouverneur hatte ihm wegen Bezug einer Erbschaft aus Holland Verbindlichkeiten. Herr Wermuth betheuerte seinen Freunden in Bethanien, wie große Mühe ihm diese Einladung mache; konnte jedoch kaum den Augenblick erwarten, beim Gouverneur vorzufahren.

Er kam erst spät in der Nacht vom Schmause zurück. Herr Selber war noch beim Lesen einiger herrnhutischer Missionsberichte wach geblieben, und empfing seinen Gast, dessen Angesicht vom Feuer des süßen Weins glühte.

„Wichtige, wichtige Dinge!“ rief Herr Wermuth: „Das Unglaubliche habe ich Ihnen zu erzählen. Wie wir in unserer Taubeneinfalt jedesmal ein Hohn der Weltkinder werden! Unser erlauchter Schreinergesell zum Beispiel, dessen willen die liebe Schwester Maria ihre schönsten Thränen weinte, dessen willen ich Vorwürfe dulden mußte, die mir durch das Herz schnitten, — doch ich trug es gern! — Vorwürfe, nur weil ich das Wesen jenes Heuchlers allzufrüh durchsah . . .“

Herr Selber rückte ängstlich her und hin auf dem Stuhl; räusperte sich; wollte reden; entschuldigte im Herzen alle Worte, die er hörte, mit der verdächtigen Gluth des Antlitzes; bat sanft und freundlich den lieben Bruder, das Nachtlager zu suchen. Allein umsonst. Der liebe Bruder ließ sich keineswegs stören.

„Er ist ein gefährlicher Mensch!“ fuhr er fort. „Er hat hier in Bethanien nur Mummerei getrieben, vermuthlich, um sich bei uns einnisten zu können. Was sagen Sie dazu: er war beim Gast-

mahl des Gouverneurs; er saß dem Gouverneur zur Seite; der Gouverneur unterhielt sich mehr mit ihm, als mit uns Allen. Denken Sie sich mein Erstaunen! — Anfangs glaubte ich in dem saubern jungen Herrn nur ein wunderbares Ebenbild unsers Schreinergesellen zu sehen; als man mir aber auf mein Befragen sagte: er sei der Herr Doktor Weise, glaubte ich, es müsse vom Schreinergesellen ein Zwillingsbruder sein. Nach aufgehobener Tafel machte ich mich an ihn, und wollte nur horchen. Er aber hatte die Frechheit, in Gegenwart mehrerer Offiziere und Frauenzimmer, die umher standen, gar kein Hehl daraus zu machen, daß er lange als Schreinergesell zu Bethanien gearbeitet. Die Offiziere lächelten bedeutungsvoll, und schienen sich über ihn lustig zu machen. Er aber blieb, so sehr hat er sich in seiner Gewalt, vollkommen ruhig, und wandte mir verächtlich den Rücken, als ich fragte, warum es ihm gefallen, einen so sonderbaren Roman zu spielen?"

Der gute, fromme Daniel saß mit gefalteten Händen und starren Augen vor dem Erzähler. Er wollte mancherlei Zweifel gegen die Richtigkeit der Thatsache erheben. Dieser aber widerlegte alle mit unbesiegbarer Beredsamkeit.

„Und welchen Grund könnte er zu dem Possenspiel gehabt haben?" sagte Herr Selber.

„Welchen? Einen lustigen Studentenstreich zu machen; die fromme Familie von Bethanien vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen; und — ich sage nicht zuviel — das Alles um der lieben Schwester Maria willen. Einem solchen Wildling ist Alles Spaß. Maria ist schön genug, dergleichen in fleischlichen Begierden Ertrunkenen zu reizen."

Herr Selber rieb sich die finstere Stirn, stand auf, drückte dem Erzähler schweigend die Hand und begab sich in sein Schlafgemach.

Folgendes Morgens, ehe die Familie zum Frühstück niedersaß,

betete in der gewohnten Andachtsstunde der fromme Vater im Kreise der Seinen mit großer Rührung für den Frieden derselben. Als er zu Gott rief, er möge Trug und Arglist der Welt zu Schanden machen, und die Unschuld beschirmen wider die Bosheit unreiner Herzen, sank Maria auf die Knie, hob ihre gefalteten Hände auf und die von Thränen verdunkelten Blicke gen Himmel.

Es herrschte beim Frühstück erst eine lange Stille. Dann erzählte Herr Selber in den schonendsten Ausdrücken: Salomon sei, unter dem Namen eines Doktors, beim Gastmahl des Gouverneurs gewesen. „Wir sind Alle billig über den räthselhaften Mann erstaunt!“ sagte er: „Doch enthalten wir uns liebloser Muthmaßungen über die Ursachen seines sonderbaren Betragens.“ Dieser Zusatz war für Herrn Wermuth ein leitender Wink. Maria sagte: „Für einen gewöhnlichen Handwerker zeigte Salomon zu viel Kenntnisse. Auch die Apostel des Heilandes verdienten ihr tägliches Brod mit ihrer Hände Arbeit; aber dann gingen sie und lehrten und predigten das göttliche Wort.“

Herr Selber küßte bewegt die Stirne seiner Tochter, in deren frommer Brust auch nicht die leiseste Ahnung des Argen rege werden konnte. Dann begab er sich in die Stadt, um die Wahrheit zu erforschen.

Meister Leonhard erzählte sogleich, Salomon wohne nicht mehr bei ihm, sondern im Gasthof zum schwarzen Adler. „Herr, mit dem ist's nicht richtig!“ sagte er: „In meinem Leben sind viel Gesellen bei mir in Arbeit gestanden, aber so einer ist mir noch nicht vorgekommen. Vor acht Tagen ungefähr langt ein großer Reisekoffer bei mir an. Salomon soll acht Gulden Fracht zahlen; hat keine acht Pfennige in der Tasche. Ich selbst muß das Geld beim Nachbar borgen. Folgendes Tages kommt ein Schreiber vom Banquier Kreuzer, wirft einen Sack mit Thalern hier auf den Tisch für Salomon Weise. Ich denke, ich bin ein Narr; will

den Weise rufen; tritt mein Gesell in die Stube herein, aber gekleidet wie ein vornehmer Herr. Alle meine Sünden am Leibe stehen mir stille. Na, sag' ich, bin ich denn auf den Kopf gefallen? Der antwortete: „Meister, ich dank' Ihm für alles Liebe, was Er an mir gethan. Ich bin jetzt Doktor Weise, und will Ihm nicht länger beschwerlich fallen. Laß er meine Sachen in den Gasthof zum schwarzen Adler bringen." Wie ihn meine Frau sieht, die aus der Küche kommt, macht sie einen Knix um den andern, und weiß nicht, wo ihr der Kopf gewachsen ist. Er aber küßt die Kinder, gibt jedem von den Kleinen einen harten Thaler, schüttelt uns andern die Hand zum Lebewohl, und — weg ist er. Jetzt frag' ich nur: geht das mit rechten Dingen zu? In zwei Tagen arm und reich, Knall und Fall, gering und vornehm! Salomon! Salomon! sagte ich, als er schon zur Thür hinaus war: Es thut mir leid. Ich habe längst gemerkt, Er treibt verbotene schwarze Kunst. Darum ging Er, statt in die Kirche, in Wald und Feld, Hexenkräuter zu suchen."

Herr Selber beruhigte den Meister, so gut er konnte, und bemühte sich, ihm bessere Vorstellungen von seinem Gesellen beizubringen. Dann machte er sich auf zum schwarzen Adler, um seine eigenen Vorstellungen zu berichtigen. Wermuths Argwohn hatte einen Dorn in ihm zurückgelassen, den er nicht aus dem Herzen reißen konnte.

Salomon saß in einem leichten, saubern Morgenkleide am Tisch und schrieb Briefe, als Herr Selber zu ihm hineintrat. Wie er diesen erblickte, eilte er ihm mit der gefälligsten Unbefangenheit grüßend entgegen, und brachte das Gespräch gleich selbst auf die mit ihm vorgegangene Verwandlung.

„In der That, lieber Freund," sagte Herr Selber, „die Nachricht davon führt mich zu Ihnen; nicht bloße Neugier, sondern herzliche Freundschaft. Ich mag nicht ertragen, daß der, welchem

ich meine Liebe gab, mir auch in Kleinigkeiten zweideutig erscheine. Also offen und wahr, wie sich Männer sein sollen, die einander das Heiligthum ihres Gemüths schleierlos gewiesen haben: warum ließen Sie sich als Schreinergesellen durch Meister Leonhard in mein Haus einführen? Sie hatten dabei Absichten. Dürfen Sie sie mir bekennen, ohne in sich selbst vor dem allwissenden Gott zu sagen: ich rede Unwahrheit.

„Allerdings darf ich's," sagte Salomon, „so wie Jedem, der mich fragt. Ich hatte nichts zu leben; darum mußte ich durch mein Handwerk Brod suchen."

„Nur Brod?" sagte Herr Selber, dem gerade diese Antwort die unerwartetste und unglaubhafteste wurde. „O lieber Freund, warum denn verschmähten Sie, was ich Ihnen oft genug anbot? Reden Sie frei und wahr. Ich beschwöre Sie bei der Liebe unsers Heilandes, lassen Sie in meiner Brust keinen Zweifel zurück. War's nur der armselige Verdienst eines Schreinergesellen, der Ihnen Bethanien wichtig machte?"

Erklärungen.

Bei dieser Frage ward Salomons Antlitz feuerroth. Herr Selber bemerkte es; er stand auf, um nichts mehr zu hören, drückte schweigend die Hand des verlegenen jungen Mannes, und ging fort. Salomon ihm nach. Es kostete Mühe, den wackern Selber noch einige Augenblicke zurückzuhalten.

„Warum wollen Sie mich verlassen, ohne meine Antwort zu hören?" fragte Salomon.

„Ich habe die Antwort schon gesehen in Ihrem Erröthen!" antwortete Herr Selber.

„Doch schwerlich verstanden. Ein Mann, den ich so hoch verehre, wie Sie, darf und soll mich nicht verkennen. Ich werde

wahrhaft gegen Sie sein, wie ich es immer war. Ich begreife, daß meine doppelte Rolle Sie befremdet. Hören Sie mich an."

— Ich höre.

„Ich bin meines Handwerks ein Schreiner; aber zu Jena und Wien habe ich die Arzneikunde studirt. Mein Vater, der Oberkonsistorialrath, ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, schlicht und recht, in seinen Grundsätzen eisern, über die Alltagsansichten der Welt erhaben, dem ein frommer Sinn mehr denn alles Gut der Welt gilt. Er erzog mich und meine andern Brüder, daß wir werden sollten, wie er. Und ich danke ihm ewig, daß er es that. Die Hauptsätze seiner Erziehungskunst waren folgende: Den Leib habt ihr für wenige Jahre; den Geist für die Ewigkeit; mich auf kurze Frist, Gott für immer. Darum ist euer Geist und euer Gott das Vornehmste; werdet in jenem das Ebenbild von diesem. Ihr habt nur eine einzige Pflicht auf Erden — ihr sollt lieben. Wer liebt und überall aus Liebe handelt, thut nichts Uebels. Darum lebet ihr nicht für euch, sondern für Andere; dann lebet ihr in Gott, weil ihr alle seine Geschöpfe liebet, wie er. Ehret den Unterschied bürgerlicher und religiöser Verhältnisse bei den Menschen; aber machet unter den Menschen selbst keinen Unterschied wegen ihrer Sprachen, Religionen, Kleider, Aemter und Besitzungen. Sie sind alle die Lieben Gottes. Der Rock bezeichnet den Fürsten, den Bettler, den Priester, den Soldaten, den Handwerksmann, den Bauer. Seht nicht den Rock, immer den Menschen an. Seid wahr gegen euch selbst, wie gegen Andere. Täuschet nicht Andere, aber laßt euch auch durch nichts Aeußeres täuschen. Ihr sollet Handwerke erlernen und mit den Geringsten im Volk vertraut werden; durch eure Kenntnisse sollet ihr würdig sein, an der Seite der Ersten im Volk zu stehen. Solch ein Umgang wird euch über vieles Blendwerk wegheben; ihr werdet frei von Vorurtheilen

die Dinge sehen, wie sie sind, und die Menschen, wie sie meistens von ihren Standesbegriffen unbeschreiblich verkrüppelt werden. Ihr sollet Handwerke lernen, um unabhängig vom Vorurtheile zu werden, und unabhängig von wandelbarer Menschengunst. Eure Hand, habt ihr sie zu nützlichen Dingen geübt, wird euch immer ernähren. Wenig bedürfen und viel leisten können, das macht euch frei und mächtig. Es ist kein Glück, viel zu haben, sondern viel zu sein. Der Leib hat; der unsterbliche Geist ist. Ihr sollet Handwerke lernen, weil ihr auf Reisen gehen und das Treiben der Menschen und das Walten Gottes unter verschiedenen Himmelsstrichen beobachten müsset. Ich habe nicht Vermögen genug, fünf Söhne in Kutschen bequemlich durch die Welt fahren zu lassen. Euer Handwerk wird euch überall des Lebens Nothdurft reichen."

Herr Selber sprach: „Wahrlich, Ihr Vater ist ein voller Mensch des Herzens!"

„Als ich die hohe Schule von Wien verließ," fuhr Salomon fort, „trat ich meine Reise an. Ich wanderte als Handwerksbursch. In großen Städten vertauschte ich zuweilen meinen Schreinerschurz mit dem Doktorkleide; einen kleinen Geldvorrath hatte mir der Vater für den Nothfall mitgegeben auf drei Jahre. Meinen Koffer ließ ich mir überall dahin nachkommen, wo ich längere Zeit zu verweilen nützlich fand. Ich bin nun seit vier Jahren auf solcher Wanderschaft gewesen. Als ich von Petersburg über Warschau hieher kam, war ich arm. Darum suchte ich Arbeit und Unterkommen. Beides gab mir Meister Leonhard. Von meinem guten Vater und meinen Brüdern hatte ich seit mehr denn zwei Jahren keine Nachrichten gehabt. Ich schrieb meinem Vater, und erzählte ihm kürzlich meine Schicksale. Ich zitterte, statt Antwort von ihm, Kundschaft von seinem Tode zu erhalten. Das machte mich oft traurig. Endlich traf alles Gute zusammen ein.

Mein Vater ist noch am Leben und gesund. Er sandte mir Wechsel und Empfehlungsbriefe an einige seiner alten Freunde. Darunter ist auch der hiesige Gouverneur, der meinen Vater sehr lieb hat. Auch mein Koffer traf von Breslau glücklich ein. Nun glaube ich alle Ihre Zweifel gelöst zu haben. In wenigen Tagen, sobald ich das Merkwürdigste hier gesehen und einige Pflichten der Höflichkeit gegen die Freunde meines Vaters erfüllt haben werde, reise ich in die Heimath zurück, wohin mich meine Sehnsucht ruft."

— Warum verschmähten Sie aber, da Sie bedürftig waren, was ich Ihnen mit wohlmeinendem Herzen anbot? fragte Herr Selber.

„Sobald ich in Arbeit stand, war ich nicht mehr bedürftig. Ich hatte genug für mich; warum sollte ich von Ihnen nehmen?"

— Und — wollen Sie jeden Zweifel lösen, wie Sie mir versprachen? fuhr Herr Selber zu fragen fort.

Salomon holte seine Kundschaft, mit der er als Handwerksgesell gewandert war; sein Doktor-Diplom; seines Vaters Brief; verschiedene kleine Denkmale seiner Reise, und ein Bündel fein beschriebener Papiere.

— Nicht das meinte ich! sagte Herr Selber. Ich glaube Ihnen. Ich hätte Ihnen auch noch das Gute zugetraut, wenn Sie mir Böses von sich gesagt hätten. Aber ... Sie versprachen mir keinen Zweifel zurückzulassen. Darf ich noch eine Frage thun?

„Jede."

— Warum errötheten Sie, mein lieber Bruder, als ich Sie das zweite Mal fragte, was Sie eigentlich in mein Haus geführt habe?

Salomon erwiederte nach einigem Besinnen: „Wenn ich mich vielleicht verfärbte, haben Sie gewiß nicht dies gefragt."

— Sie haben Recht, lieber Bruder. Ich erinnere mich meiner Worte. Sie jetzt wiederholen, wäre unbescheiden. Aller Argwohn

ist verschwunden. Was ich mit allem Grübeln nicht erforscht haben würde, hat Mariens kindlicher Sinn und Glauben an Tugend in lauterer Einfalt erkannt.

Als Herr Selber Mariens Namen nannte, entflammte das Gesicht des jungen Mannes von neuem. Doch jener bemerkte es diesmal nicht, und Salomon hatte außer dem Namen nichts gehört.

„Was that Ihre Maria?“ stammelte er.

— Die Nachricht von Ihrer Doppelrolle ward uns Allen zum Räthsel — Manche von uns mochten selbst für die Wahrheit Ihres Herzens zittern. Maria aber glaubte fest an die Reinheit Ihres Gemüths, und mahnte uns an den Doppelberuf der ersten Heilandsjünger, die da Handwerke trieben neben ihrem Lehramt.

„O lieber Herr Selber, danken Sie dem Engel in meinem Namen!“ rief Salomon in großer Bewegung.

— Jetzt scheide ich getrost von Ihnen, lieber Bruder. Ich werde meinem Hause große Freude bringen. Wir beklagen, daß wir Sie nur noch wenige Tage in unserer Nähe haben sollen. Sie werden doch nicht abreisen, ohne uns alle Tage zu besuchen? — Lieber Bruder, gib mir auch noch ein paar Abendstunden, wie die waren, da wir uns näher kennen lernten, da wir uns von unserm göttlichen Seelenfreunde unterhielten, da du mich in dein Herz hineinblicken ließest.

Herr Selber bat so dringend, und noch um einen Besuch für den heutigen Tag, daß Salomon nicht anders konnte, als zusagen. „Doch der heutige Abend,“ sagte er, „gehört mir nicht mehr.“

Neue Entdeckungen.

Mit freudeglänzendem Antlitz trat Herr Selber in den Kreis der Seinigen. Mit dem Vergnügen reiner Seelen an fremdem

Werth, vernahmen Alle die Lösung des Räthsels. Ein höheres Roth schimmerte von Mariens Wangen. „Der gehört Gott," sprach sie, „der von der Welt wenig bedarf; arm sein und reich sein, hoch und niedrig sein kann, ohne darum elender oder glückseliger zu werden. Der ist ein Nachfolger des Herrn, welcher freudig dessen Kreuz trägt durch Blumen und Disteln, empor gen Golgatha zum Triumph. Sein inneres Leben voll himmlischer Gluth ist mitten unter den Spielen und Träumen, Freuden und Schmerzen, Weisheiten und Thorheiten der vorbeiziehenden Stunden und Menschen ein in sich geschlossenes Ganzes, unabhängig vom Schicksal und frei von der Gewalt fremder Meinung, ein Wandel im Himmel."

Herr Wermuth fand den Gedanken von Salomons Vater zwar etwas neu und etwas sonderbar, doch das Erlernen eines gemeinen Handwerks für Leute von Bildung wohlthätig. Er führe sie zum Gefühl der Demuth und christlichen Leutseligkeit. „Und lehrt in allen Menschen nur Brüder sehen und lieben, nur eine einzige Familie Gottes auf Erden finden!" setzte der fromme Daniel hinzu. „Eben darum," sagte Maria, „kömmt mir jene Lebensweise weder neu noch sonderbar vor. Sie war die Lebensweise des Herrn und seiner Jünger; nur in ihr kann das Gemüth allezeit, vom Irdischen unabhängiger, dem Heiligen und Ewigen zustreben. Wenn uns weder die Ehre lockt, noch die Schmach zittern macht; wenn weder Bequemlichkeit und Reichthum das Herz umstricken, noch dasselbe zur Wahl des Bösen hinfoltern können: dann sind wir dem heiligen Geiste allein offen, der in wunderkräftiger Macht sich unserer ganzen Seele bemeistert, und unter dem Panier des heiligenden Sühnbildes sie, als eine Tochter der Ewigkeit, zum Vater heimführt. Die Welt unserer Tage ist aber dem Heilande abtrünnig, und der Natur und dem Göttlichen fremd geworden; darum erscheint uns das Einfachste und

Natürlichste sonderbar, und das Künstlich-Sonderbare und Unnatürliche ganz alltäglich.“

Joseph machte zu Mariens Bemerkungen ein bittersüßes Gesicht. Der liebliche, sich in jedes Gemüth einschmeichelnde Klang ihrer Stimme, und dann der fromme, klare, glaubensfeste Blick ihrer Augen zu dem Allem, was sie sprach, übten eine siegerische Beredsamkeit. Joseph hätte gern gegen ihre Meinung etwas eingewendet, bloß weil die Meinung eine Schutzrede für Salomon war; aber er wußte nichts zu sagen. Doch nahm er eine andere Wendung.

„In Allem sei Maß und Ziel. Es quillt nichts Gutes, als allein aus der Heilandsliebe!“ sprach er. „Eine Tugend ohne Glauben ist eine Nußschale ohne Kern. Die Grundsätze, welche dem Herrn Doktor Weise eingeflößt wurden, scheinen mir mehr einen Philosophen, als einen Christen und Jesusbekenner, gebildet zu haben. Ihm sind die Menschen aller Nationen und Religionen gleich lieb, und in den Religionen sieht er nur Menschenwerk. Alles auf Erden freilich ist Menschenwerk, aber Gottes Werk steht darum nicht minder neben und über Alles. Herr Doktor Weise hat aber, wie er selbst schon gesagt, mit gleicher Andacht in den Kirchen der Lutheraner, wie der Katholiken, der Juden, wie der Heiden gebetet. Dies schient mir eine eiskalte Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt zu sein. Nur eine ist die wahre. Der falsche Glaubenseifer der Türken ist mir am Ende noch ehrwürdiger, als der vornehme Indifferentismus der Christen. Wer das Gute mit herzlicher Liebe ergriffen hat, muß nothwendig das Schlechte hassen. Toleranz in der Religion ist ein Bekenntniß, daß keine die wahre sei Toleranz gegen Irrende und Missethäter die größte Intoleranz gegen Wahrheit und Gerechtigkeit.“

„Es ist viel Wahres darin, was Sie sagen!“ entgegnete der

fromme Daniel. „Auch ich machte meinem Freund Salomon schon ähnliche Bemerkungen. Entweder schwieg er aus Bescheidenheit oder getroffen von der Gewalt der Ueberzeugung. Gewiß aber ist, daß er, wenn gleich etwas von der Philosophie der Zeit angesteckt, dennoch im Herzen ein lebendiger Jesusfreund ist. Ein Mann, wie er, hat kein Wohlgefallen am unheiligen Treiben der Weltlinge."

„Ich wünsche es von Grund der Seelen!" seufzte Joseph. „Doch sollen wir uns nicht verheimlichen, daß wir arme, schwache Menschen hienieden sind in allem unserm Wesen. Wer vorgibt, Alle zu lieben, liebt nicht von Herzen; denn das Unendliche ist uns nicht gegeben. Nur Einen können wir von ganzem Gemüth lieben, ungetheilt. Darum bildet unsere Brüdergemeinde einen Kreis von Betenden, Liebenden nur um den einzigen, lieben Heiland; durch ihn alles zu Gott. Laue Liebe ist keine Liebe, Zärtlichkeit gegen alle Welt keine Zärtlichkeit. Aber den wir lieben, der hält auch uns mit seiner ganzen Liebe aufrecht, daß wir nicht sinken. Ich vertausche nun meinen Jesum nicht gegen die hohe, weltumfassende Philosophie des Herrn Doktor Weise."

Frau Martha winkte mit sanftem Kopfnicken Beifall, und sprach mit leiser Stimme:

„Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durchs Gedräng' von auß' und innen!"

Durch diese Worte muthiger, setzte Joseph hinzu: „Mir ist mein Heiland, mir meine eigene Liebesgluth Bürge, daß ich im Glauben nicht erkalte, daß ich fest am Einzigen und Höchsten halte. Was gibt uns Bürgschaft für die Tugend des Herrn Doktor Weise? Wo ist sein Anker im Strom sinnlicher Zerstreuungen und im Sturm der Leidenschaften? Aus einem Munde fährt

alt und warm, und dieselben philosophischen Grundsätze rechtfertigen die Fehler wie das Gute.“

Maria erhob sich und sprach: „Lasset uns nicht richten! Ein Anderer war Paulus, ein Anderer Petrus, ein Anderer Johannes, ein Anderer jeder von den ersten Jüngern; und doch liebten sie alle den Einen, den Auserwählten; wenn auch nicht mit einerlei Gedanken, doch mit einerlei Liebe. Das Kind und der Greis, der Unwissende und der Gelehrte urtheilen und denken ungleich; Liebe aber in ihnen ist immer das gleiche Gefühl. Hat nicht jegliche Blume ihre eigene Gestalt und Farbe? Aber doch wurzeln tief auf alle Weise alle Kräuter und Zedern in die gleiche Muttererde hinein. So ist unser liebender Glaube die Wurzel des Geistes in das Himmlische, und alle Vorstellungen sind nur mannigfaltige Blumen der unsichtbaren Welt.“

Joseph fühlte wieder in Mariens Worten einen zarten Vorwurf. Er hatte die Erwiederung bereit, als sich Herr Selber zu seiner Tochter hinüberbog, sie in seinen Arm schloß und küßte und sprach: „Wir begegnen uns im Urtheil über den redlichen Salomon.“ Herr Wermuth schwieg, doch ungern. Aber die Klugheit gebot es. Er hatte eben diesen Tag bestimmt, förmlich bei den Aeltern um Mariens Hand anzuhalten. Seine Verbindung mit Marien war vorher nur frommer Wunsch der Väter gewesen, welche Jugendfreunde waren. Nun gekommen, die ihm Zugedachte näher kennen zu lernen, war, was die Väter in einer frohen Lebensstunde beredet haben mochten, das höchste Ziel seines eigenen Herzens geworden.

Herr und Frau Selber erklärten sich dieser Verbindung gar nicht abgeneigt. Doch erinnerten beide den Bräutigam, daß sie zwar über Mariens Hand, aber nicht über ihr Herz zu verfügen hätten. Er, riethen sie, solle ihre Neigung erforschen, oder gewinnen. Sie selbst wollten in einem günstigen Augenblick mit

ihrem Kinde reden; Alles aber in frommem Gebet dem Heiland anheimstellen. Nach diesen Eröffnungen hatte der gute Wermuth eben nicht viel gewonnen. Er fühlte, daß Maria noch nie mit so vieler Herzlichkeit für ihn, als für den „Abenteurer" — so nannte er in Gedanken immer Salomon — gesprochen. Es war etwas zwischen ihm und ihr, das beide eben so oft von einander stieß, als sie, sich einander nähern zu wollen, Neigung zeigten. Was dies sei, konnte er sich nicht erklären. Er rieth im Stillen umher, und immer erschien ihm dann unwillkürlich die Vorstellung von Salomons einnehmender Gestalt. Es regte sich in ihm etwas Bitteres, wie Eifersucht. Dennoch tröstete ihn, daß Maria den vermeinten Nebenbuhler bisher nur wenig gesehen und gesprochen, und daß Salomon gar wenig Begierde gezeigt, Bethanien zu besuchen, seit er es als Schreinergesell verlassen hatte. Dies flößte ihm frischen Muth ein. Er nahm sich vor, noch denselben Abend der Angebeteten sein Herz zu offenbaren. Ein Mittagsmahl, zu welchem er in der Stadt eingeladen war, hielt ihn ab, den Tag in der frommen Familie zuzubringen.

Als er nun am Abend in Bethanien erschien, kam er mit freude- und hoffnungglänzenden Augen daher. In seinem ganzen Wesen lag etwas Geheimnißvoll-Wichtiges. Die Familie machte einen Gang durch den Garten. Herr Wermuth empfing Mariens Arm; die Aeltern gönnten ihnen beiden, sich allein zu sprechen; sie kannten des liebenden Brautwerbers Vorhaben. Dieser aber, um sich für die bevorstehende, einsame Unterredung bei der Braut seines Herzens geneigtere Aufnahme zu bereiten, hob von einer merkwürdigen Entdeckung an, die er den Nachmittag in der Stadt zu machen Gelegenheit gehabt. Auch Suschen und die Aeltern traten nun wieder näher, das Merkwürdige zu hören. Man blieb stehen.

„Als wir ziemlich spät vom Gastmahl aufgestanden waren,"

agte Joseph, „bemerkte ich verschiedene Gäste, die sich neugierig zum Fenster drängten. Man winkte mir und sagte: in dem großen Hause gegenüber haben die Freimaurer der Stadt ihre Loge, und heut' ein Fest; Sie können jetzt alle Freimaurer unserer Stadt kennen lernen, denn sie gehen in das Haus zu ihrer geheimen Versammlung. — Ich trat also ans Fenster. Man nannte mir die Herren alle, welche zahlreich in das große Haus gingen. Endlich kam unter ihnen einer, den Niemand, aber ich kannte. Es war der Herr Doktor Salomon Weise. Er ging mit den Andern in das Freimaurerhaus. Als ich dies sah, fuhr mir's wie ein Stich durchs Herz."

So sprach Joseph. Der Stich mochte freilich bei ihm wohl nur eine Redensart gewesen sein; aber in der That fuhr er durch Mariens und ihres Vaters Herz. Maria zuckte und zog ihren Arm von Wermuths Arm hinweg. Herr Selber faltete die Hände und senkte die Augen trüb zur Erde, Susanna lispelte: „Das hätte ich dem Herrn Doktor Weise nie zugetraut." Frau Martha sagte: „Der liebe Heiland wolle sich sein erbarmen!"

Die Bestürzung der Familie von Bethanien wird man sich erst dann erklären können, wenn man weiß, in wie übelm Ruf die Freimaurer und ihr geheimes Wesen in der Stadt, und zwar beim größern Theil des Volks, standen. Nach der Versicherung des orthodoxen Vormittagspredigers waren sie allesammt gemeine Heiden, Abtrünnige vom Glauben, Deisten, Atheisten, Naturalisten, die von keiner Hölle, keinem Himmel wissen wollten, die Kirchen mieden oder nur zum Schein besuchten, und in sinnlichem Wohlleben ihr größtes Gut fänden. Man wußte allerdings von mehrern, daß sie lustige Brüder waren, von oft allzufreien Sitten, oft von ärgerlicher Lebensart. Zwar viele der reichsten und angesehensten Männer der Stadt gehörten zu ihnen; zwar von vielen konnte man nichts Böses sagen; aber doch war es ein Flecken an

ihnen, Freimaurer zu sein. Dies machte ihre Denkart immerdar verdächtig. Zwar wußte man, daß sie fleißig und reichlich Almosen sammelten und spendeten; aber selbst die affektirte Heimlichkeit, mit der sie den Leidenden Unterstützung zukommen ließen, Bedrängten halfen, vermehrten nur den Argwohn, daß ihre Wohlthaten nichts seien, als Gleisnerei, und Staub in die Augen der Menge.

Herr Joseph Wermuth glaubte nun den günstigsten Augenblick gerufen zu haben, Marien an sein frommes, heilandliebendes Herz ziehen zu können. Er stimmte in die allgemeine Trauer um Salomon, um das verlorne Schaf.

„Was verirrt geht," sagte Maria, „ist ja noch lange nicht verloren. Kann in einem Gemüth, wie das seinige, die Sehnsucht nach dem Göttlichsten je sterben? Ist nicht sein Leben ein Ringen nach dem bessern Heil? Und wer ist heiliger, als ein Sünder, der Gnade hat?" So sprach Maria. Ihre Seele war voll großer Traurigkeit. Zwar gelang es dem Herrn Wermuth, mit ihr eine Einsamkeit zu finden, aber den ganzen Abend keinen Augenblick, ihr sein Herz zu eröffnen. Er sprach zwar von dem Glück, wenn stille Bekenner des seligmachenden Glaubens fest und traulich an einander hielten; von seinem Himmel auf Erden, wenn er immerdar in Mariens und ihrer Aeltern Gemeinschaft leben dürfte; endlich sogar von der Gluth einer übersinnlichen Liebe, seit er Marien erblickt, und wie er in den Flammen derselben frömmer und heiliger geworden. Maria verstand ihn nicht. Joseph kehrte betrübt zu den Aeltern zurück.

Der Freimaurer.

Mit sehr ungleichen Empfindungen ward am nächsten Tage von den Bewohnern Bethaniens Salomon erwartet. Herr Selber sah

ihm mit trauernder Freundschaft, Herr Wermuth mit großer Unbehaglichkeit, Frau Martha mit frommer Scheu, Suschen mit Neugier, Maria mit angenehmer, ihr unerklärlicher Unruhe entgegen. Er stellte sich früher, als man erwartete, ein. Er beklagte, sich den Genuß ihrer Gesellschaft nicht gestern schon haben gewähren zu können; darum müsse ihm der heutige Tag Ersatz leisten.

„Sie waren ohne Zweifel," sagte Herr Wermuth etwas spitz, doch in verbindlichem Tone, „in einem Kreise trauterer und engerer Freunde, die größeres Recht auf Ihren Besitz hatten, als wir Einsamen hier."

„Zum Theil ja, zum Theil nein," erwiederte Salomon; „aber die kleinste Pflicht geht doch dem größten Vergnügen vor. Und ich komme auch zu Ihnen heut' — zum Theil — aus dem gleichen Grund, der mich von Ihnen entfernt hielt. Ich gehe betteln. Ich möchte die evangelische Brüdergemeinde durch Sie um eine Beisteuer anflehen, die mir zu gleichem Zweck schon gestern die hiesige Freimaurerloge reichlich und auf die rührendste Weise gewährte. Von wem darf man in diesen selbstsüchtigen Zeiten noch kräftige Unterstützung für Brüderglück hoffen, als von solchen und ähnlichen Verbindungen trefflicher Menschen!"

Diese unverhoffte und seltsame Paarung der evangelischen Brüdergemeinde und der Freimaurer — Christus und Belial, dachte Frau Martha im Stillen — benahm Allen die Sprache.

„Doch nicht für sich betteln Sie, Herr Doktor?" fragte Suschen, die am unbefangensten geblieben.

„Nicht für mich, doch wie für mich!" antwortete Salomon, und zog ein großes zusammengelegtes Papier hervor, welches er Herrn Selber überreichte. „Ich lernte im Oriente sieben brave Deutsche kennen, die daselbst in harter Sklaverei schmachten. Zufällig gab sich mir einer als Freimaurer zu erkennen; dies zog

mich an ihn. In diesem Papier finden Sie Alles, was den unglücklichen Zustand dieser beklagenswerthen Christen betrifft. Ich gelobte ihnen, gleich nach meiner Ankunft in Deutschland durch Einsammlung eines hinlänglichen Lösegeldes den Rückkauf ihrer Freiheit zu versuchen. Gestern machte ich den Anfang. Es kamen durch Unterschrift sogleich gegen tausend Gulden zusammen. Von andern Logen erwarte ich nicht weniger, und kein Geringes von Ihrer frommen Verbrüderung."

Herr Selber öffnete das Papier und las. Es enthielt einen umständlichen Aufsatz von Salomons Hand, welcher die Lage der Sklaven, die Ursache ihres Unglücks, den Preis für die Befreiung jedes einzelnen, ihre Namen, ihre Herkunft und endlich die Mittel angab, die Lösungssumme in den Orient zu bringen. Salomon rief die Freigebigkeit der Barmherzigen mit so herzerschütternden Worten an, daß Keiner in der Familie, selbst Herr Wermuth nicht, ungerührt die vorgelesenen Worte hörte. „Denen muß geholfen werden, und sollte ich die ganze Summe aus meinem Eigenen geben!" sagte Herr Selber bewegt. Alle sagten: „Gewiß!" Maria war stumm, ihr Auge naß. Doch durch die Thränen lächelte sie mit unbeschreiblicher Anmuth Salomon an, trat einen Schritt näher, legte ihre beiden Hände mit sanftem Druck auf seinen Arm, und zog sich still erröthend zurück.

Joseph, welcher mit schmerzlicher Empfindung Zeuge dieser schmeichelnden Belohnung Salomons war, hätte eine solche gern mit seinem ganzen Vermögen erkauft. „O warum denn kamen Sie nicht zuerst zu uns, mein lieber Herr Doktor, warum eröffneten Sie mir nicht Ihr Gelübde? Ich allein würde den erforderlichen Preis mit Freuden in Ihre Hand gegeben haben!" sagte er. Wenigstens mußte er ein so ungeheures Gebot für einen freundlichen Blick Mariens thun, oder dem gefährlichen, nebenbuhlerischen Edelsinne Salomons in ihren Augen das Gleich-

gewicht halten, es mochte ihm nun Ernst sein oder nicht mit der Mildthätigkeit. Doch setzte er weislich hinzu, um den verhaßten Freimaurernamen wieder tönen zu lassen: „Es thut mir beinahe leid, daß sie einer gewissen Verbindung von Leuten, ich meine den Freimaurern, den Vorzug gaben, die in unserer Stadt, wie in mancher andern, nicht des besten Rufes genießen."

„Lassen Sie das gut sein!" versetzte Salomon: „Es gibt viele Edle unter denselben. Man muß nicht den Namen, sondern die Werke sehen. Das Urtheil des großen Haufens beurkundet nichts, als eigene, blinde Befangenheit. Sie selber wissen, in wie übelm Ruf Religiosität und Denkart der Herrnhuter beim Pöbel stehen: wie man die frommen Brüder, ohne Unterschied, als Frömmler und Schwärmer, oder als Heuchler, als Abtrünnige und Sektirer, als kopfhängerische Pharisäer voll geistlichen Stolzes, als scheinheilige Egoisten verdammt. Kein gebildeter Mann stimmt dem bei. Es wird aber in unsern Tagen mit der sogenannten „Stimme des Publikums" oder „öffentlichen Meinung" eine unleidliche Abgötterei getrieben; oft ein bloßes in Herrschaft gesetztes Vorurtheil, eine ganz gemeine Klatscherei von den Götzendienern auf den Thron ihrer Verehrung gesetzt. Wie viel würde ich an meinem Glück verloren haben, hätte ich dafür Bethanien hingegeben!"

Es entstand ein Schweigen des Nachdenkens. Joseph brach es zuerst, um nicht seinem gewandten Gegner das Siegesfeld zu räumen. „Was wir thun und sind, liegt vor aller Welt Augen offen!" sprach er. „Unwürdige Brüder der Gemeinde stoßen wir selber von uns ab, und reinigen uns mit Ernst. Um so ungerechter ist die Menge, wenn sie uns tadelt. Dann will sie geflissentlich ungerecht und blind sein. Ein anderes scheint es doch mit der Freimaurerei zu sein. Sie scheut das Licht, sie verbirgt ihr Treiben hinter geheimnißvollen Schleiern. Nicht Wahrheit,

nicht Tugend bedürfen dieser Finsterniß, welche sie so angelegentlich sucht; auch kennt man viele Glieder dieses Ordens, die von dessen Gemeinschaft nicht ausgestoßen worden, so unsittlich oft ihr öffentlicher und häuslicher Wandel sein mag."

„Sie haben vollkommen Recht in Allem, was Sie sagen!" erwiederte Salomon. „Doch müssen wir nicht vergessen, daß man viele schlechte Christen im Lande und viele schlechte Bürger im Staate sieht, ohne darum die Religion oder den Staat zu verdammen. Der große Haufe haßt aber engere Verbindungen, die sich im Besitz gewisser Vorzüge oder Vollkommenheiten wähnen, welche er entweder nicht für solche hält, oder von deren Genuß man ihn ausschließt. Dann folgert seine gekränkte Eitelkeit gern aus den Mängeln einzelner Eingeweihten das Mangelhafte oder Gefährliche der gesammten Bundesschaft."

„Läßt sich dies auch wohl im Ernst auf die Brüdergemeinde anwenden?" fragte Herr Selber. „Ich zweifle fast; denn Jeder, welcher Beruf zur Theilnahme an derselben in sich trägt, wird willig und gern in ihren Schooß aufgenommen."

„Eben so auch in der Verbindung der Freimaurer; es gehen allezeit ernstliche Prüfungen voraus!" versetzte Salomon. „Nicht das ist das Anstößige der evangelischen Brüdergemeinden, daß sie einer höhern Frömmigkeit, einer innigern Einheit mit Jesu nachstreben, sondern daß sie in der großen Kirche wieder ein besonderes Kirchlein und eine zunftartige Jesusjüngerschaft bilden. So wie in diesem, als auch in mancherlei andern Dingen, haben die Herrnhuterei und die Freimaurerei Aehnlichkeit."

Frau Martha schlug bei diesen Worten verwunderungs- oder unwillensvoll die Hände sanft zusammen, und ihre Miene bezeichnete ein unangenehmes Befremden. Salomon bemerkte es, und fügte daher schnell hinzu: „Ich will mich deutlicher erklären. Herrn-

huterei, wie Freimaurerei, gehen beide vom Gemüth aus, den höchsten geistigen Zielen der Menschen nach. Zwar in diesen Zielen sind sie von einander verschieden; aber in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich; in jenen ist Göttliches, in diesen Menschliches. Herrnhuterei sieht auf die Ewigkeit, Maurerei auf die Welt. Jene will die reinste Veredlung der religiösen Verhältnisse, das innigste Einswerden mit Gott durch Christum; diese will die höchste Veredlung der Menschheitsverhältnisse in diesem Leben. Jene möchten in ihrer Gemeinde die rührende Einfalt und Schönheit des Urchristenthums verjüngen; diese im Innern ihres Tempels das menschliche Geschlecht in seiner höchsten Würde im Leben darstellen, wo ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionen, der Völkerschaften, der Staatsverfassungen und bürgerlichen Stände, die Sterblichen sich nur als Brüder umarmen, in allgemeiner Kindschaft zum Vater des Weltalls. Beiderlei Stiftungen sind kühne Versuche, die reizendsten Ideale in der Wirklichkeit darzustellen, nicht mit der Hoffnung, sie allgemein einzuführen, sondern den Geist von Zeit zu Zeit durch ihren Anblick zu erheben über das Alltägliche des Lebens, oder zu erquicken und zu stärken für das Erdrückende und Erschlaffende desselben. So wenig ein Herrenhnter im Ernst glauben kann, daß endlich alle Christen, Türken, Juden und Heiden wirkliche Herrnhuter werden, und das Bild einer Heerde und eines Hirten gewähren werden: eben so wenig kömmt einem Freimaurer in den Sinn, den Versuch zu machen, alle Völker der Erde zu einer einzigen Verbrüderung, zur Aufhebung des Unterschieds der Stände und alles Vorurtheils zu bewegen, welches hienieden mit dem Besitz von Gold, bürgerlichen Vorrechten und kirchlichen Absonderungen verknüpft zu sein pflegt."

„So finde ich," sagte Joseph, „in Ihrer eigenen Darstellung

der Sache nichts weniger, als Aehnlichkeit, sondern die entgegengesetzteste Verschiedenheit beider Stiftungen."

„Im Zweck; doch in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich!" entgegnete Salomon. „Beiderlei Ziele sind ehrwürdig und groß, beiderlei Mittel beschränkend, oft kleinlich. Dort und hier ist eine nur von wenig Gleichgesinnten unter sich abgeschlossene Gemeinschaft; dort und hier herrscht eine von den Uneingeweihten wenig verstandene, der Welt daher oft lächerlich scheinende eigene Kunstsprache; dort und hier walten bei den Zusammenkünften der Brüder eigene Feierlichkeiten und Gebräuche, meistes sinnbildlicher Art; dort und hier nennen sie sich Brüder und Schwestern, und haben daneben ihre besondern Vorsteher, Beamte, Redner, Festtage; dort und hier die gleiche Ermunterung zur reinsten Menschenliebe; dort und hier die Schwäche Vieler, welche sich selbst wie Andere täuscht, die todte Form für das Wesen hält, sich am Aeußerlichen ergötzt, und die ganze ehrwürdige Stiftung zu einem Hilfsmittel ihrer Eitelkeit, ihres kleinen, irdischen Eigennutzes, ihrer weltlichen Anschläge, verwandelt. Ein heiliges Ziel — gebrechliche Mittel und mangelhafte Wege."

„Aber doch nicht das Mittel, sondern der Zweck ist die Hauptsache, die uns trennt; Nichts liegt an der Form, aber Alles am Wesen!" entgegnete Joseph.

„Auch ich sage dieses. Aber die Zwecke der Maurerei und Herrnhuterei widerstreiten einander nicht," sprach Salomon, „sondern stehen neben einander, wie Zeit und Ewigkeit im Weltall, oder wie Leib und Geist im Menschen, wo Eines nicht ohne das Andere bestehen mag. Das Wesen und Ziel ist die Hauptsache, nicht das Mittel und die Form. Darum wer das heilige Ziel der Brüdergemeinden mit recht jesushaftem Gemüth will, ist Herrnhuter, ohne daß er sich durch feierliche Aufnahme zünftig

machen läßt; und es gibt viele der edelsten Freimaurer, die doch niemals eine Loge gesehen und deren sinnbildliche Geschäfte gelernt haben. Liebe des Reinmenschlichen im Menschen, ohne Frage nach seinem Herkommen, Rang, Geld, Vaterland und Glauben; Sehnsucht zur Vollendung des einzelnen Menschen und der gesammten Menschheit im Großen — das macht den wahren Freimaurer. Und Heiligung des Gemüths in der Liebe zum Heiland, dem hoch erhabenen Vermittler zwischen uns und Gott — das macht den wahren Herrnhuter; nur diese innere Weihe, keine äußerliche allein. — „Und so" — setzte Salomon mit leiser Stimme hinzu — „bin auch ich Herrnhuter."

Herr Selber schloß den Jüngling in seine Arme und sprach laut: „Und so bin auch ich Freimaurer nach deinem Sinne, mein Bruder!"

Die Folgen davon.

Je länger Salomon, der fromme Daniel und die Frauen von Bethanien mit einander in traulichen Gesprächen ihre Gedanken, Meinungen und Gefühle austauschten und berichtigten, je sichtbarer und auffallender war das unwillkürliche Zusammenneigen aller dieser Gemüther. Salomon schien von jeher ein Mitglied der Familie gewesen zu sein. Es war in seinem ganzen Thun und Reden eine Klarheit, daß Alle ihn durch und durch erkannten, als wäre er mit ihnen auferzogen; und sie Alle waren ihm so unverborgen, wie sich Brüder und Schwestern sind. Nur der fromme Herr Joseph stand, wie durch eine zauberhafte unsichtbare Hand zurückgehalten, außerhalb dem schönen Kreise engverbundener Seelen, und je zudringlicher er in denselben eintreten wollte, um so weiter sah er sich jedesmal von demselben hinweggerückt. Alle suchten ihn mit Güte und Leutseligkeit auf, und fanden ihn doch

immer wie einen Fremdling, der nie zu ihnen gehört habe und nie zu ihnen gehören könne. — Martha sagte am Abend zu Salomon: „Seit die Welt vor meinen Augen dunkel geworden, habe ich noch keinen Menschen so deutlich vor mir gesehen, wie Sie.“ Und die beiden Jungfrauen hingen sich mit so schwesterlicher Ruhe und Harmlosigkeit an seinen Arm, wenn sie die Lustgänge des Gartens durchwandelten, als sie es nicht mit Joseph konnten. Sie erzählten ihm aus dem Glück ihres Stilllebens; er ihnen von den Pflanzen und Steinen umher, von seinen Reisen, seinen Ansichten der Natur. Sie mochten von einer häuslichen Freude, er von einem Schauspiel der morgenländischen Welt plaudern: jeder Gegenstand, welchen Wahl oder Zufall ihnen gab, war ihren Gemüthern Nahrung für das Geistige; ein fester Punkt, groß genug, durch Abstoß sich davon in das Unendliche aufzuschwingen. In Unschuld und Einfalt schwebte dem jungen Manne da eine Schwesterseele vor, in engelhafter Verklärung, die ihn erleuchtend und entzückend durchströmte, Mariens Geist; — er beiden wie ein heiliges Wesen, in einer ihr ganzes Sein überwältigenden Würde.

Der erste Abend ihres Beisammenseins hatte zur Folge, daß Salomon den andern Tag nicht weigerte, schon den Mittag in ihrer Gesellschaft zu sein, und am dritten Tag eine Lustfahrt mit der Familie von Bethanien aufs Land zu machen mit den ersten Morgenstrahlen.

Dieser vertrautere Umgang, welcher das gemeinschaftliche Glück zu einer Seligkeit hinaufsteigerte, wie man sie selten genießt, brachte zugleich eine wunderbare Traurigkeit über Alle. Schmerz und Freude sind ein zärtliches Zwillingsgeschwister; reinen Seelen bieten sie aus der gleichen Schale den Nektar der höchsten Lust. Auf den Gipfeln des Glücks zittern wir am bängsten.

Nur Herr Joseph kannte die Wehmuth der lautern Freude nicht. Er fühlte Verdruß und nichts anderes, wenn er sah, wie der Kreis

von Bethanien sich enger um Salomon zusammenschloß. Die Sprache Salomons und der Bethanier ward ihm immer dunkler. Sie Alle verstanden sich mit bloßen Hindeutungen, mit einem winkenden Worte. Joseph, der im Leben das Himmlisch-Poetische nur ehrenhalber mittrieb, wenn die Leute etwas darauf hielten, fand doch darin nichts als Schwärmerei, und zog das solide Irdisch-Prosaische vor. Darum ward ihm sehr daran gelegen, seine Ehestandsangelegenheit mit Marien so bald als möglich ins Reine zu bringen. Blieb Doktor Weise länger in diesen trauten Verhältnissen, so mußte er mit Recht fürchten, daß Alles ihm gänzlich entrückt werden würde. Zwar hatte er, auf Frau Martha's Rath, seine Sache bisher im Gebet dem lieben Heiland anheimgestellt; aber es entging seinem Scharfblick nicht, daß er unter so bewandten Umständen dabei zu kurz kommen würde, was ihm eben nicht lieb gewesen wäre. Denn Maria war ein liebliches, ein reiches, ein frommes Mädchen, aller Eitelkeit fremd, und ganz geschaffen, das irdische Jammerthal recht behaglich zu machen.

Er kannte Marien, und hoffte daher ihr Herz früher oder später zu erobern, besonders nach der Hochzeit. Auch Salomon kannte er. Er hatte ihn anfangs nur für einen schlauen Abenteurer gehalten und wenig beachtet; bald aber in ihm einen Mann gefunden, der, durch Ueberlegenheit des Kopfes und Herzens und der äußern Anmuth, den Wermuth'schen Planen der gefährlichste Feind werden konnte. Je weniger er Salomon seine Hochachtung versagen durfte, je furchtbarer fand er denselben; und wen man fürchtet, den liebt man nicht.

Nach einem langen Gebete zum Heilande, daß ihm in diesen betrübten Umständen ein ersprießlicher Rath werde, beschloß er, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um Mariens Herz zu werben, indem er ihr die stille Qual des seinigen offenbarte. Noch dringlicher schien ihm Salomons Entfernung von Bethanien. Denn

obgleich der Herr Doktor schon lange von seiner nahen Abreise geredet hatte, verzögerte sie sich doch, nicht nur von Tag zu Tage, sondern auch von Woche zu Woche. Joseph rechnete auf Salomons Tugend und Zartgefühl, und hoffte ihn vermittelst derselben am schnellsten über die Grenzen zu bringen.

Der entscheidende Tag.

Der Tag, welchen er zu seines Entwurfs Vollziehung wählte, begünstigte ihn, ohne daß er es wußte, mehr als jeder andere. Bald nach der üblichen Morgenandacht des Hauses hatte sich Maria in das Zimmer ihrer Mutter begeben, weil diese es gewollt hatte. Martha, oft von Herrn Wermuth um ihr Fürwort angegangen, gedachte endlich dessen Wunsch bei Marien zu erfüllen. Sie leitete das Gespräch zuerst, wie immer, auf heilige Angelegenheiten und den Zustand der Gemüther.

„Bist du auch recht glücklich, liebe Maria?“ fragte Martha: „Du scheinst mir seit einiger Zeit minder frohsinnig, als sonst.“

Maria schwieg. Die Mutter, welche zu reden fortfuhr, sah weder das Erröthen, noch die Thränen, welche ihr Wort bewirkte. Erst als Maria sich schweigend zu ihr hinüber neigte, beide Arme um den mütterlichen Nacken schlang und einen heißen Kuß auf Martha's Wange drückte, ward diese gewahr, daß die Tochter still weinte.

„Nein,“ sagte Maria, „nein, ich bin nicht ganz glücklich mehr; denn ich bin nicht mehr so gut, als ich's sonst war, da ich mich noch eine harmlose, treue, liebende Braut des Himmels wußte. Meine Gedanken werden dem Himmel abtrünnig, und der Heiland empfängt nur getheilte Empfindungen eines Herzens, das sich ihm ganz gelobt hatte. Alle meine Sehnsucht, meine Hoffnung, meine Freude ist zerrissen; denn ich weiß nicht, wem ich angehöre.“

Martha erschrak, als sie dieses hörte; doch sanft und beruhigend forschte sie weiter, und fühlte Trost, als Maria in treuer Wahrheit ihr Inneres mehr enthüllte und sprach: „Meine Gotteshuldigung will eine Menschenhuldigung werden. Und ob ich gleich fühle, daß meine Gebete inbrünstiger werden, als sie je waren; daß ich die Jesusliebe lebendiger in mir trage, als je; daß ich die ganze Welt herzlicher liebe, als je — es ist doch das Alte nicht mehr. Ich bin in mir selber zwieträchtig, und weiß nicht, ob ich nicht in eben dem Seufzer sündige, in welchem ich mich heiligen möchte. Ich denke, ich lebe, ich athme nur in dem einzigen Menschen, der außer dir, Mutter, und außer meinem Vater mir der Ehrwürdigste auf Erden geworden."

Frau Selber hörte die letzten Worte kaum, so leise flüsterte Maria dieselben.

„Weißt du darum? Hat er sein Herz dir entdeckt?" fragte Frau Selber, die durchaus unter dem ehrwürdigsten der Menschen keinen andern, als Herrn Joseph Wermuth denken konnte. „Es ist keine Sünde, geliebtes Kind, daß du ihn liebst, der dich so herzlich, so fromm, so treu liebt. Die stillen Hoffnungen deines Vaters und meine eigenen Wünsche für dein Glück sind in diesen Thränen erhört.

„Mein Glück?" seufzte Maria. „Unmöglich! Zieht er mich nicht mit unbegreiflicher Macht aus der Nähe Jesu hinweg, allein zu sich? Ich bin nicht mehr so gut, als ich war."

„Bestes Kind, das wolle der liebe Heiland nicht! Du verstehst vielleicht nur dein eigenes Selbst nicht; das macht dich an dir irre und zweifelhaft. Laß die himmlische Vorsehung walten; sie führte dir ihn entgegen, daß in seinem Herzen du zu neuer Liebe des Schönsten und Heiligsten entflammt würdest. Die Strahlen der Liebe, welche du bisher durch das weite göttliche All versandtest, werden nun in einen einzigen Punkt zusammengezogen,

leuchtender, brennender. So soll es sein. Wir sind Menschen, und unsere hinfällige Kraft bedarf solches Beistandes zu neuen Aufschwüngen. Das Kind wird durch die Liebe, welche es gegen seine Aeltern empfindet, zur himmlischen Liebe gebildet; die Jungfrau wird, indem sie den Mann ihres Herzens erblickt, aus dem Kindertraum wach. Sie liebt das heilige Unsichtbare in dem sichtbaren Vollkommenen mit höherer Kraft; sie liebt wahrer, menschlicher; die zur Jüngerin Erzogene wird nun Jüngerin aus eigener, nicht aus empfangener, fremder Weihe. Und wirst du einst über geliebten Leichen weinen, dann, Maria, gewinnt die heiße Sehnsucht nach dem dort oben ihren höchsten Gipfel."

So sprach Frau Selber noch lange, und in Marien ward es heller. Sie verließ ihre Mutter, und begab sich in die Einsamkeit ihres Gemachs. Da erst in der Inbrunst stillen Gebetes, dann in den Tönen des Forteplano's erhob sich ihre Seele zum Himmel. Sie fühlte sich mit sich selber versöhnt, als sie neben der Liebe zum Himmlischen die Liebe zu dem wunderbaren Salomon wohlbestehen sah. Eine ward durch die andere erhabener, und am Ende in ein einziges Gefühl der Seligkeit aufgelöset.

Als so der größte Theil des Vormittags verschwunden war, eilte sie hinab in den Garten, sich da zu ergehen und zu zerstreuen. Sie irrte von Beeten zu Beeten, und endlich trat sie, weil es heiß werden wollte, in dem kühlen Schatten einer kleinen Laube unter. Da saß Salomon in Gedanken verloren. Ihr Eintritt schreckte ihn auf.

„Es thut mir leid," sprach sie eben so erschrocken, und eine schöne Röthe umfloß ihre Wangen, „daß ich Sie in Betrachtungen unterbreche." Sie wollte umkehren. — „Nein, meine Freundin, fliehen Sie nicht!" rief er, und ergriff ihre Hände. „Ich war doch schon bei Ihnen im Geiste." Sie senkte mit schüchterner Verwirrung die Blicke zur Erde nieder.

Da standen beide, plötzlich durch eine unbekannte Macht ergriffen, zitternd bis in ihr Innerstes, wie die Unschuld vor dem Verbrechen; selig, begierdenlos, aufgelöset im Uebermaß niegeahneter Gefühle, wie Vollendete in Gott. Daß erst beider Hände sich fest und zart zusammenschlossen; daß dann Maria an Salomons Brust gezogen war, daß er seine Arme liebend um sie hinwarf; daß sie dann mit einem gebrochenen Blick zu ihm empor sah, wie eine Segnende — von dem Allem wußten beide kein Wort.

Und da sie aus dem Traum traten, oder aus der Entzückung, beide erstaunt und furchtsam, beide beglückt, sich zu sehen, flüsterte Maria, indem sie ihren Arm um den seinigen legte, einen Gang durch den Garten zu thun: „O Salomon, bin ich denn des Lebens werth?“ — Und Salomon erwiederte: „Maria, jetzt weiß ich, daß ich des Lebens werth bin!“

Als sie zu den Andern kamen, glichen sie höhern Wesen. In beider Tönen, Bewegungen und Zügen lag das Gepräge einer Erhabenheit über alles irdische Weben und Leben.

In dieser Stimmung war's, daß Salomon am Abend desselben Tages von Herrn Joseph Wermuth vertraulich beiseite geführt ward. In dieser Stimmung vernahm er dessen Verhältniß zu Mariens Aeltern, und dessen Ansprüche auf Mariens Hand; und wie jetzt durch Salomons Eintritt in den Familienkreis von Bethanien alle diese Verhältnisse zerrissen wären, wie sein und Mariens Frieden gestört und ein stiller Kummer über alle gekommen sei. Josephs Schmerz bei dieser Mittheilung, Josephs Offenheit und Zuversicht auf den Edelmuth und Zartsinn seines Nebenbuhlers wirkten tief auf Salomon, der bisher noch nie an ernstere Verbindung mit Marien gedacht, noch zu denken gewagt. Seine mittelmäßigen Vermögensumstände und daneben Mariens Reichthum —, die Verschiedenheit seiner und der Religionsverhältnisse ihrer Aeltern, — dann in seinem Gemüth der Widerwille selbst gegen den Schein,

als möge er durch weibliche Hand seine Vermögensumstände bessern, oder um eines Mädchens willen seinen Grundsätzen entsagen und herrnhutische Formen annehmen, — das Alles entschied ihn schnell zum Sieg über sich selbst. Er umarmte Joseph von Herzen. „Ich danke Ihnen," sprach er, „für Ihr edles Zutrauen. Ich werde kein Störer Ihres Glücks; ich will nicht der sein, welcher Unfrieden in diese tugendhafte Familie bringt."

Sie kehrten zu den Andern zurück; Salomon mit blutendem, geopfertem Herzen; Joseph mit dem Hochgefühl des errungenen Sieges, fröhlicher als jemals. Salomon verließ diesen Abend Bethanien früher, denn gewöhnlich. Da er hinter sich die Thür des Gartens schloß, zum letzten Mal, und zur Stadt wandelte, war ihm, als schlösse sich das Leben.

Noch in derselben Nacht wurden Wagen und Pferde bestellt zur Abreise. In wenigen Zeilen an den Herrn Selber sagte er ihm und den Lieben in Bethanien Lebewohl; wünschte Marien Glück an Josephs Herzen; verhieß nach einem halben Jahre wieder zu kommen, wegen Martha's Augen.

Beruhigung.

Im Hause seines Vaters, in seiner Geburtsstadt, unter seinen Brüdern, Blutsverwandten und ehemaligen Kindheitsgenossen; in der Errichtung eigenen Hauswesens, in den Geschäften seines ärztlichen Berufes fand Salomon freilich Trost und Zerstreuung genug. Aber doch verfloß mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er, wie er erwartete, Muth gewonnen hätte, Bethanien wieder zu sehen. Alles von da glich ihm einem Traum. Nie empfand er Reue über die Art, wie er Bethanien verlassen; aber auch nie Ersatz für das verlorne Glück. Seinem biedern Vater hatte er die Begebenheit jener Tage und sein ganzes Gemüth offenbart. Der Vater nahm

segnend in die Arme und sprach: „Du thatest, wie du solltest, mein Sohn. Du hast ein höheres Glück in dir selbst gefunden, als du draußen verlorst. Du bist ein freier, selbstständiger Mensch. Deine wunden Gefühle werden mit dem Lauf der Zeiten verbluten; aber das Bewußtsein der Tugend wird dich erheben und nie verlassen."

Herr Selber hatte an Salomon einen ungemein freundschaftlichen Brief geschrieben, worin er die Bestürzung der ganzen Familie über das plötzliche Verschwinden schilderte; dennoch aber hinzusetzte: „Du hast deiner würdig gethan, mein Bruder!" und in Betreff von Mariens Verhältnissen zu Joseph nur sagte: „Wir erwarten mit Ergebung, was unsers Herrn Wille ist." Salomon beantwortete den Brief nicht; er vernichtete denselben sogar, um durch seinen Anblick nicht in einem Frieden gestört zu werden, den er mit großer Sorge und Vorsicht in sich zu schaffen suchte.

Seitdem erschien von Bethanien her keine Zeile mehr. Der Winter verfloß. Zufällig vernahm Salomon von einem Reisenden, daß Maria längst nicht mehr in Bethanien bei ihren Aeltern sei. Sie hatte also Josephs Hand angenommen. Diese Nachricht, erst erschreckend, ward ihm doch bald mehr, als jede andere erquickend. „So hast du denn wahrlich wohlgethan, ihre Nähe zu meiden," sprach er zu sich selbst, „ehe du eine erwachende Neigung zu dir in eine Leidenschaft verwandeltest, deren Flammen das Paradies des Engels verzehrt haben würden."

Im folgenden Frühling hatte er schon so viel Gemüthsstärke, Herrn Selber in einem Brief zu ersuchen, sich mit seiner blinden Gemahlin in eine benachbarte Stadt zu begeben, wo der Versuch gemacht werden sollte, ihre Augen von den Schuppen des Staars zu befreien. Doch fügte er zwei Bedingungen hinzu; die eine, daß Maria nicht gegenwärtig sein dürfe; die andere, daß auch

Niemand ihm von Marien reden möchte, sogar wenn er selbst zuerst fragen würde.

Herr Selber erklärte in der Antwort, daß er die Bedingungen erfüllen und zur bestimmten Zeit in der bestimmten Stadt mit Martha eintreffen werde. Salomon reisete dahin. Es war ihm wie Trost bei großer und geheimer Furcht, daß sich sein vortrefflicher Vater entschloß, ihn dahin zu begleiten, um die Bekanntschaft jenes frommen, ehrwürdigen Paars zu machen, und Zeuge der wichtigen Augenheilung zu sein. Denn in der Nähe des Vaters fühlte sich Salomon immer stärker; ja, er glaubte, was er jedoch nicht wagen wollte, selbst den allfälligen Anblick von Wermuths liebenswürdiger Gattin ruhiger ertragen zu können an des Vaters Seite.

Heilung.

Die erste Zusammenkunft im Gasthofe der bezeichneten Stadt war zwischen so guten, einander in reinster Freundschaft verwandten Menschen, unendlich wohlthuend. Nicht mit Worten, nur mit wiederholten Umarmungen begrüßte man sich. Und als man von der ersten frohen Wehmuth sich erholt hatte, sprach man — sorgfältig Alles meidend, was eine Wunde berühren konnte — von den kleinen Vorfällen der Reise, von der schönen Blüthezeit, von hundert unbedeutenden Dingen. Bald war man wieder zu einander gewöhnt; das Gespräch erhielt seine ehemalige Unbefangenheit; man schien das Gedächtniß für das Schmerzhafte des Vergangenen verloren zu haben; Mariens ward mit keiner Silbe gedacht, selbst Suschens nicht, um nicht an deren schwesterliche Freundin zu mahnen. Salomons Vater und Herr Selber, beide fast im gleichen Alter, beide von gleichen Gefühlen gegenseitiger Hochschätzung

elebt, wurden schon den ersten Tag Herzensfreunde, und schienen ch nicht von einander mehr trennen zu wollen.

Der Wirth des Gasthofes, welcher vor der Stadt ein kleines Gartenhaus im Grünen hatte, zur Noth für eine Familie von wenigen Personen bewohnbar, räumte dasselbe, auf Salomons Verlangen, seinen Gästen ein. Dort wollte der Arzt die Unternehmung an Martha's Augen verrichten, weil man theils vom Getöse ab- und zugehender Fremden entfernt sei, theils sich des erquickenden Schmelzes der Wiesenfluren erfreuen konnte für das Gesicht der zu Heilenden.

Gleich den andern Tag, nachdem sie hinausgezogen waren, wurden Anstalten zum Stechen des Augenstaares gemacht. Salomon vollbrachte dies Werk in so kurzer Zeit — es war ein Geschäft von wenigen Minuten —, daß weder Martha noch die anwesenden Zeugen es schon beendet glaubten. Die wunden Augen wurden so schnell verbunden, daß selbst Martha zweifelte, ob sie wirklich sehen könne, wiewohl es ihr jedesmal, wenn er mit fester Hand den zarten, gewagten Schnitt machte, wie Blitz ins Auge flammte. Er aber versicherte, sie habe ihr Gesicht wieder; und als er den zweiten Tag die Binde von ihrem Antlitz nahm, ward sie dessen selbst gewiß. Beinahe zehn Tage blieb sie in der Dunkelheit des Zimmers, um sich allmählig zum Sehen zu gewöhnen; aber ihren Gatten, wie ihren Arzt erkannte sie in den sparsamen Dämmerungen. Wer beschreibt das Entzücken der Sehendgewordenen? wer das Entzücken des frommen Daniel?

Als sie an einem warmen mondhellen Abend zum ersten Mal ohne Binde ins Freie hinausgeführt ward, und die blühende Welt nach so vielen Jahren wieder um sich her schweben sah in allem Zauber der wunderbaren Beleuchtung, erhob sie stumm ihre gefalteten Hände zum Sternenhimmel, sank aufs Knie, legte dann ihr Angesicht demuthvoll zur Erde und betete mit lauter Stimme

in der Inbrunst eines dankbaren Herzens. Aller Herzen wurden weich — Alle beteten ihr leise nach.

Wie sie schwieg und sich erhob, sah sie die drei Männer neben sich in enger Umarmung zusammengeschlossen. „Laßt auch mich meinen Retter und Arzt ans Herz drücken!“ rief sie, und schloß den Jüngling fest an ihre Brust.

„O Salomon! Salomon!“ rief sie: „Mein Mund soll dich anreden, wie dich mein Herz im Gebet vor dem Herrn nannte! Gib mir noch zu meiner heutigen Freude eine Seligkeit. Laß mich ungestraft dankbar sein. Ich bin Mutter! Ich bin Mutter, Salomon, mein Salomon; ich bin Mutter, und habe mein Kind seit so vielen Jahren nicht gesehen! — Vergib, daß ich von der rede, von der ich dir schweigen sollte. Aber ich bin Mutter; o gönne mir meine Tochter zu sehen!“

Salomon antwortete bewegt nach einiger Stille: „Sie sollen und können Ihre Tochter sehen.“

„O Mutter!“ riefen zwei weibliche Stimmen: „Mutter! Nimm uns an dein Herz!“

Maria und Susanne traten, oder schwankten vielmehr, halb ohnmächtig aus dem Gartenhause; mit ausgebreiteten Armen wendete Martha sich zu ihnen um, und schloß beide an ihre Brust. Salomon hörte die wohlbekannte Stimme, sah die wohlbekannte Engelsgestalt, und stand wie versteinert. Endlich gefaßter, sprach er zu Herrn Selber: „Ich glaubte Ihre Tochter weit von hier; ich fürchte, es könne Ihre Gemahlin zu sehr erschüttern.“

Herr Selber nahm mit Herzlichkeit Salomons zitternde Hand in seine beiden Hände, und sprach: „Mein lieber Bruder, vergib mir den Betrug — dein guter Vater verhieß, ihn bei dir zu verantworten. Er war's, der mir gleich nach glücklich vollbrachter Augenöffnung zuredete, Marien aus dem Ort kommen zu lassen, wohin sie sich bald nach deiner Entfernung von uns in das

horhaus der ledigen Schwestern begeben hatte, um, getrennt on der Welt, ihrem Heiland ganz zu gehören. Ich war schwach enug, und gehorchte deinem guten Vater nur allzugern."

Dann trat Salomons Vater zu ihm heran und sagte: „Herr Selber hat mir ein Recht auf sein Kind gegeben, wie ich ihm uf dich gab. Zürne nicht, Salomon. Deine alten Wunden ollen nicht wieder bluten.

Indem sie noch redeten, führten Herr und Frau Selber ihre Tochter Maria gegen Salomon. Sie war blässer, aber schöner. Ihre bethränten Augen suchten den Geliebten, der sie mit den Worten: „Braut des Himmels:" begrüßte, und nun zitternd, sprachlos vor ihr stand.

Sie antwortete nicht. Ihr schönes Haupt sank verschämt auf ihren Busen nieder. Die Aeltern legten ihre Tochter an seine Brust und sagten: „Wir möchten gern dankbar sein. Dein Vater sagt: du liebest sie. Wir sagen dir: sie liebt dich."

Es umschlangen sich Marie und Salomon unter dem Segen ihrer frommen Aeltern.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweiter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In fünfzehn Bändchen.

Zweiter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe

in fünfzehn Bändchen.

Zweiter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1851.

Inhalt.

Diocletian in Salona.

Diocletian in Salona.

(Aus dem Griechischen.)

Ein Bruchstück.

Timolaus der Syrer an Agathias zu Messana.

Empfange hiermit, theurer Agathias, die geringe Gabe, welche ich dir verhieß. Bald nachdem mir Chrysaores, in vertrauten Unterhaltungen, die Geschichte seines Schiffbruchs und seiner Liebe, so wie den Inhalt seiner Gespräche mit dem Kaiser Diocletian Jovius mitgetheilt hatte, schrieb ich Alles sorgfältig aus der Erinnerung nieder. Benutze davon zur Geschichte unsers großen Lehrers, was dir seiner am würdigsten scheinen mag. Dir ist die Gabe verliehen, das Schöne und Gute gut und schön darzustellen. Und gleich wie Chrysaores an ächter Weisheit seinen Lehrer Porphyrius, den Tyrier, übertraf, so wirst du, Agathias, als Lebensbeschreiber, an Wahrheitsliebe und Reiz der Erzählung, den Jamblichus übertreffen.

Zwar hat auch Claudius Eusthenius, im ersten Buch seiner Geschichte, der Ankunft des Chrysaores in Salona und der Hochachtung des Diocletian für ihn Erwähnung gethan; aber die nähern Umstände sind ihm dennoch, so wie die Unterredungen des Kaisers mit dem Weisen, unbemerkt geblieben. Denn hätte er

sie gekannt, er würde viele denkwürdige Worte seines Herrn nicht unterlassen haben, aufzuzeichnen, da es ihm doch darum zu thun war, dessen Lobredner zu sein; auch würde er die Ursachen des Grams, in welchem sich die Fürstin Valeria, die Tochter Diocletians, verzehrte, nicht verschwiegen haben.

Wahrlich, theurer Agathias, wolltest du die rohen Stoffe, welche ich dir sende, reihen und ordnen, es würde Chrysaores der Peloponesier durch dich heut' der Lehrer der Könige und der Großen werden.

1.

Die Bildsäule der Charis.

So lange unser Lehrer, der Peloponesier Chrysaores zu Rom lebte, besuchte er nur das Haus des weisen Porphyrius, von dem er in der Weltweisheit und Beredsamkeit Unterricht empfing; und zu seiner Erholung nur die Villa des gelehrten und reichen Nepotianus. Denn, wie er zu sagen pflegte, im Hause des alten Porphyrius wurden seinem Geiste, und in der nepotianischen Villa, seiner Seele köstliche Gastmahle gegeben.

Es befand sich nämlich im Palast des Nepotianus, unter andern Herrlichkeiten der Kunst, eine Bildsäule der Charis, die an Schönheit Alles übertraf, was man je gesehen, und was selbst die größten unter den alten griechischen Meistern je hervorgebracht hatten. Die Schönheit lag aber weder allein im zarten Ebenmaß aller Theile, oder in der Zartheit, Wahrheit und Lebendigkeit der Formen, sondern in einer gewissen Anmuth des weiblichen Antlitzes und der ganzen Gestalt. Der Marmor schien nicht nur zu athmen, sondern süße Worte zu hauchen, und der durchsichtige Schleier einer unendlich schönen Seele zu sein, die dahinter schwebte. „Hätte mich," sprach Chrysaores, „die cyprische Göttin,

:inst den flehenden Pygmalion, erhören und diese Bildsäule
·en wollen, ich würde mich wohl gehütet haben, sie um diese
st anzurufen. Denn ich müßte fürchten, der Wahrheit treulos
)erden und wie bezaubert im heillosen Wahnsinn unterzugehen,
der ewige Rausch der Seele hätte mir den Geist vergiftet."
Er schied, als er nachmals Rom verließ, beinahe mit gleicher
urigkeit von der Bildsäule, wie von seinem Lehrer Porphy-
:. Denn an beide war er durch Gewohnheit des Umgangs
möcht' ich hinzusetzen, durch Dankbarkeit gebunden gewesen.
begab sich aber zu jener Zeit nach Griechenland, um die dor-
en Weltweisen zu besuchen, und dann von da nach Alexandrien
Aegypten überzugehen. Es war im dreißigsten Jahre seines
ters.

Allein schon den zweiten Tag nach seiner Abfahrt von Italien
hob sich ein großer Sturm auf dem Meere, dessen Gewalt mit
dem Augenblick zu wachsen schien. Die Seeleute arbeiteten
nge, um des Fahrzeugs Meister zu bleiben, mit angestrengten
räften. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als sich der unüber-
indlichen Macht der Elemente zu unterwerfen. Die Meisten,
:lbst der Hauptmann des Schiffes, zeigten in ihren Geberden
en Ausdruck der Verzweiflung auf die verschiedenste Weise. Die
inen heulten durch das Gebrüll der Wellen zum stürmischen
Himmel, als wollten sie mit ihrem Geschrei dessen Barmherzig-
eit erwecken. Die Andern wütheten, stießen Flüche aus und
chlugen mit ihren Fäusten bald sich, bald die Wände des Schif-
es, Wahnsinnigen gleich. Noch Andere saßen unbeweglich und
bleich, wie Leichname, schon durch Furcht entseelt, ehe der Ozean
sie verschlang. Nur zwei Schiffer, und zwar von den niedrigsten,
blieben ohne alle Zeichen der Angst, und halfen mit großer Be-
sonnenheit, wo sie noch nützen konnten. Als jedoch die Finsterniß
der Nacht jedes Bemühen eitel machte, suchten sie einen Winkel,

sie gekannt, er würde viele denkwürdige Worte seines Herrn nicht unterlassen haben, aufzuzeichnen, da es ihm doch darum zu thun war, dessen Lobredner zu sein; auch würde er die Ursachen des Grams, in welchem sich die Fürstin Valeria, die Tochter Diocletians, verzehrte, nicht verschwiegen haben.

Wahrlich, theurer Agathias, wolltest du die rohen Stoffe, welche ich dir sende, reihen und ordnen, es würde Chrysaores der Peloponesier durch dich heut' der Lehrer der Könige und der Großen werden.

1.

Die Bildsäule der Charis.

So lange unser Lehrer, der Peloponesier Chrysaores zu Rom lebte, besuchte er nur das Haus des weisen Porphyrius, von dem er in der Weltweisheit und Beredsamkeit Unterricht empfing; und zu seiner Erholung nur die Villa des gelehrten und reichen Nepotianus. Denn, wie er zu sagen pflegte, im Hause des alten Porphyrius wurden seinem Geiste, und in der nepotianischen Villa, seiner Seele köstliche Gastmahle gegeben.

Es befand sich nämlich im Palast des Nepotianus, unter andern Herrlichkeiten der Kunst, eine Bildsäule der Charis, die an Schönheit Alles übertraf, was man je gesehen, und was selbst die größten unter den alten griechischen Meistern je hervorgebracht hatten. Die Schönheit lag aber weder allein im zarten Ebenmaß aller Theile, oder in der Zartheit, Wahrheit und Lebendigkeit der Formen, sondern in einer gewissen Anmuth des weiblichen Antlitzes und der ganzen Gestalt. Der Marmor schien nicht nur zu athmen, sondern süße Worte zu hauchen, und der durchsichtige Schleier einer unendlich schönen Seele zu sein, die dahinter schwebte. „Hätte mich," sprach Chrysaores, „die cyprische Göttin,

e einst den flehenden Pygmalion, erhören und diese Bildsäule leben wollen, ich würde mich wohl gehütet haben, sie um diese unst anzurufen. Denn ich müßte fürchten, der Wahrheit treulos werden und wie bezaubert im heillosen Wahnsinn unterzugehen, id der ewige Rausch der Seele hätte mir den Geist vergiftet."

Er schied, als er nachmals Rom verließ, beinahe mit gleicher raurigkeit von der Bildsäule, wie von seinem Lehrer Porphyus. Denn an beide war er durch Gewohnheit des Umgangs nd möcht' ich hinzusetzen, durch Dankbarkeit gebunden gewesen. ir begab sich aber zu jener Zeit nach Griechenland, um die dorigen Weltweisen zu besuchen, und dann von da nach Alexandrien n Aegypten überzugehen. Es war im dreißigsten Jahre seines Alters.

Allein schon den zweiten Tag nach seiner Abfahrt von Italien erhob sich ein großer Sturm auf dem Meere, dessen Gewalt mit jedem Augenblick zu wachsen schien. Die Seeleute arbeiteten lange, um des Fahrzeugs Meister zu bleiben, mit angestrengten Kräften. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als sich der unüberwindlichen Macht der Elemente zu unterwerfen. Die Meisten, selbst der Hauptmann des Schiffes, zeigten in ihren Geberden den Ausdruck der Verzweiflung auf die verschiedenste Weise. Die Einen heulten durch das Gebrüll der Wellen zum stürmischen Himmel, als wollten sie mit ihrem Geschrei dessen Barmherzigkeit erwecken. Die Andern wütheten, stießen Flüche aus und schlugen mit ihren Fäusten bald sich, bald die Wände des Schiffes, Wahnsinnigen gleich. Noch Andere saßen unbeweglich und bleich, wie Leichname, schon durch Furcht entseelt, ehe der Ozean sie verschlang. Nur zwei Schiffer, und zwar von den niedrigsten, blieben ohne alle Zeichen der Angst, und halfen mit großer Besonnenheit, wo sie noch nützen konnten. Als jedoch die Finsterniß der Nacht jedes Bemühen eitel machte, suchten sie einen Winkel,

und hier begannen sie von Zeit zu Zeit einen Gesang zum Lobe des höchsten Gottes. Daraus erkannte Chrysaores, daß diese Männer Christen waren, und er stimmte in ihren Gesang mit Freudigkeit und ermunterte sie zur Zuversicht.

Der Hauptmann des Schiffes, als er den Chrysaores und die beiden christlichen Männer hörte, erzürnte sich heftig, und schalt sie und gebot ihnen zu schweigen. „Denn," sagte er, „euer Frevelmuth spottet der Götter und beut ihrer Gewalt Hohn. Vielleicht kömmt uns das Unglück nur euretwillen, denn ich gewahre, daß ihr Christen seid!" Dann rief er sogar seinen übrigen Schiffsleuten zu, man müsse die Mächte des Himmels und des Abgrundes durch ein Opfer versöhnen, und die Christen aus dem Schiffe ins empörte Meer stürzen. Vielleicht wäre sein Befehl auf der Stelle vollzogen worden; aber eine Welle, die in demselben Augenblicke über das Fahrzeug fuhr, schlug ihn zu Boden, daß er verstummte.

Chrysaores sprach: „Was ist's nunmehr? Liegt nicht überall das Grab unter uns? Die Mutterarme schaukelten den Säugling über der Gruft des Todes, und uns die Sturmwinde auf diesen Brettern über der allesverschlingenden Tiefe. Den, der da weiß, daß er ewig lebe, kann der Verlust des Leichnams nicht tiefer betrüben, als einen Wanderer der Verlust seines Mantels. Klein ist die Erde, ein Tropfen das Meer, aber unendlich das Vaterhaus, welches uns Jesus gewiesen. Darum wollen wir freudig athmen, so oder so. Der Allgegenwärtige ist uns im Säuseln der Frühlingsluft nicht näher, als im zermalmenden Brausen der Ungewitter und Wogen."

Bei Tagesanbruch ward die Wuth des Ozeans, wenn auch nicht größer, doch sichtbarer. Das Licht schien nur gekommen zu sein, die Gräßlichkeiten der Todesarten zu beleuchten, welche die Nacht mitleidsvoll hatte verbergen wollen. Unaufhaltsam riß der

ind das lecke Schiff den Felsen des illyrischen Ufers entgegen. chon sah man sich hin und wieder von schwarzglänzenden Klippen ıringt, welche bald unter den Wellen verloren gingen, bald ie Ungeheuer der Tiefe ihre starren Nacken aus dem weißen chaum der Gewässer hervorstreckten. Da stieg die Verzweiflung, s es Mittag ward und der Felsen umher mehr wurden. Jede Zoge schien den Tod zu tragen. Der Schiffshauptmann schrie em Volke zu: „Stürzet die Christen in die Fluth, auf daß wir hretwillen nicht alle verderben müssen!“

Bei diesen Worten wurde Chrysaores vom Hauptmann und inigen Ruderknechten ergriffen und über Bord geworfen. Der em Tode Geweihte fühlte nur noch das kalte Andringen des Wassers; nichts sonst. Der Tod betrachtete ihn als seine Beute, und ließ ihn durch die Vorhallen des bewußtlosen Schlafes in sein Reich eintreten.

Doch unter heftigen Schmerzen erwachte Chrysaores noch einmal. Wie er die Augen aufschlug, und sie sich nach und nach enttrübten, daß die verworrenen dunkeln Gestalten, wie aus Nebeln, bestimmter hervorgingen, erkannte er sehr deutlich die Charis aus der nepotianischen Villa, und wie sich die schöne Gestalt beseelt über ihn hinbeugte, dann wieder verschwand. Er lebte noch, aber nur im Zustande des Traums, in jenem Zwielicht, worin sich das Heitere des Erkennens mit der gefühllosen Finsterniß vereinigt. Er sank noch einmal ganz in diese zurück. Gleichwie sein Schiff vorher bald in der Wogentiefe, bald in der Wellenhöhe schwebte, auf und nieder: so seine Seele in der schwankenden Ebbe und Fluth des Lebens, welches bald in das Innerste zusammenging, bald sich wieder für Augenblicke in die äußern Sinne verbreitete.

2.

Die Insel des Duras und der Fannia.

In einem der Augenblicke, da seine Seele wieder mit der Welt in Berührung trat, bemerkte er, daß er sich nicht mehr in der Nähe des Meeres und unter freiem Himmel befand, sondern in einem schmucklosen, doch saubern Gemach, auf weichem Lager hingestreckt. Neben ihm stand ein Mann mit zwei jungen Frauen. Als er aber die jüngste derselben näher betrachtete, war es die lebendig gewordene nepotianische Charis. Doch erregte ihm dieser Anblick weder Verwunderung noch Neugier, noch jene angenehme Empfindung, die er zu Rom beim Anschauen des schönen Steingebildes zu haben pflegte. So ganz losgebunden war sein Geist schon von allem Reiz irdischer Dinge. Er betrachtete das Wunderbare mit derjenigen Ruhe und Unempfindlichkeit, wie man zuweilen in Träumen den Gestalten längst verstorbener Personen, ohne Erstaunen, begegnet.

Erst am folgenden Tage, nachdem er aus einem langen und tiefen Schlafe erwachte, ward er mit den ihn umgebenden Dingen wieder vertrauter, und er antwortete, obwohl er sich schwach fühlte, auf die Fragen seines mitleidigen Wirthes. Er vernahm, daß dieser, ein Fischer, Namens Duras, ihn am Meere halb entseelt und blutig gefunden und ihn in seine Hütte getragen habe. Chrysaores empfand Schmerzen an seinem verbundenen Haupte, und hörte, daß er an demselben zwei tiefe Wunden trage, aus welchen sich sein Leben, wäre nicht baldige Hilfe erschienen, unfehlbar verblutet haben würde. Die eine seiner Pflegerinnen war des Fischers Weib, welches Fannia hieß, und gewöhnlich von zwei jungen Kindern begleitet war, von denen sie das eine noch säugte. Die andere junge Frau aber, welche der Charis

ich, nannte Niemand. Auch erschien diese weder jetzt, noch in n nächstfolgenden Tagen wieder.

Dieser Fischer lebte mit Weib und Kindern ein höchst glückliges Leben in der Einsamkeit einer Insel von geringem Umang. Die ganze Insel war ein einziger Felsen, der, nahe an er dalmatischen Küste, unweit Salona, aus dem Meer hervoreigt. Sie ist mit vielen Klippen umgeben, und hat nur so viel Raum, daß sich die Hütte des Duras an einen bebuschten Felsen ehnen und daß der übrige Theil Platz zu einem Gemüsegarten, und zu einer Wiese für wenige Ziegen und Schafe bieten konnte.

Ungeachtet der Niedrigkeit seines Standes zeigte Duras in seinem Betragen viel Gefälliges, und ungeachtet seiner Dürftigkeit schien es ihm an nichts zu fehlen, was zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehört. Obwohl Duras und Fannia mit grober Kost vorlieb nahmen, trugen sie doch dem kranken Chrysaores, sobald er Neigung zum Essen zeigte, feine und schmackhafte Speisen auf und sogar köstlichen Wein, um ihn durch die Kraft desselben zu stärken. Deß verwunderte sich Chrysaores billig, und ihn schmerzte, den Aufwand seines Gastfreundes nicht sogleich vergelten zu können, denn er hatte vom Schiffe, außer seinen Kleidern, nichts gerettet. Darum, sobald er es vermochte, schrieb er nach Rom, und meldete sein Schicksal und verlangte Beistand an Geld, welcher ihm auch, noch ehe er die Insel des Duras und der Fannia verließ, in vollem Maße durch seine reichen und freigebigen römischen Freunde zu Theil ward. Von dem Schiffe, aus welchem man ihn und die beiden Andern geworfen hatte, ist nie wieder gehört worden. Ohne Zweifel war es vom Meere verschlungen worden.

Der Fischer und seine junge Frau, wie sehr sie es auch verheimlichen wollten, waren stille Bekenner Christi und keine Heiden. Dies bemerkte Chrysaores aus vielerlei Umständen und

Reden, durch welche sich besonders Fannia verrieth, wenn sie mit ihren Kindern allein war, und glaubte, daß der Kranke im Schlafe liege. Um seine Gastfreunde aller Furcht und alles Zwangs zu entbinden, hob er eines Tages selbst an, von göttlichen Dingen zu reden und die unendliche Liebe des ewigen Vaters mit den Worten Jesu zu preisen. Als die Fischerfamilie solches hörte, ward ihre Freude groß und ihre Theilnahme an seinem Schicksale noch zärtlicher. Er betete oft mit ihnen gemeinsam.

Er mochte ungefähr fünf Tage in dieser glücklichen Hütte gewohnt haben, da trat eines Abends mit Fannia eine Fremde in das Gemach. Es war der lebendig gewordene Marmor der nepotianischen Villa. Jetzt zum ersten Mal übermannte ihn das Erstaunen über das Unerklärliche. Denn er hatte bisher, was er am ersten und zweiten Tage gesehen, für Gaukelspiel der Einbildungskraft gehalten, wie in hitzigen Krankheiten nicht selten ist, auch seinen Gastfreunden nicht davon reden mögen. Nun aber, da die Charis ihn in mitleidsvollen Tönen anredete, hemmte die Ueberraschung seine Sprache, daß er nicht antworten konnte, ja bei seiner großen Schwäche sank er ohnmächtig und bewußtlos zurück.

Nachdem er wieder genesen war und zu seiner Stärkung einige Tropfen Weins verlangte, nahm die Charis die Schale Weins selbst aus Fannia's Händen, kniete vor dem Lager des Kranken nieder und hielt ihm den Wein an die Lippen, denn er war zu schwach, das Trinkgefäß zu nehmen. Es entging ihm nicht, daß diese fremde Gestalt, obgleich einfach, doch köstlicher gekleidet war, als Fannia; und sowohl die Feinheit ihrer Gesichtszüge, als die Zartheit ihrer Hände verkündeten, daß sie der Familie des Fischers auf keine Weise angehöre. Daher, indem er ihr dankte, sprach er: „Ich weiß nicht, wodurch ich armer Schiffbrüchiger würdig bin, von dir bedient zu werden.“ — Sie aber erwiederte er-

thend: „Sollt' ich einst je den Vorwurf hören: ich bin krank wesen, und ihr habt mich nicht besucht? Was ihr einem der eringsten thut, das habt ihr mir gethan.“

Aus diesen Worten erkannte Chrysaores, daß die Charis eine hristin sei, und er segnete sie. Und im folgenden Gespräch verarg er ihr nicht länger, warum ihr Erscheinen ihm so große Beürzung verursacht habe. Wie aber von der marmornen Göttergestalt im Landhause des Nepotianus Rede war, gerieth die Horchende in sichtbare Verlegenheit. Mit gesenkten Blicken und glühenden Wangen wandte sie sich ab, wie in tiefer Beschämung, entweder wegen Aehnlichkeit ihrer Person mit einer heidnischen Gottheit, oder wegen des Lobes ihrer Schönheit. So deutete Chrysaores auch die Blödigkeit der Charis, und schwieg alsbald und redete von andern Dingen. Sie aber schien nachdenkend geworden, sprach nur Weniges und begab sich von hinnen.

Erst nach ihrer Entfernung bereuete Chrysaores seine Unvorsichtigkeit und empfand er unbeschreibliche Sehnsucht, die Wunderbare wieder zu erblicken. Als die Fischerin Fannia zurückkam, welche ihre Freundin bis zum Ufer des Meeres begleitet hatte, wo Duras diese in seinen Nachen aufzunehmen und an das feste Land hinüber zu fahren pflegte, fragte Chrysaores nach dem Namen und Wohnort der Fremden. Fannia antwortete mit stockender Stimme und Betroffenheit, worüber Chrysaores billig erstaunte. Sie sprach: „Meine Freundin hat mir untersagt, dir, als einem ihr unbekannten Manne, ihren Namen zu nennen, weil sie Ursache hat, auch den Zufall zu meiden, der sie, und daß sie Christin sei, verrathen könnte. Heiße sie also immerhin Charis, wie du sie bisher zu heißen pflegtest, wir verstehen uns dann schon. Auch hat sie mir geboten, dir zu sagen, wenn du nach deiner Genesung je an das feste Land gehen und sie irgendwo erblicken würdest, mit keiner Geberde und keinem Worte zu verrathen,

daß du sie kennst, um sie nicht unglücklich zu machen. Denn ihr Vater, ein ruhiger Privatmann in Salona, aber ein Mann von strenger Denkart und geschworner Feind des christlichen Glaubens, würde es ihr hart entgelten lassen, mit dir Bekanntschaft gepflogen zu haben; ja, er würde ihr die Erlaubniß versagen, jemals wieder die Insel zu besuchen, oder vielmehr, er würde uns von dem kleinen Eilande vertreiben und uns ins Elend stoßen. Denn das Eiland ist sein Eigenthum, und wir genießen dasselbe unbeschränkt durch die Güte seiner frommen Tochter."

Von dieser Zeit an hütete sich Chrysaores, weiter nach dem Namen der Charis zu forschen. Seinen Gedanken konnte er jedoch nicht wehren, oft bei derselben zu sein. Die Wunden seines Hauptes und die wiederkehrenden Fieber hielten ihn mehrere Wochen im Zimmer zurück. Unterdessen empfing er Briefe von den Freunden in Rom, und des Reisegeldes mehr, als er bedurfte. Von Salona ließ er sich mit anständigen Kleidern versorgen.

Als er so weit genesen war, daß er an einem schönen Morgen zum ersten Male die Hütte verlassen und auf der Insel umhergehen konnte, begegnete ihm Fannia mit den Kindern. Fannia erschrak, denn sie hatte ihn nie außer der Wohnung gesehen und erkannte ihn anfangs in den neuen Gewändern nicht. Als sie sah, es sei Chrysaores, rief sie: „Hochgelobt sei der Allbarmherzige und Gnadenreiche, der dir geholfen! Fürwahr, ich glaubte, du seiest ein Fremdling. Ich kannte dich nicht mehr, und hätte nie geglaubt, daß du ein so stattlicher Mann wärest." — Nun ging auch das Kind, welches sie an der Hand führte, vertraulich zu ihm. Denn man hatte ihn bisher nur mit verbundenem Haupte und im Bette gesehen.

Chrysaores aber genoß der heitern Luft und des frischen Lebens unter dem freien Himmel mit Wollust. Er breitete seine Arme weit aus, als hätt' er Himmel und Meer umarmen mögen,

ie lange vermißte Freunde. Er hat mir oft von dem unaus- rechlichen Entzücken dieser Augenblicke geredet, und wie sich ine Augen nicht am Grün des Laubes und der Kräuter, oder m glänzenden Wogenspiegel des Meeres hätten ersättigen kön- en. Vor ihm hing, jenseits der Wellen, das dalmatische Ge- :ade, gleich einem großen unbeweglichen Bilde, mit zerstreuten Häusern am Ufer. Da sah er die Thürme und Paläste der reichen Stadt Salona nah' am Gestade, durch eine von Säulen und Schwibbogen getragene Wasserleitung an die kaiserlichen Pracht- gebäude Diocletians geknüpft, die eher einer zweiten Stadt, als einem ländlichen Aufenthalt glichen.

Indem er noch die weit über das Meer schimmernden Lust- örter betrachtete, wo damals ein großer Fürst, den man den Vater der Kaiser hieß, nach freiwillig niedergelegter Weltherrschaft, der ländlichen Ruhe im weit vorgerückten Alter genoß, unterbrach ihn in seinen Betrachtungen über Diocletians ehemalige Größe und dessen Rückkehr in die Dunkelheit des Privatlebens, der An- blick eines Bootes. Dieses tanzte, überdeckt gegen die brennen- den Sonnenstrahlen, auf den Wellen, der Insel zu. Chrysaores erkannte im Schiffe bald seinen Gastfreund Duras. Als derselbe gelandet hatte, trat unter dem Verdecke die Charis hervor.

Sie erschrak, als sie des Chrysaores ansichtig ward, nicht minder wohl er selbst. Doch als sie ihn erkannte, neigte sie sich freundlicher gegen ihn, und er führte sie zur Hütte in den Schat- ten der schützenden Weinreben und Oelbäume. Da nun ward das Genesungsfest des gemeinschaftlichen Freundes gefeiert. Chrysaores sprach von seinen frühern Begebenheiten, von seinen Reisen und Schicksalen, und wie er, gerührt durch die Tugend und Stand- haftigkeit der christlichen Bekenner, schon früh, als Jüngling, den Glauben Jesu ergriffen und ihn durch Umgang mit christlichen Lehrern und durch das Lesen ihrer Schriften in sich befestigt habe.

Auch wie ihm zu Tyrus der gelehrte Syrer Osynes das ganze Leben Jesu aus einem Buche, genannt Evangelium der Nazaräer, erklärt habe, wodurch er zur lebendigsten Ueberzeugung in den Sachen unsers heiligen Glaubens gelangt sei.

Die Fischerfamilie und die Charis hörten ihn mit großer Andacht. Du hast ihn gekannt und die eigenthümliche Anmuth seines Vortrags, mit welcher er alle Gemüther an sich zu fesseln wußte.

Seit diesem Tage erschien die Charis öfter auf der Insel, um den Weltweisen zu hören. Der Geist der Salonitanerin war eben so kenntnißvoll und gebildet, als ihre äußere Gestalt ein Abbild vollendeter Schönheit. Sie richtete viele Fragen an ihn, welche theils den christlichen Glauben und widersprechende Meinungen über die Person des gekreuzigten Gottesgesandten, theils die Natur und Fortdauer des menschlichen Geistes, theils das Verhältniß der Welt zum Schöpfer des Weltalls betrafen. Sie war geraume Zeit von einem Schüler des Amelius unterrichtet worden und vermengte vielfach die philosophischen Phantasien Plato's mit der erhabenen Einfalt dessen, was Christus in den Umgebungen Jerusalems gelehrt hatte.

Indessen waren, wie sich Chrysaores nicht verbergen konnte, die fast täglichen Unterhaltungen mit der schönen Wißbegierigen seiner Gemüthsruhe keineswegs wohlthuend. Er fühlte die volle Wiederkehr seiner Gesundheit, aber zugleich das Erkranken seines Herzens. Darum beschloß er, ehe seine Vernunft gänzlich der Leidenschaft unterthänig ward, die Insel und die Charis zu verlassen und seine Reise nach Griechenland fortzusetzen.

Als Duras und Fannia diesen Entschluß hörten, baten sie ihn herzlich und rührend, die Abreise noch um einige Wochen zu verschieben, und die Charis, mit Thränen in den Augen, flehte so wehmüthig, weniger mit Worten, als Geberden, daß er nicht widerstehen konnte. Die zugegebenen Wochen verflogen aber auf

ser stillen Zauberinsel, wie Chrysaores sie zu nennen pflegte neller, als die ersten. Er fühlte, daß längeres Bleiben sein glück vergrößern würde.

In einem Gespräche mit der Charis kündigte er seinen unwanlbaren Entschluß an, folgendes Tages abzureisen. — Sie erußte bei diesen Worten, daß sie ward, wie der Marmor ihres denbildes im Landhause des Nepotianus.

„Ich begreife," sprach sie, „daß der Aufenthalt in dieser Einmkeit und dieser einförmige Umgang mit uns dir nicht zusagen nnen."

„Oder allzusehr, und dann um so schlimmer für mich!" entegnete Chrysaores.

„Ja," sagte Charis, „du mußt von hinnen. Gott sei mit dir, ugendhafter Chrysaores. Dein Andenken wird auf dieser Insel och oft gefeiert werden und mir heilig bleiben."

Sie sprach die letzten Worte, denn Wehmuth wollte sie hemnen, mit großer Anstrengung.

Wirklich nahm Chrysaores am folgenden Morgen von Duras und Fannia und den Kindern Abschied. Seine Dankbarkeit und ihre gutherzige Liebe wetteiferten auf rührende Weise. Duras führte ihn an das dalmatische Ufer hinüber, wo er sich in die Stadt begab, um das Nothwendige zur Fortsetzung der Reise zu veranstalten.

3.

Die Gärten des Kaisers.

In denselben Tagen war zu Salona ein Fahrzeug von Korinth angekommen, welches dahin nach acht oder neun Wochen zurückkehren wollte. Obgleich dies eine lange Frist war, zog Chrysaores doch vor, die Zeit der Abfahrt desselben geduldig zu erwarten, statt

eine Reise zu Lande nach irgend einem Meerhafen zu machen, um dort eine ungewisse Gelegenheit nach Griechenland zu finden. Ohnedem kannte er den Hauptmann des Schiffes persönlich aus einer frühern Zeit, und als rechtschaffenen Mann, der dem Christenthum zugethan war. Er nannte sich Philo.

An schönen Abenden oder Morgen machte Chrysaores, während dieser Verzögerung, Lustgänge durch die fruchtbaren Umgegenden Salona's; bald zum muschelreichen Meeresbusen und zur Bucht, voll immerwährenden Lebens von Fischerbooten und Fahrzeugen ankommender oder abfahrender Reisenden; bald zu den schattigen, wilden Gebirgen, die ihre kahlen Scheitel hoch über die Stadt erheben. Endlich auch, in einer kühlen Tagesfrühe, näherte er sich dem prächtigen Palast und den Gärten Diocletians, des Kaisers, wenige Stunden Weges von Salona entlegen.

Hier wohnte schon seit einigen Jahren der außerordentliche Mann, welcher, Sohn eines Freigelassenen, sich zum Throne der Cäsaren emporgeschwungen, glanzvolle einundzwanzigjährige Herrschaft über die Welt geführt, dann, nachdem er Urheber eines neuen Reichs und Bewunderung des Zeitalters geworden, freiwillig in den Ebenen Nikomediens den kaiserlichen Purpur abgelegt, dem Geräusch der Feldlager und dem Glanz des Thrones die stille Einsamkeit des dalmatischen Landgutes vorgezogen hatte. Keiner der Weltherren vor ihm hatte ein so großes Beispiel der Selbstbesiegung gegeben; wenige werden in künftigen Jahrhunderten den Muth haben, ihm zu folgen. Seine alten Legionen hörten nicht auf, ihn zu vergöttern; die Cäsaren nicht, ihn mit ihrer Ehrfurcht zu umringen, und die erstaunten Völker nicht, ihn als ein wunderbares Räthsel mit abergläubiger Aufmerksamkeit zu betrachten.

Weil sowohl den Fremdlingen, als den Einwohnern von Salona verboten war, sich dem Landsitze des Kaisers ohne besondere Erlaubniß zu nähern, blieb Chrysaores unweit der Gärten auf

:r Anhöhe, von wo er im Schatten alter Steineichen den Pa-
und die ganze Gegend überschauen mochte.

Er bewunderte mit Recht den Geschmack des ehemaligen Herrn
Welt, welcher den reizendsten Punkt seines unermeßlichen Reiches
Europa, Asien und Afrika zum Ruheplatz auslesen konnte, aber
die dalmatische Heimath seiner Mutter, zu den anmuthigen
pielräumen seiner längstverschwundenen Jugendtage zurückgekehrt
ır. Die Unschuld, Genügsamkeit und Stille der kindlichen Welt
ıt für die unter langen Stürmen gereifte Weisheit des höhern
lters anziehenden heiligen Zauber. Denn zwischen jener Unschuld
ıd dieser theuer erkauften Weisheit dehnt sich die heiße Wüste
:s Lebens mit ihren Leidenschaften und schmerzlichen Irrpfaden,
ı wir nichts erringen, als Ermüdung und Reue, indem wir
leich Wahnsinnigen, den wesenlosen Gaukeleien des Ehrgeizes,
er Wollust und des Golddurstes nachrennen.

Chrysaores war ungewiß, wohin er sein Auge wandte, welcher
Aussicht er den Vorzug geben müsse? Gegen Mitternacht und
Morgen heben sich dort, jenseits der Stadt Salona am Meer, in
tarren, finstern Gestalten und wunderbaren Auszackungen die hohen
Gebirge zu den Wolken. Sie zeigen keine Nähe, keine Ferne,
sondern scheinen, wie wildes Gebilde des Pinsels, auf den blen-
dend blauen Himmelsgrund hingemalt zu schweben. Aber gegen
Mittag und Abend falten die fruchtbaren Ebenen der Küste ihren
Reichthum auseinander. Landgüter, Dörfer, Weinberge und wie
durch Kunst geschaffene Lustwäldchen. Der Thau des Morgens er-
frischt das ewige Grün, und die Kühle des Seewindes mäßiget
die Glut der Sommermonde. Der Anblick des Meeres ermüdet
hier nicht durch das Einerlei seiner unendlichen Fläche: sondern
von zahllosen umbüschten Inseln, malerisch in die Wellen gepflanzt,
überall verschönt, gleicht es einem weiten See, der die Majestät
seiner Größe durch Anmuth des Einzelnen mildert.

Zwischen allen diesen Umgebungen erhebt sich die Pracht des kaiserlichen Palastes. Er scheint nicht der Landschaft willen dahin gebaut, sondern diese erst für ihn, wie ein ungeheurer Garten, eigends geschaffen worden zu sein. Mit seinen großen und zahlreichen Gebäuden bedeckt er den Raum einer kleinen Stadt. Er ist ein weitläufiges Geviert, jede der äußern Seiten sechs- bis siebenhundert Schuh lang. Vier breite Straßen durchschneiden in rechten Winkeln das Ganze voll Ebenmaßes. Man zählt da viele Tempel der Götter; und sechszehn Thürme strahlen mit ihrem Golde über die Ebene. Die starken Mauern sind aus gehauenem Marmor der Steinbrüche von Tragutium; viele der hohen Säulen sind aus buntem Granit gemeißelt und blendend geschliffen. Ein breiter, fünfhundert Schuh langer Säulengang gewährt schattige Kühle und lachenden Blick in die Uferlandschaften.

Als Chrysaores von der Höhe herab einen Fußweg gegen die Diocletianischen Gärten wählte, begegnete er einem betagten Manne, aus dessen einfacher, aber zierlicher Kleidung er urtheilte, daß derselbe einer von des Kaisers Dienern sei. Nachdem sich beide begrüßt, und Chrysaores die Frage, wer und weß Landes er wäre, welches die Ursache seines Aufenthaltes zu Salona, und seines Lustwandelns in dieser Nähe des Palastes sei, beantwortet hatte, erbot sich der Alte, ihn in dem Palast des Diocletian umher zu führen, weil er ein Aufseher der kaiserlichen Gärten sei.

Sie gingen also mit einander zu den großen Gebäuden, und durch die prachtvolle Hauptpforte, wie beinahe Rom keine herrlichere hat, in das Innere. Chrysaores, nach seiner Gewohnheit, behielt unter allen Wundern der Baukunst seine natürliche Gelassenheit, doch belobte er, als Kenner und mit Gefälligkeit, die Zierlichkeit des Atrium, die Tempel, die Bäder, die ägyptischen, cyzicenischen und korinthischen Hallen.

„Dein Beifall scheint mir etwas kalt." sagte der Alte; „hun-

e, selbst die Cäsaren, welche vor dir hieher kamen, ge-
m Anblick dieser Meisterwerke des Meißels und Pinsels
en."

hre die menschliche Kunst und bewundere ihre Werke,"
Chrysaores, „wiewohl sie der göttlichen Kunst der bil-
atur unendlich nachstehen. Ich würde noch größeres Ge-
diesen Arbeiten hegen, wenn mir nicht beständig ein
Gedanke den Genuß trübte, nämlich daß diese Kunstwerke
nicht Werke der harmlosen Liebe des Schönen, sondern
ofungen menschlicher Hoffart und Fußgestelle eiteln Stolzes
ie Natur selbst würde minder schön und bewundernswür-
wenn ihr Wesen nicht die absichtsloseste Unschuld und
s Selbstgefallen an ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit

Alte schien den Weisen nicht zu verstehen, und betrachtete
einer Art Befremdung; doch führte er ihn weiter.

sie um die Ecke eines Tempels traten, erblickten sie unter
Wölbungen eines Säulengangs einen Zug vornehm geklei-
latronen und Jungfrauen neben sich vorbeiwandeln. Sämmt-
aren in Würde und Schönheit mit einander wetteifernd;
n ihrer Spitze die Vornehmste, welche die Gebieterin der
en zu sein schien, übertraf an Adel und Reiz der Gestalt
ewegung Alle. Wie der Zug näher kam, erschrak Chry-
und verlor beinahe das Bewußtsein, denn er erblickte die
, welche er auf der Insel des Duras gefunden hatte. Sie
lte an der Spitze aller Jungfrauen. Die Charis schien auch
ieder zu erkennen, denn Röthe überflog ihr Antlitz, vor wel-
sie alsbald den golddurchwirkten Schleier vom Haupte nie-
.

er Alte und Chrysaores verbeugten sich tief vor dem erlauch-
Zuge, der vorüberging und bald verschwand. Dann erfuhr der

Götter auf die Höhe des Throns erheben, der sieht die Erde zu seinen Füßen nicht mehr und höret nicht mehr der Völker Geschrei, denn er schwebet in den Wolken des Himmels. Er sieht nur noch hinab mit den erkauften Augen seiner Vertrauten, höret nur noch mit den erkauften Ohren seiner Räthe und Feldherren, und handelt nur noch durch ihre Hände, aber weiß nichts von Allem, was er thut. Getrennt vom Volke, kennt er es nur durch gemiethete Sinne, und die Wahrheit bleibt ihm verborgen. Wenn sich die Räthe und Vertrauten vereinigen, aus Eigennutz, oder aus Vorurtheil, um ihre Fürsten zu täuschen, oder wenn sie selber betrogen sind, so wird er bei der größten Weisheit albern handeln, und mit dem wohlwollendsten Herzen ungerecht. Er verleiht die wichtigsten Aemter an die Bosheit oder Unfähigkeit, und stößt die Verdienstvollsten und Tugendhaftesten seines Volkes zurück. Er weiß es nicht, denn er höret und siehet nicht, weil er taubblind ist, und nicht anders sein kann."

Chrysaores sagte darauf: „Daß man anders sein könne, hast du bewiesen."

„Willst du meiner spotten, Peloponesier?" rief der Imperator unwillig: „Siehst du nicht die Verwirrungen der heutigen Welt, das Gähren und Treiben der Völker? Ich meinte, so lang' ich auf dem Throne saß, ich könne das Alles mit leichter Hand meistern; man sagte mir, die Welt unter meinem Zepter wohne zufrieden und glücklich in seltener Ordnung; nur einige Schwärmer, einige Unruhegeister treiben Spuk, hieß es. Und als ich aus den Wolken niedergestiegen war unter die Menschen, wie sah ich da Alles anders! Selbst verfluchen hört' ich viele meiner Thaten, auf die ich am stolzesten gewesen."

„Wenn du, mein Herr und Kaiser, so von dir urtheilst," sagte Chrysaores, „wie sollen diejenigen von sich urtheilen, welche dir nicht an Hoheit des Geistes gleich stehen?"

„Entweder werden sie überall nichts urtheilen," antwortete Diocletian, „oder nach den schmeichlerischen Reden ihrer Höflinge das Beste von sich. Ehe ich den Purpur anlegte, sah ich die Fehler derer, die ihn trugen; darum hofft' ich, ihre Mängel zu meiden. Gemeine Geister auf dem Throne, die nicht schlafen, sondern selbstthätig herrschen mögen, werden gegen ihre Räthe und Vertrauten entweder allzuunmäßiges Vertrauen, oder zu großes Mißtrauen, hegen. In beiden Fällen verrathen sie, nebst kindischer Eitelkeit, das heimliche Gefühl ihrer Schwäche. Denn die, welche sich und ihren Ruhm und ihr Reich blindlings Andern überlassen, glauben unübertrefflich gut gewählt zu haben, und verzichten in unmäßiger Bescheidenheit auf den eigenen Verstand. Sie bleiben in grauen Haaren unmündige Kinder und gehören in die Schule, nicht an die Spitze großer Reiche. Ihre Alleinherrschaft wird zerrüttende Vielherrschaft der Ehrgeizigen und Habsüchtigen, mit denen sie sich umringen, oder der Buhlerinnen, Lieblinge und Verschnittenen, die ihrem Leibe, aber nicht ihren Völkern dienen."

Chrysaores sprach: „Nie wird die Geschichte dir, wenigstens nicht dir, diesen Vorwurf machen."

„Ich hoff' es, auch nicht den des zu großen Mißtrauens in Kenntniß und Willen Anderer!" fuhr der Imperator fort: „Denn von jeher verabscheute ich Fürsten, welche den Glauben an die Redlichkeit der Welt verloren haben, oder sich erleuchteter dünken, denn die weisesten ihrer Unterthanen. Solche haben fast jederzeit ein boshaftes Gemüth, in dessen finstern Spiegel die Bilder der Welt verdüstert fallen; oder sie sind voll Eigensinnes und Hochmuthes, der das Bessere neben sich haßt und in rastloser Geschäftigkeit Tugend und Einsicht neben sich entbehrlich machen will, damit Keiner zu träumen wage, neben ihnen Etwas zu sein. Sie dulden, ohne oft Tyrannen zu sein, alle Foltern

der Furcht, welche Tyrannen empfinden; sehen überall Verschwörungen und Schleichwege; behandeln das Wichtigste, wie das Unwichtigste, selbst; thun nichts, weil sie Alles verrichten wollen, und das Kleinste und Größte mit gleicher Sorgfalt behandeln, sie mögen sich eigenhändig den Bart scheeren, oder eine Stadt schleifen lassen."

„Du schilderst die Alltagsfürsten," sagte Chrysaores, „aber du gehörst ihrem verachteten Haufen nicht an. In dir liegt höhere Kraft. Du wußtest dich zu beherrschen und kanntest die zarte Linie zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig des Vertrauens, weil du mit seltener Menschenkenntniß ausgestattet warst. Und dennoch hattest du zur Unzufriedenheit mit dir Ursache?"

Diocletian sprach: „Der Mann auf dem Throne soll mehr sein, als ein Bürger; darum genügen für ihn die häuslichen und bürgerlichen Tugenden allein nicht. Wer sich selber zu beherrschen weiß, versteht darum noch kein Reich zu beherrschen. Nicht vergebens wird das Regieren die schwerste Kunst geheißen. Wohl ist sie schwer, denn ich habe gefunden, in ihr vollendet zu sein, übersteigt die menschlichen Kräfte. Ich habe die besten Schulen durchlaufen und blieb dennoch Lehrling bis jetzt."

„Erlaubest du mir, zu wissen, welche Schulen du für die besten eines künftigen Länderbeherrschers hältst?" fragte der Weise.

„Ohne Widerspruch das Heer und den Krieg!" antwortete der Kaiser: „Hier lernt der einstige Gebieter erst den Umfang des möglichen Gehorsams, dann den Umfang des Befehlens; er gewöhnt das Auge an feste Ordnungen, das Herz in plötzlichen Gefahren zur Unerschrockenheit, den Geist zur Aufmerksamkeit auf Alles und zur nieschlummernden Thätigkeit. Er unterscheidet das Ganze von den Theilen, und löset die Haupttheile wieder in ihre Unterabtheilungen auf und verknüpft sie wieder. Freunde, Feinde, Muthige, Feige, Ehrliche und Verschmitzte umringen ihn und be-

egnen ihm. Er lernt sie auf den ersten Augenblick kennen und ei der ersten Gelegenheit an den Platz stellen, der ihnen gebührt. Der Staat ist, wie das Heer; und in ihm, wie in diesem, das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet. Wer eine Macht von inigen hunderttausend Streitern wohl zu verwalten und zu führen weiß, dem wird nicht zu schwer, einem großen Reiche vorzustehen. Im Unterhandeln mit feindlichen Feldherren lernt man mit fremden Mächten vorsichtig verkehren."

Chrysaores sagte: „Der Staat ist allerdings einem Heere nicht unähnlich; aber das Heer selbst ist doch nur ein Theil des Staates, hat auch nicht den Zweck des Staates, so wenig das Schwert, welches der Mensch trägt, der Zweck des menschlichen Daseins, sondern nur eines seiner vielen Mittel ist."

„Darum ist es leichter, ein Heer, als ein Reich beherrschen!" entgegnete der Imperator: „Aber ich sprach von der Schule, nicht von der Welt, in der die Regeln angewandt werden. Auch im Staat muß Ordnung und Eintheilung, muß stufenweiser Befehl und Gehorsam bestehen. Das römische Reich, über drei Welttheile verbreitet, ist freilich zu groß, um von einem einzigen Manne wohl beherrscht zu sein. Ich nahm Mitkaiser an, und vertheilte die Macht; trennte die bürgerliche und kriegerische Verwaltung in allen einzelnen Zweigen; gab allem Einzelnen wieder besondere Aufseher, und vervielfältigte die Aemter. Das Räderwerk griff fest in einander; es ging langsamer, aber sicherer. Nie war die römische Welt so stark in sich selbst gebunden und geordnet; nie hatte einer meiner Vorfahren auf dem Thron die ganze Verkettung der Reiche und Provinzen so in seiner Gewalt, als ich. Das ungeheure Werkzeug meines Willens war vollendet, und mein Wille war gut. Ich wollte das Glück der Welt, Frieden, Wohlstand meiner Unterthanen. Ich glaubte das goldene Zeitalter der Dichter wieder zu bringen. Man sagte mir, es sei vorhanden. Was fand

ich? Aufruhre, Verzweiflung, Unzufriedenheit aller Orten. — Warum? Ich saß auf dem Throne als ein Taubblinder."

„Also lag der Staat, dein Werkzeug, nicht in deiner Hand?" fragte Chrysaores: „Wer konnt' es dir entreißen?"

„Meine Stellung, meine Höhe," antwortete Diocletian: „Ich sah meine Völker nicht, sondern nur vier und fünf meiner Räthe; jeder derselben sah nicht meine Völker, sondern seine untergeordneten Verwalter; diese sahen meine Völker nicht, sondern ihre persönlichen Feinde und Freunde, ihre Vorurtheile, ihren Gewinn und Verlust, ihre Geliebten, ihre Günstlinge. Ich hatte die weisesten Männer zu obersten Beamten des Reichs gesetzt, aber von den untersten Beamten, die das Volk unmittelbar berühren, empfingen sie ihre Belehrungen über desselben Bedürfniß und Zustand. Eben diese niedrigsten Beamten sind nothwendigerweise auch allezeit die unwissendsten, eigennützigsten und kriechendsten. — In wessen Hand lag der Staat und das Glück meiner Völker? Mit wessen Augen sah ich; mit wessen Ohren hört' ich? Wer unterrichtete mich? — Lerne daraus, Chrysaores, der du Vieles weißt, daß die sinnreichste Zusammenordnung der Gewalten des Staats, daß der vortrefflichste Wille eines thätigen Fürsten und die größte Weisheit und Tugend seiner Rathgeber nicht hinreichend sind, ein Reich zu beherrschen, das heißt, die große Mehrheit der Unterthanen zu beglücken."

Chrysaores verbeugte sich und sprach: „Ich vernehme deine aus traurigen Erfahrungen geschöpfte Lehre mit der ihr gebührenden Ehrfurcht. Doch hat es einst glückselige Zeitalter, frohe und blühende Völker unter weisen Herrschern gegeben, die vielleicht dir nicht an Geistesgröße glichen. Sollten wir die Weltgeschichte Lügen strafen?"

Der Kaiser entgegnete: „Oft bringen die Zeiten freiwillig das Glück ohne Mühe, welches mit vergeblichen Anstrengungen der

ısch suchte. Dem Feldherrn schreibt man nicht selten den Ge-
n einer Schlacht zu, während der Zufall den Sieg entschieden
te. Oder glaubst du im Ernst, Chrysaores, daß die Weisheit
es Fürsten zur Beglückung der Unterthanen hinreichend sei? —
re mich das Geheimniß kennen, auf dem Throne be-
mmt zu sehen, deutlich zu hören, und Wahrheit zu
kennen, und ich will dir danken, obwohl ich das Geheimniß
cht mehr benutzen kann."

„Imperator," sagte der Weltweise, „deiner Weisheit hat
diesem Räthsel nie der Schlüssel gefehlt, sondern vielleicht nur
e Neigung, ihn am Räthsel zu versuchen. Denn wenn du ir-
end einen Menschen fändest, dessen kummervolle Gestalt dich reizte,
hm zu helfen, würdest du ihm, ohne die Ursache seines Kummers
u kennen, Arznei bringen, oder ihm lieber Geld geben? Würdest
du ihm in der Meinung, er sei vom Wandern müde, dein Pferd
anbieten, oder ihm, wenn du glaubtest, er traure über den Tod
seines Sohnes, Trostworte sagen?"

„Ich würde ihn fragen um die Ursache seines Leidens!" ant-
wortete Diocletian: „Der Arzt heilt den Kranken nicht, bevor
er aus dessen Munde die Art und den Sitz seiner Schmerzen
vernommen."

„Der Kranke, o Cäsar," sprach Chrysaores, „ist das Volk,
der Fürst ist der Arzt. Dieser Arzt kann den Kranken nicht
heilen, weil er ihn nicht selbst befragt, ja nicht einmal
durch seine Diener fragen läßt, sondern auf das bloße Gutach-
ten und Meinen von diesen sich verlassend, Arzneien
verordnet."

„Die Vergleichung ist übel gewählt!" entgegnete der Kaiser:
„Das Volk hat keine Stimme. Und hätt' es die Stimme, es
würde unfähig sein, den Sitz seines Leidens zu beschreiben, oder
zu sagen, was ihm Linderung schaffen könnte."

„Das Volk hat keine Stimme," erwiederte Chrysaores, „wo ihm Schweigen geboten und nur den Dienern des Fürsten zu reden erlaubt ist. Hätt' es die Erlaubniß zur Sprache empfangen, es würde mit Weisheit reden. Denn woher wählt der Herr des Reichs Feldherren und Rathgeber, als ebenfalls aus der Mitte des Volks? Wahrlich, der Herr des Reichs kennt nur wenige Einzelne, welche ihm der Zufall näher führt, und tausend Andere nicht, welche im Besitz weit größerer Gaben, in dunkler Ferne stehen bleiben. Sie würden für sich selbst nicht unweiser reden, als für die Sache des Herrn. — Wer einen einzelnen Menschen beglücken will, muß ihn fragen. Wer ein Volk beglücken will, soll es hören. Diejenigen, welche du, o Vater der Cäsaren, Taubblinde auf den Thronen heißest, würden sehen und hören und Wahrheiten erkennen, wenn sie nicht, durch eine endlose Reihe der Diener, vom Volke geschieden ständen, sondern dieses selbst reden ließen, und sie es selber anhörten."

„Jedermann hatte freien Zutritt zu mir. Ich hörte auch den Geringsten!" sagte Diocletian.

„Deine Menschlichkeit ist weltbekannt und gepriesen, o Cäsar," sagte der Peloponesier, „aber die Einzelnen, welche sich deiner geheiligten Person näherten, sprachen nicht vom Leiden des Volks, sondern ihrer eigenen Noth. Würdest du jeder Provinz deines unermeßlichen Reichs gestattet haben, die Weisesten und Edelsten ihrer Bürger, als deren Sprecher, in einem Senat zu versammeln: dann hätte der Mund der Senate Noth, Bedürfniß und Zustand der Provinzen offenbart; dann hätte dir die vereinte Einsicht der Klügsten Mittel zur Hilfe angedeutet, Mittel, die auch dem Weisesten der Sterblichen verborgen bleiben, weil er nicht die Kenntniß aller Oertlichkeiten, Gebräuche und Vorurtheile der Länder und ihrer Bewohner besitzt. Wem ist gegeben, Alles zu durchschauen und zu wissen? Durch die Senate der Völker wäre

Einsicht und Weisheit der Menschheit, o Cäsar, deine nsicht und Weisheit geworden; bisher aber war dein Re- tenwissen nur das, was dir die beschränkte Ansicht weniger flinge und Räthe zu erkennen gestattete. Dann hättest du ht nur vernommen, was deine Vertrauten und Räthe über Be- affenheit, Kräfte und Treue deiner Unterthanen urtheilten: ndern du hättest Gegenrechnung über Beschaffenheit, Werth d Treue der von dir angestellten Amtleute, Richter und tatthalter empfangen. O Cäsar, unter Myriaden von den- nigen, welche deinem Zepter unterworfen waren, hat dich oft cht ein einziger Mensch selber gesehen; darum hat jeder dich nach n Beamten beurtheilt, welche du in die Provinzen schicktest, ls wäre jeder Stellvertreter des Fürsten dessen Ebenbild. Wenn dich Provinzen grausam hießen, oder geldgierig, oder verschwen- erisch, oder geizig, oder geistesarm, so geschah es, nicht weil du s warst, sondern, weil du dich also im Treiben deiner Stell- ertreter, ohne zu wissen, den Völkern gezeigt hast. Du aber anntest die Tausende deiner Amtleute nicht, hattest sie nicht ein- nal selbst erwählt!“

Der Kaiser schien dem Weltweisen Beifall zu geben durch seine Geberden, doch sagte er: „Mit Cäsar Augustus endete das Un- wesen der alten Republik, deren Tugenden verschwunden waren. Die römische Welt war eines Alleinherrn bedürftig und sie empfing ihn. Seitdem lag es in der Staatsklugheit der Kaiser, nie wieder das Volk in Senaten neben sich aufwachsen zu lassen, damit Reich und Thron unerschüttert blieben.“

Chrysaores erwiederte: „Nie hat ein Senat Thron und Reich erschüttert, weder vor noch nach Augustus. Aber die prätorischen Cohorten, die Legionen und ihre Befehls- haber erschütterten Thron und Reich, oder am Hofe der Cäsaren die Selbstsucht der Höflinge und Lieblinge, die Laster eines

Perennius, Plautianus, Sejanus. Erröthete doch wenigstens der Senat noch, wie gesunken er auch schon in den Tagen des Cäsar Comodus war, als die Kriegsknechte den Thron der Welt an den Meistbietenden verkauften und ihn dem feigen Julianus verhandelten! Die Kriegsknechte errötheten vor solcher Schmach nicht; der Senat aber erröthete noch!"

„Wie?" rief Diocletian: „Möchtest du das Ungeheuer der Vielherrschaft wieder in die Welt zurückkehren lassen?"

„Nein, schon der weise Homer sprach: Einer sei Herr! und alle Völker rufen es ihm aus Herzensgrunde nach, weil sie lieber friedlichen Genuß ihres Eigenthums, als Unsicherheit wollen!" antwortete Chrysaores: „Einer sei Herr! Aber der Beste sei es und der Weiseste. Der Weiseste aber ist, welcher das Licht der ganzen Nation in sich trägt. Dies können Einzelne nicht verleihen; die ganze Nation gibt es aus sich. Einer sei Herr! Der ist's, welcher vom Thron herab sein Volk mit eigenem Ohr hören, mit eigenem Auge sehen kann; dann nur ist er eigenen Willens und eigener Hand. Wer mit gebungenen Ohren hört, und mit bezahlten Augen sieht, folgt nicht eigenem, sondern fremdem Sinn. Er trägt den Purpur, und die Knechte haben des Fürsten Zepter und Schwert. Sie sind die Vielherren! — Ihnen gehorcht der Fürst und das Land. Der Fürst ist nur der Glanz ihrer Macht. Und will er aus sich selbst handeln, handelt er falsch, weil er nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann."

„Sei billig, Chrysaores," sagte Diocletian, „und glaube, daß auch unter den Räthen der Kaiser tugendhafte und uneigennützige Männer stehen, welche ihren Herrn lieben und ihm gern Wahrheit offenbaren."

„Allerdings," antwortete Chrysaores, „doch auch der Tugendhafteste kann die Wahrheit nicht geben, wenn er sie nicht selber

it. Und der nächste am Thron sieht das Volk so wenig mit genem Auge, als der auf dem Thron sitzt. Er berichtet, wie e bezahlten Unterbeamten berichten. Uebrigens, mein Herr, nd Kaiser, liebt Niemand den Fürsten wahrhaft, der nicht das Volk liebt, denn das Volk ist der Leib des Fürsten und der ürst die Seele des Volks. Was ist eine Seele ohne ihren eib und ein Fürst ohne sein Volk? — Du kennest die Menschen, Cäsar, wie Wenige sie kennen, und weißt es, daß Jeder sich elbst vor allen Andern lieb hat. So liebt denn auch das Volk en Kaiser nur des Volkes selbst, und nicht des Kaisers willen, ınd wünscht ihn des Volkes willen weise, wohlunterrichtet und mächtig und unabhängig, weil ein unweiser, übelbelehrter, schwacher und fremder Leitung unterworfener Fürst kein Volk glücklich machen kann, auch wenn er wünscht, es zu können. Eben so lieben auch die Höflinge und hohen Staatsbeamten den Fürsten nicht seiner, sondern ihrer selbst willen. Weil sie Reichthümer sammeln, alleingewaltig schalten und die Lust der höchsten Würden und Ehren ungestört schmecken wollen, sehen sie mit Furcht, wenn der Fürst besser belehrt, als sie, ist, und er nach eigener Einsicht unabhängig regiert. Darum drängen sie sich zwischen den Thron und das Volk, daß der Fürst nicht selber sehe und höre; ihr Vortheil ist es, dem Landesbeherrscher das Volk verdächtig zu machen, als unruhig, roh, Meuterei und Aufstand liebend. Darum werden sie zu aller Zeit ihrem Gebieter Entfernung vom Volke empfehlen und die Errichtung der Senate in den Provinzen als Schwächung kaiserlicher Machtvollkommenheiten schildern. Denn sie wissen gar wohl, daß das Zutrauen des Volkes und die bessere Belehrung keineswegs die Macht und die Einsicht des Herrschers verkleinere, sondern vergrößere. Nicht das aber, sondern Vergrößerung ihrer eigenen Macht wollen sie. Auch

haben sie, wegen ihrer eigenen Handlungen, wenn dieselben tadelhaft wären, weniger Furcht vor den zwei Augen des Fürsten, als vor den hunderttausenden der Nation, denen nichts zu verbergen ist. Darum heißen sie das Volk verstummen, auf daß sie allein reden dürfen; und wie das Volk, aus Liebe zu sich selbst, den Fürsten einsichtsvoll und unterrichtet wünscht, so wünscht der Höfling, aus Liebe zu sich selbst, das Gegentheil."

Als Chrysaores endete, stand der Kaiser plötzlich auf, und that einige Schritte durch die Halle und schien finster und gedankenvoll zu werden. Der Weise trat zu ihm und sprach: „Mein Herr und Kaiser, sollt' ich deine Ungnade verschuldet haben? Da du selbst von Taubblinden auf dem Throne redetest und mich um das Geheimniß fragtest, wie man im Purpur die Wahrheit sehen und hören, und Glück und Unglück der Unterthanen erkennen möge, mußte meine Antwort diese sein: der Fürst gebe seinem Volke eine gesetzliche Zunge und höre es mit eigenem Ohr, obwohl die Großen neben ihm es nicht wollen."

Diocletian lächelte huldreich und erwiederte: „Du hast als Weiser gesprochen, nicht als Fürst. Mit Recht aber ist ein Fürst eifersüchtig auf seine Macht. Lehre mich nun ein zweites Geheimniß, ohne welches die Offenbarung des ersten nichts fruchtet. Wenn ein Volk reden kann, wird es auch handeln wollen; wenn es Rath ertheilen darf, diesen aber verworfen sieht, wird es erbittert ihn endlich erzwingen wollen. Es wird beginnen, erst sich selber Gesetze zu geben, und damit enden, dem Fürsten Gesetze zu machen. Wie stellst du die Alleinherrschaft des Einzigen den Völkern gegenüber sicher?"

Ihm entgegnete Chrysaores: „Dadurch, daß sie ihnen nie gegenübersteht; oder auch dadurch, daß der Fürst einzeln stärker bleibe, als jeder einzelne Theil seines Reichs ist."

„Du mußt deutlicher sein!" bemerkte Diocletian dem Weisen.

iefer fagte darauf: „In kleinen Staaten, wie vordem Athen, heben, Sparta, auch Rom, gewesen sind, ehe dieses seine Herr-haft über ganz Italien und über die Alpen verbreitete, ist es öglich, daß das gesammte Volk als ein freies Gemeinwesen in nem einzigen Senate dargestellt erscheine. Denn da ist einerlei Sitte, Sprache und Himmel, auch einerlei Bedürfniß gemein. In einem solchen Staate ist die Herrschaft nur geborgen, so lange er Thron nicht dem Volke gegenüber, sondern in dessen Mitte steht. Wo solches ist, muß das Volk im Fürsten, der Fürst im Volke leben, und der Fürst wird dann mit geringen Machtmitteln großen Reichen furchtbar sein. — Aber in einem Weltreich, Cäsar, wie das römische, welches vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules, und von der lybischen Wüste bis zum ewig gefrornen Meere reicht, kann kein gemeinsames Bedürfniß, kein gemeinsamer Wille, kein Gesetz stattfinden, welches überall wohlthätig wäre. Denn da ist mancherlei Volk, Sitte, Gemüthsart, Himmelsstrich und Sprache. Was dem Aethiopier gerecht schiene, würde dem Britannier grausam dünken; und was den Parther erhöbe, würde den Gallier erdrücken. Eine kleine Haushaltung ist besser zu führen, als eine große; ein mäßiges Gemeinwesen vollkommener einzurichten, als ein weitläufiges. Darum laß jeder Völkerschaft, jeder Provinz ihr eigenes Hauswesen, ihren eigenen Senat, ihr eigenes Wort an den Fürsten. Alle unter einander unabhängig und ohne Gemeinschaft, finden dann im Thron ihren verbindenden Mittelpunkt; als einzeln hilfsbedürftig, finden dann in der Macht dessen, der über die Gesammtheit herrschet, Möglichkeit der Hilfe oder des Schutzes. Keine einzelne Provinz wird je sich stark genug dünken, dem Gebieter aller andern das Gesetz zu machen, und die tollkühne Meuterei der einen wird von der Ergebenheit und Treue der andern, oder ihrem Neid, verrathen oder gedämpft werden."

Der Kaiser sprach: „Wäre Chrysaores früher gekommen, hätte Diocletian seiner Mitkaiser entbehren können."

Sie setzten beide die Unterredung noch lange fort. Der Imperator erzählte von der Denkart des Maximian, und der beiden Cäsaren Constantius und Licinus. Auch wollte er dem Weltweisen nicht die Rückkehr nach Salona gestatten, sondern so großes Gefallen fand er an diesen Gesprächen, daß er ihn bat, in seinem Palaste zu bleiben, wo er ihm die prachtvollsten Zimmer anwies, und ihn zu seiner Tafel einlud.

5.

Valeria.

Er stellte den Chrysaores den Vornehmsten seines Hofes, den Männern und Frauen vor, und sagte: „Nachdem ich die Welt viele Jahre beherrscht habe, lern' ich von diesem Manne die Kunst des Herrschens." — Besonders empfahl er seiner Tochter Valeria den Umgang des Weltweisen, daß sie aus der Weisheit seines Unterrichts Trost gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens schöpfe.

Anfangs schien die schöne Fürstin den Umgang des Weisen eher meiden, als suchen zu wollen. Drei Tage lang wich sie ihm aus, bis der Zufall sie ihm entgegenführte, als er aus dem Schatten des hohen Cypressenhains hervortrat, da er der kühlen Abendluft im Freien genoß.

Beide, als sie sich erblickten, schienen Bedenken zu tragen, einander zu nahen. Aber die Fürstin zuerst setzte ihre Schritte fort und sprach: „Warum wollen wir uns länger fliehen, Chrysaores? Muß ich nicht glauben, der Himmel selbst führe uns überall zusammen?"

„Deinen Scherz, edle Fürstin," sagte er, „wär' ich nur allzugeneigt, als Ernst anzunehmen, wüßt' ich nicht, daß der Mensch

rn sich selbst betrügend, den Zug seines Herzens zum Zug der orsehung machen möchte."

„Da dich mein Vater ehrt," sagte sie, „warum sollt' ich, seine ochter, mir Gewalt thun, nicht deiner Freundschaft und deines mgangs zu genießen, so lange es erlaubt ist?"

Chrysaores senkte den Blick zur Erde und sprach: „Warum? — Fürstin, aus freundlichem Mitleiden! Denn was bin ich und oerd' ich, wenn du, ohne deinen Willen, mich mir selber enteißest? Jeder Ton deines Mundes, jeder Blick deiner Augen türzt meine Seele in einen Rausch, worin das Bewußtsein erstirbt. Du weißt es, wie deine Bildsäule in der Villa des Nepotianus mich Unglückseligen verblenden konnte. Du aber weißt es nicht, daß schon auf der Insel des Duras Pflicht und Leidenschaft einen schweren Kampf in mir kämpften. Soll ich der Verbreitung der Wahrheit und des göttlichen Lichts auf Erden angehören: so muß ich jeder Verbindung entsagen, die mich an eine Erdscholle heftet. Darum floh ich von der Insel des Duras, eh' ich zu deinen Füßen meinen Wahnsinn bekannte. Und die, zu der ich damals noch glaubte aufschauen zu dürfen, steht jetzt vor mir als erlauchte Tochter eines Kaisers, und als eines Kaisers Wittwe."

Es schwieg Chrysaores, ohne aufzusehen. Aber auch Valeria blieb stumm vor ihm. Und als er nach langer Stille, da die Fürstin kein Wort erwiederte, die Augen zu ihr aufschlug, sah er Thränen auf ihrer Wange und ihren Blick sinnig zur Erde geneigt. Ein unendlicher Liebreiz umfloß ihre Glieder. Indem der Hauch des Abends den golddurchwirkten Schleier bewegte, der wie eine Sternenwolke ihren Leib umschwamm, und ein Strahl der Sonne sich durch die Zweige der Cypressen über sie ergoß, ward ihm, als sähe er ein Wesen höherer Welten.

„Es ist zuviel!" seufzte er, und ein Schauer ging durch seine Glieder, und gern hätt' er sich entfernt.

„Verlaß mich nicht!“ sagte Valeria: „Verlaß mich nicht! Ich habe mein Herz vor Gott geprüft und mich rein von Vorwürfen gefunden. Welche Verwandlungen in mir vorgegangen sind, seitdem ich dich auf der Insel des Duras gefunden, begreif' ich nicht; aber ich bin an denselben unschuldig. Seitdem ist jeder meiner Gedanken ein Gedanke von dir, und jeder meiner Odemzüge ein Seufzer für dein Wohl. Noch ist mir kein Sterblicher erschienen, wie du. Es ist auch kaum, als wenn du der Sterblichen einer wärest. Es ist nichts Sündliches, sondern etwas Heiliges in den Empfindungen, die jetzt mein Leben sind. Darum bekenn' ich sie. Ich weiß, daß ich, von dir einst getrennt, auslöschen muß, wie das Licht, dem man die Nahrung genommen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, denn nun hab' ich gelebt. Meine Liebe, Chrysaores, ist das Werk meines Gottes. Der fürstliche Glanz, der mich umgibt, ist das Werk menschlicher Eitelkeit. Die Wahl ist nicht schwer.“

Chrysaores sagte: „Fürstin, du gibst mir das Entzücken und die Verzweiflung mit demselben Hauch deines Mundes. Im Gefühle meiner Seligkeit erschrecke ich vor mir selber, denn ich bin Verbrecher an der menschlichen Ordnung, durch meine Gefühle.“

„Es gibt, glaub' ich,“ sagte Valeria, über alle menschliche Ordnung eine göttliche. Und in dieser will meine Seele wohnen. Gott und die Natur sind den Erfindungen des menschlichen Stolzes, den Vorurtheilen der Völker, den wandelbaren Einrichtungen ihrer gesellschaftlichen Zustände fremd. Die bürgerliche Welt kann eine That Verbrechen heißen, weil sie gegen ihre Stiftungen anstrebt, und vor Gott steht diese That sündlos, weil sie dem ewigen Gesetz der Natur gefolgt ist.“

„Ach, meine Fürstin, verzeih' es,“ rief Chrysaores, „ich muß dem verführerischen Scharfsinn meiner Leidenschaft widerreden, so lange ich's vermag. Denn es gibt nicht zweierlei Sittenlehre,

icht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. .nter welchem Volk auf Erden wir stehen, sind wir der Ruhe und Glückseligkeit desselben das Opfer unserer Neigungen schuldig; denn ie Glückseligkeit Aller gilt mehr, als Befriedigung unserer Eigeniebe. Aber die Glückseligkeit eines Volkes hängt an seinen Begriffen, wie mangelhaft diese auch sein mögen, und an den Ordnungen, die es sich gesetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Wenn schon zum Beispiel die Natur nicht Vielweiberei zum Verbrechen stempelt, wird sie doch zum Verbrechen und zur Sünde wider Gott in dem Lande, wo bürgerliche Ordnung sie untersagt. Denn Sünde ist's, wenn der Mensch seine selbstsüchtige Begier nicht bindet, um die Vorstellungen der Landesgenossen von dem, was recht, tugendhaft und ehrbar ist, zu schonen. Diese Vorstellungen sind die Grundlage aller öffentlichen Glückseligkeit, Ordnung und Sicherheit eines Volks. Es gibt nur eine Tugend, sie betrete die Pfade der Natur oder der bürgerlichen Welt. Sie hat immer denselben Sinn, wenn schon nicht dieselbe äußere Gestaltung."

„So sage mir, Chrysaores, o sag' es mir, bin ich Verbrecherin?" rief die Fürstin lebhaft: „Was kann dies Herz dafür, daß es für dich schlägt, wie nie für einen der Sterblichen? Ich habe es ihm nicht geheißen, ich kann es davon nicht entwöhnen. Und was hast du verbrochen, daß dich deine tugendhafte Seele an die meinige hängt? Deine Gefühle, sind sie deine Kunst oder dein Werk? Gleichwie du den unempfindlichen Marmor geliebt hast, welchen Timolaos, der Bildhauer, meiner Gestalt nachgeformt hat: so will ich dich lieben in Unschuld, ohne Hoffnung und Furcht. Chrysaores, so liebe auch du die kaiserliche Tochter ohne Hoffnung, ohne Furcht."

Der Weise antwortete: „Das reine Wohlgefallen am Schönen und Guten ist die Urkunde vom himmlischen Ursprung unserer

„Verlaß mich nicht!“ sagte Valeria: „Verlaß mich nicht! Ich habe mein Herz vor Gott geprüft und mich rein von Vorwürfen gefunden. Welche Verwandlungen in mir vorgegangen sind, seitdem ich dich auf der Insel des Duras gefunden, begreif' ich nicht; aber ich bin an denselben unschuldig. Seitdem ist jeder meiner Gedanken ein Gedanke von dir, und jeder meiner Odemzüge ein Seufzer für dein Wohl. Noch ist mir kein Sterblicher erschienen, wie du. Es ist auch kaum, als wenn du der Sterblichen einer wärest. Es ist nichts Sündliches, sondern etwas Heiliges in den Empfindungen, die jetzt mein Leben sind. Darum bekenn' ich sie. Ich weiß, daß ich, von dir einst getrennt, auslöschen muß, wie das Licht, dem man die Nahrung genommen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, denn nun hab' ich gelebt. Meine Liebe, Chrysaores, ist das Werk meines Gottes. Der fürstliche Glanz, der mich umgibt, ist das Werk menschlicher Eitelkeit. Die Wahl ist nicht schwer.“

Chrysaores sagte: „Fürstin, du gibst mir das Entzücken und die Verzweiflung mit demselben Hauch deines Mundes. Im Gefühle meiner Seligkeit erschrecke ich vor mir selber, denn ich bin Verbrecher an der menschlichen Ordnung, durch meine Gefühle.“

„Es gibt, glaub' ich,“ sagte Valeria, über alle menschliche Ordnung eine göttliche. Und in dieser will meine Seele wohnen. Gott und die Natur sind den Erfindungen des menschlichen Stolzes, den Vorurtheilen der Völker, den wandelbaren Einrichtungen ihrer gesellschaftlichen Zustände fremd. Die bürgerliche Welt kann eine That Verbrechen heißen, weil sie gegen ihre Stiftungen anstrebt, und vor Gott steht diese That sündlos, weil sie dem ewigen Gesetz der Natur gefolgt ist.“

„Ach, meine Fürstin, verzeih' es,“ rief Chrysaores, „ich muß dem verführerischen Scharfsinn meiner Leidenschaft widerreden, so lange ich's vermag. Denn es gibt nicht zweierlei Sittenlehre,

nicht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. Unter welchem Volk auf Erden wir stehen, sind wir der Ruhe und Glückseligkeit desselben das Opfer unserer Neigungen schuldig; denn die Glückseligkeit Aller gilt mehr, als Befriedigung unserer Eigenliebe. Aber die Glückseligkeit eines Volkes hängt an seinen Begriffen, wie mangelhaft diese auch sein mögen, und an den Ordnungen, die es sich gesetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Wenn schon zum Beispiel die Natur nicht Vielweiberei zum Verbrechen stempelt, wird sie doch zum Verbrechen und zur Sünde wider Gott in dem Lande, wo bürgerliche Ordnung sie untersagt. Denn Sünde ist's, wenn der Mensch seine selbstsüchtige Begier nicht bindet, um die Vorstellungen der Landesgenossen von dem, was recht, tugendhaft und ehrbar ist, zu schonen. Diese Vorstellungen sind die Grundlage aller öffentlichen Glückseligkeit, Ordnung und Sicherheit eines Volks. Es gibt nur eine Tugend, sie betrete die Pfade der Natur oder der bürgerlichen Welt. Sie hat immer denselben Sinn, wenn schon nicht dieselbe äußere Gestaltung."

„So sage mir, Chrysaores, o sag' es mir, bin ich Verbrecherin?" rief die Fürstin lebhaft: „Was kann dies Herz dafür, daß es für dich schlägt, wie nie für einen der Sterblichen? Ich habe es ihm nicht geheißen, ich kann es davon nicht entwöhnen. Und was hast du verbrochen, daß dich deine tugendhafte Seele an die meinige hängt? Deine Gefühle, sind sie deine Kunst oder dein Werk? Gleichwie du den unempfindlichen Marmor geliebt hast, welchen Timolaos, der Bildhauer, meiner Gestalt nachgeformt hat: so will ich dich lieben in Unschuld, ohne Hoffnung und Furcht. Chrysaores, so liebe auch du die kaiserliche Tochter ohne Hoffnung, ohne Furcht."

Der Weise antwortete: „Das reine Wohlgefallen am Schönen und Guten ist die Urkunde vom himmlischen Ursprung unserer

„Verlaß mich nicht!“ sagte Valeria: „Verlaß mich nicht! Ich habe mein Herz vor Gott geprüft und mich rein von Vorwürfen gefunden. Welche Verwandlungen in mir vorgegangen sind, seitdem ich dich auf der Insel des Duras gefunden, begreif' ich nicht; aber ich bin an denselben unschuldig. Seitdem ist jeder meiner Gedanken ein Gedanke von dir, und jeder meiner Odemzüge ein Seufzer für dein Wohl. Noch ist mir kein Sterblicher erschienen, wie du. Es ist auch kaum, als wenn du der Sterblichen einer wärest. Es ist nichts Sündliches, sondern etwas Heiliges in den Empfindungen, die jetzt mein Leben sind. Darum bekenn' ich sie. Ich weiß, daß ich, von dir einst getrennt, auslöschen muß, wie das Licht, dem man die Nahrung genommen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, denn nun hab' ich gelebt. Meine Liebe, Chrysaores, ist das Werk meines Gottes. Der fürstliche Glanz, der mich umgibt, ist das Werk menschlicher Eitelkeit. Die Wahl ist nicht schwer.“

Chrysaores sagte: „Fürstin, du gibst mir das Entzücken und die Verzweiflung mit demselben Hauch deines Mundes. Im Gefühle meiner Seligkeit erschrecke ich vor mir selber, denn ich bin Verbrecher an der menschlichen Ordnung, durch meine Gefühle.“

„Es gibt, glaub' ich,“ sagte Valeria, über alle menschliche Ordnung eine göttliche. Und in dieser will meine Seele wohnen. Gott und die Natur sind den Erfindungen des menschlichen Stolzes, den Vorurtheilen der Völker, den wandelbaren Einrichtungen ihrer gesellschaftlichen Zustände fremd. Die bürgerliche Welt kann eine That Verbrechen heißen, weil sie gegen ihre Stiftungen anstrebt, und vor Gott steht diese That sündlos, weil sie dem ewigen Gesetz der Natur gefolgt ist.“

„Ach, meine Fürstin, verzeih' es,“ rief Chrysaores, „ich muß dem verführerischen Scharfsinn meiner Leidenschaft widerreden, so lange ich's vermag. Denn es gibt nicht zweierlei Sittenlehre,

nicht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. Unter welchem Volk auf Erden wir stehen, sind wir der Ruhe und Glückseligkeit desselben das Opfer unserer Neigungen schuldig; denn die Glückseligkeit Aller gilt mehr, als Befriedigung unserer Eigenliebe. Aber die Glückseligkeit eines Volkes hängt an seinen Begriffen, wie mangelhaft diese auch sein mögen, und an den Ordnungen, die es sich gesetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Wenn schon zum Beispiel die Natur nicht Vielweiberei zum Verbrechen stempelt, wird sie doch zum Verbrechen und zur Sünde wider Gott in dem Lande, wo bürgerliche Ordnung sie untersagt. Denn Sünde ist's, wenn der Mensch seine selbstsüchtige Begier nicht bindet, um die Vorstellungen der Landesgenossen von dem, was recht, tugendhaft und ehrbar ist, zu schonen. Diese Vorstellungen sind die Grundlage aller öffentlichen Glückseligkeit, Ordnung und Sicherheit eines Volks. Es gibt nur eine Tugend, sie betrete die Pfade der Natur oder der bürgerlichen Welt. Sie hat immer denselben Sinn, wenn schon nicht dieselbe äußere Gestaltung."

„So sage mir, Chrysaores, o sag' es mir, bin ich Verbrecherin?" rief die Fürstin lebhaft: „Was kann dies Herz dafür, daß es für dich schlägt, wie nie für einen der Sterblichen? Ich habe es ihm nicht geheißen, ich kann es davon nicht entwöhnen. Und was hast du verbrochen, daß dich deine tugendhafte Seele an die meinige hängt? Deine Gefühle, sind sie deine Kunst oder dein Werk? Gleichwie du den unempfindlichen Marmor geliebt hast, welchen Timolaos, der Bildhauer, meiner Gestalt nachgeformt hat: so will ich dich lieben in Unschuld, ohne Hoffnung und Furcht. Chrysaores, so liebe auch du die kaiserliche Tochter ohne Hoffnung, ohne Furcht."

Der Weise antwortete: „Das reine Wohlgefallen am Schönen und Guten ist die Urkunde vom himmlischen Ursprung unserer

Geister; aber nichts Irdisches darf die Urkunde beflecken. Vom leisesten Hauch der Leidenschaft wird sie unleserlich. Ach, Valeria, du bist einer Heiligen gleich, an welcher die Sinnenwelt keine Macht mehr hat. Aber mir ist das ruhige Wohlgefallen in einer stürmischen Sehnsucht zu Grunde gegangen. Du bist schon mein Gedanke, mein Gefühl, meine Vergangenheit, meine Zukunft geworden. Ich bin nicht mehr ich, sondern in deinem Leben aufgelöset. Ich weiß nicht, was ich will; aber ich erkranke ohne dich, und bei dir ring' ich zwischen Sein und Nichtsein. Soll ich mich selbst retten, muß ich dich fliehen."

„Nein, Chrysaores," sagte Valeria, und legte die Hand auf die seinige, „du bist edler, als du meinst, und stärker, als du denkst. Deine Liebe werde die Prüfung und Uebung eines tugendhaften Muthes. Was ist denn die Weisheit, wenn sie nicht eine Gotteskraft ist, zur Ueberwindung seines Selbstes? Der ist in der Schlacht der Tapfere, welcher dem Tod unerschrocken ins Antlitz blickt, nicht der die Gefahr flieht. Weiser Chrysaores, fliehe nicht."

Ihr antwortete Chrysaores: „Man ist nicht mehr weise, wenn man trunken ist. Aber ich bin ein Trunkener durch deinen Zauber. Nüchtern zu werden, muß man nicht einen Rausch durch den zweiten ertränken wollen; und eine Leidenschaft zu übermannen, muß man sie nicht sättigen, sondern ihr die Nahrung entziehen, daß sie sterbe. Wer sich für stark genug hält, der Gefahr zu spotten, ist schon in der Gefahr; und wer sich erlaubt, mit der Sünde zu spielen, ist schon an sie verspielt. Du mahnest mich zur Selbstüberwindung, Fürstin! Mich selbst überwinden, heißt deinen Blick fliehen; denn bei dir zu sein ist mein Sehnen. Den gefährlichsten Wunsch des Herzens erfüllen, heißt nicht, ihn besiegen, sondern ihm unterliegen."

Traurig blickte Valeria ihrem Freunde ins Antlitz und sprach: „So flieh! Einst sagte ich auf der Insel: so flieh, es ist besser.

Nun sprech' ich: flieh oder bleibe, es ist nie besser. Nenne mir den Tag, an dem du uns verlassen willst; dann weiß ich, wann mein Sterben anfängt. Nein, nenne ihn nicht. Gott hat uns barmherzig die Zukunft verhüllt. Ueberrasche mich unverhofft, wie der Tod. Es ist gut, daß ich nichts weiß; so schmeichelt sich meine Hoffnung von einem Tage zum andern, und ich schmecke die Lust der Gegenwart in klarer Schöne. Ich fürchte nun schon dein Scheiden nicht mehr, denn ich fürchte den Tod nicht. Oder meinest du, Sterben sei ein Schweres?"

Wehmüthig drückte Chrysaores die Hand der Fürstin an seine Brust und sprach: „Es ist dem Geiste nichts schwerer zu tragen, als die Sünde. O du Verlobte des Heilandes, der für dich starb, du trägst das Leben leicht, denn es ist rein. Wie soll das Sterben dir schwer sein, wenn du das Leben abwirfst? Aber, Valeria, es in Schmerz und Gram verlieren, weil uns die heilige Pflicht scheidet, das ist ein schweres Sterben, denn es ist sündig. Willst du Selbstmörderin sein?"

„Selbstmörderin!" schrie Valeria: „Was redest du, Chrysaores?"

Er erwiederte: „Ob das Gift des Schierlingskrautes, oder das Gift des eigensinnigen Grames unser Leben endet, ohne daß wir es wehren, welch' ein Unterschied ist's! Kämpfe, fromme Christin, überwinde! Sei du selbst wieder Herrin, nicht dein Gefühl und dein Schmerz!"

Da warf sie sich weinend an die Brust des Chrysaores und sagte: „Zerfleische mich und sage, ich soll nicht bluten; tödte mich und sage, ich soll nicht sterben; fliehe und sage, ich soll athmen und lächeln. Hab' ich mir die Liebe nicht gegeben, wie soll ich sie mir ausreißen? Der Schmerz kömmt ungerufen, wie die Freude, durch das Thor des Herzens, und der Geist kann es nicht wehren, daß sie kommen und in das Haus einkehren, das er bewohnt. O,

daß ich kalt wäre, wie der gefühllose Marmor meines Bildes! Ist es Sünde, wenn die Liebe mich belebt, ist es Sünde, wenn die Liebe mich tödtet: wie soll ich meine Seele retten, da ich entweder leben oder sterben muß?"

„Lebe, liebe! aber beherrsche Leben und Liebe, o Valeria!" rief Chrysaores bewegt: „Dahin sollen wir ringen. Darum will ich kämpfen; das wird mir gelingen. Fühlt sich der Geist von den Freuden und Schmerzen des Lebens ergriffen, es sei! — überwältigen lassen soll er sich nicht. Er hat gegen die Macht des Irdischen eine Zauberwaffe, die jeden Angriff vereitelt, seine Herrschaft festhält und den Sieg dann noch rettet, wenn er nahe daran ist, entrissen zu werden."

„Nenne mir, du Starker, nenne mir die Wunderwaffe!" rief Valeria: „denn es ist noth, daß ich die Hand auch nach dem schwimmenden Halm strecke, damit die Fluth mich nicht verschlinge."

„Zerstreuung! ohne Zaudern, Zerstreuung!" sagte Chrysaores und führte plötzlich die Fürstin aus dem Schatten der Cypressen in die freie Heitere, in den Anblick des väterlichen Palastes, in die Nähe des goldenen Thores, wo die geschäftigen Menschen aus- und einwandelten.

Die überraschte Fürstin ermannte sich, drückte den Schleier auf ihre Augen und lächelte dankbar den Weisen an.

„Wahrlich," sprach sie, „du bist ein Weiser! Du nennst und reichst mir die Arznei."

6.

Die Verfolgungen der Christen.

Es hat mir Chrysaores bekannt, daß er selber glaube, dieser Arznei mehr bedürftig gewesen zu sein, als die kaiserliche Tochter. Denn ein so kindlichreiner, frommer und edler Geist, wie Vale-

riens, würde auch in der häßlichsten Hülle entzückt haben; so wie hinwieder die Anmuth ihrer Gestalt, das Ebenmaß ihrer Glieder, die Zartheit und Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge auch aus dem geistlosen Marmor Gluth in die männliche Brust zu senden vermögend war. Nicht unwillkommen sei ihm daher, beim Eintritt in den Palast, gewesen, einem der Diener Diocletians zu begegnen, der ihn zu seinem erhabenen Gebieter einlud Denn Diocletian pflegte die Stunde des Sonnenuntergangs und der ersten Dämmerung gern in der großen Säulenhalle unter erheiternden Gesprächen hinzubringen, wenn er aus dem Bade gestiegen war, und die kühle Meerluft des Abends genießen wollte.

„Glaubst du nicht auch," sagte er zu dem Weltweisen, „daß, wie jeder Tag seinen Morgen und Abend, ja wie solchen Morgen und Abend die ganze Natur des Jahres mit dem Frühling und Herbst, und wie ihn jeder Mensch mit der Kindheit und dem Alter hat — glaubst du nicht auch, daß die gesammte Menschheit einen gleichen Wechsel ihrer Tageszeit, einen Morgen und einen Abend habe? Der Gedanke hat mich schon oft beschäftigt. Ich weiß nicht, ob er eine Frucht meines hinfälligen Alters, oder meiner reifern Betrachtung der Dinge ist? Denn das heutige Geschlecht der Sterblichen scheint mir immer tiefer in Schlechtigkeit zu versinken, an Tugenden ärmer zu werden; wenn auch nicht weniger unterrichtet, als in vorigen Zeitaltern, doch immer kraftloser zu werden an Hervorbringung großer Gedanken und Thaten. Du selbst wirst bekennen müssen, daß sich diese Altersschwäche des menschlichen Geschlechts in allen Künsten und Wissenschaften kund thut. Nirgends eigene Erfindung, nirgends eigenthümliche Schöpfung; allenthalben Nachbeterei der Alten, oder ödes blödes Geschwätz. Warum bringt die Natur nicht Redner, Dichter, oder Geschichtschreiber, oder Maler, Baumeister, Bildhauer und andere Meister mehr hervor, wie in frühern Zeiten? Sieh' an,

unsere Tage! Welch ein unruhiges Treiben, Irren und Schwanken ohne Kraft! Welch ein weinerliches Wesen in der herrschend werdenden Denkart der Menschen! Welch ein allgemeines Gähren in den Völkern ohne Sinn und Zweck! Es ist eine Gährung, die der Fäulniß vorangeht. Die Hefen heben sich vom Boden nach oben, und drücken das Hohe in die Tiefe. Ich glaube, Freund, es will in der Menschheit Abend werden."

„Vielleicht auch ein neuer Morgen!" sagte Chrysaores: „Denn wenn ich die letzten Jahrhunderte vergleiche mit den frühern, erblicke ich nichts, als Nacht. Vielleicht wird sie noch finsterer werden. Aber so muß es kommen. Doch eins weiß ich, mein Herr und Kaiser, die Sonne rüstet sich zum Aufgang. Das Gähren der Völker ist nicht das Gähren der Fäulniß, sondern der Verjüngung. Der trübe Most will sich zum hellen Weine läutern. Aller Tod ist Vater jungen Lebens."

„Ohne Bild gesprochen, Chrysaores!" rief Diocletian: „Du erkennest also auch, es ist heutiges Tages nicht, wie sonst. Das Leben der Welt ist nicht so froh und frisch, wie ehemals, sondern ernst und düster und verworren; man weiß nicht, wo hinaus es damit will? Die alten Ordnungen brechen immer zusammen, und was neu aufkömmt, ist nicht haltbar, oft ganz unsinnig. Die Menschen scheiden sich, und parteien und hassen sich, und führen heimlichen Gedankenkrieg um Einbildungen und Träume. Es ist ein peinliches, unseliges Thun. Und doch konnt' ichs mit aller meiner Macht nicht ändern. Sprich, von wannen stammt dieser Unfug?"

„Aus dem Tode der öffentlichen Freiheit!" antwortete Chrysaores: „Denn die Barbaren, welche nie der Freiheit genießen, haben nie bewundernswürdige Gedanken und Thaten hervorgebracht; wohl aber die Griechen, so lange sie sich in Freiheit entfalten konnten, bis sie nach Alexander in Knechtschaft sanken.

So auch Rom, welches in That und Weisheit prangte, so lange es frei war. Als es die alte Tugend mit der Wollust der besiegten Barbaren vertauschte, ging die Freiheit unter. Da kamen die Gewaltherrscher, da die Cäsaren. Sie ließen wohl dem Volke Alles, um auf dem Felde sich beschäftigen, in den Werkstätten arbeiten, in Spielen und Ueppigkeiten sinnliches Gelüst stillen zu können. Aber verboten ward das Gelüst des Geistes nach höhern Dingen, nach dem Recht, Mensch zu sein, wie Cäsar selbst ist."

Diocletian schüttelte bei dieser Rede das graue Haupt mit ungläubigem Lächeln. Als der Peloponesier solches bemerkte, sprach er: „Wie, mein Herr und Kaiser, du zweifelst? Warum denn blühten Griechenland und Rom, ehe sie in Knechtschaft fielen, und blühten nachher nie wieder? Weil in freien Verhältnissen jeglicher Mensch gilt, was er werth ist; weil er seine ewige, allen Menschen gleiche Würde fühlt; weil er sich ungehemmt zu dem entfaltet, was er nach seiner Natur werden kann, und also in Gedanken und Werk zum Großen und Göttlichen aufstrebt, weil solches der Trieb jedes Gemüths ist. — Wenn aber die Tyrannei aufkömmt, welche die Freiheit Anderer hasset, um als Tyrannei bestehen zu können: dann will sie, was der Mensch Hohes und Göttliches hat, für sich behalten, nämlich die Freiheit; und der übrigen Welt weiset sie Bedürfniß und Wohlsein des thierischen, niedrigen Lebens an. Sie ist die Gottheit, das übrige Menschengeschlecht Staub; der Thron ist die Hauptsache, alles Uebrige Werkzeug zu dessen Verherrlichung; der Staat ist Zweck, und das Volk das dazu geborne Mittel. Wenn aber die Menschen nicht mehr gelten nach dem Werth, welchen ihnen die Natur gegeben, sondern nach dem, welchen man ihnen für den Thron gibt; wenn sie für kein Vaterland mehr, sondern für ein Handwerk, ein Ackerfeld oder ein Amt,

müsse untergehen, wenn das nicht mehr ist, was bisher bestand. Aber sie wird nur ein Winterkleid abstreifen und den frischen Frühlingsschmuck anthun."

Der Cäsar schwieg einige Augenblicke nachdenkend und sprach dann: „Es scheint also, Chrysaores, du habest die strengen Maßregeln mißbilligt, mit denen ich den überhandnehmenden Unfug unterdrücken wollte, welcher durch die freien oder frechen Gesinnungen der Menschen im Reich verbreitet zu werden drohte? Du hältst also die Meinungsgrillen der Christen für mehr, als Schwärmerei und Schwindelei? Ich konnte nie, und kann jetzt noch nicht diese im Finstern schleichenden Rotten achten, welche die Ruhe der Völker stören, obwohl mehrere einsichtsvolle, auch zum Theil rechtschaffene Männer zu ihnen gehören. Eben diese aber sind die Gefährlichsten, und eben sie ließ ich durch meine Befehlshaber und Gerichte in den Provinzen am strengsten verfolgen. Rede offen, was würdest du gethan haben an meiner Stelle, auf dem Throne?"

„Vater der Cäsaren," rief Chrysaores, „wer unter den Sterblichen könnte eine Frage, wie diese, beantworten? Der Fürst ist ein Gewaltiger, aber der Gewaltigste bleibt das Werkzeug einer höhern, unsichtbaren und weisen Weltlenkung. Du hast nicht deinen, sondern den Zweck der höhern Weltlenkung, durch Verfolgung der Christen, befördert. Du hast Meinungen bestraft, nicht widerlegt, darum leben sie fort. Du hast Ueberzeugungen verfolgt, und sie damit durch Geräusch auch denen bekannt gemacht, welche sie nicht kannten. Du hast das Christenthum, wider deinen Willen, verbreitet, das du auszurotten gedachtest; und unter allen Völkern jenen Grundsätzen und Ueberzeugungen

Tode, durch Constantin den Großen, der eben damit das Reich und den Beinamen des Großen gewann.

ebendigkeit gegeben und Stärke, die du zu lähmen oder zu tödten laubtest."

Der Cäsar nickte ernst mit dem grauen Haupte eine Art Beifalls und sagte: „Ich weiß, daß ich allein leider zu schwach gegen das Verderbniß dieses heillosen Zeitalters stritt."

„Die Völker der Erde werden nun aber behaupten und künftigen Jahrhunderten sagen," erwiederte Chrysaores, „daß du nicht wider, sondern für das Verderbniß des Zeitalters gestritten habest. Denn du habest für das gestritten, was nicht mehr zum Sinn und Heil der Völker passend, folglich verdorben und unhaltbar geworden; und habest dich aufgelehnt gegen das Bedürfniß des menschlichen Geschlechts, welches sich laut verkündet."

„Und was denn wäre dies sogenannte Bedürfniß des menschlichen Geschlechts?" fragte der kaiserliche Greis mit einem etwas spöttischen Lächeln.

„Menschen zu sein!" antwortete der Weltweise. — — —

Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarr-Vikars von Wiltshire.

Goldsmiths Vicar of Wakefield erschien das erste Mal im Jahr 1772 zu London gedruckt. Man erwähnt dieses Umstandes, an welchem den wenigsten Lesern viel gelegen sein mag, nur darum, weil es auch möglich ist, daß der Dichter den ersten Gedanken zu seinem Roman aus dem British Magazine von 1766 geschöpft hat, wo das Tagebuch oder eigentlich nur ein Bruchstück desselben, von einem armen Vikar von Wiltshire abgedruckt stand. Das British Magazine gibt dazu die Versicherung, daß die Aechtheit des Bruchstücks unzweifelhaft, und nichts daran erdichtet sei.

Es ist unmöglich, diese Aechtheit aus andern, als innern Gründen zu beweisen. Die Leser müssen sich gefallen lassen, das Bruchstück auf Treu und Glauben hinzunehmen. Vielleicht werden sie nur bedauern, daß es Bruchstück ist. Vielleicht aber war es auch das Wichtigste aus dem Tagebuch und aus dem ganzen Lebenslaufe des guten Vikars.

Am 15. Dezember 1764.

Ich erhielt von Herrn Doktor Snart, meinem Patron, zehn Pfund Sterling, als den Betrag des halbjährigen Gehalts. Ich

mußte den sauer verdienten Lohn noch unter manchen Unannehmlichkeiten in Empfang nehmen.

Nachdem ich anderthalb Stunden im kühlen Vorzimmer des Herrn Rektors hatte warten müssen, erlaubte man mir's endlich, in sein Gemach zu treten. Er saß gemächlich im großen Lehnstuhle am Schreibtische; das Geld war schon gezählt. Er erwiederte meine Verbeugungen mit einem majestätischen Kopfnicken seitwärts, indem er seine schöne schwarzseidene Hausmütze ein wenig aus dem Nacken empor und wieder zurückschob. Wirklich hat er viel Würde. Ich kann mich nie ohne Ehrfurcht nahen. Ich glaube, ich würde zu dem Könige selbst nicht mit größerer Ehrerbietung hintreten.

Er nöthigte mich nicht zum Sitzen, obwohl er wissen konnte, daß ich den Morgen schon eilf (englische) Meilen gemacht hatte bei schlechtem Wetter, und vom anderthalbstündigen Stehen im Vorzimmer auch nicht viel Trost für die müden Beine gehabt. Er wies mit der Hand auf das Geld.

Mir schlug das Herz gewaltig, als ich nun mit der lange überlegten und wohl eingelernten Bitte um einige Gehaltsvermehrung hervortreten wollte. Daß ich doch meine Schüchternheit auch in den allerunschuldigsten, ja ich darf sagen, in den gerechtesten Sachen nicht ablegen kann! Mit einer Angst, als wollt' ich ein Verbrechen begehen, hob ich zweimal vergebens an. Gedächtniß, Worte und Stimme verließen mich. Der Schweiß stand mir plötzlich in großen Tropfen auf der Stirn.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte er sehr leutselig.

— „Ich bin — Alles ist theuer — kaum im Stande, mit dem geringen Gehalt in diesen Zeiten auszukommen.“

„Geringer Gehalt, Herr Vikar? Wo denken Sie hin? Ich kann jeden Tag einen andern Vikar um fünfzehn Pfund Sterling Jahrgehalt haben!“

„Um fünfzehn Pfund! Nun ja, wenn er ohne Familie ist, mag er's mit dem Gelde machen."

„Ihre Familie, Herr Vikar, hat sich doch nicht vermehrt, hoffe ich? Sie haben ja nur zwei Töchter."

„Ja Ihro Hochwürden. Aber diese wachsen heran. Meine Jenny, die älteste, ist nun achtzehn Jahre, und Polly, die jüngere, bald zwölf Jahre alt."

„Desto besser. Können die Mädchen nicht arbeiten?"

Ich wollte antworten. Er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, sondern stand auf und sagte, indem er gegen das Fenster ging und mit den Fingern an den Scheiben trommelte: „Ich habe heute unmöglich Zeit, mich weiter einzulassen. Ueberlegen Sie's, ob Sie mit fünfzehn Pfund des Jahres die Stelle behalten wollen, und melden Sie mir's dann. Können Sie nicht, so wünsche ich Ihnen eine bessere Vikarstelle zum Neujahrsgeschenk."

Er verbeugte sich höflich gegen mich und schob wieder an der Mütze. Ich strich hastig das Geld ein und empfahl mich seiner Huld. Ich war wie angedonnert. So kalt hatte er mich noch nie empfangen und abgefertigt. Ohne Zweifel bin ich bei ihm verläumdet. Nicht einmal bot er mir, nach bisheriger Gewohnheit, ein Mittagessen an. Ich hatte darauf gehofft, denn ich war nüchtern von Crekelade in aller Frühe fortgegangen. Nun kaufte ich mir in der Vorstadt bei einem Bäckerladen, an dem ich vorüber ging, ein Brod, und machte mich damit auf den Rückweg.

Wie niedergeschlagen war ich auf dem Wege. Ich weinte, wie ein Knab. Die Thränen fielen auf das Brod, indem ich es hungrig verschlang.

Pfui, Thomas! Schäme dich deines Kleinmuthes. Lebt der alte Gott nicht mehr? Und wenn du nun die ganze Stelle verloren hättest? Jetzt sind es ja nur 5 Pfund weniger? Freilich der vierte Theil des ganzen kleinen Jahrlohns! freilich auf den

Tag im Durchschnitt kaum zehn Pences, wovon drei Personen sich nähren und kleiden müssen. — Was ist's denn weiter mehr? — Der die Lilien auf dem Felde kleidet! Der den jungen Raben ihr Futter gibt! Man muß vom alten Wohlleben etwas abbrechen*).

Am 16. Dezember.

Ja, ich glaube, Jenny ist ein Engel. Ihre Seele ist noch schöner, als ihr Leib. Beinahe muß ich mich schämen, ihr Vater zu sein. Sie ist viel besser und frömmer, als ich.

Gestern hatte ich nicht den Muth, den beiden Mädchen unser bevorstehendes Unglück zu verkünden. Als ich es heute that, ward Jenny ernst, dann plötzlich wieder freundlich, und sagte: „Bist du unruhig, Vater?"

„Sollte ich nicht?"

„Nein, du solltest nicht."

„Liebes Kind, wir kommen nie aus Schuldenruf und Sorgen. Ich weiß nicht, wie wir bestehen werden. Es fehlt uns so Vieles! Wer gibt es nun bei fünfzehn Pfund, die kaum für Lebensmittel hinreichen?"

Statt der Antwort legte Jenny schmeichelnd ihren Arm um meinen Nacken, und wies mit der andern Hand zum Himmel.

„Der dort!" sagte sie.

Polly setzte sich auf meinen Schoos, streichelte mir das Gesicht und sagte: „Ich will dir was erzählen. Mir träumte diese

*) Man kann sich das Wohlleben denken, das der arme Vikar mit seinen Kindern bei zwanzig Pfund Sterling jährlich führen konnte. Ein Pfund Sterling ist ungefähr so viel, als ein Louisd'or oder sechs Thaler sächsisch. Er hatte also nur hundert und zwanzig Thaler Einnahme im Jahr.

Nacht, es sei Neujahr, und der König sei nach Grekelade gekommen. Das war dir eine Pracht. Der König stieg vor unserer Hausthür vom Pferde, und kehrte bei uns ein. Da hatten wir unsere Noth mit Kochen und Braten. Der König aber ließ von seinen eigenen Speisen bringen in goldenem und silbernem Geschirr. Draußen schollen Pauken und Trompeten. Und denke dir, bei Pauken- und Trompetenklang brachte man dir auf einem Atlaskissen zum Neujahrsgeschenk eine goldene Bischofsmütze. Sie sah etwas närrisch aus, ungefähr wie die spitzen Hauben der Bischöfe im alten Bilderbuch. Du nahmst dich aber darin recht gut aus. Doch mußte ich mich fast außer Odem lachen. Da weckte mich Jenny. Ich war recht böse darüber. Der Traum von dem Neujahrsgeschenk hat gewiß etwas zu bedeuten. Bis Neujahr sind ja nur noch vierzehn Tage."

Ich sagte der Polly: „Träume sind Schäume." Sie aber sagte: „Träume kommen von Gott."

Zwar glaube ich an so etwas nicht. Doch will ich den Traum aufschreiben, um zu sehen, ob er ein tröstender Wink des Himmels war. Ein Neujahrsgeschenk wäre ja doch möglich, das uns Allen wohl zu Statten käme.

Den ganzen heutigen Tag habe ich gerechnet. Ich rechne nicht gern. Das Rechnen und Geldwesen macht mir den Kopf wüst und das Herz leer und doch schwer.

Am 17. Dezember.

Meine Schulden sind, Gott sei Dank, nun alle, bis auf eine, abgetragen. An fünf verschiedenen Orten zahlte ich sieben Pfund Sterling und eilf Schilling; bleiben mir also baar zwei Pfund und neun Schilling. Damit soll ich ein halbes Jahr haushalten. Helfe mir Gott!

Die schwarzen Hosen, welche ich beim Schneider Cutbay sah, die muß ich nun wohl ungekauft lassen, obgleich ich sie dringend nöthig hätte. Sie sind zwar schon getragen, doch noch gut im Stande, und der Preis wäre billig, aber Jenny hat einen Rock noch nöthiger. Das gute Kind dauert mich, wenn ich es bei der strengen Kälte im leichten Kamelotkleide sehen muß. Polly kann mit dem Kleide zufrieden sein, das ihr die Schwester aus ihrem alten sehr künstlich zusammengestickt hat.

Auch meine Theilnahme an der Zeitung, die ich bisher mit dem Weber Westburn hielt, muß ich aufgeben. Das thut mir weh. Hier in Crekelade erfährt man sonst nichts vom Laufe der Welt. Beim Pferderennen in Newmarket gewann der Herzog von Cumberland gegen den Herzog von Grafton eine Wette von fünftausend Pfund Sterling. Es ist doch sonderbar, daß sich die Worte der Schrift immer so buchstäblich erwahren: Wer da hat, dem wird gegeben, und man kann hinzufügen: wer wenig hat, dem wird genommen. Ich muß noch fünf Pfund von meinem armen Gehalt verlieren.

Pfui, Thomas, schon wieder murrend! Und warum? Wegen der Zeitung, die du nicht mehr mithalten kannst? — Schäme dich. Wirst es ja doch wohl von Andern erfahren, ob General Paoli auf Korsika die Freiheit behaupten werde. Die Franzosen haben den Genuesen freilich Hilfstruppen zugesagt; aber Paoli hat zwanzigtausend Mann alter Soldaten.

Am 18. Dezember.

Ach, wie glücklich sind wir armen Leute doch! Um ein Spottgeld hat Jenny einen braven Weiberrock bei der Trödlerin Barde gekauft, und nun sitzt sie da, und trennt ihn in Polly's Gesellschaft auf, um einen neuen daraus für sich zu machen. Jenny

versteht das Handeln und Feilschen besser, denn ich. Aber man gibt ihr auch lieber nach, wenn sie so englisch-mild bittet. Nun ist Freude über Freude im Hause. Am Neujahrstage will Jenny zum ersten Mal im neuen Rocke erscheinen. Polly macht hundert lustige Glossen und Prophezeiungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat sich nicht so sehr über das kostbare Geschenk der Venetianer gefreut, über die zwei Diamantringe, die beiden mit Brillanten besetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Pistolen, köstlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtausend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müssen uns ihren Rock am Mund absparen. Bis Neujahr wird kein Fleisch gekauft. Das ist ganz recht.

Der Weber Westburn ist ein edler Mann. Ich sagte ihm gestern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle, nicht sicher sei. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „So halte ich mir das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, lesen es doch mit mir.“

Man muß nur nie verzagen. Es gibt der guten Menschen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr, als unter den Reichen.

Abends, an demselben Tage.

Der Bäcker ist ein unfreundlicher Mann. Ob ich ihm gleich nichts mehr schuldig bin, machte er doch der guten Polly, als sie das Brod holte, und sie es gar klein und schlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen still standen. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir sollten unser Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu trösten.

Ich weiß nicht, wie die Crekeladev zu allen Nachrichten kommen.

Jedermann im Dorfe spricht davon, der Rektor Snart werde statt meiner einen andern Vikar anstellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger sogar muß davon Wink bekommen haben. Denn umsonst schickte er seine Frau nicht mit Klagen über schlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner sein Fleisch anders, als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich sehr höflich, und konnte nicht genug sagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zu Colswood zu gehen, um da unsere kleinen Fleischvorräthe einzukaufen; er sei ein vermöglicherer Mann, und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht sagen, wie uns dieser Wucherer vor einem Jahre behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theuerer, denn andern Leuten angerechnet hatte, und, da ihm sein Schwören und Fluchen nicht half, und er nicht läugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr lang ausstehen habe, müsse verzinset werden, und wie er uns dann die Thür wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pences. Wie soll das enden, wenn mir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Vierteljahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Dann bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Frühe.

Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen Lage zu thun sei. Ich dachte wohl an Master Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambridge; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. Brächte mir der Neujahrstag die

versteht das Handeln und Feilschen besser, denn ich. Aber man gibt ihr auch lieber nach, wenn sie so englisch=mild bittet. Nun ist Freude über Freude im Hause. Am Neujahrstage will Jenny zum ersten Mal im neuen Rocke erscheinen. Polly macht hundert lustige Glossen und Prophezeiungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat sich nicht so sehr über das kostbare Geschenk der Venetianer gefreut, über die zwei Diamantringe, die beiden mit Brillanten besetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Pistolen, köstlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtausend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müssen uns ihren Rock am Mund absparen. Bis Neujahr wird kein Fleisch gekauft. Das ist ganz recht.

Der Weber Westburn ist ein edler Mann. Ich sagte ihm gestern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle, nicht sicher sei. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „So halte ich mir das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, lesen es doch mit mir.“

Man muß nur nie verzagen. Es gibt der guten Menschen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr, als unter den Reichen.

Abends, an demselben Tage.

Der Bäcker ist ein unfreundlicher Mann. Ob ich ihm gleich nichts mehr schuldig bin, machte er doch der guten Polly, als sie das Brod holte, und sie es gar klein und schlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen still standen. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir sollten unser Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu trösten.

Ich weiß nicht, wie die Erekelader zu allen Nachrichten kommen.

Jedermann im Dorfe spricht davon, der Rektor Snart werde statt meiner einen andern Vikar anstellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger sogar muß davon Wink bekommen haben. Denn umsonst schickte er seine Frau nicht mit Klagen über schlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner sein Fleisch anders, als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich sehr höflich, und konnte nicht genug sagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zu Colswood zu gehen, um da unsere kleinen Fleischvorräthe einzukaufen; er sei ein vermöglicherer Mann, und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht sagen, wie uns dieser Wucherer vor einem Jahre behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theuerer, denn andern Leuten angerechnet hatte, und, da ihm sein Schwören und Fluchen nicht half, und er nicht läugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr lang ausstehen habe, müsse verzinset werden, und wie er uns dann die Thür wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pences. Wie soll das enden, wenn mir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Vierteljahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Dann bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Frühe.

Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen Lage zu thun sei. Ich dachte wohl an Master Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambridge; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. Brächte mir der Neujahrstag die

Bischofsmütze aus Polly's Traum, wäre mir das halbe England verwandt.

Folgenden Brief habe ich an den hochwürdigen Herrn Doktor Snart geschrieben und der heutigen Post mitgegeben:

„Ich schreibe mit bangem Herzen. Denn Jedermann sagt, daß Ew. Hochwürden einen andern Vikar, statt meiner, anstellen. Ich weiß nicht, ob das Gerücht Grund habe, oder nur entstanden ist, weil ich einigen Personen von der Unterredung gesagt habe, die ich mit Ihnen hatte.

„Dero mir anvertrautes Amt habe ich mit Eifer und Treue verwaltet, Gottes Wort lauter und rein gelehrt, keine Klage über mich vernommen; selbst mein innerer Richter verurtheilt mich nicht. Ich bat demüthig um eine kleine Zulage meines geringen Gehalts. Ew. Hochwürden sprachen von Verminderung meines Lohns, der kaum hinreicht, mir und meiner Familie die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten. Möge Ihr menschenfreundliches Herz entscheiden.

„Unter Ew. Hochwürden seligem Vorgänger habe ich sechszehn, unter Ihnen anderthalb Jahre gedient. Ich bin ein Fünfziger; mein Haar beginnt grau zu werden. Ohne Bekannte, ohne Gönner, ohne Aussicht auf ein anderes Amt, ohne Kenntniß, mir auf andere Weise mein Brod zu schaffen, hängt mein und meiner Kinder Glück allein von Ihrer Gnade ab. Lassen Sie uns fallen, bleibt uns keine andere Stütze, als der Bettelstab.

„Meine Töchter, allmälig erwachsen, verursachen, bei aller Einschränkung, größere Ausgaben. Die älteste Tochter, Jenny, vertritt bei der jüngern Mutterstelle und führt das Hauswesen. Wir halten keine Magd; meine Tochter ist die Magd, die Köchin, die Wäscherin, die Schneiderin, die Schusterin sogar; so wie ich der Zimmermann, der Maurer, der Schornsteinfeger, der Holzspalter, der Gärtner, Bauer und Holzträger meines Hauses bin.

„Mit uns war bisher Gottes Barmherzigkeit. Keines ward krank. Wir hätten keine Arznei bezahlen können. Crekelade ist ein kleiner Ort.

„Meine Töchter boten sich vergebens an, für andere Haushaltungen Arbeiten zu machen, zu waschen, zu flicken, zu nähen. Selten empfingen sie eine Arbeit. Hier zu Lande hilft sich jede Haushaltung selbst; Niemand ist reich.

„Es wäre ein herbes Schicksal, wenn ich ferner mit zwanzig Pfund Sterling im Jahr mich und die Meinigen durchbringen sollte; es wäre das traurigste, wenn ich es mit fünfzehn Pfund versuchen müßte. Aber ich vertraue auf Ihr Erbarmen und auf Gott, und bitte Ew. Hochwürden, mich wenigstens aus der Angst reißen zu wollen."

Nachdem ich den Brief geschrieben, warf ich mich auf die Knie, während ihn Polly zum Postboten trug, und betete um glücklichen Ausgang. Da ward es mir im Gemüth wunderbar hell und wohl. Ach, ein Wort zu Gott ist immer ein Wort von Gott. Ich ging so leicht aus meinem Kämmerlein hervor, und war doch so schwer hineingegangen.

Jenny saß am Fenster bei der Arbeit. Sie saß da mit einer Ruhe, Seligkeit und Anmuth, wie ein Engel. Es strahlte von ihrem Antlitze, wie Licht. Ein schwacher Sonnenblick durch das kleine Fenster verklärte das ganze Zimmer. Mir war himmlisch wohl. Ich stellte mich ans Pult und schrieb meine Predigt: „Von den Freuden der Armuth."

Ich predigte in der Kirche eben so viel mir selber, als Andern. Und geht Keiner gebessert aus der Kirche, bin ich es doch; und schöpft keine Seele Trost aus meinen Worten, schöpfe ich ihn doch. Es geht dem Geistlichen, wie dem Arzt. Er kennt die Kraft seiner Arzneien, aber nicht immer ihre Wirksamkeit auf die Natur aller Kranken.

An demselben Tage Vormittags.

Am Morgen erhielt ich ein Billet, das mir ein Fremder aus dem Wirthshause schickte, welcher daselbst übernachtet hatte. Der Unbekannte bat mich wegen dringender Angelegenheiten auf einen Augenblick zu sich.

Ich ging zu ihm. Es war ein hübscher junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, von edeln Gesichtszügen und vielem Anstande. Er trug einen alten, abgeschabten Ueberrock, und Stiefeln, an denen der gestrige Koth verhärtet war. Sein runder Hut, obwohl ursprünglich kostbarer, als der meinige, war doch weit verdorbener und abgerissener. Der junge Mensch schien, ungeachtet seiner übelbestellten Kleidung, von gutem Hause zu sein. Er trug wenigstens ein sauberes Hemd vom feinsten Linnen, wenn es ihm nicht etwa von einer mildthätigen Hand erst verehrt worden war.

Er führte mich in ein Nebenzimmer der Wirthsstube, bat tausendmal um Entschuldigung, mich bemüht zu haben, und entdeckte mir demüthig, er sei in der bittersten Verlegenheit, kenne Niemand an diesem Orte, wo er gestern Abend angekommen wäre, und habe deswegen seine Zuflucht zu mir, als Geistlichen, nehmen wollen. Er wäre, setzte er hinzu, seines Gewerbes ein Komödiant, jetzt ohne Anstellung, und im Begriff, nach Manchester zu reisen. Nun aber sei er mit seinem Gelde zu Ende, so, daß er nicht einmal genug habe, den Wirth völlig zu bezahlen, geschweige nach Manchester zu kommen. Demnach wende er sich in der Verzweiflung an mich. Mit zwölf Schillingen wäre ihm geholfen. Er wolle mir, wenn ich ihm den Vorschuß machen könne, das Geld, sobald er wieder bei einem Theater angenommen sein würde, ehrlich und dankbar zurückstellen. Sein Name sei John Fleetmann. — —

Er hätte nicht nöthig gehabt, mir seine Angst und Noth so

ausführlich zu schildern. In den Zügen seines Gesichts lag noch mehr Kummer und Unruhe, als in seinen Worten. Allein in meinem Gesichte las er vermuthlich etwas Aehnliches; denn wie er die Augen zu mir aufschlug, erschrak er und sagte: „Wollen Sie mich hilflos lassen?"

Ich erklärte ihm nun ganz unumwunden meine Lage: daß er nichts weniger von mir, als den vierten Theil meiner Baarschaft begehre, daß ich sogar in größter Ungewißheit über die fernere Dauer meines Amtes schwebe.

„Plötzlich kalt, und wie in sich zurückgesunken, sagte er: „Sie rechnen einem Unglücklichen Ihr Unglück vor. Ich fordere von Ihnen nichts. Ist denn Niemand anders in Crekelade, der, wenn auch keinen Reichthum, doch Mitleiden hat?"

Ich sah den Herrn Fleetmann mitleidig an, und schämte mich ein wenig, ihm meine böse Lage vorgestellt zu haben, um dahinter ohne Erröthen hartherzig sein zu können. Zugleich sann ich umher unter meinen Crekeladern, und getraute mich nicht einen zu nennen. Ich kannte ihre Herzen vielleicht zu wenig.

Dann trat ich ihm einen Schritt näher, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Fleetmann, Sie thun mir leid. Haben Sie noch ein wenig Geduld. Sie wissen, wie arm ich bin. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. In einer Stunde gebe ich Ihnen Bescheid."

Ich ging nach Hause. Unterwegs dachte ich: „Sonderbar, warum der Fremde sich eben an mich zuerst wendet, und der Komödiant an einen Geistlichen. Ich muß etwas in meiner Natur haben, das den Instinkt der Unglücklichen und Begehrenden magnetisch anzieht. Denn was in Noth ist, spricht mich an, der doch das Wenigste zu geben hat. Sitze ich bei Fremden am Tische, kann ich darauf zählen, hat unter den Gästen Einer einen Hund, wird der Hund unabtreiblich seinen Blick auf die Bissen richten,

die ich esse, und vertrauensvoll seinen Kopf mit der naßkalten Schnauze auf eins meiner Knie legen."

Daheim erzählte ich den Kindern, wer der Fremde sei, und was er von mir begehre. Ich wollte Jenny's Rath hören. Sie sagte mitleidig: „Ich weiß Vater, was du denkst, darum habe ich dir nichts zu rathen."

„Und was denke ich denn?"

„Du denkst, ich will gegen den armen Komödianten sein, wie ich wünsche, daß Gott und der Doktor Snart gegen mich sein möchten."

Das hatte ich wohl nicht gedacht; aber ich wünschte es gedacht zu haben. Ich suchte die zwölf Schilling hervor und gab sie an Jenny, daß sie dem Reisenden die Gabe brächte. Ich mag nicht gern das leidige Danken mit anhören, weil es mich demüthigt. Undank erhöht mich. Auch wollte ich mich nicht in der Ausarbeitung meiner Predigt stören lassen.

An demselben Tage Abends.

Der Komödiant ist gewiß ein guter Mensch. Als Jenny vom Wirthshause zurückgekommen war, wußte sie viel von ihm zu erzählen, nicht minder auch die Wirthin. Diese Frau hat es sogleich herausgebracht, daß ihr Gast einen leeren Beutel habe, und Jenny konnte es ihr nicht läugnen, daß ich ihm etwas Reisegeld schicke. Da mußte Jenny eine lange Strafpredigt anhören über den Leichtsinn des Gebers, wenn man selbst nichts habe; über die Gefahr, Landstreicher zu unterstützen, wenn man die eigenen Kinder nicht kleiden könne. Das Hemd sei näher, als der Rock. Selber essen mache fett u. s. w.

Ich war eben wieder an meiner Predigt, als Herr Fleetmann hereintrat. Er wollte, sagte er, Crekelade nicht verlassen, ohne seinem Wohlthäter zu danken, durch welchen er aus der peinlich-

sten Verlegenheit gerissen sei. Jenny war daran, den Tisch zu decken. Wir hatten Rüben und einen Eierkuchen. Ich lud den Reisenden ein, mit uns zu Mittag zu essen. Er schlug es nicht aus. Er mochte es wohl nöthig haben; denn er hatte sich im Wirthshause von seinem Frühstück schwerlich satt gegessen. Polly mußte Bier holen. Wir hatten lange nicht so gut gelebt.

Herr Fleetmann schien sich bei uns zu gefallen. Er hatte sein voriges Kummergesicht ganz verloren; doch blieb ihm das, unglücklichen Leuten eigene, schüchterne, verlegene Wesen. Er meinte, wir wären sehr glücklich, und das bestätigten wir ihm auch. Er meinte, ich sei wohlhabender und reicher, als ich das Ansehen haben wollte, zu sein. Darin irrte er sich. Ohne Zweifel blendete den guten Menschen die Ordnung und Reinlichkeit unserer Zimmer, die Klarheit der Fenster, die Sauberkeit der Umhänge, des Tischgeräths, des Bodens, der Firniß unserer Tische und Stühle. In den Hütten der Armuth pflegt man gewöhnlich den Unflath überall zu sehen, weil arme Leute nicht zu sparen wissen. Ordnung und Reinlichkeit aber, das predigte ich meiner seligen Frau und meinen Töchtern immer, sind die ersten aller Sparmittel. Jenny ist darin Meisterin. Sie übertrifft beinahe die Mutter, und bildet ihre Schwester Polly glücklich nach. Ihrem scharfen Auge entgeht kein Fliegenfleck.

Unser Gast war mit uns Allen bald sehr bekannt und traulich. Doch sprach er weniger von seinem, als von unserm Schicksale. Der arme Mensch muß einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, ich will nicht glauben, auf seinem Gewissen. Ich bemerkte, daß er oft plötzlich im Gespräch abbrach und sich verfinsterte, dann sich anstrengte, wieder heiter zu sein. Tröste ihn Gott.

Als er nach dem Essen von uns ging, gab ich ihm noch manchen wohlgemeinten Rath mit auf den Weg. Ich weiß es, Komödianten sind ein etwas leichtes Völkchen. Er aber versprach mir

heilig und theuer, sobald er Geld habe, meinen Vorschuß zurückzusenden. Es muß ihm damit sehr ernst sein; denn er sah sehr ehrlich aus und fragte mehrmals, wie lange ich mit dem Rest meiner Baarschaft glaube die nothwendigsten Bedürfnisse der Hauswirthschaft bestreiten zu können.

Seine letzten Worte waren: „Es ist unmöglich, Ihnen kann es in dieser Welt nicht übel gehen. Sie haben den Himmel in der Brust und zwei Engel Gottes neben sich." Bei diesen letzten Worten deutete er auf Polly und Jenny.

Am 20. Dezember.

Der Tag verstrich sehr ruhig, doch kann ich nicht sagen, angenehm. Denn der Krämer Loster schickte mir die Rechnung vom Jahre. Sie war für die bei ihm genommenen Waaren größer, als wir erwartet hatten, ob wir gleich nichts genommen, was nicht auch von uns aufgeschrieben worden wäre. Allein er hatte bei allen Artikeln im Preise aufgeschlagen; sonst traf seine Rechnung redlich mit der unsrigen zusammen.

Das Schlimmste ist der Rückstand meiner Schuld vom vorigen Jahre bei ihm. Er bat um Zahlung derselben, weil er in größter Geldverlegenheit sei. Die Gesammtsumme aber betrug achtzehn Schilling.

Ich begab mich zu Herrn Loster. Er ist ein sehr höflicher und billiger Mann. Ich hoffte ihn mit einer Zahlung auf Rechnung zu beruhigen, und versprach den Rest auf Ostern abzutragen. Er war aber nicht zu bewegen, und bedauerte, daß ihn die Noth zwingen könne, zu den äußersten Mitteln zu greifen. Wenn er es vermöchte, würde er gern warten; allein binnen drei Tagen habe er einen Wechsel, der auf ihn gestellt sei, zu tilgen. Einem Kaufmann gehe der Kredit über Alles.

Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden, nachdem meine wiederholten Bitten eitel gewesen waren. Hätte ich es sollen gegen mich zu richterlicher Betreibung kommen lassen, wie er drohte? Ich schickte ihm das Geld und zahlte ihm die ganze Schuld ab. Nun ist aber auch mein ganzes Vermögen auf eilf Schilling herabgeschmolzen. Gebe der Himmel, daß mir der Komödiant den Vorschuß bald zurückschicke; sonst weiß ich nicht, wie mir helfen.

Nun, wenn du es denn nicht weißt, du Kleingläubiger, weiß es Gott. Warum ängstigt dich dein Herz? Was hast du denn verbrochen. Armuth ist ja keine Sünde.

Am 24. Dezember.

Man kann doch auch beim Wenigsten recht froh sein. Wir haben tausend Freuden an Jenny's neuem Rock. Sie steht darin, schön wie eine Braut. Aber sie will ihn erst zum Neujahrstage das erste Mal öffentlich in der Kirche tragen.

Sie rechnet mir jeden Abend nun vor, mit wie geringen Unkosten sie den Tag die Haushaltung bestritten hat. Freilich müssen wir schon Abends sieben Uhr ins Bett, um Lampenöl und Kohlen zu sparen. Daran liegt auch nicht viel. Die Mädchen sind am Tage desto fleißiger, und plaudern im Bette bis Mitternacht. Wir haben von Rüben und Gemüse schönen Vorrath. Jenny meint, sechs bis acht Wochen wolle sie uns durchhelfen, ohne Schulden zu machen. Das wäre nun wohl ein Kunststück ohne Gleichen. Und bis dahin hoffen wir Alle, werde Herr Fleetmann, als ehrlicher Mann, Wort halten und mein Darlehen zurückzahlen. Wenn ich zu der Hoffnung bedenkliche Miene mache, kann Jenny wahrhaftig in Eifer gerathen. Sie läßt auf den Komödianten nichts Uebels kommen.

Er ist unser Gespräch. Besonders machen sich die beiden Mäd-

chen mit ihm zu schaffen. Seine Erscheinung brachte in die Einförmigkeit unsers Lebens etwas Neues. Ein halbes Jahr lang gibt er uns wohl zur Unterhaltung Stoff. Lustig ist besonders Jenny's Zorn, wenn die muthwillige Polly sagt: „Aber er ist ein Komödiant!“ Dann erzählt Jenny von den berühmten Schauspielern in London, die sogar mit den Prinzen des königlichen Hauses essen dürfen; und will sogar beweisen, Fleetmann werde einer der besten Schauspieler von der Welt werden. Er habe große Anlagen, vielen Anstand und wohlgewählte Redensarten. „Ja freilich,“ sagte die schelmische Polly heute sehr witzig, „schöne Redensarten! Er hat dich ja einen Engel Gottes genannt.“ — „Und dich auch!“ rief Jenny ärgerlich. — „Ganz gut, ich ging mit in den Kauf,“ erwiederte ihr Polly, „aber dich sah er dazu an.“

Die Plaudereien und kindischen Neckereien meiner Kinder erweckten mir doch Besorgniß. Polly wächst heran, Jenny ist achtzehnjährig. Welche Aussichten habe ich, die armen Kinder versorgt zu sehen? Jenny ist ein wohlerzogenes, hübsches Mädchen, aber ganz Crekelade kennt unsere Armuth. Daher sind wir wenig geachtet, und es wird sich schwerlich ein Mann für Jenny finden. Ein Engel ohne Geld ist heutiges Tages nicht halb so viel werth, als ein Teufel mit einem Sack voller Guineen. Das Einzige hat Jenny von ihrem zarten Gesicht, es sieht sie Jedermann freundlicher an. Hat ihr doch sogar der Krämer Loster, als sie ihm das Geld brachte, ein Pfund Rosinen und Mandeln zum Geschenk gegeben und die Versicherung, er bedauere sehr, von mir das Geld nehmen zu müssen; aber er wolle mir wieder, wenn ich bei ihm Waare nehme, bis Ostern kreditiren. So viel versprach er mir nicht einmal selbst.

Wenn ich mit Tode abginge, wer würde sich meiner verlassenen Kinder annehmen? — Wer? Nun, doch ihr Vater im Him-

mel. Sie sind zum Glück so weit, daß sie irgendwo in Dienst treten können. Ich will mich nicht um das Künftige härmen.

Am 26. Dezember.

Das waren zwei saure Tage. Das Weihnachtsfest ist mir noch nie so schwer geworden. Ich hielt meine zwei Predigten in zwei Tagen fünfmal in vier verschiedenen Kirchen. Der Weg in die Dörfer war abscheulich, Wind und Wetter fürchterlich. Das Alter läßt sich in mir allmälig verspüren. Es geht nicht mehr so frisch und kräftig, wie ehemals. Freilich, Kohl und Rüben täglich, mager geschmalzt, — das Glas frischen Wassers dazu, geben nicht viel Nahrung.

Ich habe aber beide Tage beim Pächter Hurst zu Mittag gespeiset. Die Leute sind doch auf dem Lande bei weitem gastfreundlicher, als hier im Städtchen, wo seit einem halben Jahre Niemand daran gedacht hat, mich zu sich einzuladen. Ach, hätte ich meine Töchter bei mir am Tische haben dürfen! Welch ein Ueberfluß! Hätten sie am Weihnachtsfeste nur haben können, was, von dem Ueberreste der Mahlzeit, des Pächters Hunde bekamen! Nun, sie haben ja doch am Ende noch Kuchen bekommen, und leben jetzt, während ich schreibe, recht herrlich daran. Es war gut, daß ich Muth hatte, als mir der Pächter und seine Frau noch mehr zu essen aufdrangen, ihnen zu sagen: wenn sie es erlauben wollten, möchte ich meinen Töchtern das Schnittchen Kuchen mitbringen. Die herzguten Leute packten mir ein Säckchen voll, und ließen mich, weil es erbärmlich regnete, in ihrem Wagen nach Erekelade fahren.

An Essen und Trinken zwar ist im Grunde wenig gelegen, wenn man nur hat, den Hunger und Durst nothdürftig zu stillen. Doch

läßt sich nicht läugnen, es ist auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer.

Ich bin sehr müde. Meine Gespräche mit dem Pächter Hurst waren merkwürdig. Ich will sie morgen aufschreiben.

Am 27. Dezember.

Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß sich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müssen das auch lernen und sich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentsiegelt hin, das mir der Herr Fleetmann schickt. Ich thue es nicht auf, bis nach dem Mittagessen. — Meine Töchter sind Evenstöchter; sie sterben bald vor Neugier, zu wissen, was Herr Fleetmann schreibt. Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen läuft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

In der That, ich bin mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetmann nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung erhalten haben.

Wie doch Freud' und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Alderman, Herrn Fieldson, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Wotton-Basset habe sich Schulden halber ums Leben gebracht. Ich hatte ihm vor eilf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner seligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Alderman beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es

sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: „Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pences gekostet.“ Jenny überreichte mir mit freuderothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren von eitel Seligkeit halb närrisch. Da schob ich ihre Messer und Scheeren zurück und sagte: „Nun sehet ihr wohl, Kinder, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, wovon wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glücks ganz außer Fassung. Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht bis nach dem Mittagessen.“

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich noth thue, als über Herrn Fleetmanns außerordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. — Ich blieb aber bei meinem Ausspruche: die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demselben Tage Abends.

Die Lust hat sich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht von Herrn Fleetmann, sondern vom Herrn Doktor Snart. Er kündigte mir, laut unserm bestehenden Vertrage, als Antwort auf meinem Brief, meine Stelle bis Ostern auf, womit unsere Rechnung für immer abgethan sei. Er meldete,

läßt sich nicht läugnen, es ist auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer.

Ich bin sehr müde. Meine Gespräche mit dem Pächter Hurst waren merkwürdig. Ich will sie morgen aufschreiben.

Am 27. Dezember.

Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß sich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müssen das auch lernen und sich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentsiegelt hin, das mir der Herr Fleetmann schickt. Ich thue es nicht auf, bis nach dem Mittagessen. — Meine Töchter sind Evenstöchter; sie sterben bald vor Neugier, zu wissen, was Herr Fleetmann schreibt. Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen läuft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

In der That, ich bin mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetmann nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung erhalten haben.

Wie doch Freud' und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Alderman, Herrn Fieldson, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Wotton-Basset habe sich Schulden halber ums Leben gebracht. Ich hatte ihm vor eilf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner seligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Alderman beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es

sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: „Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pences gekostet.“ Jenny überreichte mir mit freuderothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren von eitel Seligkeit halb närrisch. Da schob ich ihre Messer und Scheeren zurück und sagte: „Nun sehet ihr wohl, Kinder, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, wovon wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glücks ganz außer Fassung. Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht bis nach dem Mittagessen.“

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich noth thue, als über Herrn Fleetmanns außerordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. — Ich blieb aber bei meinem Ausspruche: die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demselben Tage Abends.

Die Lust hat sich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht von Herrn Fleetmann, sondern vom Herrn Doktor Snart. Er kündigte mir, laut unserm bestehenden Vertrage, als Antwort auf meinem Brief, meine Stelle bis Ostern auf, womit unsere Rechnung für immer abgethan sei. Er meldete,

ich könne mich bis dahin um eine andere Versorgung umsehen, und er habe deswegen mir nicht nur den Gehalt zu allfälligen Reisen vorausbezahlt, sondern auch dem neuen Vikar, als meinem Nachfolger, befohlen, falls ich nichts dawider hätte, meine kirchlichen Verrichtungen zu besorgen.

Also war das Geschwätz der Leute hier im Burgflecken doch nicht ungegründet, und so mag auch wahr sein, daß man sagt, der neue Vikar habe seine Anstellung darum so geschwind erhalten, weil er eine nahe Verwandtin des Doktors Snart, die, man wisse nicht von wem, schwanger sei, geheirathet habe. So verliere ich denn Amt und Brod wegen des Leichtsinns eines Mädchens, und werde mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgestellt, weil sich ein Mann gefunden, der meine Stelle mit einer Ehrvergessenheit erkaufen konnte.

Jenny und Polly wurden todtenbleich, als sie, statt Herrn Fleetmann, den Rektor reden hörten, und im Päckchen, statt des reichen Geschenks der Erkenntlichkeit, den bittern letzten Gnadenlohn meiner vieljährigen Amtsgeschäfte fanden. Polly warf sich schluchzend auf den Stuhl, und Jenny ging hinaus. Meine Hand zitterte, in der ich den Brief und die förmliche Entlassung hielt. Ich aber ging in mein Kämmerlein, schloß es hinter mir zu, fiel auf meine Kniee und betete, während Polly laut weinte.

Ich stand erquickt und beruhigt auf vom Gebete und nahm die Bibel. Und die ersten Worte, welche mir in die Augen fielen, waren: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ Jesajas, Kap. 43, V. 1. — — Da verschwand alle Furcht aus meiner Brust; ich sah empor und sagte: „Ja, Herr, ich bin dein.“

Weil ich Polly nicht mehr weinen hörte, ging ich in die Stube zurück. Da ich aber sah, daß sie auf den Knieen lag, betend, ihre gefalteten Hände auf einen Stuhl gestützt, zog ich mich wieder zurück

ins Kämmerlein, und machte die Thür leise zu, um die liebe Seele doch ja nicht zu stören.

Nach einiger Zeit hörte ich Jenny kommen. Nun begab ich mich zu meinen Töchtern. Sie saßen beide am Fenster. Ich sah an Jenny's verweinten Augen, daß sie ihrem Schmerz in der Einsamkeit Luft gemacht hatte. Sie blickten beide schüchtern zu mir auf. Ich glaube, sie fürchteten sich, in meinem Gesichte eine Spur der Verzweiflung wahrzunehmen. Wie sie aber sahen, daß ich ganz getrost und heiter kam, und sie lächelnd anredete, wurden beide wohlgemuth. Ich nahm den Brief und das Geld, indem ich dazu ein Liedchen pfiff, und trug es in mein Pult. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort von der Begebenheit. Ich mochte sie auch nicht berühren. Bei ihnen war es ein schonendes Zartgefühl; bei mir Furcht, mich vor meinen Kindern schwach zu zeigen.

Am 28. Dezember.

Es ist gut, daß man den ersten Sturm vorüberfahren lasse, ohne seine Verwüstungen allzugenau ins Auge zu fassen. Wir haben alle sehr ruhig die Nacht geschlafen. Nun sprechen wir von dem Briefe des Doktors Snart, und von meiner Amtslosigkeit, wie von einer alten Geschichte. Wir machen allerlei Plane für die Zukunft. Das Bitterste in diesen Planen ist, daß wir drei uns nothwendig für eine Zeit trennen müssen. Es läßt sich vor der Hand nichts Besseres thun, als daß Jenny und Polly suchen in ehrbaren Häusern Dienste zu bekommen, während ich mich auf Reisen begebe, um irgendwo wieder ein Plätzchen und Brod für mich und meine Kinder zu finden.

Polly hat wieder ihre vorige gute Laune angenommen. Sie sucht wieder ihren Traum von der Bischofsmütze hervor, und belustigt uns damit. Sie zählt beinahe allzuabergläubig auf das

Neujahrsgeschenk des Schicksals. Ich habe wohl zuweilen an den Traum gedacht, aber ich glaube nicht daran.

Sobald der neue Vikar, mein Nachfolger, in Crekelade angekommen sein wird, und er in die Geschäfte eintreten kann, übergebe ich ihm meine Pfarrbücher und mache mich auf den Weg, mir ein anderes Brod zu suchen. Inzwischen schreibe ich heute nach Salisbury und Warmünster an ein paar alte Bekannte, daß sie trachten, meine Töchter als Köchinnen oder Näherinnen, oder Stubenmägde in achtbaren Familien unterzubringen. Jenny wäre auch eine gute Erzieherin für kleine Kinder.

In Crekelade lasse ich meine Töchter nicht; der Ort ist arm; die Leute sind hier unfreundlich, stolz, und haben eine widerliche kleinstädtische Art. Man spricht jetzt von nichts anderm, als dem neuen Vikar. Einige bedauern, daß ich fort muß. Ich weiß nicht, wem es von Herzen geht.

Am 29. Dezember.

Ich habe heute an den Herrn Bischof von Salisbury geschrieben, und ihm meine traurige, hilflose Lage, die Verlassenheit meiner Kinder, und meine vieljährigen, treuen Dienste im Weinberg des Herrn lebhaft dargestellt. Er soll ein menschenfreundlicher, frommer Mann sein. Gott regiere sein Gemüth! Unter den dreihundert und vier Kirchspielen der Landschaft Wiltshire soll doch wohl endlich noch ein kleines Winkelchen für mich zu finden sein! Ich verlange ja nicht viel.

Am 30. Dezember.

Die Bischofsmütze aus Polly's Traum soll bald erscheinen, sonst muß ich ins Gefängniß wandern. Nun, sehe ich wohl, ist das Gefängniß unvermeidlich.

Ich bin halb ohnmächtig, und strenge mich umsonst an, wieder den alten Heldenmuth zu gewinnen. Selbst zum inbrünstigen Gebet fehlt mir's an Kraft. Der Schreck ist zu groß.

Ja, das Gefängniß ist unausweichbar! Ich will es mir recht viel sagen, damit ich mich an meine Aussicht gewöhne.

Der Allbarmherzige erbarme sich meiner lieben Kinder. Ich mag es, ich kann es ihnen nicht sagen. —

Vielleicht hilft mir noch ein früher Tod von der Schmach. Ich fühle mein Gebein zermalmt. Es ist Fieberfrost in meinen Gliedern. Ich kann nicht schreiben vor Zittern.

Einige Stunden nachher.

Nun bin ich schon gefaßter. Ich wollte mich in den Arm Gottes werfen und beten. Aber mir ward nicht wohl. Ich legte mich aufs Bett. Ich glaube, ich habe geschlafen; vielleicht auch bin ich ohnmächtig gewesen. Es sind seitdem drei Stunden vergangen. Die Töchter haben meine Füße mit Kissen bedeckt. Ich bin am Körper matt, aber doch ist mein Herz wieder frisch. Alles, was geschehen ist, was ich gehört habe, schwebt mir wie Traum vor.

Also der Fuhrmann Brook hat sich doch erhenkt. Der Herr Alderman Fieldson ließ mich berufen, und gab mir die Botschaft. Er hatte ein obrigkeitliches Schreiben, nebst der Anzeige von meiner Bürgschaft, und daß Brook eine ungeheure Schuldenmenge hinterlassen habe. Er erinnerte mich, darauf zu denken, dem Tuchhändler Withiel zu Trowbrigde wegen den hundert Pfund Sterling Genüge zu leisten.

Herr Fieldson hatte wohl Ursache, mich aufrichtig wegen dieses unerwarteten Ereignisses zu bedauern. Großer Gott! Hundert Pfund Sterling! Wie soll ich die aufbringen? Wenn man mir und meinen Kindern alle Habschaft nimmt, ist sie beim Verkauf

keine hundert Schilling werth. Brook galt sonst für einen rechtschaffenen und sehr reichen Mann. Ich dachte nicht, daß es so mit ihm enden würde. Das Vermögen meiner Frau verschwand während ihrer langwierigen Krankheit; mußte ich doch zuletzt die Aecker, die sie zu Bradford geerbt hatte, unter dem Preise verkaufen. Jetzt bin ich Bettler. Ach, könnte ich nur noch freier Bettler sein! — Ich muß ins Gefängniß wandern, wenn Herr Withiel nicht großmüthig ist. An Zahlung ist nicht zu denken. —

An demselben Tage Abends.

Ich schäme mich meiner Schwachheit. In Ohnmacht fallen! verzweifeln! Pfui! Und doch an eine Vorsehung glauben! Und ein Priester Gottes sein! Pfui Thomas!

Doch nun habe ich Alles wieder gut gemacht, und gethan, was ich sollte. Den Brief an Herrn Withiel zu Trowbridge habe ich auf die Post getragen. Ich habe ihm mein Unvermögen, die eingegangenen Bürgschaftsverpflichtungen zu erfüllen, ehrlich angezeigt, und daß ihm freistehe, mich in den Schuldthurm führen zu lassen. Hat der Mann menschliches Gefühl, so wird er Mitleiden fühlen, wo nicht, so lasse ich mich hinschleppen, wohin er will.

Als ich von der Post kam, stellte ich den Muth meiner Kinder auf die Probe. Ich wollte sie auf das Böseste vorbereiten. Ach, die Mädchen dachten männlicher, als der Mann, und christlich-größer, als der Priester.

Ich erzählte ihnen von Brook's Tode: von meiner Bürgschaft, von den möglichen Folgen derselben. Beide hörten mir ernst und ängstlich zu.

„Ins Gefängniß?“ sagte Jenny leise weinend und nahm mich in ihre Arme: „Ach, du guter, armer Vater! — Nichts hast du verbrochen, und mußt so Vieles dulden. Aber ich gehe nach Trow-

bridge; ich werfe mich zu Withiels Füßen; ich stehe nicht auf, bis er dich freispricht."

„Nein," rief Polly schluchzend, „thu' es nicht! Kaufleute sind Kaufleute. Sie lassen für deine Thränen von der Schuld des Vaters keinen Farthing nach. Ich gehe zum Tuchhändler und verdinge mich ihm auf Lebenszeit bei Wasser und Brod zur wahren Leibeigenen, bis ich durch meine Arbeit die Schuld des Vaters abgethan habe."

Unter solchen Planen wurden beide allmälig ruhiger. Aber sie sahen endlich auch das Eitle ihrer Hoffnungen ein. Zuletzt sagte Jenny: „Wozu doch alle diese fruchtlosen Entwürfe? Erwarten wir die Antwort des Herrn Withiel. Will er grausam sein, so sei er's. Gott ist ja auch im Gefängnisse. Vater! geh' du ins Gefängniß. Vielleicht hast du es da besser, als jetzt mit uns in dem Elend unsers Lebens. Geh', denn du gehest ohne Schuld. Schande ist dabei für dich nicht. Wir beide aber verdingen uns als Mägde, und mit unserm Lohn wollen wir dir alle Bequemlichkeiten verschaffen. Zuletzt schäm' ich mich auch des Bettelns nicht. Für einen Vater zu betteln ist etwas Heiliges und Schönes. Von Zeit zu Zeit kommen wir und besuchen dich. Du sollst gut verpflegt werden. Wir wollen uns nicht mehr fürchten."

„Jenny, du hast Recht!" sagte Polly: „Wer sich fürchtet, glaubt an keinen Gott. Ich fürchte mich nicht. Ich will recht froh sein, so froh, wie ich's sein kann, getrennt vom Vater und von dir."

Solche Reden erhoben mein Herz. Fleetmann hatte beim Abschiede Recht, daß er sagte, ich hätte zwei Engel des Herrn zur Seite.

Am Sylvester-Tage.

Das Jahr ist geendet. Ich danke dem Himmel, es war, mit Ausnahme einiger Stürme, ein herrliches, ein freudenreiches Jahr!

Zwar hatten wir oft kaum satt zu essen — doch wurden wir satt. Zwar kamen zu meinem elenden Gehalt oft bittere Sorgen; allein die Sorgen sogar brachten ihre Freuden. Nun freilich habe ich kaum so viel Vermögen, um mir und meinen Kindern das Leben noch ein halbes Jahr lang zu fristen; allein wie viele Menschen haben nicht so viel, und wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben! Meine Stelle habe ich freilich verloren; — bin in meinen alten Tagen ohne Amt und Brod; — es ist möglich, daß ich künftiges Jahr im Gefängnisse wohnen muß, getrennt von meinen guten Töchtern. Allein Jenny hat Recht: Gott wohnt auch im Gefängnisse!

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle, und schlechten Seelen ist selbst im Himmel kein Himmel. Ich bin sehr glücklich.

Wer entbehren kann, ist reich. Ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. Erst wenn man, was die Leute Schande und Ehre zu nennen pflegen, gleichgültig ansehen kann, ist man recht ehrwürdig. Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. Ich verstehe das Evangelium von Christo täglich besser, seit ich es in der Schule des Schicksals lese. Die Gelehrten zu Oxford und Cambridge kommentiren nur Buchstaben, den Geist nicht. Die Natur ist die beste Auslegerin des Evangeliums.

Mit diesen Betrachtungen schließe ich heute das Jahr.

Es ist mir sehr lieb, daß ich seit einigen Jahren dieses Tagebuch fortsetze. Jeder Mensch sollte ein solches halten. Man lernt aus sich selbst mehr, als aus den gelehrtesten Büchern. Wenn man sich durch Niederzeichnung seiner Gedanken und Empfindungen gleichsam täglich selbst abmalt, sieht man am Ende des Jahres, wie viel Gesichter man hat. Der Mensch ist sich in keiner Stunde gleich. Wer da sagt, er kenne sich selbst, hat nur Recht in dem Augenblick, da er es von sich sagt. Denn da fühlt er sich. We-

nige wissen, was sie gestern waren; noch wenigere, was sie morgen sein werden.

Auch dazu ist das Tagebuch gut, daß man festeres Vertrauen auf Gott und Vorsehung gewinne. Die ganze Weltgeschichte lehrt das nicht so lebendig, als die Geschichte der Gesinnungen, Urtheile und Gefühle von einem einzigen Menschen binnen zwölf Monaten.

Ich habe auch dies Jahr die Wahrheit des Erfahrungssatzes bestätigt gefunden: ein Unglück kommt selten allein; — aber wenn die Uebel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden. Dann bin ich, mit Ausnahme der ersten Erschütterungen, wirklich am vergnügtesten, wenn es am ärgsten geht; denn ich freue mich schon auf das Bessere, was nachkommt, und lache, weil mich nichts anfechten kann. Hinwieder bin ich, wenn Alles nach Wunsch geht, ängstlich und schüchtern, und mag mich nicht der Freude sorglos hingeben. Denn ich traue dem Frieden nicht. Das ist das empfindlichste Uebel, von dem man sich überraschen läßt. Auch ist es wahr, daß jedes Unglück in der Ferne furchtbarer scheint, als es ist, wenn man es hat. Gewitterwolken sind in der Nähe nie so schwarz, als wenn sie aus der Ferne heranziehen.

Ich habe bei allen bösen Vorfällen mir's zur Gewohnheit gemacht, blitzschnell zu denken: welches können für mich die nachtheiligsten Folgen davon sein? — Dann mache ich mich ohne anders aufs Aeußerste gefaßt, und es kömmt selten.

Auch das finde ich gut. Ich spiele zuweilen wohl mit Hoffnungen, aber ich lasse die Hoffnungen nicht mit mir spielen. Um die Hoffnungen im Zaum zu halten, denke ich nur, wie selten das Glück mir wohl will. Dann weichen alle Träumereien zurück, als ob sie sich vor mir schämten. Weh' dem, der ein Spiel seiner Hoffnungen ist! Er geht tanzenden Irrwischen in die Sümpfe nach.

Am Neujahrstage 1765, des Morgens.

Eine wundervolle und traurige Begebenheit eröffnet dieses Jahr. Folgendes ist der Hergang der Sache.

In der Frühe um sechs Uhr, da ich im Bette liegend über meine heutige Predigt nachdachte, hörte ich an der Hausthür pochen. Polly war schon in der Küche. Sie sprang hinaus, die Thür zu öffnen und nachzusehen. So frühe Besuche sind bei uns ungewöhnlich. Es trat ihr in der Dunkelheit des Morgens eine Mannsperson entgegen, die eine große Schachtel in dem Arm hielt und an Polly übergab mit den Worten: „Herr —, (den Namen verstand Polly nicht) übersendet dem Herrn Vikar die Schachtel, und er möchte Sorgfalt haben für den Inhalt.“

Polly nahm mit freudiger Bestürzung die Schachtel. Der Träger derselben entfernte sich. Polly klopfte leise an meine Kammerthür, um zu hören, ob ich wache. Sie kam auf mein Antworten, und wünschte mir mit dem guten Morgen zugleich auch das gute Jahr, und setzte lachend hinzu: „Siehst du, Väterchen, daß Polly prophetische Träume haben kann! Hier ist die verkündete Bischofsmütze!“ Nun erzählte sie, wie man ihr das Neujahrsgeschenk für mich übergeben habe. Es verdroß mich, daß sie nicht bestimmter nach dem Namen des unbekannten Gönners oder Wohlthäters gefragt habe.

Während sie hinausging, die Lampe anzuzünden und Jenny aus dem Bett zu rufen, kleidete ich mich an. Ich läugne nicht, daß ich vor Neugier brannte. Denn bisher waren die Neujahrsgeschenke für den Vikar in Grekelade eben so unbedeutend, als selten gewesen. Ich vermuthete, mein Gönner, der Pächter, dessen Wohlgefallen ich erworben zu haben schien, wolle mich mit einer Schachtel voll Kuchen überraschen, und bewunderte seine Bescheidenheit, mir das Geschenk zu übersenden, ehe es Tag geworden.

Als ich ins Wohnzimmer trat, standen Polly und Jenny schon vor dem Tische bei der Schachtel, die sorgfältig versiegelt, mit einer Adresse an mich versehen und von ganz ungewöhnlicher Größe war, wie ich noch nie dergleichen Schachteln gesehen hatte. Ich hob sie, und fand sie ziemlich beschwert. Im Deckel waren zwei sauber geschnittene runde Löcher.

Ich öffnete mit Jenny's Hilfe die Schachtel sehr behutsam, weil mir der Inhalt zur sorgfältigen Behandlung empfohlen war. Ein feines weißes Tuch ward abgedeckt, und siehe da — — nein, unser Erstaunen ist nicht zu beschreiben. Wir riefen Alle, wie aus einem Munde: „Mein Gott!"

Da lag ein junges Kind, etwa sechs oder acht Wochen alt, schlummernd, in das feinste Linnen mit rosafarbenen Seidenbändern zierlich eingefäscht. Es ruhete mit dem Köpfchen auf einem weichen blauseidenen Kissen, und war mit einem Bettdeckchen wohlgedeckt. Die Decke, so wie das Häubchen des Kindes, waren mit den kostbarsten Brabanter-Spitzen besetzt.

Wir standen einige Minuten lang stumm betrachtend da. Endlich brach Polly in ein närrisches Gelächter aus und rief: „Was wollen wir damit anfangen? Das ist keine Bischofsmütze!" Jenny berührte schüchtern mit der Fingerspitze die Wange des schlafenden Kindes und sagte mitleidig: „Du armes Geschöpf, hast du keine Mutter, oder darfst du keine Mutter haben? — Großer Gott, ein so liebenswürdiges, hilfloses Wesen verstoßen! — Und sieh nur, Vater, sieh nur, Polly, wie ruhig und vertrauensvoll es schläft, um sein Unglück unbekümmert, als wenn es fühlte, es läge in Gottes Hand. Schlaf' nur, du armes, verstoßenes Wesen! Deine Aeltern sind vielleicht zu vornehm für dich armes Geschö[pf], und zu glücklich, um ihr Glück durch dich stören zu lassen [illegible] Schlaf' nur, wir verstoßen dich nicht. Man hat ja dich an d[en] rechten Ort getragen. Ich will deine Mutter sein."

Wie Jenny so sprach, fielen ein paar große Thränen aus ihren Augen. Ich nahm das fromme, weichherzige Mädchen an meine Brust und sagte: „Sei Mutter! Die Stiefkinder des Schicksals kommen zu den Stiefkindern. Gott prüft unsern Glauben — nein, er prüft ihn nicht, er kennt ihn schon. Darum mußte uns das verstoßene, kleine Geschöpf zugetragen werden. Zwar wissen wir selbst nicht, wie uns in den nächsten Tagen das Leben fristen. Aber der weiß es, welcher uns zu Aeltern dieser Waise machte."

Also entschieden wir uns kurz. Das Kind schlief fort und fort sanft. Unterdessen erschöpften wir uns in Muthmaßungen über seine Aeltern, die wir ohne Zweifel kennen mußten, weil die Schachtel, laut Aufschrift, mir zugeschrieben war. Polly wußte uns leider vom Träger nicht mehr zu sagen, als sie schon erzählt hatte. Nun während das kleine Wesen süß schlummerte, und ich meine heutige Neujahrspredigt von der Macht der ewigen Vorsehung durchlief, beriethen sich meine Töchter über die Pflege des armen Ankömmlings. Polly freute sich kindisch; Jenny schien sehr bewegt zu sein. Mir war es, als wenn ich mit dem Anfang des neuen Jahres in eine Zeit der Wunder träte, und — sei es Aberglauben, oder nicht — als wenn das Kindlein ein mir zugesandter Schutzgeist in der Noth wäre. Ich kann nicht aussprechen, wie heiter ich athmete, wie stillselig meine Gefühle waren.

An demselben Tage Abends.

Sehr erschöpft und müde von meinem heiligen Tagewerk kam ich nach Hause. Bei dem äußerst verdorbenen Wege mußte ich doch meine Wanderung auf dem Lande zu Fuß machen. Aber dafür erquickte mich bei der Heimkunft manche frohe Nachricht, die Freude meiner Töchter, das frohe Stübchen. Mir stand der Tisch

gedeckt, und auf demselben eine Flasche Wein zur Stärkung. Es war Neujahrsgeschenk von unbekannter, gütiger Hand.

Vor Allem freute mich der Anblick des muntern Kindes in Jenny's Arm. Polly wies mir die schönen Bettchen unsers Pfleglings, das Dutzend feiner Windeln, die wunderschönen Hauben und Nachtärmelchen, welche in der Schachtel gewesen waren, dann ein versiegeltes Geldpäckchen, mit der Aufschrift an mich, das man zu Füßen des Kindes gefunden hatte, als es erwachte und herausgenommen worden war.

Begierig, von der Herkunft meines kleinen, unbekannten Hausgenossen etwas zu erfahren, eröffnete ich das Päckchen. Es enthielt eine Rolle mit zwanzig Guineen, und einen Brief, der folgendermaßen lautet:

„Vertrauensvoll auf Ew. Wohlehrwürden Frömmigkeit und Menschenliebe übergeben Ihnen unglückliche Aeltern ihr theures Kind zur Pflege. Verlassen Sie dasselbe nicht. Wir werden einst, wenn wir uns Ihnen entdecken dürfen, dankbar sein. Wir werden auch, was Sie unserm Kinde leisten, aus der Ferne mit unverwandtem Blick beobachten. — Der liebe Knabe heißt Alfred. Er ist schon getauft. Das Kostgeld für das erste Vierteljahr liegt beigeschlossen. Pünktlich wird Ihnen von drei Monaten zu drei Monaten die gleiche Summe ausbezahlt werden. Nehmen Sie sich des Kindes an. Wir empfehlen es der Zärtlichkeit Ihrer edeln Jenny."

Polly, als ich den Brief las, sprang hoch auf vor Freuden, und rief: „Da haben wir die Bischofsmütze!" Gütiger Himmel, wie reich werden wir plötzlich! Nun fahre hin, armselige Vikarstelle! — Doch ich sollte mich eigentlich nicht einmal so freuen. Nein, der Brief hätte doch wohl auch der edeln Polly Erwähnung thun können.

Wir lasen den Brief wohl zehnmal. Wir traueten unsern

Augen beim Anblick des vielen Geldes auf dem Tische nicht. Welch ein Neujahrsgeschenk! Der schwersten Sorgen um unsere Zukunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie seltsame, unbegreifliche Weise! Ich sann vergebens die Reihe von Menschen durch, die ich kannte, um unter denselben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, seines Kindes Dasein verheimlichen zu müssen, oder der solche Belohnungen für einen christlichen Liebesdienst gewähren könnte. Ich sinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müssen die vornehmen Aeltern mich und die Meinigen genau kennen.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Am 2. Januar.

Das Glück überhäuft mich mit seinen Schätzen. Diesen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Geld von der Post mit zwölf Pfund Sterling, nebst einem Brief von Herrn Fleetmann. Es ist zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm sehr gut gegangen sein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergessen hat, seinen Aufenthaltsort zu nennen. Verhüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich, Herrn Withiel Brooks Schuld nach und nach in Fristen ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern sagte, Herr Fleetmann habe geschrieben, war ein neues Fest. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny ward roth, und Polly sprang lachend zu ihr und hielt ihr beide Hände vor das Gesicht. Da that Jenny, als wäre sie recht böse auf das kindische Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann ist ein Schwärmer. Er sagt mir Schmeicheleien,

die ich nicht verdiene. Alles ist bei ihm überspannt. So auch, was er von der guten Jenny schreibt. Das arme, bescheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht ansehen. Indessen ist die Stelle, sie betreffend, merkwürdig. Sie lautet also:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hause ging, ward mir, als ging ich aus meines Vaters Hause wieder in das wüste Leben hinaus. Ich vergesse Sie zeitlebens nicht; zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch sehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer christlichen Demuth, in Ihrer patriarchalischen Seelenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — Welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verklärt? — Ich werde ewig des Augenblicks gedenken, da sie mir die zwölf Schillinge gab; ewig, ewig, wie sie mir tröstend zusprach. — Verwundern Sie sich nicht, ich habe die zwölf Schillinge noch. Ich gebe sie um tausend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, seit ich athme, nie glücklicher und nie unglücklicher gewesen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdseligen Töchtern, wenn sich dieselben meiner noch erinnern mögen."

Aus diesen Zeilen zu schließen, gedenkt er wieder nach Crekelade zu kommen. Es wäre mir lieb; ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Mensch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit sein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarschaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes scheint er zu sein; doch hat er gewiß ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat schon heute Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbür-

Augen beim Anblick des vielen Geldes auf dem Tische nicht. Welch ein Neujahrsgeschenk! Der schwersten Sorgen um unsere Zukunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie seltsame, unbegreifliche Weise! Ich sann vergebens die Reihe von Menschen durch, die ich kannte, um unter denselben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, seines Kindes Dasein verheimlichen zu müssen, oder der solche Belohnungen für einen christlichen Liebesdienst gewähren könnte. Ich sinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müssen die vornehmen Aeltern mich und die Meinigen genau kennen.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Am 2. Januar.

Das Glück überhäuft mich mit seinen Schätzen. Diesen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Geld von der Post mit zwölf Pfund Sterling, nebst einem Brief von Herrn Fleetmann. Es ist zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm sehr gut gegangen sein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergessen hat, seinen Aufenthaltsort zu nennen. Verhüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich, Herrn Withiel Brooks Schuld nach und nach in Fristen ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern sagte, Herr Fleetmann habe geschrieben, war ein neues Fest. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny ward roth, und Polly sprang lachend zu ihr und hielt ihr beide Hände vor das Gesicht. Da that Jenny, als wäre sie recht böse auf das kindische Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann ist ein Schwärmer. Er sagt mir Schmeicheleien,

die ich nicht verdiene. Alles ist bei ihm überspannt. So auch, was er von der guten Jenny schreibt. Das arme, bescheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht ansehen. Indessen ist die Stelle, sie betreffend, merkwürdig. Sie lautet also:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hause ging, ward mir, als ging ich aus meines Vaters Hause wieder in das wüste Leben hinaus. Ich vergesse Sie zeitlebens nicht; zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch sehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer christlichen Demuth, in Ihrer patriarchalischen Seelenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — Welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verklärt? — Ich werde ewig des Augenblicks gedenken, da sie mir die zwölf Schillinge gab; ewig, ewig, wie sie mir tröstend zusprach. — Verwundern Sie sich nicht, ich habe die zwölf Schillinge noch. Ich gebe sie um tausend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, seit ich athme, nie glücklicher und nie unglücklicher gewesen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdseligen Töchtern, wenn sich dieselben meiner noch erinnern mögen."

Aus diesen Zeilen zu schließen, gedenkt er wieder nach Grekelade zu kommen. Es wäre mir lieb; ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Mensch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit sein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarschaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes scheint er zu sein; doch hat er gewiß ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat schon heute Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbür-

ger besser fertig, als ich vermuthen konnte. Aber es ist auch ein schönes Kind. Wir haben ihm eine zierliche Wiege gekauft und alle kleinen Bedürfnisse angeschafft in Fülle. Die Wiege steht neben Jenny's Bette. Sie wacht Tag und Nacht wie ein Schutzgeist über ihren zarten Pflegesohn.

Am 3. Januar.

Heute stieg der Herr Vikar Bleching mit seiner jungen Frau Gemahlin im Wirthshause ab, und ließ mich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm. Er ist ein angenehmer Mann, der viel Höflichkeit hat. Er eröffnete mir, daß er mein erwählter Nachfolger im Amte sei; daß er wünsche, seine Stelle, wenn ich nichts dagegen habe, sogleich einzunehmen; daß ich inzwischen das Pfrundgebäude bis Ostern bewohnen könne; er werde einstweilen im Hause des Herrn Alderman Fieldson einige für ihn bereitete Zimmer beziehen.

Ich erwiederte, wenn es ihm Vergnügen mache, wolle ich ihm alle Amtsgeschäfte sogleich übergeben, um desto mehr Freiheit zu haben, mich nach einem andern Dienst umzuthun. Nur wünsche ich, in den Kirchen, in denen ich so lange Jahre das Wort des Herrn verkündigt habe, meinen bisherigen Zuhörern eine Abschiedspredigt halten zu können.

Darauf versprach er, Nachmittags zu mir zu kommen, um den Zustand des Pfrundhauses zu besichtigen. Er ist wirklich mit seiner Gemahlin und dem Herrn Alderman am Nachmittag gekommen. Die junge Frau ist hochschwanger. Sie scheint etwas stolz und von vornehmer Abkunft zu sein; denn es war ihr im ganzen Hause nichts recht, und meinen Töchtern würdigte sie kaum einen Blick. Als sie den kleinen Alfred in der Wiege sah, wandte sie sich zu Jenny und fragte: „Sind Sie schon verheirathet?“ Die gute

Jenny ward blutroth im Gesicht und schüttelte verneinend das Köpfchen, indem sie etwas leise dazu stammelte. Ich mußte dem armen Mädchen aus der Verlegenheit helfen. Frau Bleching hörte meine Erzählung mit großer Neugier an, und verzog den Mund und drehte mir den Rücken zu. Ich fand das sehr unanständig, sagte aber nichts. Als ich zu einer Tasse Thee einlud, ward mir's abgeschlagen. Der Herr Vikar scheint den Winken seiner jungen Gemahlin unbedingt gehorchen zu müssen.

Wir waren recht froh, des Besuches los zu werden.

Am 6. Januar.

Herr Withiel ist ein trefflicher Mann, seinem Briefe nach zu urtheilen. Er bedauert mich wegen meiner unglücklichen Bürgschaft, und spricht mir mit der Erklärung Trost zu, daß ich der Zahlung wegen in keine Unruhe gerathen solle, und wenn ich ihm auch erst in zehn Jahren oder nie zahlen könne. Er scheint mit meinen häuslichen Umständen bekannt zu sein, denn er spielt darauf sehr schonend an. Er hält mich für einen ehrlichen Mann; das freut mich am meisten. Auch soll er sich nicht geirrt haben. Ich werde nun selbst, sobald ich kann, nach Trowbridge reisen, und ihm Fleetmanns zwölf Pfund Sterling auf Abschlag meiner ungeheuern Schuld bringen.

Wenn Jenny schon versichert, sie schlafe bei dem kleinen Alfred gut, er halte sich des Nachts sehr ruhig, und erwache regelmäßig nur einmal, da sie ihm dann zu trinken geben müsse aus seiner kleinen Schale: so macht mich das Mädchen doch etwas besorgt. Sie ist beiweitem nicht mehr so lebhaft, wie ehemals, obgleich sie weit heiterer und glücklicher zu sein scheint, denn da wir noch jeden Tag Nahrungskummer litten. Zuweilen bei ihrem Nähzeuge sitzt sie stumm und unbeweglich, mit offenen Augen träumend da,

die sonst fleißigen Hände nachläßig in den Schoos hingesunken. Wenn man sie dann anredet, schrickt sie auf, und muß sich besinnen, was gesagt worden ist. Offenbar kommt dies von der Unterbrechung der nächtlichen Ruhe, ob sie es dennoch nicht Wort haben will. Am Tage ein Schläfchen zu halten, dazu ist sie nicht zu bewegen. Auch behauptet sie, es sei ihr gar wohl.

Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so eitel wäre. Fleetmanns Lobreden haben ihr ohne Zweifel nicht mißfallen; denn sie hat mir seinen Brief abgefordert, um ihn noch einmal zu lesen. Sie hat ihn mir noch nicht wiedergegeben, und behält ihn in ihrem Arbeitskorb! Meinethalben, das eitle Ding:

Am 8. Januar.

Meine Abschiedspredigt war von den Thränen der meisten Zuhörer begleitet. Nun erst sehe ich, daß ich doch den Gemeinden lieb war. Man hat mir von allen Seiten viel Verbindliches gesagt und mich mit Geschenken überhäuft. Nie habe ich so viele Lebensmittel und Leckerbissen aller Art und so viel Wein im Hause gehabt, als jetzt. Hätte ich ehemals nur den hundertsten Theil davon an manchem Nothtage besessen, ich würde mich für überglücklich gehalten haben. Jetzt schwimmen wir wirklich im Ueberflusse. Aber ein guter Theil davon ist auch schon wieder ausgewandert. Ich kenne einige arme Familien in Crekelade, und Jenny kennt deren noch mehr, als ich. Die lieben Leute freuen sich nun mit uns.

Ich fühlte mein Innerstes von jener Predigt tief angegriffen. Unter Thränen hatte ich sie geschrieben. Es war ja ein Scheiden von meiner ganzen bisherigen Welt, von meinem Berufe, von meiner Bestimmung. Ich bin hinweggestoßen aus dem Weinberge, wie ein unnützer Knecht, und habe doch gearbeitet, nicht wie ein

Miethling, und habe manche edle Rebe gepflanzt, manches verderbliche Reis hinweggeschnitten. Ich bin hinweggestoßen aus meinem Weinberge, wo ich Tag und Nacht gesorgt und gewacht, gelehrt, ermahnt, getröstet, gebetet habe. Ich wich von keinem Krankenbette; ich stärkte Sterbende im letztem Kampfe, mit der heiligen Hoffnung; ich ging den Sündern nach, ich ließ die Armen nicht einsam; ich rief die Verlornen wieder auf den Weg des Lebens. Ach, diese Seelen alle, die wie an meine Seele geknüpft waren, sind von mir losgerissen — warum sollte mein Herz nicht bluten? — Aber Gottes Wille geschehe!

Gern würde ich mich nun dem Herrn Doktor Snart erbieten, das Vikariat ohne allen Lohn beizubehalten, wenn mein Nachfolger nicht das Amt schon übernommen hätte! Ich bin der Armuth von Kindesbeinen an gewohnt, und die Sorgen haben mich nicht verlassen seit ich aus den Knabenschuhen trat. Ich habe für mich und meine Töchter an Alfreds Kostgeld genug. Wir können für späte Jahre zurücklegen und sammeln, und uns mit unserer einfachen Nahrung begnügen. Ich wollte ja nicht mehr seufzen über Wind und Wetter, die über mein graues Haar gehen, wenn ich meinen Gemeinden noch das Gotteswort zutragen könnte.

Es sei! Ich will nicht murren. Die Thräne, welche auf dies Blatt fällt, ist keine Thräne der Unzufriedenheit. Ich flehe nie um Reichthum und gute Tage, und habe noch nie darum gefleht. Aber Herr, Herr! verstoße Deinen Knecht nicht auf immerdar aus Deinem Dienste, wenn auch seine Kräfte gering sind. Laß mich wieder eingehen in Deinen Weinberg, und unter Deinem Segen Seelen gewinnen.

Am 13. Januar.

Meine Reise nach Trowbridge ist über alle Erwartung gut ausgefallen. Ich kam spät Nachts mit müden Füßen an in dem alten, freundlichen Städtlein, und konnte mich des Morgens erst spät vom Schlafe ermuntern. Nachdem ich mich sauber gekleidet hatte — seit meinem Hochzeittage ging ich nicht so zierlich; die gute Jenny hat für ihren Vater töchterlich gesorgt — verließ ich das Wirthshaus und ging zum Herrn Withiel. Er wohnt in einem prächtigen, großen Hause.

Er empfing mich anfangs etwas kalt; da ich aber meinen Namen nannte, führte er mich in sein kleines, aber schönes Arbeitsgemach. Hier dankte ich ihm nun für seine große Güte und Nachsicht; erzählte, wie ich zu der Bürgschaft gekommen, und welche harte Schicksale ich bisher getragen. Dann wollte ich ihm meine zwölf Pfund Sterling auf den Tisch legen.

Herr Withiel sah mich lächelnd und mit einer Art Rührung lange schweigend an, reichte mir dann seine Hand, schüttelte die meinige und sagte: „Ich kenne Sie schon. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt. Sie sind ein Biedermann. Nehmen Sie Ihre zwölf Pfund wieder zu sich. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie in Ihren Umständen des Neujahrsgeschenks zu berauben. Lieber füge ich eins bei, das Sie wohl so gütig sind, mir zum Andenken zu nehmen.“

Er stand auf, holte aus einem andern Zimmer eine Schrift, schlug sie auf und sagte: „Sie kennen doch diese Bürgschaft und Ihre Unterschrift noch? Ich gebe sie Ihnen und Ihren Kindern.“ Er riß das Papier in der Mitte durch und legte es in meine Hand.

Ich konnte keine Worte finden, so bestürzt war ich. Meine Augen wurden naß. Er sah wohl, daß ich ihm gern danken wollte und nicht konnte. Er sagte: „Still, still! Kein Silbchen mehr,

ich bitte Sie; das ist der einzige Dank, den ich von Ihnen verlange. Ich hätte dem unglücklichen Brook gern die Schuld geschenkt, würde er sich nur offen an mich gewendet haben."

Ich kenne keinen großmüthigern Mann, als Herrn Withiel. Er war allzugütig. Ich mußte ihm viel von meinem bisherigen Zustande erzählen. Er stellte mich darauf seiner Gemahlin und seinem Herrn Sohn vor. Er ließ aus dem Wirthshause mein Bündlein holen, worin ich die alten Kleider hatte, und behielt mich in seinem Hause. Es war fürstliche Bewirthung. Das Zimmer, in welchem ich des Nachts schlief, die Teppiche, die Betten waren so prachtvoll und köstlich, daß ich mich beinahe fürchtete, davon Gebrauch zu machen.

Am folgenden Tage ließ mich Herr Withiel in seiner schönen Kutsche nach Crekelade zurückführen. Ich schied mit tief bewegtem Herzen von meinem Wohlthäter. Meine Kinder weinten mit mir vor Freuden, als ich ihnen die Bürgschaft zeigte: „Seht, dies leichte Papier war noch die schwerste Bürde meines Lebens, und sie ist großmuthsvoll vernichtet. Betet für das Leben und die Glückseligkeit unsers Erretters!"

Am 16. Januar.

Gestern war der denkwürdigste Tag meines Lebens.

Als wir Vormittags im Zimmer beisammen saßen, und ich den kleinen Alfred wiegte, Polly aus einem Buche vorlas und Jenny am Fenster saß und nähte, sprang Jenny plötzlich vom Stuhl auf, und sank todtenbleich zurück. Wir waren Alle erschrocken, und fragten, was ihr geschehen sei. Sie erzwang ein Lächeln und sagte: „Er kommt!"

Indem ging die Thüre auf, und in zierlichen Reisekleidern trat Herr Fleetmann herein. Wir begrüßten ihn Alle recht herzlich,

und freuten uns, ihn so unerwartet bald und, wie es scheine, in bessern Umständen wieder zu sehen, als das erste Mal. Er umarmte mich; er küßte Polly; er verneigte sich gegen Jenny, die sich noch nicht vom Schrecken erholen konnte. Ihre Bläße entging ihm nicht. Er fragte sehr bekümmert um ihr Befinden. Polly erklärte ihm Alles. Dann küßte er Jenny's Hand, als wolle er abbitten, ihr den Schrecken verursacht zu haben. Es hatte nicht viel damit zu sagen; denn das arme Mädchen glühte bald wieder, wie eine kaum aufgebrochene, junge Rose.

Ich befahl Wein und Kuchen zu bringen, meinen Gast und theuern Wohlthäter stattlicher, als das erste Mal, zu bewirthen. Aber er lehnte es ab; er könne nicht lange bei uns verweilen; er habe Gesellschaft bei sich im Wirthshause. Doch auf Jenny's Bitten gehorchte er, und setzte sich, den Wein mit uns zu theilen.

Da er von der Gesellschaft, mit der er angekommen sei, sprach, glaubte ich, er sei mit einer Gesellschaft Komödianten, und fragte, ob sie hier in Crekelade zu spielen gedächten; der Ort wäre doch zu armselig. Er lachte laut auf, und sagte: „Wohl, eine Komödie spielen wollen wir, doch ganz unentgeldlich.“ — Polly war vor Freude außer sich; denn sie hatte schon lange gewünscht, ein Schauspiel zu sehen. Sie sagte es auch sogleich zu Jenny, die den Wein und Kuchen brachte. Polly fragte: „Haben Sie viel Komödianten mit sich, Herr Fleetmann?“ — Er antwortete: „Einen Herrn und ein Frauenzimmer, aber treffliche Spieler!“

Jenny schien voll ungewöhnlichen Ernstes. Sie senkte einen düstern und schweren Blick auf Fleetmann, und fragte ihn: „Sie — auch Sie werden auftreten?“ — Sie sagte das mit der eigenen leisen und doch Mark und Bein durchzitternden Stimme, die ich nur selten, aber immer in den ernstesten Lebenstagen hörte, wenn es eine Entscheidung über unser Wohl und Wehe galt.

Auch den armen Fleetmann erschütterte dieser wunderbare Ton

des Gerichtsengels. Er sah mit eben so ernstem Blick zu ihr hinüber, schien mit sich selbst wegen der Antwort zu kämpfen — trat endlich einen Schritt näher zu ihr und antwortete: „Miß, bei meinem und Ihrem Gott, darüber können nur Sie entscheiden!“

Jenny senkte die Augen. Er sprach fort. Sie antwortete. Ich weiß nicht, was die Leute trieben. Sie sprachen; Polly und ich hörten ganz aufmerksam zu; wir beide verstanden kein Wort, oder vielmehr, wir hörten Reden ohne Sinn. Und doch schienen Fleetmann und Jenny nicht nur, was sie sagten, wohl zu begreifen, sondern, was mir am sonderbarsten vorkam, Fleetmann schien von Jenny's Antworten angegriffen zu sein, wiewohl sie wahre Nichtswürdigkeiten enthielten. Fleetmann faltete zuletzt die Hände wie zum Gebet inbrünstiglich, sah sogar mit thränenvollen Augen gen Himmel, und sagte wie mit einer schrecklichen Verzichtung: „Dann bin ich unglücklich!“

Polly hielt es endlich nicht mehr aus. Mit einer komischen Behendigkeit sah sie Eins ums Andere an, und rief endlich: „Ich glaube wahrhaftig, ihr beide fanget die Komödie schon an.“

Er drückte Polly's Hand mit Heftigkeit, und sagte: „Ach, daß es wahr wäre!“

Ich machte dem Wirrwar ein Ende, goß Wein für Alle ein, und wir tranken zum Wohl unsers Wohlthäters. Fleetmann sagte, indem er anstieß, zu Jenny: „Miß, im Ernst, mein Wohl?“ — Sie legte die Hand auf ihre Brust, schlug die Augen nieder und trank.

Da ward Fleetmann plötzlich heiter. Er ging zur Wiege, betrachtete das Kind darin, und als ihm Polly und ich die Begebenheit erzählt hatten, sagte er lächelnd zu Polly: „Sie haben mich also nicht erkannt, da ich Ihnen das Neujahrsgeschenk überreichte?“

Wir alle riefen mit unglaublichem Erstaunen: „Wer? Sie?“

Nun erzählte er ungefähr folgendermaßen: „Ich heiße nicht Fleetmann, sondern ich bin Baronet Cecil Fayrford. In einem unseligen, vieljährigen Prozesse hielt meines Vaters Bruder, gestützt auf ältere, zweideutige Verträge, mir und meiner Schwester das gesammte Vermögen unsers verstorbenen Vaters zurück. Wir lebten bis dahin nur kümmerlich von dem, was unsere früher verstorbene Mutter von ihrem wenigen Vermögen hinterlassen hatte. Meine Schwester litt dabei am meisten von der Tyrannei des Oheims, der ihr Vormund war. Derselbe hatte sie schon dem Sohne eines seiner vertrautesten und mächtigsten Freunde zur Gemahlin bestimmt, meine Schwester hingegen sich heimlich dem jungen Lord Sandom zugesagt, dessen Vater aber damals noch lebte, der wider diese Vermählung war. Ohne Vorwissen des Oheims und des alten Lords geschah die Vermählung dennoch in geheimnißvoller Stille. Aber die Frucht dieser Ehe war der kleine Alfred. Es gelang, meine Schwester auf ein Vierteljahr, unter dem Vorwand, ihre Gesundheit herzustellen, und Seebäder zu gebrauchen, unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit aus dem Hause des Vormunds zu entfernen. Es war darum zu thun, nach ihrer Niederkunft das Kind in gute und unerforschbare Pflege zu geben. Ich hörte zufällig einen rührenden Zug von der Armuth und Menschenliebe des Pfarr-Vikars von Crekelade, und begab mich selbst hierher, mich zu überzeugen. Die Art, wie Sie mich aufnahmen, entschied.

„Ich habe vergessen zu sagen, daß meine Schwester nicht mehr in das Haus des Oheims zurückgekehrt ist. Denn schon vor vier Monaten gewann ich gegen ihn den Prozeß und trat in den Besitz meiner mir rechtmäßig gehörenden, väterlichen Güter. Während der Vormund einen neuen Prozeß gegen mich wegen Auslieferung meiner Schwester angehoben hat, ist vor wenigen Tagen der alte Lord, vom Schlage gerührt, gestorben, und mein Schwager er-

klärt nun seine Vermählung öffentlich. Damit ist der Prozeß vernichtet, auch die Ursache gehoben, das Geheimniß des Kindes länger zu verbergen. Die Aeltern sind mit mir gekommen, es abzuholen, so wie ich gekommen bin, Sie selbst mit Ihrer Familie abzuholen, wenn Sie meinen Antrag nicht verschmähen.

„Während des Prozesses, den ich führte, blieb nämlich die Pfarrei unbesetzt, davon meiner Familie das Rektorat gehört. Es ist an mir, die Pfründe, welche über zweihundert Pfund Sterling mit den großen und kleinen Zehnten einträgt, zu vergeben. Sie, Herr Vikar, haben Ihre Stelle verloren. Ich kann nur glücklich sein, wenn Sie in meiner Nähe wohnen, und die Pfarrei annehmen.“

Gott weiß allein, wie mir bei diesen Worten zu Muth ward. Meine Augen verdunkelten sich unter Freudenthränen. Ich streckte meine Hände aus nach dem Manne, der mir ein Bote des Himmels ward. Ich fiel an seine Brust. Dann umschlang ihn Polly mit Freudengeschrei. Jenny küßte dankbar die Hand des Baronets. Er aber riß sich mit sichtbarer Rührung los und verließ uns.

Noch hielten mich meine entzückten Kinder umarmt, noch vermischten sich unsere Thränen und Glückwünsche, als der Baron wieder hereintrat, mit ihm sein Schwager Lord Sandom und dessen Gemahlin. Diese, ein ungemein schönes junges Frauenzimmer, ohne uns zu begrüßen, ging zur Wiege des Kindes. Da kniete sie vor dem kleinen Alfred, küßte seine Wange, und weinte mit ausgelassenem Schmerze und Entzücken. Der Lord hob sie auf, und hatte viele Mühe, sie zu beruhigen.

Nachdem sie sich erholt und sich bei uns Allen wegen ihres Betragens entschuldigt hatte, dankte sie in den rührendsten Ausdrücken erst mir, dann Polly. Diese lehnte allen Dank von sich,

ab, und zeigte auf Jenny, die sich ans Fenster zurückgezogen hatte, und sagte: „Meine Schwester dort ist die Mutter!“

Lady Sandom ging zu Jenny und betrachtete sie lange stumm und angenehm überrascht, sah dann auf ihren Bruder zurück mit einem lächelnden Blicke und schloß Jenny in ihre Arme. Die gute Jenny in ihrer Demuth wagte kaum aufzusehen. „Ich bin Ihre Schuldnerin,“ sagte Mylady; „aber was Sie meinem Mutterherzen wohlgethan, kann ich unmöglich vergelten. Machen Sie mich zu Ihrer Schwester, liebenswürdige Jenny. Denn Schwestern sollen und dürfen nicht gegen einander rechnen.“ — Wie sich beide umarmten, trat der Baronet hinzu. „Da steht mein armer Bruder,“ sagte Mylady; „sind Sie nun meine Schwester, so darf er auch Ihrem Herzen näher stehen, liebe Jenny. Darf er?“

Jenny erröthete und sagte: „Er ist meines Vaters Wohlthäter.“ — Die Lady erwiederte: „Wollten Sie nicht die Wohlthäterin meines armen Bruders sein? Blicken Sie ihn freundlich an. Wenn Sie wüßten, wie er Sie liebt!“

Der Baronet nahm Jenny's Hand und küßte sie, und sagte, als Jenny sie sträubend zurückziehen wollte: „Miß, wollen Sie mich unglücklich sehen? Ich bin es ohne diese Hand.“ — Jenny, in Verwirrung, ließ ihm die Hand. Da führte der Baronet meine Tochter zu mir, und bat, ich solle ihn als meinen Sohn segnen.

„Jenny,“ sagte ich, „es geht dir, wie mir. Träumen wir? — Wirst du ihn lieben können? Entscheide du!“

Sie schlug die Augen zum Baronet auf, der in banger Unruhe vor ihr stand, und warf einen großen, durchdringenden Blick auf ihn; dann nahm sie in ihre beiden Hände seine Hand, drückte dieselbe an ihre Brust, blickte gen Himmel und sagte leise: „Gott hat entschieden!“

Ich segnete meinen Sohn und meine Tochter. Beide umarmten sich. Es war eine feierliche Stille. Aller Augen waren naß.

Plötzlich sprang Polly, mit thränenvollen Augen, lachend vor und hing sich an meinen Hals, indem sie rief: „Da haben wir's! Alles Neujahrsgeschenk, siehst du, Bischofsmützen über Bischofsmützen!"

Indem erwachte Alfred.

Es ist umsonst — ich beschreibe diesen Tag nicht. Mein glückliches Herz ist zu voll. Und immerdar werd' ich gestört.

Die Verklärungen.

Eingang.

Zu der Genesung von unsern im Treffen bei Molite empfangenen Wunden — wir waren unserer vier deutsche Hauptleute — trug nicht wenig die Anmuth, Pracht und Einsamkeit der Villa, die Gastfreundlichkeit und Güte unsers reichen Wirthes Ambrosio Faustino und die Huld seiner liebenswürdigen Gemahlin bei; am meisten aber die angenehme Entdeckung, daß der freigebige Faustino, so wie seine Gemahlin, von deutscher Herkunft waren. Er hatte sonst Faust geheißen, und war durch die seltsamste Verkettung der Umstände zu seiner Niederlassung in Italien, wie zur Verwandlung seines Namens bewogen worden. Die wundersüße Lust, fern vom vaterländischen Boden deutsche Worte wechseln zu können, machte uns alle gegenseitig vertrauter.

Ich hatte Erlaubniß, meine Morgenstunden in Faustino's Büchersaal zuzubringen. Da fand ich in den prächtigen Reihen ausgewählter Werke auch einige Bände italienischer Handschriften, von Faustino selbst geschrieben. Es waren Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, vermischt mit Betrachtungen über Malerei und Bildhauerkunst. Als ich um die Gunst bat, sie lesen zu dürfen, war Faustino nicht nur so gütig, mir sie zu gewähren, sondern er schlug selbst einen der Bände auf, und deutete mit dem Finger, wo ich

lesen sollte. „Lesen Sie nur," sagte er, „und glauben Sie mir, es ist Wahrheit, so unglaublich auch Alles zu sein scheint. Mir selbst, obwohl ich es doch erfahren habe, dünkt es zuweilen Täuschung meiner Einbildungskraft zu sein."

Er theilte mir noch eine Menge kleiner Nebenzüge mit. — Doch genug, dies zur Einleitung. Hier folgt das Bruchstück aus Faustino's oder vielmehr Faust's Denkwürdigkeiten.

Das Abenteuer zu Venzone.

Den zwölften September 1771 war ich bei Spilimbergo über den Tagliamentostrom gegangen. Ich näherte mich mit starken Schritten den deutschen Grenzen, dem Vaterlande, das ich seit manchen Jahren nicht wiedergesehen hatte. Doch mein Gemüth war voll unbeschreiblicher Traurigkeit. Es schien, als triebe mich eine unsichtbare Macht zurück. Es rief in mir beständig: Kehr' um!

Wirklich blieb ich auf der elenden Straße ein paar Mal stehen, sah mich nach Italien um, und wollte wieder nach Venedig zurück. Aber wenn ich dann dachte: was treiben? wovon leben? ging ich wieder vorwärts den finstern Bergen zu, die in Nebel und Regen aufstiegen.

In der Tasche hatte ich nur noch weniges Geld, schwerlich genug, Wien zu erreichen, wenn ich nicht unterwegs betteln, oder Uhr und Wäsche und bessere Kleider, die ich im Tornister trug, verkaufen wollte. Den schönsten Theil meiner Jugendzeit hatte ich in Italien verlebt, um mich in Malerei und Bildhauerei zu vollenden, und es endlich so weit gebracht, daß ich im siebenundzwanzigsten Jahre einsah, ich könne nichts Großes leisten. Zwar meine römischen Freunde hatten oft die Gefälligkeit gehabt, mir Muth einzusprechen. Manche meiner Stücke waren mir gelegentlich gut bezahlt worden. Doch das tröstete wenig. Ich selbst mußte

der Leibarzt, als der alte Herr, sich in der Wirthsstube mit großer Eile und beinahe mit Aengstlichkeit oder Erstaunen nach mir erkundigt hätten. Der Wirth versicherte, die Herrschaft kenne mich genau. Ich sollte hinaufgehen, ich würde gewiß alten Freunden und Bekannten begegnen, denn es schiene, als hätten sie mich erwartet.

Ich schüttelte den Kopf, überzeugt, daß hier Irrthum walte. Ich hatte in der ganzen Welt keine vornehme Bekanntschaft, am wenigsten mit Deutschen. Noch mehr bestätigte mich in meinem Glauben ein alter Bedienter der Fremden, welcher kam, sich zu mir an den Tisch setzte und in gebrochenem Italienisch Wein forderte. Da ich ihn deutsch anredete, ward er froh, seine Muttersprache zu hören. Er erzählte mir nun von seiner Herrschaft, was er wußte. Der Herr war ein Graf von Hormegg, welcher seine Tochter nach Italien führte, um ihr eine Luftveränderung zu verschaffen.

Je mehr der Alte trank, desto redseliger ward er. Düster hatte er sich anfangs zu mir gesetzt; bei der zweiten Flasche athmete er heiterer. Als ich ihm sagte, daß ich nach Deutschland zu reisen gedächte, seufzte er tief auf, blickte gen Himmel, und Thränen stiegen ihm in die Augen. „Könnte ich nur mit! könnte ich nur mit!“ sagte er leise und inbrünstig zu mir. „Ich halte es nicht länger aus. Auf dieser Familie, glaube ich, ruht irgend ein Fluch. Es gehen da wunderliche Dinge vor. Ich darf's keinem Menschen vertrauen, und dürfte ich's, Herr, wer würde mir's glauben?“

Die traurige Reisegesellschaft.

Bei der dritten Flasche Weins gab sich indessen der alte Sebald, so hieß er, schon Erlaubniß, offenherzig zu sein.

„Herr Landsmann,“ sagte er, und sah sich im Zimmer schüchtern um; es war aber außer uns Niemand in demselben, wir saßen allein bei trübe brennender Kerze: „Herr Landsmann, mich macht man nicht blind. Hier ist Unsegen neben Hülle und Fülle des Reichthums — hier wirthschaftet der böse Geist selber, Gott sei uns gnädig! Der Graf ist steinreich, aber er schleicht einher, wie ein armer Sünder; man hört ihn selten sprechen. Er ist seiner Tage nicht froh. Die alte gnädige Frau, der Gräfin Hortensie Gesellschafterin oder Hofmeisterin oder dergleichen, sieht drein, wie das böse Gewissen, in beständiger Furcht. Die Gräfin selbst — nun ja, ein Kind des Paradieses kann wohl schwerlich schöner sein, aber ich glaube, ihr Vater hat sie dem Teufel verkuppelt. Jesus Marie! was war das?“

Der erschrockene Sebald flog hoch vom Sitz auf und ward todtenblaß. Es war nichts, als der Regenwind, welcher einen Fensterladen mit Heftigkeit zuschmetterte. Nachdem ich den Landsmann beruhigt hatte, fuhr er fort: „Es ist kein Wunder. Man muß in beständigem Todesschrecken leben. Einer von uns wird und soll nächstens wieder sterben. Das habe ich von Jungfer Kathrinen gehört. Gott sei mir barmherzig. Könnte ich mich nicht zuweilen, mit Kamerad Thomas, beim Wein erholen — Herr, an Essen, Trinken und Geld fehlt es uns nicht, nur an frohem Muth — ich wäre längst davon gelaufen.“

Es schien mir, Sebald fable, süßen Weins voll.

„Woraus schließt Ihr, daß einer von euch sterben solle?“

„Da ist nichts zu schließen,“ erwiederte Sebald, „es ist nur allzugewiß. Die Gräfin Hortensie hat's gesagt; aber es darf's nur Niemand nachsagen. Sehen Sie, zu Judenburg hatten wir dieselbe Geschichte vor vierzehn Tagen. Die junge Gräfin verkündete einem von uns den Tod. Keiner glaubte daran, weil wir alle gesund waren. Paff, stürzt, wie wir auf der Landstraße

unterwegs sind, Herr Müller, der Sekretär des Grafen, ein allerliebster Mann, sammt Roß und allem Gepäck von der Höhe der Landstraße über die Felsen in den Abgrund, zehnmal tiefer, als der Kirchthurm. Jesus Marie, das war ein Anblick! Hören und Sehen verging mir. Mann und Roß lagen zerschmettert. Wenn Sie durch das Dorf kommen, wo er begraben liegt, die Leute werden es Ihnen erzählen. Ich mag nicht mehr daran denken. Es ist jetzt nur Frage, wer von uns wieder geliefert werden soll? Aber geschieht's — bei meiner armen Seele! so fordere ich vom Grafen auf der Stelle Abschied. Denn mit rechten Dingen geht's nicht zu. Mein alter Hals ist mir lieb; ich möchte ihn nicht im Dienst des Gottseibeiuns brechen."

Ich lächelte seiner abergläubigen Angst. Er aber schwor hoch und theuer, und flüsterte: „Die Gräfin Hortensie wird von einer Legion böser Geister besessen. Vor einem Jahre ist sie mehrmals auf dem Hormegger Schloßdache herumgelaufen, wie unsereins kaum auf ebenem Boden. Sie weissagt. Sie fällt oft unversehens in Entzückungen und sieht den Himmel offen. Sie schaut dem Menschen ins Innerste seines Leibes. Doktor Walther, gewiß ein redlicher Mann, behauptet, sie könne nicht bloß durch die Leute hindurchsehen, als wenn sie von Glas gemacht wären, sondern sogar durch Thüren und Wände. Es ist entsetzlich! In ihren vernünftigen Stunden ist sie ganz vernünftig. Aber, leider Gottes! in den unvernünftigen Stunden, wenn jemand anders aus ihr spricht, regiert sie uns. Hätten wir nicht auf der breiten Landstraße bleiben können? — Nun aber, gleich von Villach weg, mußten wir auf Saumrossen und Maulthieren die elendesten Wege über die schrecklichsten Berge. Und warum? weil sie es so wollte. Wären wir auf der großen Straße geblieben, Herr Müller, Gott habe ihn selig! würde noch heute sein Glas Wein trinken."

Werbungsversuch.

Das Wiedereintreten der Wirthsleute ins Zimmer, die mir spärliches Nachtessen auftrugen, unterbrach Sebalds Plaudereien. Er versprach mir noch manches Geheimniß zu offenbaren, wenn wir wieder allein sein würden. Er verließ mich. An seine Stelle setzte sich ein kleiner finsterer, hagerer Mann, welchen Sebald beim Weggehen Herr Doktor nannte. Ich wußte also, daß ich wieder ein Mitglied der geheimnißvollen und traurigen Reisegesellschaft vor mir hatte.

Der Arzt sah mir lange schweigend beim Essen zu. Er schien mich zu beobachten. Dann fing er französisch an zu fragen, von wannen ich komme, wohin ich zu reisen gedächte? Als er hörte, ich sei ein Deutscher, ward er freundlicher, und ließ sich mit mir in der Muttersprache ein. Auf meine Gegenfrage vernahm ich, daß der Graf von Hormegg mit seiner kranken Tochter nach Venedig reise.

„Wie wär's," sagte der Doktor, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten würden, da Sie doch eigentlich ohne bestimmten Beruf und Zweck nach Deutschland gehen? Sie sind der italienischen Sprache mächtiger, als wir Alle, kennen das Land, die Sitten, die gesunden Gegenden. — Sie würden uns von großem Nutzen sein. Der Graf könnte Sie sogleich an die Stelle seines verstorbenen Sekretärs nehmen; freie Zehrung, behagliches Leben, sechshundert Gulden Gehalt, dazu die bekannte Freigebigkeit des Grafen — —"

Ich schüttelte den Kopf, und bemerkte, daß weder ich den Grafen, noch der Graf mich genug kenne, um vorauszusehen, ob wir einander anständig sein würden. Jetzt machte der Doktor die Lobrede des Grafen. Ich dagegen erwiederte, es würde schwer fallen, dem Grafen eben so viel zu meinem Vortheil zu sagen. —

„O wenn's nur daran liegt!" rief er hastig: „Sie sind ihm schon empfohlen. Verlassen Sie sich darauf."

„Empfohlen? durch wen?"

Der Doktor schien nach Worten zu suchen, um eine Uebereilung gut zu machen. „Ei nun, durch die Nothwendigkeit. Ich darf Ihnen sagen, der Graf würde Ihnen hundert Louisd'or zahlen, wenn Sie — —"

„Nein," erwiederte ich, „in meinem Leben habe ich nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Nothwendige gearbeitet. Von Kindheit auf war ich unabhängigen Lebens gewohnt. Ich bin nichts weniger als reich, aber meine Freiheit verkaufe ich nicht."

Der Doktor schien empfindlich. In der That aber lag voller Ernst in dem, was ich gesagt hatte. Dazu kam, daß ich schlechterdings nicht nach Italien umkehren wollte, um meine Leidenschaft für die Kunst nicht von neuem mächtig werden zu lassen. Dann, ich läugne es nicht, war mir auch die plötzliche Zudringlichkeit des Doktors, und überhaupt das Wesen dieser Reisegesellschaft widerlich, obwohl ich eben nicht glaubte, daß die kranke Gräfin von einer Legion böser Geister besessen sei.

Als alles Zureden nichts vermochte, sondern mich nur widerwilliger machte, verließ mich der Arzt.

Ich stellte nun doch allerlei kleine Ueberlegungen an, erwog meine Armuth gegen das bequemliche Sein im Gefolge eines reichen Grafen, und spielte mit den wenigen Geldstücken in meiner Tasche, welche mein ganzer Reichthum waren. Doch blieb der Erfolg aller Ueberlegungen: Hinweg aus Italien! die Gotteswelt steht dir offen. Sei standhaft! Nur Friede in der Brust, eine Dorfschulmeisterei und Unabhängigkeit! Ich muß mich erst in mir selber wieder zurecht finden. Ich habe ja Alles verloren — den ganzen Plan meines Lebens. Geld ersetzt das nicht.

Neuer Werbungsversuch.

Meine Verwunderung stieg nicht wenig, als ungefähr zehn Minuten nach des Doktors Abschied ein Bedienter des Grafen erschien, und mich im Namen desselben ersuchte, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. „Was in aller Welt wollen die Leute von mir?“ dachte ich. Aber ich versprach zu kommen. Das Abenteuer fing an, wo nicht zu belustigen, doch neugierig zu machen.

Ich fand den Grafen in seinem Zimmer allein; er ging mit großen Schritten auf und ab; ein hoher, starker, ansehnlicher Herr, im Aeußern viel Würde, in den Gesichtszügen etwas Angenehmes, doch Düsteres. Er trat mir sogleich entgegen, entschuldigte sich, mich gerufen zu haben, führte mich zu einem Sitz, sagte mir, was er von mir durch seinen Doktor gehört habe, und wiederholte dessen Anträge, die ich eben so fest, als bescheiden, ablehnte. Er ging nachdenkend, die Hände auf den Rücken geschlagen, zum Fenster, kehrte rasch um, setzte sich nahe zu mir, nahm meine Hand in die seinige und sagte: „Freund, ich rufe Ihr Herz an. Mein Blick müßte mich sehr trügen, wenn Sie nicht ein biederer Mann wären. Also offen. Bleiben Sie bei mir. Ich beschwöre Sie darum; nur zwei Jahre bleiben Sie. Zählen Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit. Sie werden haben, wessen Sie bedürfen, und am Ende der Zeit zahle ich Ihnen ein Kapital von tausend Louisd'or aus. So werden Sie keine Reue über die in meinem Dienst verlornen paar Jahre empfinden.“

Er sagte das so gütig und so bittend, daß mich sein Ton eben so sehr rührte, und mehr, als die Verheißung von dem ungeheuern Kapital, welches mir, bei geringern Bedürfnissen, für alle Zukunft ein sorgenfreies, unabhängiges Dasein zusicherte. Ich würde den Handel eingegangen sein, wenn ich mich nicht geschämt hätte, zu zeigen, wie ich mich am Ende um schnödes Geld hin-

gäbe. Aber von der andern Seite däuchte mir zugleich der glänzende Antrag verdächtig.

„Um solche Summen, gnädigster Herr," sagte ich, „stehen Ihnen vortrefflichere Talente zu Gebote, als die meinigen. Sie kennen mich nicht. Ich sprach ihm offen von meinen bisherigen Schicksalen und Beschäftigungen, und glaubte damit, ohne zu kränken, sein Anerbieten wie sein Verlangen zu beseitigen.

„Wir dürfen uns nicht wieder trennen!" rief er, und drückte bittlich meine Hand: „Wir dürfen nicht. Denn nur Sie habe ich gesucht. Ihretwillen, verwundern Sie sich immerhin, habe ich die Reise mit meiner Tochter unternommen; Ihretwillen habe ich von Villach her den elenden Weg gewählt, um Sie nicht zu verfehlen; Ihretwillen bin ich in das Wirthshaus eingekehrt."

Ich sah den Grafen mit großen Augen an, und meinte, er habe etwa Laune, sich über mich lustig zu machen. „Wie konnten Sie mich aufsuchen, da Sie mich nicht kannten; da kein Mensch weiß, welchen Weg ich wandere; da ich's selbst noch vor drei Tagen nicht wußte, ob ich auf dieser Straße nach Deutschland gehen würde?"

„Nicht so?" fuhr er fort: „Diesen Nachmittag ruhten Sie in einem Walde. Sie saßen in einer Wildniß, voller Kummer; Sie lehnten an einem Felsblock unter einem großen Baum. Sie betrachteten einen Waldstrom. Sie rannten mit Heftigkeit im Regen weiter. Ist's nicht so? Gestehen Sie mir offenherzig. Ist's nicht so?"

Bei diesen Worten verging mir fast die Besinnung. Er sah meine Bestürzung und sagte: „Wohl ist's so! Sie sind der rechte Mann, den ich suche."

„Aber," rief ich — und, ich läugne es nicht, mich wandelte abergläubisches Grausen an — ich zog meine Hand aus der seinigen: „Aber wer hat mich beobachtet? Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Meine Tochter," erwiederte er, „meine kranke Tochter. Ich glaube es wohl, daß es Ihnen wunderbar scheint. Aber die Unglückliche sagt und sieht in ihrer Krankheit viel wunderbarere Dinge. Seit vier Wochen behauptet sie, nur durch Ihre Vermittlung zu vollkommener Gesundheit zurückkehren zu können. Wie Sie jetzt hier vor mir sind, so beschrieb Sie meine Tochter vor vier Wochen. Sie behauptete vor ungefähr vierzehn Tagen, Sie kämen uns, von Gott gesandt, entgegen. Wir mußten aufbrechen, Sie zu finden. Wir reiseten ab. Sie zeigte uns den Weg, welchen wir nehmen sollten, wenigstens die Weltgegend, und zwar auf dem Kompaß. Mit dem Kompaß im Wagen und der Karte in der Hand reiseten wir, ungewiß wohin, wie Schiffer auf dem Meere. Zu Villach deutete sie uns den nächsten Weg zu Ihnen, beschrieb sogar Einzelnheiten desselben, und wir mußten die große Straße verlassen. Aus Hortensiens Munde erfuhr ich diesen Nachmittag, wie nahe Sie schon wären, und zugleich die kleinen Umstände, von denen ich vorhin sprach. Doktor Walter bezeugte mir gleich nach Ihrer Ankunft aus dem Munde des Wirthes, daß Sie vollkommen der Person glichen, die Hortensie vor vier Wochen, und seitdem fast täglich, beschrieben hatte. Jetzt bin auch ich dessen überzeugt. Da nun so viel eingetroffen ist, zweifle ich keinen Augenblick, Sie, und kein Anderer, werden mein Kind retten, und mir alles Glück des Lebens zurückgeben können."

Er schwieg und wartete meine Antwort ab. Ich saß lange ungewiß und schweigend; in meinem Leben war mir solche Seltsamkeit nicht begegnet. „Was Sie mir sagen, Herr Graf, ist etwas unbegreiflich, und daher, mit Ihrer Erlaubniß, auch wohl etwas unglaublich. Ich bin, oder vielmehr, ich war nichts, als Künstler. Von Arzneikunst verstehe ich nichts."

„Es ist uns vieles unbegreiflich im Leben; aber nicht alles Unbegreifliche unglaublich, besonders wenn wir die Wirklichkeit

nicht wegläugnen können, und die Erscheinungen vor uns stehen, deren Ursachen uns verborgen liegen. Sie sind kein Arzt. Es mag sein. Aber diejenige Macht, welche meiner Tochter Ihr Dasein in der Welt offenbart hat, zweifeln Sie keinen Augenblick, hat auch Sie zum Retter derselben bestimmt. Ich war in meinen jüngern Jahren Freigeist, der kaum Gott glaubte, und kann nun im Alter noch dahin gelangen, Teufeleien, Hexereien, Gespensterspuk und Koboldsunfug, trotz einem alten Bauernweibe, für möglich zu halten. Erklären Sie sich daraus, lieber Faust, sowohl meine Zudringlichkeit, als meine Anerbietungen. Jene ist einem Vater, der in ewiger Angst um sein einziges Kind lebt, verzeihlich; diese sind für solch eines theuern Lebens Rettung nicht zu groß. Ich sehe ein, alles das muß Ihnen unerwartet, abenteuerlich, romanhaft vorkommen. Aber bleiben Sie bei uns, Sie werden Zeuge vieler unerwarteten Dinge sein! Wollen Sie außer den Reisezerstreuungen Beschäftigung? Es hängt von Ihnen ab, dieselbe zu wählen. Ich werde Ihnen keine Arbeit aufdringen. Bleiben Sie nur mein treuer Gesellschafter, mein Trost. Es steht mir noch eine schwere Stunde bevor, die vielleicht nahe ist. Eine Person aus unserer Reisegesellschaft wird eines plötzlichen, und, wenn ich recht verstanden habe, ungewöhnlichen Todes sterben, vielleicht ich selbst. Meine Tochter hat es vorhergesagt — es wird erfolgen. Ich zittere dem fatalen Augenblick entgegen, den ich mit meinem ganzen Vermögen nicht loskaufen kann. Ich bin ein sehr unglücklicher Mann."

Er sprach noch mehr und ward dabei weichmüthig bis zu Thränen. Ich befand mich in sonderbarer Verlegenheit. Alles, was ich gehört hatte, erregte bald mein Erstaunen, bald meinen gerechten Zweifel. Ich hatte oft Lust, Verdacht in die richtige Urtheilskraft des Grafen zu setzen, oft in meine eigene. Endlich faßte ich frisch den Entschluß, das wunderbare Abenteuer zu bestehen,

es werde daraus, was es wolle. Den Grafen für einen Betrüger zu halten, dünkte mich ungerecht; und in Gottes weiter Welt war ich ohne Beruf und Versorgung.

„Ich thue auf Ihre freigebigen Anerbietungen Verzicht, Herr Graf!“ sagte ich: „Geben Sie mir so viel, als ich zur Noth bedarf. Ich will Sie begleiten. Mir ist's genug, wenn ich hoffen darf, zu Ihrem Glück und zur Rettung Ihrer Tochter beitragen zu können, wiewohl ich auf keine Weise noch das Wie? begreife. Eines Menschen Leben ist viel werth. Ich will stolz werden, wenn ich einst glauben dürfte, ein Menschenleben gerettet zu haben. Aber von Allem, was Sie mir versprachen, sage ich Sie los. Ich thue nichts für Geld. Hingegen will ich auch dabei meine Unabhängigkeit behaupten. Ich werde in Ihrem Gefolge bleiben, so lange ich Ihnen von einigem Vortheil sein kann, oder ich mein Leben in Ihrem Dienste behaglich finde. — Wollen Sie diesen Vertrag annehmen, so gehöre ich Ihnen. Stellen Sie mich dann Ihrer Kranken vor.“

Des Grafen Augen glänzten vor Freude. Er schloß mich stumm in seine Arme, indem er bloß seufzte: „Gottlob!“ Nach einer Weile sagte er: „Morgen sollen Sie meine Tochter sehen. Sie hat sich jetzt schon zur Ruhe begeben. Ich muß sie auf Ihr Hiersein vorbereiten.“

„Auf mein Hiersein vorbereiten?“ fragte ich verwundert. „Sagten Sie mir nicht erst vor wenigen Augenblicken, sie habe Ihnen meine Ankunft angezeigt, meine Person beschrieben?“

„Verzeihen Sie, lieber Faust, ich vergaß Ihnen noch einen einzigen Umstand zu bemerken. Meine Tochter ist gleichsam eine doppelte Person. Was sie im Zustand ihrer Entzückungen, wenn ich so sagen darf, hört, sieht, weiß und sagt, davon ist ihr kein Wort bewußt, wenn sie im natürlichen Zustande ist. Sie erinnert sich aus dem Zeitraum ihrer Entzückung nicht der geringsten Kleinig-

keit, und würde selbst bezweifeln, daß sie das gesprochen und gethan habe, was wir ihr erzählen, wenn sie nicht alle Ursache hätte, meinen Worten Glauben beizumessen. In den Stunden der Entzückung erinnert sie sich jedes in ähnlichen Zuständen Vorangegangen, so wie der Begebenheiten, die sie im gewöhnlichen und natürlichen Zustande erlebt hat. Sie hat Sie nur während den Entzückungen gesehen und beschrieben; aber weiß außerhalb derselben nichts von Ihnen, als was wir ihr, als Wiederholung ihrer eigenen Aeußerungen, zu sagen wußten. Sie sind ihr daher gänzlich unbekannt. Warten wir nur einen ihrer außerordentlichen Augenblicke ab; ich zweifle nicht, sie werde sich Ihrer dann sogleich erinnern."

In einer mehrstündigen Unterhaltung erfuhr ich vom Grafen noch, wie seine Tochter schon vor Jahren, selbst als Kind schon, Neigung zum Nachtwandeln gehabt habe. In dem Zustande des Nachtwandelns habe sie, ohne sich nachher dessen erinnern zu können, mit geschlossenen Augen das Bett verlassen, sich angekleidet, Briefe an Abwesende geschrieben, oder auf dem Klavier die schwersten Tonstücke gespielt, und hundert andere Kleinigkeiten mit einer Geschicklichkeit verrichtet, die sie im wachenden Zustande weder besessen, noch später gewinnen konnte. Der Graf glaubte, daß das, was er jetzt bald Entzückung, bald Verklärung hieß, nichts anderes, denn ein höherer Grad des Nachtwandelns sei, der aber seine Tochter bis zum Sterben schwäche.

Eine schreckliche Begebenheit.

Es mochte ziemlich spät sein, als ich das Zimmer des Grafen verließ. Im Wirthszimmer war Niemand, als der alte Sebald, der sich noch beim Weine gütlich that.

„Herr," sagte er, „reden Sie doch ein wenig Deutsch mit

mir, damit ich meine ehrliche Sprache nicht ganz und gar verlerne; es wäre wahrhaftig Schade darum. Sie haben den Herrn Grafen gesprochen?“

„Ich habe ihn gesprochen. Ich werde jetzt mit nach Italien reisen, und in Eurer Gesellschaft bleiben.“

„Vortrefflich! Es thut mir immer wohl, ein deutsches Gesicht mehr in der Nähe zu haben. Denn die Italiener sollen böse Finken sein, wie ich mir habe sagen lassen. Nun, bis auf unsere besessene Gräfin wird Ihnen Alles in der Gesellschaft gefallen. Und da Sie doch nun einmal zu uns gehören, darf ich Ihnen schon offener von unsern Sachen reden. Der Graf wäre ein braver Herr, wenn er nur lachen könnte. Er hat es, glaube ich, nicht einmal gern, wenn man lacht. Was um ihn her ist, macht immer ein Gesicht, wie zum jüngsten Tage. Die alte gnädige Frau wäre auch recht brav, aber sie zankt gern, wenn nicht gleich Alles auf ihren Wink her und hin fliegt. Ich glaube, sie reist bloß wegen der schönen gebrannten Wasser nach Italien, denn sie liebt mitunter ein Gläschen Likör. Die junge Gräfin wäre auch nicht übel, wenn sie nicht außer ihrem Stolz eine Armee Teufel im Leib hätte. Wer bei der in Gnaden stehen will, muß auf allen Vieren kriechen. Bücken Sie sich nur fleißig vor ihr. Doktor Walter wäre von uns allen der Beste, wenn er nur die Kunst verstände, den Teufel zu bannen. Daher ist mein Kamerad Thomas . . .“

In diesem Augenblick sprang der Wirth herein voller Entsetzen, und rief seinen Leuten: „Hilfe! Hilfe! es brennt!“

„Wo brennt's?“ fragte ich erschrocken.

„Droben in einem Zimmer. Ich sah draußen am Fenster die hellen Flammen!“

Er lief fort. Im Hause entstand Geschrei und Getümmel. Ich wollte hinaus. Sebald, blaß wie ein Leichnam, hielt mich mit beiden Armen. „Jesus Marie! was ist denn wieder geschehen?“

Ich sagte ihm auf Deutsch, er solle Wasser suchen; es sei im Hause Feuer ausgebrochen. „Wieder ein Teufelsstück!“ seufzte er, und eilte in die Küche.

Man lief die Treppen auf und ab. Es hieß, das Zimmer, in welchem es brenne, sei verschlossen; man suche Werkzeuge, die Thür aufzusprengen. Sebald war eben so bald, als ich, mit einem Eimer Wassers oben. Als er die Thür erblickte, gegen welche sich Alles drängte, rief er: „Jesus Marie! das ist das Zimmer der alten gnädigen Frau!“

„Sprengt auf!“ rief Graf von Hormegg mit wahrer Todesangst: „Sprengt auf, die Frau von Montluc schläft darin; sie muß sonst ersticken.“

Indem kam der Mann mit einer Axt. Nicht ohne Mühe erbrach er die starke, wohleingefugte Eichenthür. Alles wollte hineindrängen, aber Jeder prallte schaudernd zurück.

Es war finster im Zimmer. Nur im Hintergrunde beim Fenster spielten am Fußboden bläulich-gelbe Flammen, die aber bald erloschen. Ein unaussprechlich starker Gestank wehte uns bei der Eröffnung der Thüre entgegen. Sebald schlug ein Kreuz und stürzte im vollen Sprung die Treppe hinab. Einige Mägde thaten, wie er. Der Graf schrie um Licht. Es ward gebracht. Ich ging durch das Zimmer, um die Fenster aufzureißen. Der Graf zündete zum Bett. Es war leer und unberührt, auch nirgends Rauch. Am Fenster war der Gestank so heftig, daß mir übel ward.

Der Graf rief den Namen der Frau von Montluc. Wie er mit der brennenden Kerze näher trat, sah ich zu meinen Füßen — man denke mein Entsetzen! — einen großen, schwarzen Aschenfleck, und daneben einen zur Unkenntlichkeit verbrannten Todtenkopf, einen Arm mit der Hand, — auf einer andern Stelle drei Finger mit goldenen Ringen, und den Fuß eines Frauenzimmers, nur zum Theil verkohlt.

„Großer Gott!“ rief der Graf erblassend: „Was ist das?“ Er betrachtete schaudernd die Ueberbleibsel der menschlichen Gestalt. Er sah die Finger mit den Ringen, und sprang mit lautem Schrei zurück, dem eintretenden Doktor entgegen: „Frau von Montluc ist verbrannt, und doch kein Feuer, kein Rauch! Unbegreiflich!“

Er schwankte zurück, um sich noch einmal von seiner Entdeckung zu überzeugen. Dann gab er die Kerze hinweg, faltete die Hände starr vor sich hin und ging todtenbleich hinaus.

Ich selbst stand da, von dem unerhörten, abscheulichen Schauspiel, wie versteinert. Alles, was diesen Tag begegnet, das Wunderbare, was gesagt worden war, hatte mich so sehr betäubt, daß ich gefühllos den schwarzen Staub, die Kohlen, die ekelhaften Reste eines menschlichen Leichnams zu meinen Füßen betrachtete. Bald hatte sich das Zimmer mit Knechten und Mägden des Wirthshauses angefüllt. Ich hörte ihr Flüstern, ihr Schleichen — es dünkte mich, als stände ich zwischen Gespenstern. Die Ammenmährchen meiner Kinderjahre schienen zur Wirklichkeit anzureifen.

Als ich zu mir selber kam, arbeitete ich mich hinaus aus dem Zimmer — ich wollte hinab in die Wirthsstube. Im gleichen Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Thür. Es trat, unterstützt von zwei Frauenzimmern, deren jedes eine brennende Kerze trug, eine junge Dame hervor, im leichten Nachtgewande. Ich blieb wie geblendet bei diesem neuen Anblick stehen. So viel Adel in Gestalt, Bewegung und Zügen des Antlitzes hatte ich weder in der Wirklichkeit, noch in den Schöpfungen der Maler und Bildhauer gefunden. Alles Schaurige des vorigen Augenblicks war fast vergessen; ich nur Auge und Bewunderung. Die junge Schöne schwankte jenem Zimmer entgegen, wo sich das furchtbare Wunder zugetragen hatte. Als sie die Knechte und Mägde gewahr ward, stand sie still und rief in deutscher Sprache mit gebietender Stimme:

„Treibt mir das Gesindel hinweg!“ Sogleich war einer von des Grafen Bedienten geschäftig, ihren Befehl zu vollstrecken. Er that es mit so unhöflicher Strenge, daß er Alle, und mich mit ihnen, vom Gange hinweg der Treppe zudrängte.

„Hat es jemals Feen gegeben,“ dachte ich, „diese ist eine!“

In der Wirthsstube saß Sebald todtenblaß beim Wein.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief er mir entgegen. „Einer von uns mußte d'ran! Die Besessene oder vielmehr der leidige Satan hat es nicht anders gewollt. Da muß der Eine Hals und Bein brechen, die Andere bei lebendigem Leibe verbrennen. Gehorsamer Diener, ich nehme morgen Abschied, sonst kommt die Reihe auch an meine Wenigkeit. Wer so klug ist, wie ich, reiset nicht mit zur Hölle. In Italien sollen sogar die Berge Feuer speien. Gott bewahre mich, daß ich einem zu nahe käme. Ich müßte gewiß der erste Braten des Molochs sein, denn ich bin viel zu fromm, und doch zu allen Stunden — kein Heiliger.“

Ich erzählte ihm von der jungen Dame.

„Das war sie!“ rief er: „Das war die Gräfin, Gott sei bei uns! die hat vermuthlich schnobern wollen nach dem verbrannten Gericht! Machen Sie sich morgen mit mir aus dem Staube. Ihr liebes junges Leben erregt mein aufrichtiges Erbarmen.“

„Also die Gräfin Hortensie?“

„Wer denn anders? Hübsch ist sie, darum hat sich auch der Oberste der Teufel selber in sie vergafft, aber . . .“

Indem ward Sebald zum Grafen gerufen. Er ging oder taumelte davon, indem er einen schweren Seufzer ausstieß.

Die Begebenheit hatte das ganze Haus mit Lärmen erfüllt. Ich saß auf meiner Bank, mir unter den Wunderdingen selbst fremd.

Spät nach Mitternacht führte mich der Wirth in ein Kämmerlein, wo er mir das Lager anwies.

Antipathie.

Ich hatte nach den Ermüdungen der vergangenen Tage festen Schlaf bis gegen Mittag. Als ich erwachte, dünkte mich die Geschichte des Gestrigen wie fiebergebornes Hirngespinnst, wie Geschichte eines Rausches. Ich konnte mich nicht von der Wahrheit der Vorfälle überzeugen, und sie nicht bezweifeln. Doch sah ich nun Alles in größerer Heiterkeit des Gemüths. Ich wankte keinen Augenblick länger, dem Grafen von Hormegg Wort zu halten. Vielmehr schien mein Schicksal so ganz neuer und wunderbarer Art zu sein, daß ich ihm mit Lust und Neugier folgte. Denn was hatte ich in Deutschland zu verlieren, was überall im Leben? Was konnte ich wagen im Gefolge des Grafen? Am Ende hing es immer von mir ab, den Faden des Romans abzureißen, sobald mir seine Länge widerlich werden würde.

Als ich in die Wirthsstube trat, fand ich sie mit Ortsvorstehern, Polizeibeamten, Kapuzinern und Bauern der benachbarten Gegend angefüllt, welche von Amts wegen oder aus Neugier sich hieher begeben hatten. Kein einziger von ihnen bezweifelte, daß der Tod der verbrannten Dame Wirkung des Teufels gewesen sei. Der Graf hatte zwar die Ueberreste des unglücklichen Frauenzimmers beerdigen lassen durch seine eigenen Leute; aber das ganze Haus mußte laut Gutachten der ehrwürdigen Väter Kapuziner geweiht und gesegnet und damit von den letzten Spuren eines bösen Geistes gereinigt werden. Das machte große Unkosten. Es war Rede davon, daß man uns verhaften und den Gerichten vorstellen müsse; nur war noch Streit darüber, ob wir der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zu überantworten wären. Die meisten Stimmen sprachen dafür, uns nach Udine vor den Erzbischof zu führen.

Der Graf, des Italienischen nicht mächtig, war froh, als er meiner gewahr ward. Er hatte, zur Bestreitung der durch das

außerordentliche Ereigniß veranlaßten Unkosten, vergebens ein schönes Stück Geld geboten. Er ersuchte mich, in seinem Namen die Sache mit den Leuten abzuthun.

Ich trat sogleich mit den Kapuzinern und Vorstehern zusammen; erklärte ihnen, daß ich eigentlich mit den Fremden bisher so wenig in Verhältnissen gewesen wäre, wie sie selbst, und gab ihnen zwei Dinge zu erwägen: entweder wäre das Unglück mit dem Brande sehr natürlich zugegangen; wenigstens ohne Antheil des Grafen — in dem Fall würden sie sich durch Verhaftung eines so vornehmen Herrn Unannehmlichkeit zuziehen; oder er stände wirklich mit bösen Geistern im Bunde — in dem Fall könnte er ihnen, ihrem Kloster, ihrem Orte, aus Rache, einen bösen Possen spielen. Am gerathensten sei, des Grafen Geld zu nehmen und ihn ziehen zu lassen: so hätten sie keine Verantwortung oder Rache zu fürchten, und in jedem Falle gewonnen. Meine Gründe leuchteten ein. Das Geld ward ausgezahlt. Wir empfingen unsere Pferde, stiegen auf und reisten ab. Der Himmel hellte sich auf.

Die Gräfin mit den Frauenzimmern und der übrigen Dienerschaft war schon mehrere Stunden zuvor abgegangen; nur der Graf mit einem Bedienten zurückgeblieben. Unterwegs fing er an, von der schrecklichen Geschichte des gestrigen Abends zu reden. Er sagte, seine Tochter sei davon sehr angegriffen worden. Sie habe einige Stunden an Krämpfen und Zuckungen gelitten, dann aber einen sanften Schlaf gethan, beim Erwachen viel Ruhe gezeigt, doch begehrt, das Unglückshaus auf der Stelle zu verlassen.

Vermuthlich, um mich auf meinen künftigen Stand vorzubereiten, setzte er hinzu: „Ich muß meinem kranken Kinde Vieles nachgeben und verzeihen. Sie ist von unbesiegbarem Eigensinn: jeder Widerspruch treibt sie bei ihrer außerordentlichen Reizbarkeit zum Zorn, und ein kleiner Verdruß ist genug, ihr mehrtägiges Leiden zu verursachen. Ich habe ihr Ihre Ankunft gemeldet. Sie hörte es

gleichgültig an. Ich fragte, ob ich Sie ihr vorstellen dürfte? Ihre Antwort war: „Halten Sie mich für so neugierig? Es hat damit Zeit, bis wir in Venedig sind.“ — Doch denke ich immer, wir erhalten unterwegs Gelegenheit genug. Lassen Sie sich, lieber Faust, die Launen meiner Tochter nicht verdrießen; sie ist eine kranke Unglückliche, die wir mit Glimpf behandeln müssen, wenn wir sie nicht ins Grab stürzen wollen. Sie ist mein einziges Gut, meine letzte Freude auf Erden. Der Verlust der Frau von Montluc scheint ihr eigentlich nicht schmerzhaft zu sein, denn sie fing an, ihr seit der letzten Zeit abgeneigter zu werden, ich weiß nicht aus welcher Ursache. Vielleicht war ihr an derselben die kleine, gewiß nie übertriebene Neigung zu starken Getränken zuwider. Auch behauptet Doktor Walter, diese Neigung habe die Selbstentzündung der Frau verursacht, die sonst sehr brav und meiner Tochter und mir sehr anhänglich war. Ich beklage ihren Verlust sehr. Doktor Walter erzählte mir mehrere Beispiele, die doch äußerst selten sein müssen, von Selbstentzündungen menschlicher Körper, wodurch diese in wenigen Augenblicken eingeäschert werden. Er suchte mir die Erscheinung auf sehr natürliche Art zu erklären. Sie trete da ein, wo Fleisch und Knochen derer ganz von Weingeist durchdrungen und gesättigt sind, welche an starken Getränken und gebrannten Wassern zuviel Geschmack haben. Ich verstehe und begreife aber davon nichts. Nur so viel weiß ich, diese Flammenpforte des Todes ist eine der schauderhaftesten.“

So sprach der Graf, und dies ungefähr war der Stoff unserer Unterhaltungen, bis Venedig. Denn die junge Gräfin, so geschwächt ihr Körper auch war, so sehr auch ihr Vater und ihr Arzt dagegen Einwendungen machten, hatte nun einmal die Laune, ohne längern Aufenthalt, als Nachtruhe forderte, ihre Reise bis Venedig in beträchtlichen Tagreisen zu machen. Auch hatte ich nicht die Gnade, ihr vorgestellt zu werden. Ja, ich mußte mich

immer in beträchtlicher Ferne von ihr halten, war leider nichts weniger als des Glücks theilhaftig, ihr zu gefallen.

Sie ward in einer Sänfte getragen.. Bediente liefen zu Fuß neben her; die Frauenzimmer fuhren, der Graf desgleichen in einem besondern Wagen. Der Doktor und ich ritten.

Als mich die Gräfin eines Morgens, da sie aus einem Gasthofe trat, um in ihre Sänfte zu steigen, erblickte, sagte sie zum Doktor Walter: „Wer ist denn der Mensch, welcher immer und ewig hinter uns hertrabt?“

„Herr Faust, gnädige Frau.“

„Ein widerlicher Bursch; schickt ihn zurück.“

„Sie haben ihn selbst verlangt. Seinetwillen geschah die Reise. Betrachten Sie ihn als die Arznei, die Sie sich selbst verordneten.“

„Er hat das Ekelhafte mit jeder Arznei gemein.“

Ich war nahe genug, dies für mich gar nicht schmeichelhafte Gespräch zu hören, und weiß nicht, welche Miene ich dazu machte. Doch erinnere ich mich sehr gut, daß ich beinah' wegen der Grobheit empfindlich ward. Wäre der Graf nicht so gütig gewesen, ich hätte die grillenhafte Venus auf der Stelle im Stich gelassen. Ich möchte eben nicht behaupten, daß ich ein schöner Mann gewesen, aber doch wußte ich, daß ich den Weibern nicht zu mißfallen pflegte. Allein jetzt nur wie ekelhafte Arznei geduldet zu sein, das war für die Eitelkeit eines jungen Menschen zu hart, und noch dazu eines solchen, der, wäre er Fürst oder Graf gewesen, kein Bedenken getragen haben würde, sich zu den Anbetern der reizenden Hortensie zu gesellen.

Inzwischen blieb es dabei. Die Gräfin erreichte Venedig ohne besondern Unfall, und ihre Arznei folgte gehorsam nach. Man bezog einen prächtigen Palast; ich erhielt darin meine besondern Zimmer, sogar meinen eigenen Bedienten. Der Graf von Hormegg

lebte, wie man zu sagen pflegt, auf großem Fuß. Er hatte unter dem venezianischen Adel viele Freunde.

Die Verklärung.

Wir mochten vier Tage zu Venedig gewesen sein, als ich an einem Nachmittag eiligst zum Grafen berufen ward. Er empfing mich mit einer mehr als gewöhnlich heitern Miene.

„Meine Tochter," sprach er, „hat nach Ihnen verlangt. Zwar geht kein Tag vorüber, an welchem sie nicht ihre bekannten Zufälle hat; aber erst heute wieder, und zwar jetzt erst, begehrte sie Ihre Gegenwart. Treten Sie mit mir in ihr Zimmer, doch leise. Jedes harte Geräusch stürzt sie in gefährliche Krämpfe."

„Aber," fragte ich mit heimlichem Grauen, „was wollen Sie, daß ich thun soll?"

„Wer kann es wissen? Erwarten Sie es von der Zukunft, Gott möge Alles leiten."

Wir traten in ein großes, mit grünen seidenen Teppichen umhangenes Prachtzimmer. Die zwei Kammerfrauen lehnten schweigend und ängstlich am Fenster; der Doktor saß auf einem Sopha, die Kranke betrachtend. Diese aber stand fast in der Mitte des Zimmers aufrecht, mit geschlossenen Augen, einen der schönen Arme niederhangend, den andern halb erhoben, starr und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nur das Beben ihres Busens verrieth Odem. Die feierliche Todesstille, welche hier herrschte, dann die götterhafte Gestalt Hortensiens, auf welche alle Blicke gerichtet waren, erfüllten mich mit unwillkürlichem, doch angenehmem Grauen.

Sobald ich hineintrat in das stille Heiligthum, sagte die Gräfin, ohne ihre Augen zu öffnen, ohne ihre Stellung zu ändern, mit unbeschreiblich süßer Stimme: „Endlich, Emanuel! Warum bleibst

du so fern? — O tritt herzu, segne sie, daß sie von ihren Schmerzen genese!"

Vermuthlich machte ich zu dieser Anrede, von der ich nicht wußte, ob sie mir galt, ein etwas albernes Gesicht. Der Graf und der Doktor winkten mir, näher zu treten, und gaben mir ein Zeichen, ich solle gleich einem Priester gegen sie das Zeichen des Kreuzes machen, oder ihr segnend die Hände auflegen.

Ich näherte mich, erhob meine Hände über ihr wunderliebliches Haupt; doch sie anzurühren fehlte es meiner Ehrfurcht an Muth. Ich ließ die Hände langsam wieder sinken. Hortensia's Miene schien Unwillen zu verrathen. Ich hob noch einmal die Hände, und hielt dieselben ausgestreckt gegen sie, ungewiß, was ich anzufangen habe. Ihre Geberden erheiterten sich. Das bewog mich, in dieser Stellung zu bleiben. Meine Verlegenheit aber stieg, als die Gräfin sagte: „Emanuel, noch ist dein Wille nicht, ihr beizustehen. O nur deinen Willen gib, deinen Willen! Du bist ja mächtig, dein Wille vermag Alles."

„Gnädigste Gräfin," sagte ich, „zweifeln Sie an Allem, nur nicht an meinem Willen, Ihnen zu helfen." — Ich sagte das wahrhaftig im höchsten Ernste. Denn hätte sie gefordert, mich für sie ins Meer zu stürzen, ich würde es mit Freuden gethan haben. Mir war's, als stände ich vor einer Gottheit. Dies zarte Ebenmaß der Glieder, diese Herrlichkeit aller Formen, dies Antlitz, welches einer Ueberirdischen anzugehören schien, hatte meine Seele gleichsam entkörpert. Nie hatte ich das Holdselige und Erhabene so gepaart erblickt. Hortensia's Gesicht war, wie ich es bisher, freilich nur flüchtig oder aus der Ferne, beobachtet hatte, gewöhnlich blaß, leidend und düster; jetzt ein ganz anderes. Eine ungemein feine Röthe überstrahlte ihre Mienen, wie rosenfarbener Wiederschein; in allen Zügen schwamm ein Licht, das der Mensch im gemeinen Leben weder durch Natur noch Kunst haben

kann. Der Ausdruck des Ganzen war ein feierliches Lächeln, und doch kein Lächeln, sondern mehr ein innerliches Entzücken. Mit Recht ward von ihren Begleitern dieser wunderbare Zustand Verklärung geheißen — aber solche Verklärung sah und ahnete noch kein Bildner im Augenblick seiner Begeisterung. Nun denke man sich dazu die bildsäulenhafte Stellung, die Marmorstille der Züge, die wie zum Schlafe geschlossenen Augen. Nie hatte ich, wie hier, grauenvolles Entzücken empfunden.

„O Emanuel!“ sagte sie nach einer Weile: „Nun ist dein Wille ernst. Nun weiß sie, durch dich werde sie genesen. Dein Haupthaar fliegt in goldenen Flammen; deinen Fingern entströmen silberne Lichtstrahlen; du schwebst in klarer Himmelsbläue. O wie begierig saugt ihr ganzes Wesen diesen Glanz ein, diese heilbringende Lichtfluth.“

Bei solchen etwas dichterischen Redensarten fiel mir unwillkürlich die „Arznei“ ein, mit der ich vor einigen Tagen die traurige Ehre hatte, verglichen zu werden, und ich bedauerte im Stillen, von den Gold- und Silberstrahlen nichts zu bemerken.

„Zürne ihr nicht in deinen Gedanken, Emanuel!“ sagte Hortensie: „Zürne ihr nicht, der Schwachen, und ihrem krankhaften Witze nicht, daß sie dich mit bittern Heilmitteln verglich. Sei edler, als die Unbesonnene, von Schmerzen verführte, von irdischen Schwächen oft dem Wahnsinn Hingegebene!“

Der Doktor warf mir bei diesen Worten einen lächelnden Blick zu; ich dem Doktor, aber mit der Geberde des Erstaunens, nicht darum, daß die stolze Schöne sich zu einer Abbitte erniedrigte, sondern daß sie meine Gedanken errathen zu haben schien.

„O zerstreue deine Aufmerksamkeit nicht, Emanuel!“ sagte die Verklärte schnell: „Du redest mit dem Arzte. Wende deinen Sinn allein ihr und ihrer Rettung zu. Es thut weh, wenn dein Gedanke einen Augenblick lang von ihr läßt. Beharre im festen

Verlangen, ihr ganzes halbaufgelöstes Wesen mit der wohlthätigen Macht deines Lichtes zu durchströmen. Siehst du, wie dein Wille stark ist? Die erstarrten Fasern erweichen und schmelzen, wie Reif des Winters am Sonnenblick."

Indem sie dies sprach, sank ihr erhobener Arm. Es kam Bewegung und Leben in die Gestalt. Sie verlangte einen Sessel. Der Doktor brachte ihr einen, wie im Zimmer standen, mit grünseidenen kostbar gestickten Polstern. „Nicht solchen!" sagte sie. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Den mit gestreifter Leinwand überzogenen Lehnstuhl, welcher im Zimmer Emanuels, vor seinem Schreibtische steht. Den bringt ihr für immer."

Wirklich hatte ich den Lehnstuhl erst vor dem Schreibtische stehen lassen; die Gräfin aber mein Zimmer nie gesehen. Da ich einer der Kammerfrauen den Schlüssel der Stube reichte, sagte Hortensie: „Ist das also der Schlüssel gewesen? Ich erkannte den dunkeln Flecken nicht. Du hast in der linken Tasche deiner Weste noch einen Schlüssel; entferne ihn von dir." Ich that es. — Es war der Schlüssel meines Schranks.

Sobald der Lehnstuhl gebracht war, setzte sie sich, und wie es schien mit Wohlbehagen, in denselben. Mir befahl sie, nahe vor ihr zu stehen, die beiden Hände gegen sie ausgestreckt, die Fingerspitzen in der Richtung gegen ihre Herzgrube.

„Gott, welcher Wonne ist der Mensch fähig!" sagte sie. „Emanuel, gib ihr dein Wort, sie beschwört dich: verlasse sie nicht, bis die Zerrüttung ihres Innern hergestellt, ihre Heilung vollendet ist. Würdest du sie verlassen, sie müßte elendiglich umkommen. An dir hängt ihr Leben.

Ich versprach, mit Entzücken und Stolz Verwahrer und Schutzengel eines so köstlichen Lebens zu sein. „Achte auch nicht," fuhr sie fort, „wenn sie im Zustande des irdischen Wachens dich verkennt. Vergib ihr, denn sie ist eine Unglückliche, die nicht

weiß was sie thut. Alle Laster sind Krankheiten des Sterblichen, welche die Macht des Geistes lähmen."

Sie ward gesprächig, und weit entfernt, meinen Fragen zu zürnen, schien sie dieselben mit Wohlgefallen zu hören. Ich äußerte ihr meine Verwunderung über das Außerordentliche ihres Zustandes. Nie hätte ich gehört, daß eine Krankheit den Menschen gleichsam göttlicher mache; daß er mit geschlossenen Augen das Niegesehene und Weitentfernte erkenne, selbst die Gedanken eines Andern wisse. Ich müsse glauben, ihr Zustand, der mit Recht einer Verklärung gliche, sei das Vollendetste aller Gesundheit.

Nach einem minutenlangen Schweigen — immer ging solches ihren Antworten vorher — sagte sie: „Sie ist gesund, wie ein Sterbender, dessen Stoffe aus einander fallen wollen. Sie ist gesund, wie sie sein wird, wenn das Menschliche aufgehört hat, und der Leib zerbricht, diese irdische Lampe des ewigen Lichtes."

„Ihr Zustand," sagte ich, „läßt mir Alles dunkel."

„Dunkel, Emanuel? Aber du wirst es erfahren. Sie weiß Vieles und kann es doch nicht sagen; sie schaut Vieles hell, Vieles dämmerig, und kann es doch nicht nennen. Siehe, der Mensch ist zusammengefügt aus allerlei Wesen, die binden und gestalten sich zusammen, wie um einen einzigen Punkt; und dadurch wird er Mensch. So sind alle Theilchen einer Blume zusammengehalten, wodurch sie eben die Blume wird. Und weil eins das andere hält und bindet, beschränkt eins das andere, und keines ist alles, was es für sich sein könnte, weil alles nur den Menschen machen soll und anderes nicht. Die Natur ist wie ein unendlicher Ozean von Helligkeit, in welchem sich einzelne dichtere Punkte zusammenziehen. Das sind Geschöpfe. Oder wie ein weiter Glanzhimmel, in welchem Lichttropfen zusammenrinnen zu Sternen. Alles, was in der Welt ist, das ist zusammengeronnen aus dem Aufgelöseten, das überall ist, und fanget immer mehr ein, und

löset sich eben darum wieder in Allem auf, weil es nicht bestehen kann. So ist der Mensch eine aus mannigfaltigen Wesen des Alls erwachsene, umherschwimmende Blume. Aber damit der Mensch sei, haben sich um ihn geringere Wesen legen müssen, die sein Göttliches tragen sollen. Die fremden Dinge oder Wesen aber, die sich um uns anlegen, bilden den Leib. Der Leib ist nur Schale eines himmlischen Leibes. Der himmlischere Leib heißt Seele. Die Seele aber ist Umhüllung des Ewigen. Nun ist die irdische Schale an der Kranken gebrochen, darum strömt ihr Licht aus, ihre Seele tritt mit Allem in Verbindung, wovon sie sonst durch die gesunde Schale getrennt war, und sieht und hört und fühlt außer derselben und inner derselben. Denn nicht der Leib empfindet, er ist nur todter Träger der Seele. Ohne sie sind Auge, Ohr und Zunge dem Steine gleich. Kann nun die irdische Schale der Kranken nicht gesunden, Emanuel, durch dich: so wird sie ganz zerbrechen und abfallen. Dann gehört die Kranke nicht mehr den Menschen, weil sie nichts Menschliches besitzt, sich ihnen mitzutheilen."

Sie schwieg. Ich horchte, als brächte sie Offenbarungen aus fremden Welten. Ich verstand nichts, und mir ahnete doch, was sie dachte. Der Graf und der Arzt hörten sie mit gleichem Erstaunen an. Beide versicherten mich nachher, Hortensie habe nie so heiter, so anhaltend und gleichsam überirdisch geredet, wie diesmal; vielmehr nur abgebrochen, oft unter Schmerzen; oft sei sie in entsetzliche Verzuckungen gerathen, oder viele Stunden lang in Erstarrung gelegen. Auch habe sie höchst selten nur auf Fragen geantwortet. Jetzt schien das Gespräch sie gar nicht zu ermüden.

Ich machte sie auf ihre Schwäche aufmerksam, und fragte, ob langes Reden ihre Kräfte nicht erschöpfe: Sie versicherte: „Gar nicht! Ihr ist wohl. Ihr wird immer wohl sein, wenn Du bei ihr bist. In sieben Minuten wird sie aber erwachen. Sie wird

eine ruhige Nacht genießen; doch morgen Nachmittag um drei Uhr kehrt ihr Schlaf zurück; dann fehle nicht, Emmanuel. Fünf Minuten vor drei Uhr werden Krämpfe bei ihr eintreten wollen; dann strecke segnend die Hand gegen sie, mit dem Ernste, ihr Heiland zu werden. Fünf Minuten vor drei Uhr, und zwar nach der Wanduhr in deinem Zimmer, nicht nach deiner Taschenuhr, welche drei Minuten von jener verschieden geht. Richte diese fleißig nach jener, damit die Kranke nicht darunter leide."

Sie sagte noch verschiedenes Minderbedeutendes, verordnete, was man ihr nach dem Erwachen zum Trinken, was zum Nachtessen geben solle, wann sie zu Bette gebracht werden müsse und dergleichen. Dann schwieg sie. Die vorige Todtenstille herrschte. Allmälig ward ihr Gesicht bläſſer, wie es gewöhnlich zu sein pflegte; das Leben der Mienen verschwand. Sie schien erst jetzt einschlafen zu wollen oder wirklich zu schlafen. Denn sie hielt sich nicht mehr aufrecht, sondern sank nachläſſig zusammen, und nickte mit dem Kopfe, wie Schlafende pflegen. Dann fing sie an, ihre Arme zu drehen, sich zu strecken. Sie gähnte. Sie rieb die Augen, öffnete sie und ward ungefähr in derselben Minute wach und munter, welche sie vorher bestimmt hatte.

Als sie mich erblickte, schien sie bestürzt. Sie sah sich nach den Andern um. Die Kammerfrau eilte herbei; auch der Graf und Doktor Walter.

„Was ist gefällig?" fragte sie mich mit hartem Tone.

„Gnädige Gräfin, ich erwarte nur Ihre Befehle."

„Wer sind Sie?"

„Faust, Ihnen zu dienen."

„Ich bin für Ihren guten Willen sehr verbunden, doch erlauben Sie, daß ich allein sein darf!" sagte sie etwas verdrießlich, verneigte sich stolz gegen mich, stand auf und wandte mir den Rücken.

Ich entfernte mich aus dem Zimmer mit seltsam gemischten Empfindungen. Wie himmelweit war die Wachende von der Schläferin verschieden! Weg waren meine Gold- und Silberstrahlen, weg ihr trauliches Du, das so tief in mein Innerstes hineingerufen, und selbst der Name Emanuel, mit welchem sie mich bereichert hatte, galt nicht mehr.

Kopfschüttelnd trat ich in mein Zimmer, wie einer, der Feenmährchen gelesen und sich darin verloren hat, daß er die Wirklichkeit noch für verzaubert hält. Der Lehnstuhl vor meinem Schreibtische fehlte.

Ich setzte einen andern hin, schrieb das Wundermährchen auf, wie ich es erlebt hatte, und von Hortensiens Worten so viel ich wußte; denn ich fürchtete, einst mir selbst nicht zu glauben, wenn ich es nicht schriftlich vor mir hätte. Versprochen hatte ich, alle Härte zu verzeihen, die sie wachend gegen mich äußern würde. Gern ward ihr von mir vergeben. Nur daß sie so schön war — das konnte ich nicht gleichgültig ertragen.

Eine zweite Verklärung.

Der Graf von Hormegg besuchte mich folgenden Tages auf meinem Zimmer, um mir zu erzählen, welch ruhige Nacht Hortensie genossen; wie sie stärker, erquickter sei, als seit langer Zeit. „Ich habe,“ sagte er, „beim Frühstück Alles gesagt, was gestern vorgegangen ist. Sie schüttelte den Kopf; sie wollte mir nicht glauben; sie sagte: so müsse sie Anfälle von Wahnsinn haben. Sie fing an zu weinen. Ich beruhigte sie. Ich sagte ihr, das werde ohne Zweifel ihre vollständige Genesung herbeiführen; denn in Ihnen, lieber Faust, wohne gewiß wunderthuende, Ihnen vielleicht bisher unbekannt gewesene Kraft Gottes. Ich bat sie, Ihnen zu erlauben, ihr auch von Zeit zu Zeit, wenn sie wachend wäre,

Gesellschaft zu leisten, denn ich verspräche mir viel von Ihrer Nähe. Aber ich konnte sie dazu nicht bewegen. Sie versicherte, Ihr Anblick hätte etwas Unausstehliches für sie; nur nach und nach vielleicht könne sie sich an Sie gewöhnen. Was wollen wir machen? Erzwingen läßt sich nichts, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen."

So sprach er, und suchte Hortensien auf alle Weise bei mir zu entschuldigen. Er bewies mir, gleichsam zum Ersatz für Hortensiens beleidigenden Widerwillen, und Eigensinn und Stolz, das rührendste Vertrauen; erzählte von seinen Familienverhältnissen, von seinen Gütern, Prozessen und übrigen Unannehmlichkeiten; begehrte meinen Rath, und versprach mir alle seine Papiere zur Einsicht vorzulegen, damit mein Urtheil in seinen Angelegenheiten desto bestimmter würde. Er hielt schon den gleichen Tag Wort. Eingeweiht in alle, auch in die geheimsten seiner Verhältnisse, ward ich ihm täglich vertrauter; und seine Freundschaft schien sich in gleichem Grade zu mehren, als die Abneigung seiner Tochter gegen mich zunahm. Ich führte zuletzt seinen ganzen Briefwechsel, sogar die Verwaltung seiner Einkünfte, die Ordnung des gesammten Hauswesens, daß ich in Kurzem sein Alles ward. Er hing mit unbedingter Zuversicht an mir, von meiner Redlichkeit, meinem guten Willen überzeugt, und schien nur dann unwillig zu werden, wenn er gewahr ward, daß ich, außer dem Nöthigsten, für mich selbst nichts begehrte, sogar seine reichen Geschenke standhaft ausschlug. Doktor Walter und alle männlichen und weiblichen Bediente des Hauses bemerkten bald, welchen außerordentlichen Einfluß ich eben so schnell, als unerwartet, erlangt hatte. Sie umringten mich mit Höflichkeiten und Schmeicheleien; ich war glücklich durch diese unverdiente, allgemeine Zuneigung. Doch gern würde ich sie hingegeben haben, wenn ich damit nur Duldung von der feindseligen Gräfin hätte erkaufen können. Sie

aber blieb unversöhnlich. Ihre Abneigung schien fast in Haß zu entarten. Sie warnte ihren Vater vor mir, als einem schlauen Abenteurer und Betrüger. Gegen die Kammerfrauen nannte sie mich nur den Landstreicher, der sich in das Vertrauen des Vaters eingenistet habe. Der alte Graf durfte endlich kaum wagen, meiner in ihrer Gegenwart zu gedenken.

Doch ich will der Geschichte und Zeitfolge der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Meine Taschenuhr war gerichtet. Wirklich ging sie um drei Minuten von der Wanduhr verschieden. Fünf Minuten vor drei Uhr Nachmittags, nicht früher, nicht später, trat ich unangemeldet in Hortensiens Zimmer. Es waren die gestrigen Zeugen zugegen. Sie saß in ihrer, nur allein ihr eigenen Holdseligkeit auf einem Sopha, blaß, leidend, in nachdenkender Stellung. Wie sie meiner gewahr ward, warf sie mir einen verächtlichen Blick zu, stand heftig auf und rief: „Wer gab dem Menschen dort Erlaubniß, ohne Anmeldung und geraden Weges zu mir . . .“

Ein heftiger Schrei und fürchterliche Verzuckungen erstickten ihre Stimme. Sie sank in die Arme der Kammerfrauen. Man brachte den Lehnsessel, welchen sie gestern begehrt hatte. Kaum saß sie in demselben, schlug sie mit geballten Fäusten auf entsetzliche Weise und mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Leib, wie ihr Haupt. Ich konnte den grausenhaften Anblick kaum ertragen. Zitternd nahm ich meine gestern vorgeschriebene Stellung ein, die Fingerspitzen meiner beiden Hände gegen sie gerichtet. Sie aber, die Augen krampfhaft verdreht und starr, faßte mit Ungestüm meine Hand, und stieß die Finger derselben mehrmals mit großer Heftigkeit gegen ihre Herzgrube. Ich blieb so. Sie ward bald ruhiger, schloß die Augen und schien einzuschlafen, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte. Ihr Gesicht verrieth Schmerz. Sie wimmerte einigemal dumpf. Aber auch

der Schmerz schien bald zu weichen. Sie seufzte nur ein paarmal noch leise. Ihre Mienen wurden heiterer und stellten bald wieder den Ausdruck innerer Seligkeit dar, während die Bläſſe des Angesichts von einer sanften Röthe überflogen ward.

Nach wenigen Minuten sagte sie: „Du treuer Freund, was wäre sie ohne dich?“ Sie sprach diese wenigen Worte mit einer feierlichen Zärtlichkeit, in welcher sich vielleicht nur die Himmlischen begrüßen mögen. Ihre Töne klangen in allen meinen Nerven.

„Ist Ihnen wohl, gnädige Gräfin?“ fragte ich halblaut, denn ich fürchtete noch, sie werde mir die Thür weisen.

„Sehr, o sehr, Emanuel!“ antwortete sie: „So sehr, wie gestern, wohl noch mehr. Aber es scheint, dein Wille ist entschiedener, deine Kraft erhöhter, ihr zu helfen. Sie athmet, sie schwimmt in dem Glanzkreis, der sie umwallt, und ihr Wesen, durchdrungen von dem deinigen, ist in dir aufgelöset. Könnte sie ewig so sein!“

Uns andern prosaischen Zuhörern war diese Redensart sehr unverständlich, doch mir keineswegs unangenehm. Ich bedauerte bloß, daß Hortensie nicht mich, sondern einen Emanuel meinte, und sich vermuthlich täuschte. Doch gereichte es mir zu einigem Trost, als ich nachher vom Grafen erfuhr, daß seines Wissens unter allen ihren Verwandten und Bekannten niemals einer gewesen, der den Namen Emanuel getragen.

Als ihr Vater Fragen an sie richtete, hörte sie ihn gar nicht; denn mitten in seiner Rede redete sie mich an. Er trat ihr daher näher. So wie er neben mir stand, ward sie aufmerksamer. „Wie, lieber Vater, bist du auch hier?“ sagte sie. Nun beantwortete sie auch seine Fragen. Da ich sie fragte, warum sie ihn nicht früher bemerkt hätte? erwiederte sie: „Er stand im Dunkeln; nur bei dir ist Licht. Auch du leuchtest, Vater, doch schwächer, als Emanuel, und nur im Widerschein von diesem.“ — Da ich

ihr sagte, es wären noch mehr Personen im Zimmer, schwieg sie lange, und nannte nachher alle, auch die Stelle, wo sie sich befanden. Sie hatte aber immer die Augen geschlossen, und doch wußte sie genau zu bezeichnen, selbst was hinter ihr geschah. Ja, sie bemerkte die Zahl der Personen, welche draußen in einer Gondel auf dem Kanal am Palast vorüberfuhren, und hatte nicht geirrt.

„Wie ist es aber möglich, daß Sie dies wissen? Sie sehen es doch nicht!“ sagte ich.

„Hat sie dir nicht gestern schon bezeugt, daß sie krank sei? Daß nicht der Leib die Außenwelt erkenne, sondern die Seele? Fleisch und Blut und Knochenbau ist nur Schale, welche den edeln Kern umfängt. Nun aber ist die Schale zerrissen, und die Lebenskraft will das Mangelnde ergänzen, aber vermag es nicht, ohne Beistand. Darum fordert dich der Geist. Und die Seele, hervorquellend und in das Weltall hinausfühlend, findet dich, und erfüllet sich mit deiner Kraft. Wenn sie irdisch wacht, sieht sie, hört sie, empfindet sie schneller, lebhafter, aber nur das Aeußere, das Nahe, welches zu ihr tritt. Nun aber begegnet sie den Dingen, die sie will und nicht will; sie berührt nicht, sie durchdringt; sie vermuthet nicht, sie weiß. Im Traume kömmst du auch zu den Dingen, sie kommen nicht zu dir; und du weißt sie, und weißt, warum sie so thun. Auch jetzt ist ihr, wie Traum; doch weiß sie wohl, daß sie wache, aber ihr Leib wacht nicht, die äußern Sinne helfen ihr nicht.“

Sie sprach darauf von ihrer Krankheit, von ihren Nachtwandlungen, von einer langen Ohnmacht, in der sie einst gelegen, was in ihr vorgegangen sei, was sie gedacht habe, während die Umstehenden sie als todt beweint hätten. Der Graf von Hormegg hörte ihre Erzählung mit Erstaunen; denn außer vielen Umständen, die er gar nicht gekannt hatte, berührte sie andere,

welche während ihrer zehnstündigen Ohnmacht geschehen waren, und um die Niemand wissen konnte, als nur er allein; zum Beispiel, wie er von ihr hoffnungslos hinweggegangen, in seinem Zimmer auf das Knie gefallen sei, und in schmerzlicher Verzweiflung gebetet habe. Er hatte dies Niemandem gesagt; Keiner hatte ihn beobachten können, denn nicht nur hatte er damals die Stubenthür verriegelt gehabt, sondern es war auch finstere Nacht gewesen und sein Zimmer ohne alle Beleuchtung. Nun Hortensie davon redete, läugnete er es nicht. Unbegreiflich blieb, daß sie in der Ohnmacht darum gewußt habe; noch mehr, daß sie sich dessen jetzt erinnerte, da jener Vorfall in Hortensiens frühere Kindheit gehörte. Sie mochte damals kaum acht Jahre gehabt haben.

Auch dies blieb auffallend, daß sie immer von sich selbst in der dritten Person redete, wie von einer Fremden, wenn sie von ihren eigenen Geschichten erzählte, oder von sich, wie sie in den Verhältnissen des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens stand. Einmal sagte sie ausdrücklich: „Ich bin keine Gräfin, sondern sie ist Gräfin!“ Ein andermal: „Ich bin nicht die Tochter des Grafen von Hormegg, sondern sie ist es.“

So wie ihr ganzes Aeußere in einer Verklärung zu schweben schien, ruhiger, höher, schöner, als gewöhnlich, stimmte damit auch ihre Sprache überein. Diese war, wenn auch noch so leicht und heiter, dennoch feierlicher als im gemeinen Leben, jeder Ausdruck gewählter, zuweilen dichterisch. Theils dies, theils ihre erhöhte Vorstellungskraft, theils daß sie von Dingen redete oder dieselben aus Gesichtspunkten faßte, welche uns Andern fremd waren, verursachte in ihren Worten nicht selten eine sonderbare Dunkelheit, oft gänzliche scheinbare Zusammenhangslosigkeit.

Dabei redete sie gern, und liebte es, wenn sie gefragt ward, besonders von mir. Zuweilen versank sie aber in ein stilles, langes Betrachten; man las in ihren Gesichtszügen den Ausdruck des

bald unzufriedenen, bald befriedigten Suchens, der Befremdung, der Verwunderung oder des Entzückens. Dann unterbrach sie das tiefe Schweigen von Zeit zu Zeit mit einzelnen Ausrufungen, indem sie lispelte: „Heiliger Gott!“

Einmal fing sie von selbst an: „Nun ist die Welt anders. Es ist ein großes Eins, und das unendliche Eins ist ein geistiges Eins. Es ist gar kein Unterschied zwischen Körper und Geist, denn Alles ist Geist und Alles kann Körper werden, wenn es zusammentritt, daß es als Einzelnes empfunden werden mag. Es ist Alles, wie aus reinstem Aetherduft geformt; Alles lebendig und rege; Alles sich verwandelnd, weil sich Alles vereinen will und Eins das Andere aufhebt. Es ist ein ewiges Gähren des Lebens, ein ewiges Schwanken zwischen Zuviel und Zuwenig. Siehst du, wie aus dem reinsten Himmel Wolken gehen? Sie wallen und schwellen, bis das Maß erfüllt ist, und sie, vom Erdball angezogen, ihn als Feuer oder Regen durchdringen. Siehst du die Blume? Ein Lebensfunke ist in das Gewühl der andern Kräfte gefallen; er verbindet sich mit allen, die ihm dienen sollen, gestaltet sie, und der Keim wird Pflanze, bis das Zuviel der dienenden Kräfte seine eigene Macht überwächst und verdrängt. Und wie der Funke von ihnen verstoßen ist, fallen sie auseinander, weil sie nichts mehr zusammenbindet. So ist das Werden und Vergehen des Menschen.“

Noch viel Anderes sprach sie, mir ganz Unverständliches. Ihre Verklärung endete, wie das erste Mal. Sie sagte wieder genau die Zeit ihres irdischen Erwachens, so wie die Erscheinung eines ähnlichen Zustandes für den folgenden Tag voraus. Mit gleich finstern Mienen verabschiedete sie mich, sobald sie die Augen aufschlug, wie das erste Mal.

Sympathie und Antipathie.

So dauerte es, und immer auf ähnliche Weise, mehrere Monate. Ich möchte und könnte nicht alle denkwürdigen Aeußerungen aufzeichnen. Ihre sonderbare Krankheit litt nur unmerkliche Abänderungen, von denen ich weder behaupten konnte, sie deuten auf Besserung, noch auf Verschlimmerung. Denn wiewohl sie weniger von Krämpfen und Zuckungen duldete, und so lange sie wachte, nicht die geringste Unbequemlichkeit zu spüren schien, ausgenommen außerordentliche Reizbarkeit, kehrten dagegen doch ihre unnatürlichen Einschlafungen und Verklärungsstunden häufiger ein, so daß ich des Tags oft zwei- und dreimal zu ihr berufen ward.

Ich ward dadurch wirklicher Sklave des Hauses, denn ich durfte mich nie entfernen, oder nur wenige Stunden. Jedes Versäumniß konnte tödtliche Gefahr bringen. Und ich trug das Joch der Sklaverei so gern! Ich fehlte nie. Meine Seele zitterte froh, wenn der Augenblick kam, da ich zu der schönen Wunderbaren berufen ward. Jeder Tag bekleidete sie mit höherm Liebreiz. Hatte ich sie gesehen, gehört, auch nur eine Stunde lang, hatte ich der Erinnerungen genug, um daran lange in meiner Einsamkeit zu schwelgen. O Trunkenheit der ersten Liebe!

Ja, ich läugne es nicht; Liebe war's; wahrlich aber, ich möchte sagen, keine irdische, sondern überirdische. Mein ganzes Sein war an diese delphische Priesterin neuer Art gebunden, durch eine Ehrfurcht, in der selbst die Hoffnung starb, ihres gleichgültigsten Blickes werth zu sein. Hätte mich die Gräfin gleich dem geringsten ihrer Aufwärter dulden können, nur ohne Widerwillen, ich hätte gemeint, der Himmel trüge kein höheres Glück. Allein wie in den Zuständen der Verklärung ihre Huld gegen mich zuzunehmen schien, eben so schien ihre Abneigung gegen meine Person zu wachsen, wenn sie mich sah, sobald sie wachend war. Es wuchs diese Ab=

neigung endlich zu bitterm Abscheu. Sie äußerte denselben bei jedem Anlaß, und immer auf eine für mich äußerst empfindliche Art. Sie bat ihren Vater täglich und immer dringender, mich aus dem Hause zu entfernen; sie beschwor ihn darum mit Thränen des Eigensinns: sie behauptete, ich könne nichts zu ihrer Genesung beitragen; und wäre es, so würde alles Gute, welches ich vielleicht während ihrer Bewußtlosigkeit stiften möchte, wieder durch den Verdruß zerstört, den ihr meine Nähe verursache. Sie verachte mich, als einen gemeinen Gauner, als einen Menschen von allzuschlechter Herkunft, dem nicht gestattet werden müsse, die gleiche Luft mit ihr zu athmen, geschweige so inniges Verhältniß mit ihr, oder so großes Vertrauen bei einem Grafen von Hormegg zu genießen.

Man weiß wohl, Frauenzimmer, zumal schöne, verzärtelte, eigensinnige, haben Launen, und nehmen es sich nicht übel, wenn sie zuweilen oder immer mit sich selber in kleinen Widersprüchen sind. Aber niemals hat in einem Sterblichen größerer Widerspruch stattgefunden, als in der schönen Hortensie. Denn was sie wachend gedacht, geredet, gethan, widerrief sie in den Augenblicken ihrer Verklärung. Sie beschwor den Grafen, auf nichts zu achten, was sie ihm wider mich vorbringen würde; sie betheuerte, daß meine Entfernung aus dem Hause unfehlbar die Verschlimmerung ihrer Krankheit zur Folge haben und mit ihrem Tode endigen würde. Mich selbst beschwor sie, ihrer Launen nicht zu achten, großmüthig ihr thörichtes Betragen zu verzeihen, und in der Ueberzeugung zu leben, sie werde sich gewiß gegen mich bessern, sobald ihre Krankheit abnähme.

Ich mußte hinwieder in der That eben so sehr, wie jeder Andere, über Hortensiens wunderbare Hinneigung zu mir während ihrer Verklärungszeiten erstaunen. Sie schien gleichsam nur durch mich und in mir zu leben. Sie errieth, nein, sie wußte meine Gedanken, besonders sobald dieselben Bezug auf sie hatten. Es

gar nicht nöthig, ihr meine kleinen Zurechtweisungen auszusprechen; sie vollzog dieselben, sobald ich sie zu geben dachte. So unglaublich es sein mag, es ist darum nicht weniger wahr, daß sie mit ihren Händen sogar unwillkürlich allen Bewegungen der meinigen folgte, nach jeder Richtung. Sie bezeugte, es sei kaum mehr nöthig, daß ich, wie anfangs, die Hand gegen sie ausstrecke; meine Gegenwart, mein Athem, mein bloßes Wollen genüge zu ihrem Wohlsein. Sie verschmähte den Genuß alles Weines, alles Wassers, das ich nicht, wie sie sagte, durch das Auflegen meiner Hände geweiht und durch die aus meinen Fingerspitzen strahlenden Lichtströme heilsam gemacht hätte. Sie ging so weit, den leisesten meiner Wünsche für unwiderstehlichen Befehl zu erklären.

„Sie hat keinen freien Willen mehr," sagte sie eines Tages: „Sobald sie dein Wollen erkennt, Emanuel, ist sie gezwungen, eben so zu wollen. Dein Gedanke beherrscht sie mit übernatürlicher Gewalt. Und gerade in diesem Gehorsam fühlt sie ihr Wohl, ihre Seligkeit. Sie kann nicht dawider. Sobald sie deine Gedanken wahrnimmt, sind es ihre Gedanken und Gesetze."

„Aber wie ist das Wahrnehmen meiner Gedanken möglich, theuerste Gräfin?" sagte ich: „Hinwegläugnen kann ich's nicht, daß Sie oft das Verborgenste in meiner Seele erkennen. Welch eine seltsame Krankheit, die Sie gleichsam allwissend macht! Wer möchte sich nicht diese Vollkommenheiten wünschen, da Krankheit Zustand unserer größten Unvollkommenheit zu sein pflegt."

„Er ist es auch bei ihr!" sagte sie. „Täusche dich nicht, Emanuel. Sie ist sehr unvollkommen, da sie ihrer Selbstständigkeit größern Theil verloren hat. Sie hat ihn an dich verloren. Sie ist nichts mehr, als durch dich. Sie hat ihr Leben nur in dir. Stürbest du heute, dein letzter Odemzug würde auch ihr letzter sein. Deine Heiterkeit ist auch ihre Heiterkeit, dein Schmerz ihr Schmerz."

„Können Sie mir aber die Möglichkeit eines Wunders erklären, meine Gräfin, das mich in Erstaunen setzt, und allem meinem Nachsinnen unbegreiflich bleibt?“

Sie schwieg lange. Nach einer halben Viertelstunde sagte sie: „Nein. Erklären kann sie es nicht. Kömmt's dir nicht in Träumen von Personen vor, als dächtest du deren Gedanken in gleichem Augenblick, wie die Personen selbst? So ist's bei ihr; und doch lebt die Kranke dabei in Klarheit, sich bewußt, daß sie wache.“

„Zwar,“ fuhr sie fort, „ihr Ich ist immer dasselbe. Aber was den Geist mit dem Leib vereint, ist nicht mehr dasselbe. Ihre Hülle ist an den irdischen Theilen wund, an welche sich die Seele am ersten und innigsten anschließt. Es fließt ihr Leben aus, und wird schwächer, und läßt sich nicht binden. Wärest du, Emanuel, nicht gefunden worden, die Kranke wäre schon aufgelöset. Aber wie die ausgerissene Pflanze, deren Kräfte verdunsten, ohne Ersatz zu finden, wenn ihre Wurzeln wieder in frischen Boden gelegt werden, neues Leben schöpft aus der Erde, neue Zweige treibt und grünen wird: so die Kranke. — Seele und Leben, ins All verströmend, finden in deiner Lebensfülle Nahrung, treiben gleichsam Wurzeln in deinem Wesen; genesen durch dich. Sie ist ein verlöschendes Licht in zerbrochenem Gefäß; aber der vertrocknende Docht des Lebens nährt sich wieder im Oel deiner Lampe. So ist die Kranke nun seelisch in dich hineingewurzelt; lebt von der gleichen Kraft, wie du; darum hat sie Lust und Schmerz, Empfindung, Willen, gleich dir. Du bist ihr Leben, Emanuel.“

Die Frauenzimmer konnten sich bei dieser zärtlichen Erklärung des muthwilligen Lächelns so wenig erwehren, als der Doktor.

Am gleichen Tage sagte der Graf von Hormegg zu mir: „Wollen Sie nicht einmal zum Spaß Ihre Allmacht bei Hortensien auf die stärkste Probe setzen?“

„Und wie?“

„Verlangen Sie, als Beweis ihres Gehorsams, daß Hortensie Sie zu sich rufen lasse, wenn sie wach ist, und Ihnen freiwillig die schönste ihrer in den Blumengeschirren blühenden Rosen zum Geschenk mache.“

„Es ist zu viel; es wäre unbescheiden. Sie wissen, Herr Graf, welchen unüberwindlichen Widerwillen sie gegen den armen Faust hat, so sehr sie auch den Emanuel zu achten scheint.“

„Eben deswegen bitte ich Sie, machen Sie den Versuch; wäre es auch nur, um zu erfahren, ob die Kraft Ihres Willens mächtig genug sei, aus dem Zustand der Verklärungen in den wachenden des gewöhnlichen Lebens herüberzuwirken? Es soll ihr Niemand von dem sagen, was Sie gewünscht haben. Daher soll auch veranstaltet werden, daß außer mir und Ihnen Niemand zugegen sei, wenn Sie den Wunsch äußern.“

Ich versprach, zu gehorchen. Doch gestehe ich, es geschah ziemlich ungern.

Die Rose.

Als ich den folgenden Morgen zu ihr trat, da sie im Schlummer lag, der ihren Verklärungen voranzugehen pflegte — und früher zeigte ich mich nie, — war nur der Graf allein da. Er mahnte mich mit einem Blick lächelnd an die gestrige Abrede.

Hortensie ging in ihr Verklärungserwachen über und fing sogleich freundliches Gespräch an. Sie versicherte, ihre Krankheit hätte bald den Wendepunkt erreicht; dann würde dieselbe allmälig abnehmen, welches daraus zu erkennen sein werde, daß sie weniger helle Wahrnehmungen im Schlafe hätte. Ich ward verlegener, je mehr mir der Graf zuwinkte, mein Ansuchen vorzubringen. Sie wandte sich unruhig her und hin; sie runzelte die Stirn; sie schien über sich nachzudenken.

Um mich zu zerstreuen oder zu ermuthigen, ging ich schweigend durch das Zimmer zum Fenster, wo Hortensiens' Blumen blühten, und tändelte mit den Fingern in den Zweigen eines Rosenstocks. Ich stach mir in der Unachtsamkeit einen Dorn ziemlich tief in die Spitze meines Mittelfingers.

Hortensie that einen lauten Schrei. Ich eilte zu ihr, desgleichen auch der Graf. Sie klagte über einen heftigen Stich an der Spitze ihres Mittelfingers der rechten Hand. Die Erscheinung gehörte zu den Hexereien, deren ich schon in ihrem Umgang gewohnt worden war. In der That glaubte ich da einen kaum sichtbaren bläulichen Punkt zu bemerken; in den folgenden Tagen aber entwickelte sich an dem Orte ein geringes Geschwür, eben so wie bei mir; nur das meinige war früher heil.

„Du trägst die Schuld, Emanuel," sagte sie nach einigen Augenblicken: „du hast dich an den Rosen verwundet. Nimm dich in Acht. Was dir widerfährt, geschieht auch ihr."

Sie schwieg; auch ich. Mein Sinnen war, wie ich ihr den Antrag vorbringen solle. Die Verwundung schien die bequemste Gelegenheit darzubieten. Der Graf winkte mir Muth zu.

„Warum willst du nicht aussprechen," sagte Hortensie, „daß sie dich heute um zwölf Uhr, ehe sie zum Essen geht, zu ihr rufen lasse und dir die neuaufgeblühte Rose schenke?"

Bestürzt hörte ich meinen Wunsch von ihren Lippen. „Ich fürchtete, Sie durch meine Unbescheidenheit zu beleidigen!" sagte ich.

„O Emanuel, sie weiß gar wohl, daß dir der Vater selbst den Wunsch eingegeben!" versetzte sie lächelnd.

„Doch ist es auch zugleich mein innigstes Verlangen!" stammelte ich. „Werden Sie aber auch, um zwölf Uhr, wenn Sie wach sind, noch daran denken?"

„Kann sie denn anders?" erwiederte sie mit gütigem Zulächeln.

Als das Gespräch davon endete, ging der Graf, und ließ die

aufwartenden Kammerfrauen und den Doktor kommen. Ich aber entfernte mich nach ungefähr einer halben Stunde, wie gewöhnlich, sobald die Verklärung in einem wirklichen Schlaf erlosch. Es mochte zehn Uhr vorüber sein.

Hortensie zeigte beim Aufwachen dem Doktor den schmerzenden Finger. Sie glaubte sich denselben durch einen Nadelstich verletzt zu haben, und wunderte sich, keine äußere Verletzung zu finden.

Um eilf Uhr ward sie unruhig; ging im Zimmer auf und ab; suchte allerlei hervor; fing mit den Frauenzimmern an von mir zu sprechen, oder vielmehr nach ihrer Gewohnheit die Fülle ihres Zorns über mich zu ergießen, und ihren Vater mit Vorwürfen zu bestürmen, daß er mich noch immer nicht entlassen habe.

„Der zudringliche Mensch ist's nicht werth, daß ich seinetwillen so viele Worte, ja Thränen verschwendet habe!“ sagte sie. „Ich weiß auch nicht, was mich zwingt an ihn zu denken, und mir mit dem verhaßten Gedanken jede Stunde zu verbittern? Es ist mir schon zu viel, daß ich ihn mit mir unter einem Dache weiß, und weiß, daß Sie, lieber Vater, auf ihn so viel halten. Ich möchte schwören, der elende Mensch habe es mir angethan. Doch geben Sie Acht, lieber Vater, ich täusche mich gewiß nicht. Sie werden Ursache haben, Ihre Gutmüthigkeit schwer zu bereuen. Er betrügt Sie und uns Alle.“

„Ich bitte dich, mein Kind,“ sagte der Graf, „quäle dich und ermüde dich nicht immer mit Reden von ihm. Du kennst ihn nicht; du sahst ihn nur ein paar Mal und sehr vorübergehend; wie magst du doch ein Verdammungsurtheil über ihn sprechen? Erwarte, ob ich ihn je auf falscher That ertappen werde. Inzwischen beruhige dich. Es ist genug, daß er dir nicht vor die Augen kommen darf.“

Hortensie schwieg. Sie sprach mit den Frauenzimmern von andern Gegenständen. Ihre Unruhe mehrte sich. Man fragte, ob ihr nicht wohl sei. Sie wußte nichts zu antworten. Sie fing an

zu weinen. Man bemühte sich vergebens, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, oder ihrer Traurigkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in die Polsterkissen des Sopha's, und bat sowohl ihren Vater, als ihre Kammerfrauen, sie allein zu lassen.

Eine Viertelstunde vor zwölf Uhr hörte man sie schellen. Der eintretenden Kammerfrau befahl sie, mir sagen zu lassen, daß ich mich mit dem Glockenschlag Zwölf bei ihr einfinden solle.

Ungeachtet ich mit Neugier dieser Einladung entgegengesehen hatte, kam sie mir dennoch überraschend. Theils das Außerordentliche der Sache selbst, theils Furcht, machte mich eben so bestürzt, als verlegen. Ich trat wohl manchmal vor meinen Spiegel, um zu sehen, ob ich denn wirklich ein Gesicht trage, das geschaffen sei, Grauen zu erwecken. Aber — es schlug zwölf Uhr. Mit laut klopfendem Herzen ging ich und hörte ich mich bei Hortensien melden. Ich ward vorgelassen.

Sie saß nachlässig auf ihrem Sopha, ihr schönes Haupt von schwarzen Locken umnachtet, auf den weißen, zarten Arm gelehnt. Verdrossen stand sie auf, da ich eintrat und mit schwacher, ungewisser Stimme, mit einem Blick, der ihre Gnade anflehte, ihren Befehl zu vernehmen erklärte.

Hortensie antwortete nicht. Sie ging langsam an mir vorüber und sinnig, als suche sie nach Worten. Endlich blieb sie vor mir stehen, warf mir einen verächtlichen Seitenblick zu, und sagte: „Herr Faust, es ist mir, als sollte ich Ihnen ein Anerbieten machen, um Sie zu bewegen, das Haus und Gefolge meines Vaters zu verlassen."

„Gräfin," sagte ich, und der männliche Stolz ward ein wenig in mir laut, „ich habe mich weder dem Herrn Grafen noch Ihnen aufgezwungen. Sie selber wissen es, aus welchen Gründen mich Ihr Herr Vater gebeten hat, in seiner Gesellschaft zu bleiben. Ich that es ungern; aber die Seelengüte des Herrn Grafen, und

die Hoffnung, Ihnen nützlich zu sein, halten mich ab, Ihrem eben geäußerten Befehl zu gehorchen, so wehe es mir auch thut, Ihnen zu mißfallen."

Sie wandte mir den Rücken, und spielte mit einer kleinen Scheere am Fenster neben dem Rosenstock. Plötzlich schnitt sie die jüngst aufgebrochene Rose ab — sie war schön, wenn gleich einfach — reichte sie mir und sagte: „Nehmen Sie das Beste, was ich jetzt bei der Hand habe; ich gebe es Ihnen zur Belohnung, daß Sie mir bisher — auswichen. Kommen Sie nie wieder!"

Sie sprach das in so sichtbarer Verwirrung und geschwind, daß ich's kaum verstand; dann warf sie sich wieder aufs Sopha, und mit weggewandtem Gesicht winkte sie mir, da ich antworten wollte, heftig, mich zu entfernen. Ich ging.

Und wie ich von ihr war, hatte ich auch schon alle Beleidigungen vergessen. Ich flog auf mein Zimmer. Nicht die zürnende, nur die leidende Hortensia in ihrer zarten Jungfräulichkeit schwebte vor mir. Die Rose kam aus ihrer Hand, wie ein Juwel, dessen unendlichen Werth alle Kronen der Welt nicht aufwiegen konnten. Ich drückte die Blume an meine Lippen. Ich beklagte die Hinfälligkeit der Blüthe. Ich sann, wie ich sie mir, als das Theuerste aller meiner Besitzungen, am sichersten bewahren könnte; trocknete sie, wohl entfaltet, in den Blättern eines Buches, und ließ sie zwischen runden, krystallenen Glasscheiben, von einem goldenen Rand umfangen, legen, damit ich sie, wie ein Amulet, an goldener Halsschnur auf der Brust tragen könnte.

Die Wechselbriefe.

Inzwischen war diese Begebenheit für mich der Anlaß mancher Unannehmlichkeit. Hortensiens Haß sprach sich von da an entschiedener gegen mich aus, als jemals. Ihr Vater, allzugutmüthig,

hielt umsonst Schutzreden. Sowohl seine Ueberzeugung, daß ich ein redlicher Mann sei, als meine Brauchbarkeit in den geheimen Geschäften seines Hauses, dann auch, wie er fest glaubte, meine Unentbehrlichkeit zur Rettung seiner Tochter, waren stark genug, ihn lange gegen alle Einflüsterungen taub zu machen, die meinen Sturz bezweckten. Bald war er nur noch der Einzige im ganzen Hause, der mich freundlicher Worte und Blicke würdigte. Ich bemerkte, wie sich gemach alle Frauenzimmer, selbst Doktor Walter, endlich auch die niedrigsten Hausdiener scheu von mir entfernten, und mich mit einer gewissen Kälte behandelten. Ich erfuhr von dem treuherzigen Sebald, der mir wirklich ergeben blieb, daß es auf meine Vertreibung abgesehen sei, und die Gräfin geschworen habe, Jeden aus dem Dienste zu jagen, der sich unterfinge, mit mir eine Art Umgangs zu pflegen. Ihr Befehl war um so wirksamer, nicht nur, weil vom Hausarzt und Haushofmeister bis zum untersten Küchenbuben Jeder sich glücklich pries, ein Diener dieses reichen Hauses zu sein, sondern weil Alle mich im Grunde nur als einen Ihresgleichen betrachteten und mein unbeschränktes Ansehen beim Grafen beneideten.

Allerdings mußte mir solche Lage unangenehm werden. Ich lebte zu Venedig in einem der glänzendsten Häuser einsamer, als in der Wüste; ohne Freund, ohne vertrauliche Gesellschaft. Ich wußte, meine Schritte und Tritte waren beobachtet. Dennoch ertrug ich das mit Geduld. Der edle Graf litt durch Hortensiens Launen nicht minder, als ich. Er selbst suchte oft Trost bei mir. Ich war der beredteste Fürsprecher meiner schönen Verfolgerin, die mich in ihren Verklärungsstunden mit eben so vieler, fast möchte ich sagen zärtlichen, Zuneigung behandelte, als außer diesen Stunden mit den Wirkungen ihres herben Hasses und Stolzes plagte. Es schien, als würde sie abwechselnd von zwei feindseligen Dämonen beherrscht, einem Engel des Lichts und einem Engel der Finsterniß.

Als endlich aber auch der alte Graf sogar lauer zu werden anfing und zurückhaltender, da ward mir das Verhältniß unerträglich. Ich habe es erst später vernommen, wie er von allen Seiten gequält worden ist, wie besonders Doktor Walter seinen Glauben an mich in vielfältig wiederholten, kleinen, boshaften Bemerkungen zu erschüttern gesucht, und wie tiefen Eindruck einst Hortensiens Vorwurf auf ihn gemacht, da sie sagte: „Haben wir uns nicht Alle abhängig von diesem unbekannten Menschen gemacht? Man sagt, mein Leben stehe in seiner Gewalt. Gut, man besolde ihn anständig für seine Bemühungen; mehr verdient er nicht. Aber er ist auch Mitwisser unserer Familiengeheimnisse. Wir sind in unsern wichtigsten Angelegenheiten in seinen Fesseln, so daß, wenn ich auch gesund wäre, wir ihn kaum ohne Nachtheil wegschicken könnten. Wer verbürgt seine Verschwiegenheit? Seine anscheinende Uneigennützigkeit, seine ehrliche Miene kommen uns wahrlich einst theuer zu stehen. Der Graf von Hormegg wird Sklave seines Dieners, und ein Fremdling ist durch Schlauheit unser Aller Tyrann geworden. Dieser gemeine, bürgerliche Kerl ist nicht nur der Vertraute eines Grafen, dessen Geschlecht mit fürstlichen Häusern verwandt ist, sondern der Allesmacher und das Haupt der Familie.“

Den Stolz des alten Herrn noch mehr zu empören, schienen sich sämmtliche Untergebene verschworen zu haben, seine Befehle mit einer gewissen Verlegenheit zu vollziehen, als ob sie Furcht hätten, mir zu mißfallen. Einige trieben die schlaue Frechheit so weit, Besorgnisse laut werden zu lassen, ob der Befehl, den er gäbe, auch mit meiner Einwilligung geschähe? — Das wirkte auf den Grafen nach und nach so viel, daß er mißtrauischer gegen sich selbst ward, und glaubte, die Grenzen der Klugheit überschritten zu haben.

Ich bemerkte es, so sehr er auch seine Sinnesänderung zu verbergen suchte. Dies verdroß mich. Ich hatte mich nie zur Kennt-

niß seiner Angelegenheiten gedrängt; er hatte sie mir nach und nach mitgetheilt, meinen Rath begehrt, denselben befolgt, und dabei jedesmal gewonnen. Er hatte mir freiwillig das gesammte Rechnungswesen seiner Einkünfte übertragen; durch mich war er aus der größten Verwirrung in solche Klarheit versetzt worden, daß er selbst gestand, diese Einsicht in seinen Haushalt nie gehabt zu haben. Nun war er im Stande, zweckmäßigere Verfügungen, sowohl über seine Gelder, als über seine Güter zu treffen. Auf meinen Rath hatte er zwei alte verwickelte Familienprozesse, deren Ende nicht abzusehen war, durch gütlichen Vergleich abgethan, und bei diesem Vergleich mehr baaren Vortheil gewonnen, als er selbst vom Gewinn der Prozesse gehofft hatte. Vielmals hatte er mir im Uebermaß seiner Dankbarkeit oder Freundschaft beträchtliche Schenkungen aufdringen wollen; ich hatte sie jedesmal abgelehnt.

Einige Wochen lang ertrug ich's, von Allen gehaßt oder verkannt zu sein. Endlich aber empörte sich mein Stolz. Ich sehnte mich aus dieser unangenehmen Stellung hinweg, mit der sich Niemand mehr Mühe geben mochte, mich zu versöhnen. Nur Hortensie, eben sie, die alles Unheils Stifterin war, blieb die Einzige, welche in ihren Verklärungen mich unablässig ermahnte, durchaus dessen nicht zu achten, was sie in wachen Stunden wider mich unternähme. Da verachtete sie sich selbst, da liebkosete sie mich mit den schmeichelndsten Reden, als wollte sie in diesen Augenblicken mir allen Verdruß vergüten, den sie mir gleich nachher mit verdoppeltem Eifer verursachte.

Graf von Hormegg ließ mich eines Nachmittags in sein Kabinet rufen. Er trug mir auf, ihm die Verwaltungsbücher zu geben, so wie auch die neuangekommenen Wechsel von zweitausend Louisd'or, welche Summe er, wie er mir sagte, in die Bank von Venedig legen wollte, da sich sein Aufenthalt in Italien durch

das ganze Jahr verlängern dürfte. Ich nahm Gelegenheit, ihn zu bitten, die gesammten mir übertragenen Geschäfte einem Andern anzuvertrauen, da ich entschlossen sei, sobald die Gesundheitsumstände der Gräfin es erlauben würden, sein Haus und Venedig zu verlassen. Ungeachtet er die Empfindlichkeit, mit der ich redete, bemerkte, erwiederte er doch nichts darauf, als daß er mich ersuchte, seine Tochter und ihre Genesung nicht zu versäumen; was aber die übrigen Geschäfte beträfe, wolle er mich gern von denselben entladen.

Dies war mir genug. Ich sah, er wünschte selbst, mich entbehrlich zu machen. Ich ging mißmuthig in mein Zimmer, und nahm alle Papiere zusammen, die er gefordert und nicht gefordert hatte. Aber die Wechsel fand ich nicht; ich mußte sie zwischen Papieren verlegt haben. Ich erinnerte mich dunkel, daß sie von mir in ein besonderes Papier eingeschlagen, und mit andern Sachen auf die Seite gethan worden waren. Mein Suchen blieb vergebens. Der Graf, sonst gewohnt, seine Wünsche von mir aufs schnellste vollzogen zu sehen, mochte sich allerdings verwundern, daß ich diesmal säumte. Folgenden Morgens erinnerte er mich wieder daran. „Vermuthlich haben Sie vergessen,“ sagte er, „daß ich Sie gestern um die Verwaltungsbücher und die Wechsel bat.“ Ich versprach, sie bis Mittag zu überbringen. Ich durchsuchte die Schriften Blatt für Blatt. Umsonst. Der Mittag kam; ich hatte die verwünschten Wechsel nicht gefunden. Ich entschuldigte mich beim Grafen, daß ich die paar Blättchen verlegt haben müßte, was mir sonst nicht leicht begegnet wäre; vermuthlich habe ich bei dem ängstlichen, hastigen Suchen entweder Vieles übersehen, oder die Papiere für andere gehalten und in andere geschoben. Ich bat um Frist bis folgenden Tag, denn nur verlegt, aber nicht verloren könnten sie sein. Der Graf machte zwar ein unzufriedenes Gesicht; doch setzte er hinzu: „Es hat ja keine Eil, übereilen Sie sich nicht.“

Was ich von Zeit erübrigen konnte, wandte ich nun zum Suchen an. Es dauerte bis in die Nacht. Folgenden Morgens fing ich von neuem an. Meine Angst stieg. Ich mußte endlich glauben, die Wechsel seien verloren, gestohlen, oder von mir selbst vielleicht in einem Augenblick der Zerstreuung als unnützes Papier gebraucht. Außer meinem Bedienten, der aber weder lesen noch schreiben konnte, und nicht einmal den Schlüssel zu meiner Stube hatte, kam Niemand in diese. Der Kerl versicherte, daß er niemals beim Reinigen des Zimmers Jemand habe eintreten lassen, noch weniger selbst irgend ein Papier angerührt hätte. Außer dem Grafen waren nie Fremde zu mir gekommen, da ich bei meiner eingezogenen Lebensart keine Bekanntschaft in Venedig gemacht hatte. Meine Verlegenheit steigerte sich zu wahrer Todesangst.

Der seltsame Verrath.

Als ich am gleichen Morgen zur Gräfin ging, um ihrer Verklärung beizuwohnen, und ihr in ihrem Zustand die vorgeschriebenen Dienste zu leisten, glaubte ich im Gesicht des Grafen einen kalten Ernst zu bemerken, der mehr, als Worte, sprach. Der Gedanke, daß er vielleicht in mir Redlichkeit und Treue beargwohne, vergrößerte meine Unruhe. So trat ich vor die eingeschlafene Hortensie, und im gleichen Augenblick fiel mir bei, daß mich vielleicht ihre wunderbare Sehergabe belehren könnte, wohin die Papiere gekommen wären. Nur daß ich vor dem Doktor Walter und den Frauenzimmern das Geständniß einer mir zur Last fallenden Nachlässigkeit oder Unordnung thun sollte, war mir peinlich.

Während ich noch mit mir selber kämpfte, was ich zu thun habe, klagte die Gräfin über unleidliche Kälte, welche von mir gegen sie wehe, und ihr Schmerzen verursachen würde, wenn es

nicht ändere. „Du wirst von einer Unruhe gepeinigt. Deine Gedanken, dein Wille sind nicht bei ihr!“ sagte sie.

„Theure Gräfin,“ versetzte ich, „es ist kein Wunder. Vielleicht sind Sie mit Ihrer Eigenschaft, auch das Verborgenste zu erspähen, vermögend, mir meinen Frieden wieder zu geben. Ich habe unter meinen Papieren vier Wechsel verloren, die Ihrem Herrn Vater gehören.“

Der Graf von Hormegg runzelte die Stirn. Doktor Walter rief: „Ich bitte Sie, behelligen Sie die Gräfin nicht in diesen Umständen mit dergleichen Dingen.“

Ich schwieg. Aber Hortensie schien nachsinnend, und sagte nach einer guten Weile: „Du, Emanuel, hast die Wechsel nicht verloren; sie sind dir genommen worden. Beruhige dich! Nimm aus der Gräfin Strickbeutel den Schlüssel, öffne den Wandschrank dort. Im Schmuckkästchen liegen die Wechsel.“

Sie zog aus dem Beutel einen kleinen vergoldeten Schlüssel hervor, reichte ihn mir, und wies mit der Hand zum Wandschrank. Ich eilte dahin. Eine der Kammerfrauen, Namens Eleonore, sprang vor den Schrank, und wollte das Oeffnen desselben verwehren. „Ihre Gnaden, Herr Graf,“ rief sie ängstlich, „werden doch keinem Manne erlauben, in den Sachen der gnädigen Gräfin zu wühlen!“ Ehe sie aber noch die Worte beendigt hatte, war sie von mir schon mit starker Hand weggeschoben, der Schrank offen, das Schmuckkästchen aufgethan, und — siehe! die verwünschten Wechsel lagen oben auf. Ich ging mit freudeleuchtendem Gesicht zum alten Grafen, der vor Erstaunen sprachlos und unbeweglich war. „Von dem Uebrigen habe ich die Ehre, Ihnen nachher zu sprechen!“ sagte ich zum Grafen, und trat mit leichtem Herzen zu Hortensien, der ich den Schlüssel zurück gab.

„Wie du verwandelt bist, Emanuel!“ rief sie mit Geberden

des Entzückens: „Du bist eine Sonne geworden, du wandelst in einem Meer von Strahlen."

Der Graf rief mir in heftiger Bewegung zu: „Befehlen Sie in meinem Namen der Gräfin, Ihnen zu sagen, wie sie zu diesen Papieren gekommen!"

Ich gehorchte. Eleonore sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Doktor Walter eilte zu ihr, und war eben im Begriff, sie aus dem Zimmer zu führen, als Hortensie zu reden anfing. Da befahl der Graf, mit einer ihm ungewöhnlichen Strenge des Tons, Schweigen und Stille. Keiner durfte sich regen.

„Aus Haß, geliebter Emanuel, ließ dir die Kranke die Wechsel nehmen. Sie sah deine Noth schadenfroh genug voraus, und hoffte dich zur Flucht zu bewegen. Aber es wäre ihr doch nicht gelungen. Denn Sebald stand in einer Ecke des Korridors, während Doktor Walter mit dem Nachschlüssel in dein Zimmer ging, dir die Wechsel nahm, welche du zu Briefen aus Ungarn gethan hattest, und sie beim Herausgehen Eleonoren gab. Sebald würde Alles verrathen haben, sobald ruchbar geworden wäre, daß dir Papiere von Wichtigkeit entfremdet seien. Doktor Walter, der die Wechsel bei dir gesehen, machte der Kranken den Antrag zur Entwendung derselben. Eleonore erbot sich zur Hilfe. Die Kranke selbst munterte sie beide dazu auf, und konnte die Zeit kaum erwarten, bis man ihr die Papiere brachte."

Doktor Walter stand, bei diesen Worten außer sich, an Eleonorens Stuhl gelehnt. Sein Gesicht ward aschfarben. Er zuckte dabei, gegen den Grafen lächelnd, die Achsel, und sagte: „Daraus lernt man, daß die gnädige Gräfin in ihren Entzückungen auch irre reden kann. Erwarten wir ihr Erwachen, und es wird sich offenbaren, wie die Papiere in ihre Hand gerathen sind."

Der Graf von Hormegg antwortete nichts, sondern läutete einem Kammerdiener und befahl, den alten Sebald herbeizurufen.

Dieser kam. Er ward befragt, ob er jemals gesehen, daß Doktor Walter während meiner Abwesenheit zu mir ins Zimmer gegangen sei?

„Ob in Abwesenheit des Herrn Faust, weiß ich nicht; doch mag es wohl am Abend des letzten Sonntags gewesen sein, denn er schloß wenigstens die Thür auf. Fräulein Eleonore muß es besser als ich wissen, denn sie blieb an der Treppe stehen, bis der Herr Doktor zurückkam und ihr einige Zettel gab, worauf beide leise mit einander redeten und sich trennten.“

Sebald wurde nach diesem entlassen. Auch der Doktor und die halb ohnmächtige Eleonore mußten sich auf den Wink des Grafen entfernen. Hortensie aber schien heiterer als jemals. „Fürchte dich nicht vor dem Haß der Kranken,“ sagte sie mehrmals, „sie will über dich wachen, wie dein Schutzgeist.“

Die Folge dieses merkwürdigen Morgens war, daß Doktor Walter sowohl als Fräulein Eleonore, nebst zwei andern Bedienten, noch denselben Tag vom Grafen von Hormegg verabschiedet und aus dem Hause verwiesen wurden. Zu mir hingegen kam der Graf, und bat nicht nur wegen des Vergehens seiner Tochter, sondern auch wegen seiner eigenen Schwäche um Verzeihung, mit welcher er boshaften Einflüsterungen gegen mich Gehör und halben Glauben gegeben. Er umarmte mich, nannte mich seinen Freund, mich den einzigen, welchen er in der Welt habe, und dem er sich mit unbeschränktem Vertrauen eröffnen könne. Er beschwor mich, ihn und seine Tochter nicht zu verlassen.

„Ich weiß,“ sagte er, „was Sie leiden, was Sie unsertwillen aufopfern. Aber rechnen Sie mit Zuversicht auf meine lebenslängliche Erkenntlichkeit. Wenn die Gräfin wieder zu vollkommener Gesundheit gelangt sein wird, werden Sie sich auch gewiß besser bei uns gefallen, als bisher. Sehen Sie mich nur an! Gibt es auf Erden einen verlassenern, unglücklichern Mann,

als mich? Nichts als Hoffnung hält mich aufrecht. Und all' meine Hoffnung ruht nur auf Ihrer Güte und der Ausdauer Ihrer Geduld. Was habe ich schon erlebt, was muß ich noch erleben! Denn die außerordentlichen Zustände der Gräfin rauben mir manchmal fast den Verstand. Ich weiß nicht mehr, wo ich lebe, und ob mich nicht das Schicksal zum Helden eines Feenmährchens gemacht hat."

Der Schmerz des guten Grafen rührte mich. Ich söhnte mich mit ihm und eben dadurch mit meiner sonst nicht reizenden Lage aus. Hingegen schwächte die unedle Gemüthsart der Gräfin meine Begeisterung um Vieles, in der ich bisher für sie gelebt hatte.

Bruchstücke aus Hortensiens Reden.

Durch die gefällige und aufmerksame Fürsorge des Grafen geschah, daß ich Hortensien niemals mehr wachend sah, wozu ich auch selbst wenig Neigung in mir fühlte, ja nicht einmal erfuhr, wie sie von mir dachte oder sprach, was ich mir indessen wohl vorstellen konnte. Im Hause herrschte feste Ordnung. Der Graf hatte sein Ansehen wieder gewonnen. Niemand wagte mehr, mit Hortensien wider ihn oder mich Partei zu machen, seit bekannt geworden, wie sie selbst ihre und aller Mitschuldigen Anklägerin geworden..

So sah ich denn die wunderbare Schöne nie anders, als in denjenigen Augenblicken, da sie, erhaben über sich selbst, ein Wesen besserer Welten zu sein schien. Aber diese Augenblicke gehörten zu den feierlichsten, oft zu den rührendsten meines eigenen Lebens. Hortensiens unaussprechliche Anmuth im Aeußern war durch den Ausdruck der zarten Unschuld und eines engelhaften Entzückens erhöht. Die strengste Anständigkeit herrschte überall in ihrem Aeußern. Nur Wahrheit und Güte waren auf ihren Lippen;

und ungeachtet ihre Augen geschlossen waren, in denen sich sonst das Gemüth am hellsten zu verkünden pflegte, las man auch die leisesten Bewegungen desselben in dem feinen Spiel ihrer Mienen wie in den mannigfaltigen Biegungen ihrer Stimme.

Was sie sprach von Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, so weit der geschärfte Seherblick ihres Geistes reichte, erregte bald durch die Eigenheit ihrer Ansichten, bald durch das Unbegreifliche unser Erstaunen. Sie selbst konnte uns über das Wie? keine Auskunft geben, obwohl ich sie zuweilen darum ersuchte, und sie sich durch langes Nachsinnen darum bemühte. Sie erkannte durch wirkliche Anschauung, wie sie sagte, alle innern Theile ihres Leibes, die Lage der edeln und unedeln Eingeweide, des Knochenbaues, der Muskeln und Nervenverzweigungen; sie erkannte das Gleiche in mir, und in Jedem, dem ich nur die Hand gab. Ungeachtet sie ein sehr gebildetes Frauenzimmer war, hatte sie doch vorher über den Bau des menschlichen Körpers keine, oder nur höchst verworrene und oberflächliche Kenntniß gehabt. Ich sagte ihr von vielen Dingen, die sie sah und genau beschrieb, den Namen; sie hingegen berichtigte meine eigenen Vorstellungen, wo sie irrig waren.

Am meisten zogen mich ihre Offenbarungen über die Natur unsers Lebens an. Denn das mir durchaus Unerklärliche ihres Zustandes lenkte mich am öftersten zu Fragen darüber. Ich zeichnete mir jedesmal, wenn ich von ihr ging, den Inhalt ihrer Antworten auf, obgleich ich Vieles hinweglassen mußte, was sie mir in zu wenig verständlichen Ausdrücken und Bildern gegeben hatte.

Ich will hier nicht Alles melden, was sie zu verschiedenen Zeiten sprach, sondern nur ausheben und in einem bessern Zusammenhang darstellen, was sie über Dinge offenbarte, die meine Theilnahme oder Neugier erregten.

Als ich ihr einmal bemerkte, daß sie viel verlöre: sich in ihrem

als mich? Nichts als Hoffnung hält mich aufrecht. Und all' meine Hoffnung ruht nur auf Ihrer Güte und der Ausdauer Ihrer Geduld. Was habe ich schon erlebt, was muß ich noch erleben! Denn die außerordentlichen Zustände der Gräfin rauben mir manchmal fast den Verstand. Ich weiß nicht mehr, wo ich lebe, und ob mich nicht das Schicksal zum Helden eines Feenmährchens gemacht hat."

Der Schmerz des guten Grafen rührte mich. Ich söhnte mich mit ihm und eben dadurch mit meiner sonst nicht reizenden Lage aus. Hingegen schwächte die unedle Gemüthsart der Gräfin meine Begeisterung um Vieles, in der ich bisher für sie gelebt hatte.

Bruchstücke aus Hortensiens Reden.

Durch die gefällige und aufmerksame Fürsorge des Grafen geschah, daß ich Hortensien niemals mehr wachend sah, wozu ich auch selbst wenig Neigung in mir fühlte, ja nicht einmal erfuhr, wie sie von mir dachte oder sprach, was ich mir indessen wohl vorstellen konnte. Im Hause herrschte feste Ordnung. Der Graf hatte sein Ansehen wieder gewonnen. Niemand wagte mehr, mit Hortensien wider ihn oder mich Partei zu machen, seit bekannt geworden, wie sie selbst ihre und aller Mitschuldigen Anklägerin geworden.

So sah ich denn die wunderbare Schöne nie anders, als in denjenigen Augenblicken, da sie, erhaben über sich selbst, ein Wesen besserer Welten zu sein schien. Aber diese Augenblicke gehörten zu den feierlichsten, oft zu den rührendsten meines eigenen Lebens. Hortensiens unaussprechliche Anmuth im Aeußern war durch den Ausdruck der zarten Unschuld und eines engelhaften Entzückens erhöht. Die strengste Anständigkeit herrschte überall in ihrem Aeußern. Nur Wahrheit und Güte waren auf ihren Lippen;

und ungeachtet ihre Augen geschlossen waren, in denen sich sonst das Gemüth am hellsten zu verkünden pflegte, las man auch die leisesten Bewegungen desselben in dem feinen Spiel ihrer Mienen wie in den mannigfaltigen Biegungen ihrer Stimme.

Was sie sprach von Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, so weit der geschärfte Seherblick ihres Geistes reichte, erregte bald durch die Eigenheit ihrer Ansichten, bald durch das Unbegreifliche unser Erstaunen. Sie selbst konnte uns über das Wie? keine Auskunft geben, obwohl ich sie zuweilen darum ersuchte, und sie sich durch langes Nachsinnen darum bemühte. Sie erkannte durch wirkliche Anschauung, wie sie sagte, alle innern Theile ihres Leibes, die Lage der edeln und unedeln Eingeweide, des Knochenbaues, der Muskeln und Nervenverzweigungen; sie erkannte das Gleiche in mir, und in Jedem, dem ich nur die Hand gab. Ungeachtet sie ein sehr gebildetes Frauenzimmer war, hatte sie doch vorher über den Bau des menschlichen Körpers keine, oder nur höchst verworrene und oberflächliche Kenntniß gehabt. Ich sagte ihr von vielen Dingen, die sie sah und genau beschrieb, den Namen; sie hingegen berichtigte meine eigenen Vorstellungen, wo sie irrig waren.

Am meisten zogen mich ihre Offenbarungen über die Natur unsers Lebens an. Denn das mir durchaus Unerklärliche ihres Zustandes lenkte mich am öftersten zu Fragen darüber. Ich zeichnete mir jedesmal, wenn ich von ihr ging, den Inhalt ihrer Antworten auf, obgleich ich Vieles hinweglassen mußte, was sie mir in zu wenig verständlichen Ausdrücken und Bildern gegeben hatte.

Ich will hier nicht Alles melden, was sie zu verschiedenen Zeiten sprach, sondern nur ausheben und in einem bessern Zusammenhang darstellen, was sie über Dinge offenbarte, die meine Theilnahme oder Neugier erregten.

Als ich ihr einmal bemerkte, daß sie viel verlöre: sich in ihrem

natürlichen, wachenden Zustande durchaus nichts von dem erinnern zu können, was sie in den kurzen Zeiten ihrer Verklärung gedacht, gesehen und gesprochen habe, erwiederte sie: „Sie verliert nichts, denn das irdische Wachen ist nur ein Theil ihres Lebens, das zu gewissen einzelnen Zwecken ausgeht; es ist nur beschränktes Außenleben. Aber in dem wahren, unbeschränkten, innern, reinen Leben bin ich mir sowohl dessen bewußt, was in diesem vorgeht, als was im wachenden Zustande vorgegangen ist.

„Das innere, reine Leben und Bewußtsein dauert, wie bei jedem andern Menschen, ununterbrochen fort, auch in der tiefsten Ohnmacht, wie im tiefsten Schlafe, der nur eine Ohnmacht anderer Art von andern Ursachen ist. Beim Schlafe, wie in der Ohnmacht, zieht sich die Seele von ihrer Thätigkeit aus den Sinnenwerkzeugen auf den Geist zurück. Man ist seiner auch dann bewußt, wenn man von außen bewußtlos scheint, weil die entseelten Sinne schweigen.

„Wenn du plötzlich vom festesten Schlafe emporgerissen wirst ins Wachen, wird dir dunkle Erinnerung vorschweben, als habest du vor dem Erwachen etwas gedacht, oder wie du meinst, geträumt; doch weißt du nicht, was es gewesen. Der Nachtwandler liegt im festen Schlaf der äußern Sinne; er hört und sieht nicht mit Augen und Ohren; dennoch ist er sich seiner nicht nur in ganzer Vollkommenheit bewußt, und weiß genau, was er denkt, redet oder beginnt, sondern er erinnert sich auch genau aller Dinge aus dem äußern Wachen, und kennt noch den Ort, wohin er wachend die Stecknadel gelegt.

„Mag auch das äußere, beschränkte Leben seine Unterbrechungen und Pausen erleiden, das wirkliche, innere Bewußtsein hat keine Pausen und bedarf derselben nicht.

„Die Kranke weiß sehr wohl, daß sie dir, o Emanuel, jetzt vollkommener scheint, aber ihre Geistes- und Seelenkräfte sind in

der That nicht erhöheter und herrlicher als sonst, aber weniger durch Schranken der äußern Sinne gebunden oder gelähmt. Ein vortrefflicher Werkmeister arbeitet mit mangelhaften Werkzeugen mangelhafter, als er sollte. Selbst die geläufige menschliche Sprache ist langsam und schwerfällig, weil sie weder alle Eigenthümlichkeiten der Gedanken oder Gefühle, noch den schnellen Wechsel und Lauf der Vorstellungen, sondern nur einzelne Glieder der fortschwebenden Gedankenkette darstellen kann.

„Im reinen Leben, obgleich die äußern Sinnenwerkzeuge ruhen, ist vollständigere und genauere Erinnerung des Vergangenen, als im irdischen Wachen. Denn beim irdischen Wachen strömt das All durch die aufgeschlossenen Pforten der Wahrnehmung zu gewaltsam und beinahe betäubend ein. Darum, Emanuel, du weißt es, suchen wir selbst während des irdischen Wachens Einsamkeit und Stille, und ziehen uns von außen gleichsam zusammen, und mögen nicht sehen, nicht hören, wenn wir ernst und tief nachzudenken begehren. Je entfernter der Geist vom Außenleben sein kann, je mehr er sich seinem reinen Zustande naht, abgeschieden von Sinnenthätigkeit, je heller und sicherer denkt er. Wir wissen, daß sehr merkwürdige Erfindungen oft in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen geschahen, wenn die äußern Pforten halb geschlossen waren, und das Geistesleben von fremden Einmischungen ungestörter blieb.

„Nicht Schlaf ist eine Unterbrechung des sich vollkommen bewußten Lebens, sondern das irdische Wachen ist als solche Unterbrechung anzusehen, oder vielmehr nur als Beschränkung desselben. Denn weil beim Wachen die Seelenthätigkeit gleichsam in bestimmte Bahnen und Schranken gewiesen ist, und die Reize der Außenwelt von der andern Seite zu gewaltig einwirken; weil ferner beim irdischen Wachen selbst die Aufmerksamkeit des Geistes zu zerstreut, und zur Hütung des Körpers nach allen einzelnen

äußern Theilen desselben hingezogen ist, verschwinden die Erinnerungen des reinen Lebens. Ja, Emanuel, der Schlaf ist eigentlich das volle Wachsein des Geistes; das irdische Wachsein gleichsam ein Schlummer, gleichsam eine Betäubung des Geistes. Der irdische Schlaf ist ein geistiger Sonnenuntergang für das Aeußere, aber ein heller Sonnenaufgang in der innern Welt.

„Doch selbst in den Zerstreuungen des irdischen Wachens erblicken wir zuweilen noch Spuren eines andern von uns gelebten Lebens; nur wissen wir sie nicht immer zu deuten. So sieht man an hohen Gebirgen in Sommernächten noch Spät- oder Frühroth einer Sonne und eines Tages, der bei uns fehlt, aber andern Gegenden des Erdballs zu Theil wird. Wunderschnell erscheinen oft in außerordentlichen Fällen Gedanken und rettende Entschlüsse im Menschen, ohne vorangegangene Ueberlegung, ohne Nachdenken. Wir wissen nicht, von wannen sie stammen. Es fehlt Zusammenhang zwischen unsern bisherigen Vorstellungen und diesem plötzlichen, gebieterischen Einfall. Dann pflegt der Mensch zu sagen: Es ist, als hätte mir ein guter Geist oder eine Gottheit den Gedanken eingegeben. — Zu andern Zeiten sehen und hören wir im alltäglichen Leben etwas, das uns schon einmal da gewesen zu sein scheint, und doch können wir es nicht ergründen, wie? oder wann? oder wo? und wir wähnen, es sei wundersame Wiederholung, oder Aehnlichkeit mit einer Traumsache.

„Das ist nicht außerordentlich, Emanuel, daß unser bewußtvolles Sein nicht endet, daß es, wir schlafen oder wir wachen, immerdar fortschreitet; denn was da ist, wie soll es aufhören? Aber wunderbar ist der Wechsel, und die Ebbe und Fluth, das Hin- und Herwandeln des Lebens vom Innern zum Aeußern, vom Aeußern zum Innern.

„Der Geist, angethan von der Seele, wie die Sonne angethan von ihren durch das Weltgebäu fliegenden Strahlen, kann

ohne Leib bestehen, wie die Sonne ohne fremde Weltkörper. Aber die Weltkörper sind ohne die Sonne todt, bahnenlos aufgelöst; der Leib ist ohne die Seele Staub.

„Der Leib hat eigenes Leben, wie jede Pflanze lebt, doch muß durch den Geist erst die irdische Lebenskraft geweckt werden. Diese regt und bewegt sich nach eigenen Gesetzen, unabhängig von der Seele. Ohne unser Wollen und Wissen, und ohne Wollen und Wissen des Körpers wächst er, verdaut er die Nahrungen, läßt er das Blut umlaufen, verwandelt er seine Säfte mannigfach. Er athmet ein und athmet aus, verdünstet und zieht unsichtbare Erhaltungsbedürfnisse aus dem Luftmeer an. Aber gleich andern Pflanzen ist er von äußern Stoffen abhängig, von denen er sich nährt. Sein Zustand ändert mit Tagen und Nächten, wie der Zustand jeder Blume: er erhebt sich oder erschlafft; seine Lebenskraft verzehrt sich, wie ein unsichtbares Feuer, welches neue Nahrung fordert.

„Nur bei hinreichender Fülle pflanzischer Lebenskraft ist der Leib geeignet, daß die Seele enge Verbindungen mit ihm eingeht, außerdem ist er ein ihr fremdartiges Wesen. Wird seine Kraft allzusehr verzehrt oder erschöpft, zieht sich das seelische Leben zurück von den äußern Theilen zum Innern. Das nennen wir Schlaf, Unterbrechung der Sinnenthätigkeit. Die Seele tritt wieder in die Verbindungen mit den äußern Theilen, wie sich die Kraft zum Pflanzenthum ergänzt hat. Nicht der Geist wird müde oder erschöpft, sondern der Körper, nicht die Seele durch Ruhe gestärkt, sondern der Körper. So ist beständig Ebbe und Fluth, Hervorströmen und Rückzug des seelischen Wesens in uns, ungefähr gleichförmig mit dem Wechsel von Tag und Nacht.

„Den größten Theil unsers Daseins wachen wir äußerlich — wir sollen es — denn der Leib ward uns auf Erden als Bedingung unserer Thätigkeit gegeben. Der Leib und seine Triebe geben

unserer Thätigkeit bestimmte Richtungen. Es ist etwas Großes, Wunderbares in dieser Haushaltung Gottes.

„Mit dem Alter des Leibes verliert derselbe das Vermögen, seine Lebenskraft im hinreichenden Maße herzustellen, um in allen Theilen die innige Verbindung mit der Seele zu unterhalten. Das Werkzeug, ehemals geschmeidig und gelenksam, erstarrt und wird dem Geiste unbrauchbarer. Die Seele zieht sich zurück in das Innere. Dem Geiste bleibt die innere Regsamkeit, bis ihn Alles an der Verbindung mit dem Körper hindert; dies geschehe nun durch die zerstörende Macht des Alters oder der Krankheit. Die Entbindung des Geistes vom Körper ist Wiederantritt der Freiheit des erstern. Er verkündet sich nicht selten durch Vorhersagung der Todesstunde und andere Weissagung.

„Je gesunder der Leib, um so inniger geht die Seele, mit allen Theilen desselben, Verbindungen ein, und um so gebundener ist sie, um so weniger auch zur Weissagung fähig; es sei denn, daß der Geist in außerordentlichen Augenblicken der Entzückung sich gleichsam selber entfessele. Dann wird er Seher der Zukunft.

„Der Rückzug der Seele von der Außenwelt wird zu einem eigenen Zustande des menschlichen Wesens. Es ist der Traum. Beim Einschlummern veranlaßt ihn der letzte Reiz der Sinne und die erste Thätigkeit des freien, innern Lebens; beim Erwachen mischt sich darin der letzte Strahl der innern Welt mit dem ersten Licht der Außenwelt. Es ist schwer zu entwirren, was jener oder dieser als wahres Eigenthum angehört; immer aber sind Träume darum lehrreich zu beobachten. Da sich der Geist auch in seiner innern Thätigkeit mit dem beschäftigt, was ihm im äußern Leben anziehend gewesen, kann man sich das Treiben der Nachtwandler erklären. Wenn die Nachtwandler, bei wieder aufgeschlossenen äußern Sinnen, sich auch nichts mehr von dem erinnern, was sie während ihres außerordentlichen Zustandes ge-

than: kann es ihnen doch nachher wieder im Traum vorkommen. So bringen sie aus der innern Welt Manches zum Bewußtsein nach außen. Der Traum ist der natürliche Vermittler, die Brücke zwischen äußerm und innerm Leben."

Veränderungen.

Ungefähr dies waren die vorzüglichsten Ideen, welche sie entweder freiwillig, oder durch Fragen gereizt, äußerte; zwar nicht in der Ordnung, wie ich sie hier stellte, doch wenig in Rücksicht des Ausdrucks von dem ihrigen verschieden. Vieles, was sie sagte, war mir unmöglich wiederzugeben, weil es mit dem Zusammenhang des Gesprächs das Zartere seiner Bedeutung einbüßte; Vieles mir gänzlich unverständlich.

Auch war es wohl meine Schuld, daß ich versäumte, sie zur rechten Zeit auf manches mir Dunkelgebliebene zurückzuführen. Denn ich bemerkte bald, daß sie nicht in allen Stunden ihrer Verklärung mit gleicher Helligkeit erkannte und sprach; daß sie Unterhaltungen, wie diese, immer weniger liebte, und endlich ganz davon abbrach, und fast nur von häuslichen Dingen oder ihren Gesundheitsumständen redete.

Von diesen behauptete sie fortdauernd, daß sie sich besserten, wiewohl man lange keine besondern Spuren davon erblickte. Sie fuhr fort, wie ehemals, uns anzuzeigen, was sie während ihres Wachens essen und trinken müsse, und was ihr zuträglich, was ihr nachtheilig sein werde. Fast vor allen Arzneien bezeugte sie Abscheu, dagegen verlangte sie täglich eiskalte Bäder, endlich Bäder im Meerwasser. Je näher der Frühling rückte, je kürzer wurden ihre Verklärungszeiten.

Ich will hier keineswegs die Krankheitsgeschichte Hortensiens beschreiben: daher nur mit wenigen Worten sagen, daß sie im

unserer Thätigkeit bestimmte Richtungen. Es ist etwas Großes, Wunderbares in dieser Haushaltung Gottes.

„Mit dem Alter des Leibes verliert derselbe das Vermögen, seine Lebenskraft im hinreichenden Maße herzustellen, um in allen Theilen die innige Verbindung mit der Seele zu unterhalten. Das Werkzeug, ehemals geschmeidig und gelenksam, erstarrt und wird dem Geiste unbrauchbarer. Die Seele zieht sich zurück in das Innere. Dem Geiste bleibt die innere Regsamkeit, bis ihn Alles an der Verbindung mit dem Körper hindert; dies geschehe nun durch die zerstörende Macht des Alters oder der Krankheit. Die Entbindung des Geistes vom Körper ist Wiederantritt der Freiheit des erstern. Er verkündet sich nicht selten durch Vorhersagung der Todesstunde und andere Weissagung.

„Je gesunder der Leib, um so inniger geht die Seele, mit allen Theilen desselben, Verbindungen ein, und um so gebundener ist sie, um so weniger auch zur Weissagung fähig; es sei denn, daß der Geist in außerordentlichen Augenblicken der Entzückung sich gleichsam selber entfessele. Dann wird er Seher der Zukunft.

„Der Rückzug der Seele von der Außenwelt wird zu einem eigenen Zustande des menschlichen Wesens. Es ist der Traum. Beim Einschlummern veranlaßt ihn der letzte Reiz der Sinne und die erste Thätigkeit des freien, innern Lebens; beim Erwachen mischt sich darin der letzte Strahl der innern Welt mit dem ersten Licht der Außenwelt. Es ist schwer zu entwirren, was jener oder dieser als wahres Eigenthum angehört; immer aber sind Träume darum lehrreich zu beobachten. Da sich der Geist auch in seiner innern Thätigkeit mit dem beschäftigt, was ihm im äußern Leben anziehend gewesen, kann man sich das Treiben der Nachtwandler erklären. Wenn die Nachtwandler, bei wieder aufgeschlossenen äußern Sinnen, sich auch nichts mehr von dem erinnern, was sie während ihres außerordentlichen Zustandes ge-

than: kann es ihnen doch nachher wieder im Traum vorkommen. So bringen sie aus der innern Welt Manches zum Bewußtsein nach außen. Der Traum ist der natürliche Vermittler, die Brücke zwischen äußerm und innerm Leben."

Veränderungen.

Ungefähr dies waren die vorzüglichsten Ideen, welche sie entweder freiwillig, oder durch Fragen gereizt, äußerte; zwar nicht in der Ordnung, wie ich sie hier stellte, doch wenig in Rücksicht des Ausdrucks von dem ihrigen verschieden. Vieles, was sie sagte, war mir unmöglich wiederzugeben, weil es mit dem Zusammenhang des Gesprächs das Zartere seiner Bedeutung einbüßte; Vieles mir gänzlich unverständlich.

Auch war es wohl meine Schuld, daß ich versäumte, sie zur rechten Zeit auf manches mir Dunkelgebliebene zurückzuführen. Denn ich bemerkte bald, daß sie nicht in allen Stunden ihrer Verklärung mit gleicher Helligkeit erkannte und sprach; daß sie Unterhaltungen, wie diese, immer weniger liebte, und endlich ganz davon abbrach, und fast nur von häuslichen Dingen oder ihren Gesundheitsumständen redete.

Von diesen behauptete sie fortdauernd, daß sie sich besserten, wiewohl man lange keine besondern Spuren davon erblickte. Sie fuhr fort, wie ehemals, uns anzuzeigen, was sie während ihres Wachens essen und trinken müsse, und was ihr zuträglich, was ihr nachtheilig sein werde. Fast vor allen Arzneien bezeugte sie Abscheu, dagegen verlangte sie täglich eiskalte Bäder, endlich Bäder im Meerwasser. Je näher der Frühling rückte, je kürzer wurden ihre Verklärungszeiten.

Ich will hier keineswegs die Krankheitsgeschichte Hortensiens beschreiben: daher nur mit wenigen Worten sagen, daß sie im

siebenten Monate seit meiner Herkunft schon so weit hergestellt war, daß sie nicht nur Besuche von Fremden empfangen, sondern sogar erwiedern, und Kirchen, Schauspiele und Bälle besuchen konnte, wenn gleich nur jedesmal auf wenige Stunden. Der Graf von Hormegg war außer sich vor Freude. Er überhäufte seine Tochter mit Geschenken, und bildete um sie einen mannigfaltigen, weiten, kostbaren Kreis von Zerstreuungen. Verbunden mit den ersten Häusern von Venedig, oder von ihnen wegen seines Reichthums, wie wegen der Schönheit seiner Tochter gesucht, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm bald jeder Tag der Woche zu einem Feste verwandelte.

Er hatte bisher in der That wie ein Einsiedler gelebt, vom Unglück Hortensiens gebeugt, und von dem mit ihrer Krankheit verknüpften Wunderbaren in einer gespannten, ängstlichen Stimmung erhalten. Dadurch war er allein auf Umgang mit mir beschränkt worden. Ohnehin von geringer Festigkeit der Denkart und durch meinen Einfluß auf Hortensiens Leben in einer Art abergläubiger Ehrfurcht für meine Person, hatte er sich gern gefallen lassen, was ich verfügte. Er räumte mir, wenn ich so sagen darf, freiwillig eine gewisse Herrschaft über sich ein, und gehorchte meinen Wünschen mit einer Ergebung, die mir selbst mißfiel, die ich jedoch nie mißbrauchte.

Jetzt änderte sich seine Stellung gegen mich eben so bald, als ihm Hortensiens Genesung ein sorgenfreies Gemüth und den lang entbehrten Genuß glänzender Lustbarkeiten gewährte. Zwar behielt ich alle Rechtsame über die Verwaltung seiner Haus- und Familienangelegenheiten, wie er mir sie ehemals aus blindem Zutrauen oder aus Bequemlichkeit übergeben hatte; aber er wünschte, ich sollte seine Geschäfte unter irgend einem Namen in seinem Dienste führen. Da ich mich fest weigerte, in seinem Solde Angestellter zu werden, sondern den ersten Bedingungen treu blieb,

unter welchen ich zu ihm getreten war, schien er nur aus der Noth eine Tugend zu machen. Er stellte mich den Venezianern als Freund vor; doch sein Stolz erlaubte nicht, Freund eines Bürgerlichen zu sein; er gab mich überall als einen vom besten und reinsten deutschen Adel an. Ich wollte mich anfangs gegen die Lüge sträuben, aber mußte den Bitten seiner Schwachheit nachgeben. So galt ich in den Kreisen der Venezianer, und durfte nirgends fehlen. Zwar blieb der Graf noch Freund, wie ehemals, doch ich war bald nicht mehr sein einziger. Wir lebten nicht mehr, wie sonst, ausschließlich bei und für einander.

Noch merkwürdiger aber war die Verwandlung Hortensiens bei ihrer Genesung. In ihren Verklärungsstunden blieb sie, wie immer, die Gütige; aber der alte Haß und Widerwille schien in den übrigen Zeiten des Tages sich allmälig zu verlieren. Den Ermahnungen ihres Vaters gehorsamer, oder vom Gefühle eigener Dankbarkeit gezwungen, that sie sich Gewalt an, mich nicht durch Blicke und Worte zu beleidigen. Es ward mir von Zeit zu Zeit erlaubt, ihr, wenn auch nur für wenige Augenblicke, als Hausgenosse, als Freund des Grafen, als wirklicher Arzt, meine ehrerbietigste Aufwartung zu machen. Ich konnte sogar endlich, ohne Gefahr, einen Ausbruch ihres Zorns zu erregen, mich in Gesellschaften befinden, wo sie war. Ja, so weit brachte es Anstrengung oder Gewohnheit, daß sie mich mit Gleichgültigkeit endlich an der Tafel leiden konnte, wenn der Graf allein speisete oder Gastmahle hielt. Immer aber sah ich auch dann noch ihren Stolz durchschimmern, mit dem sie auf mich herabblickte; und außer dem Wenigen, was Anstand und allgemeine Höflichkeit forderten, empfing ich selten von ihr ein Wort.

Ich selbst, wiewohl ich mich bei größerer Freiheit behaglicher fühlte, war doch meines Lebens nur eigentlich halbfroh. Die Zerstreuungen, in welche ich mit hineingezogen ward, belustigten

mich, ohne meine Zufriedenheit zu vergrößern. Ich sehnte mich oft aus dem Geräusch nach einer Einsamkeit, die mir besser zusagte. Auch war mein unveränderlicher Entschluß, eben so schnell die ehemalige Freiheit wieder zu erneuern, als die Heilung der Gräfin vollendet sein würde. Ich sehnte mich begierig dem Augenblick entgegen. Denn ich empfand nur zu tief, daß die Leidenschaft, welche mir Hortensiens Schönheit einflößte, mein Unglück werden könnte. Ich hatte dagegen gekämpft, und Hortensiens Stolz, wie ihr Abscheu vor mir, hatten mir den Kampf erleichtert. Ihrem hochadeligen Selbstgefühle setzte ich mein bürgerliches Selbstgefühl entgegen, ihren boshaften Verfolgungen das Bewußtsein meiner Unschuld und ihrer Undankbarkeit. Gab es Augenblicke, in welchen mich die Anmuth ihres Aeußern rührte, — wer konnte auch gegen so vielen Zauber unempfindlich bleiben? — gab es doch weit mehr Augenblicke, in welchen ihr beleidigendes Betragen mein Innerstes empörte. Es setzte sich in meinem Herzen eine Bitterkeit an, die fast an Widerwillen grenzte. Ihre Gleichgültigkeit gegen mich war eben so sehr Zeuge eines für Dankbarkeit unempfänglichen Gemüths, als ihr ehemaliger Abscheu. Ich mied Hortensia endlich emsiger, als sie mich; und konnte sie mich mit Gleichgültigkeit anblicken, in meinem ganzen Wesen mußte sie erkennen, wie groß meine Verachtung gegen sie sei.

So hatte sich also mit Hortensiens allmäligem Genesen ganz unvermerkt und sonderbar genug das Verhältniß zwischen uns allen geändert. Ich hatte keinen innigern Wunsch, als recht bald Verbindungen zu entkommen, die mir der Freude wenig gaben, und keinen bessern Trost, als den Augenblick, da Hortensiens vollkommene Gesundheit meine Person entbehrlich machen würde.

Prinz Carlo.

Unter denjenigen, welche sich zu Venedig am innigsten uns anschlossen, war ein junger, reicher Herr, der, aus einer der vornehmsten Familien Italiens, den Titel eines Prinzen führte. Ich will ihn Carlo nennen. Er war von angenehmer Gestalt, von feinen Sitten, geistvoll, gewandt und einnehmend. Die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge, wie der feurige Blick seiner Augen, verriethen ein reizbares Gemüth. Er trieb ungeheuern Aufwand, und war mehr eitel, als stolz. Eine Zeit lang hatte er in französischen Kriegsdiensten gelebt. Derselben müde, war er im Begriff, die vorzüglichsten Städte und Höfe Europens zu besuchen. Die zufällige Bekanntschaft, welche er mit dem Grafen von Hormegg gemacht, fesselte ihn länger, als es in seinem ersten Plan lag, an Venedig. Denn er hatte Hortensien gesehen und sich unter die Menge ihrer Anbeter gemischt. Bald schien er alles Andere über ihre Eroberung zu vergessen.

Sein Rang, sein Reichthum, seine zahlreiche und glänzende Dienerschaft, sein gefälliges Aeußere schmeichelten Hortensiens Stolz und Eigenliebe. Ohne ihn vor Andern durch besondere Gunst auszuzeichnen, sah sie ihn doch gern in ihren Umgebungen. Ein einziger vertraulich-freundlicher Blick war genug, ihn zu den kühnsten Hoffnungen zu erheben.

Der alte Graf von Hormegg, nicht minder geschmeichelt durch des Prinzen Bewerbungen, kam demselben auf halbem Wege entgegen, zog ihn überall vor, und verwandelte bald die bloße Bekanntschaft in wahrhaft herzlichen Umgang. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Graf den Prinzen insgeheim zu seinem Eidam erkoren habe. Nur Hortensiens Kränklichkeit und die Furcht vor ihren Launen schienen den Vater wie den Liebhaber noch von nähern Eröffnungen abzuhalten.

Der Prinz hatte aus den vertrauten Gesprächen des Grafen von Hortensiens Verklärungen gehört. Er brannte vor Begierde, sie in diesem wunderbaren Zustande zu sehen; und die Gräfin, welche sehr gut wußte, daß sie in demselben nichts weniger als unvortheilhaft erschiene, gab ihm, was sie sonst jedem Fremden verweigert hatte, Erlaubniß, einer solchen Stunde beizuwohnen.

Er kam an einem Nachmittage, da wir wußten, daß Hortensie in den merkwürdigen Schlaf sinken werde; denn sie selbst sagte es jedesmal in einer Verklärung vorher. Mich wandelte, ich kann es nicht läugnen, beim Eintritt des Prinzen in das Zimmer, noch eine kleine Eifersucht an. Bisher war ich der Glückliche gewesen, welchem sich die Gräfin in den wunderbaren Verherrlichungen ihrer äußern Anmuth und Schönheit am liebsten zugewandt hatte.

Carlo nahete sich leise über den weichen Teppich, auf seinen Fußzehen schwebend. Er glaubte, sie schlummere wirklich, da er ihre Augen geschlossen sah. Furchtsamkeit und Entzücken lag in seinen Mienen, als er die reizende Gestalt erblickte, die zugleich in ihrem ganzen Wesen etwas Fremdartiges zeigte.

Hortensie hob endlich an zu reden. Sie unterhielt sich mit mir in ihren gewöhnlichen liebevollen Ausdrücken. Ich war wieder, wie immer, ihr Emanuel, dessen Gedanke und Wille ihr ganzes Wesen beherrschte; — eine Sprache, die dem Prinzen sehr unangenehm tönte, und mir nie schmeichelhafter gewesen war. Doch schien Hortensie unruhiger und ängstlicher zu werden. Sie äußerte einige Male, sie leide Schmerzen, doch möge sie nicht erkennen, wodurch. Ich winkte dem Prinzen daß er mir die Hand reiche. Kaum war es geschehen, schauderte Hortensie heftig, und rief finster: „Wie kalt! Weg mit diesem Bock da! Er tödtet mich!“ Sie bekam Verzuckungen, wie sie seit langer Zeit nicht gehabt. Carlo mußte eilfertig das Haus verlassen. Er war vor Entsetzen außer sich. Nur erst nach geraumer Zeit genas Hortensie von

ihren Krämpfen. „Führet mir nie wieder jenes unreine Wesen zu!“ sprach sie.

Dieser Vorfall, der mich selbst sehr erschreckt hatte, brachte unangenehme Wirkungen. Der Prinz betrachtete mich von dem Augenblick als seinen Nebenbuhler, und warf tödtlichen Haß auf mich. Der Graf von Hormegg, welcher sich ganz von ihm leiten ließ, schien selbst argwöhnisch gegen Hortensiens Empfindungen zu werden. Es war der bloße Gedanke, daß die Gräfin Neigung zu mir gewinnen könnte, seinem Stolze der unerträglichste. Beide, der Prinz und der Graf, schlossen sich fester an einander; hielten mich von der Gräfin entfernter, ausgenommen in Zeiten ihres Wunderschlafes; verabredeten die Vermählung, und der Graf eröffnete die Wünsche des Prinzen seiner Tochter. Diese, wiewohl durch die Aufmerksamkeit des Prinzen geschmeichelt, forderte doch, bis zu völliger Wiederherstellung der Gesundheit, ihre Erklärung zurückbehalten zu dürfen. Inzwischen ward Carlo allgemein als Verlobter der schönen Gräfin angesehen. Er war ihr beständiger Begleiter, und sie die Königin aller seiner Feste.

Ich bemerkte sehr bald, daß ich anfing überlästig zu sein; daß ich mit Hortensiens Genesung in mein altes Nichts zurücksinken würde. Mein ehemaliger Mißmuth kehrte zurück, und nichts machte mir meine Lage erträglich, als daß Hortensie allein, nicht nur in ihren Verklärungen, sondern bald auch außer denselben, mir Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nicht nur war ihr alter Widerwille gegen mich in Gleichgültigkeit übergegangen, sondern in demselben Maß, wie ihre körperliche Gesundheit erblühte, verwandelte sich diese Gleichgültigkeit in eine aufmerksame, schonende Achtung, in eine leutselige Freundlichkeit, wie man sie von Hohen gegen Niedere gewohnt ist, oder gegen Personen, die man täglich zu sehen pflegt, die zur Haushaltung gehören, und denen man sich für ihre geleisteten Dienste verpflichtet fühlt. Sie behandelte mich wie ihren

wirklichen Arzt, fragte gern um meinen Rath, um meine Erlaubniß, wenn es den Genuß irgend einer Lustbarkeit antraf, erfüllte pünktlich meine Vorschriften, und konnte sich selbst überwinden, den Tanz zu verlassen, sobald die Stunde vorüber war, in der ich ihn ihr als unschädlich gestattet hatte. Es kam mir zuweilen vor, als wäre die Herrschaft meines Willens zum Theil in ihr Wachen übergegangen, seit er anfing, während ihrer Verklärung, schwächer auf ihre Seele zu wirken.

Die Träume.

Auch Hortensiens Stolz, Eigensinn und Laune verschwanden von ihr immer mehr, wie böse Geister. In ihrer Gemüthsart beinahe so liebenswürdig, wie zur Zeit der Entzückungen, fesselte sie durch äußere Schönheit nicht minder, als durch Liebe, Demuth und dankbare Güte.

Und dies Alles machte mein Unglück. Wie konnte ich, täglicher Zeuge so vieler Vollkommenheiten, gleichgültig bleiben? Ich wünschte in vollem Ernst, daß sie mich wie ehemals verachten, beleidigen, verfolgen möchte, damit ich desto leichter von ihr scheiden, und sie wieder verachten könnte. Ich verging in meiner Leidenschaft schweigend, hoffnungslos. Ich wußte voraus, meine künftige Trennung müsse mich zum Grabe führen.

Was meinen Zustand verschlimmerte, war von Zeit zu Zeit ein Traum, den ich von ihr träumte, und der mehrmals wiederkehrte, und immer in derselben oder doch ähnlichen Gestalt. Bald saß ich in einem fremden Zimmer, bald am Ufer des Meeres, bald unter überhangendem Felsgestein einer Höhle, bald auf einem bemooseten Eichstamm in einer großen Einsamkeit, mit tiefbewegter Seele. Dann kam Hortensie, blickte auf mich voll gütigen Mitleids und sprach: „Warum so traurig, lieber Faustino?“ und da-

mit ward ich jedesmal wach; denn der Ton, mit dem sie mir das sprach, erschütterte mich durch und durch. Der Ton aber klang mir den ganzen Tag nach. Ich hörte ihn im Geräusch der Stadt, im Gewühl der Gesellschaften, durch die Gesänge der Gondeliers, in der Oper — überall. Einige Male des Nachts, wenn ich diesen Traum hatte, wachte ich hell auf, sobald nur Hortensiens Mund sich zu der gewohnten Frage öffnete; und dann glaubte ich die Stimme wirklich außer mir zu hören.

Traum pflegt sonst in der Welt Traum zu sein; aber in dem wunderhaften Kreis, in den ich durch mein Schicksal hineingebannt war, hatte es auch mit dem Traum ein ungewöhnliches Bewandtniß.

Wie ich eines Tages im Zimmer des Grafen von Hormegg Rechnungen geordnet, und ihm einige Briefe zur Unterschrift vorgelegt hatte, ward er abgerufen, um einen vornehmen Venezianer zu empfangen, der ihn besuchen wollte. Ich glaubte, er werde sogleich zurückkommen. Ich warf mich auf einen Stuhl am Fenster, und versank in meinen Trübsinn. Indem rauschten Schritte. Die Gräfin, welche ihren Vater aufsuchte, stand neben mir. Ich erschrak von Herzen, ohne zu wissen, warum, und erhob mich ehrerbietig.

„Warum so traurig, lieber Faustino?“ sagte Hortensie mit ihrer eigenthümlichen, mein ganzes Sein vergeistigenden Lieblichkeit, und mit derselben Stimme, deren Klang so rührend aus meinen Träumen tönte. Indem lächelte sie; wie überrascht, oder sich über ihre eigene Frage verwundernd, rieb sie sinnend die Stirn, und sagte nach einer Weile: „Was ist denn das? Ich glaube, das ist schon einmal da gewesen! Es ist doch sonderbar. Ich habe Sie wirklich schon einmal so, gerade so, wie diesen Augenblick, gefunden, und Sie eben so gefragt. Ist das nicht seltsam?“

„Nicht seltsamer, als ich's erlebe,“ sagte ich: „denn nicht einmal, sondern vielmal habe ich den Traum gehabt, daß Sie

mich fanden, und mir mit den gleichen Worten die Frage zu thun die Güte hatten."

Indem trat Graf von Hormegg herein, und unterbrach unser kurzes Gespräch. Aber mir verursachte diese an sich unwichtig scheinende Begebenheit großes Nachdenken, und doch war mein Grübeln umsonst, wie die Spiele der Einbildungskraft mit der Wirklichkeit zusammenschmelzen könnten? Sie hatte also das Gleiche geträumt, wie ich, und das Gleiche mußte sich im Leben erfüllen.

Diese Feerei hatte damit noch lange nicht ihr Ende.

Fünf Tage nach diesem Vorfall gaukelte mir der Schlafgott vor, ich sei zu einem Mahle eingeladen. Es war großes Fest und Tanz. Die Musik machte mich traurig; ich blieb einsamer Zuschauer. Aus dem Gewühl der Tanzenden kam plötzlich Hortensie zu mir, drückte mir heimlich und innig die Hand, lispelte: „Sein Sie fröhlich, Faustino, sonst bin ich's nicht!" sah mich mit einem Blicke mitleidiger Zärtlichkeit an und verlor sich wieder im Getümmel.

Der Graf von Hormegg machte am Tage darauf eine Lustfahrt nach dem Landgute eines Venezianers. Ich mußte ihn begleiten. Unterwegs sagte er mir, auch die Gräfin sei dort. Als wir ankamen, fanden wir große Gesellschaft. Abends ward prächtiges Feuerwerk abgebrannt, dann getanzt. Der Prinz eröffnete mit Hortensien den Ball — es war mir, als ich das edle Paar erblickte, wie Dolchstich. Ich verlor alle Lust zur Theilnahme am Ball. Um mich selbst zu vergessen, wählte ich eine Tänzerin und mischte mich in die schwebenden, schönen Schaaren. Aber mir war, als hinge Blei an meinen Füßen, und ich freute mich, als ich dem Gewühl entschlüpfen konnte. An eine Thür gelehnt, sah ich den Tanzenden zu; nicht ihnen, nur Hortensien, die wie eine Gottheit dahin schwebte.

In diesem Augenblick gedachte ich des Traums der vergangenen Nacht; im gleichen Augenblick lösete sich ein Tanz auf; im

gleichen Augenblick trat, in ihren Freuden glühend, doch schüchtern, Hortensie zu mir, drückte heimlich flüchtig meine Hand und lispelte: „Lieber Faustino, sein Sie fröhlich, daß ich's auch sein kann.“ Sie sprach es so theilnehmend, freundschaftlich, und ein Blick von ihren Augen — ein Blick — — ich verlor Besinnung und Sprache. Hortensie war, ehe ich mich erholte, schon wieder verschwunden. Sie schwebte wieder in den Reihen der Tänzer, aber immer und immer suchten ihre Augen nur mich auf, und immer und immer hingen ihre Blicke an mir. Es war, als hätte sie die Laune, mich durch ihre Aufmerksamkeit um mein Restchen Verstand zu bringen. Die Paare stoben, nach Ende des Tanzes, aus einander, und ich verließ meinen Platz, in der Absicht, im Saal einen andern Stand zu suchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich getäuscht; oder ob die Blicke der Gräfin mich auch da suchen würden.

Schon sammelten sich neue Paare zum neuen Tanze, als ich an den Sitzen der Frauenzimmer vorüberstreifte. Eine der Damen erhob sich in dem Augenblick, da ich ihr nahte; es war die Gräfin. Ihr Arm lag in dem meinen. Wir traten in die Reihen. Ich zitterte, und wußte nicht, wie mir geschehen war, denn nimmermehr hätte ich Verwegenheit genug gehabt, Hortensien zum Tanz aufzufordern, und doch kam es mir fast vor, als habe ich sie in der Zerstreuung aufgefordert. Sie war aber unbefangen, achtete meiner kaum, und durchschweifte mit ihren glänzenden Blicken das prachtvolle Gewühl. Ein Augenblick, und die Musik begann. Ich schien von allem Irdischen entbunden, geisterhaft auf den Wellen der Töne zu schweben. Ich wußte nicht, was um mich her geschah; wußte nicht, daß wir beide die Aufmerksamkeit aller Zuschauer gefesselt hatten. Was lag mir auch an der Bewunderung der Welt. Nach Beendigung des dritten der Tänze führte ich die Gräfin zu einem Sessel, damit sie ruhe. Ich stammelte ihr flüsternd

mich fanden, und mir mit den gleichen Worten die Frage zu thun die Güte hatten."

Indem trat Graf von Hormegg herein, und unterbrach unser kurzes Gespräch. Aber mir verursachte diese an sich unwichtig scheinende Begebenheit großes Nachdenken, und doch war mein Grübeln umsonst, wie die Spiele der Einbildungskraft mit der Wirklichkeit zusammenschmelzen könnten? Sie hatte also das Gleiche geträumt, wie ich, und das Gleiche mußte sich im Leben erfüllen.

Diese Feerei hatte damit noch lange nicht ihr Ende.

Fünf Tage nach diesem Vorfall gaukelte mir der Schlafgott vor, ich sei zu einem Mahle eingeladen. Es war großes Fest und Tanz. Die Musik machte mich traurig; ich blieb einsamer Zuschauer. Aus dem Gewühl der Tanzenden kam plötzlich Hortensie zu mir, drückte mir heimlich und innig die Hand, lispelte: „Sein Sie fröhlich, Faustino, sonst bin ich's nicht!" sah mich mit einem Blicke mitleidiger Zärtlichkeit an und verlor sich wieder im Getümmel.

Der Graf von Hormegg machte am Tage darauf eine Lustfahrt nach dem Landgute eines Venezianers. Ich mußte ihn begleiten. Unterwegs sagte er mir, auch die Gräfin sei dort. Als wir ankamen, fanden wir große Gesellschaft. Abends ward prächtiges Feuerwerk abgebrannt, dann getanzt. Der Prinz eröffnete mit Hortensien den Ball — es war mir, als ich das edle Paar erblickte, wie Dolchstich. Ich verlor alle Lust zur Theilnahme am Ball. Um mich selbst zu vergessen, wählte ich eine Tänzerin und mischte mich in die schwebenden, schönen Schaaren. Aber mir war, als hinge Blei an meinen Füßen, und ich freute mich, als ich dem Gewühl entschlüpfen konnte. An eine Thür gelehnt, sah ich den Tanzenden zu; nicht ihnen, nur Hortensien, die wie eine Gottheit dahin schwebte.

In diesem Augenblick gedachte ich des Traums der vergangenen Nacht; im gleichen Augenblick lösete sich ein Tanz auf; im

gleichen Augenblick trat, in ihren Freuden glühend, doch schüchtern, Hortensie zu mir, drückte heimlich flüchtig meine Hand und lispelte: „Lieber Faustino, sein Sie fröhlich, daß ich's auch sein kann.“ Sie sprach es so theilnehmend, freundschaftlich, und ein Blick von ihren Augen — ein Blick — — ich verlor Besinnung und Sprache. Hortensie war, ehe ich mich erholte, schon wieder verschwunden. Sie schwebte wieder in den Reihen der Tänzer, aber immer und immer suchten ihre Augen nur mich auf, und immer und immer hingen ihre Blicke an mir. Es war, als hätte sie die Laune, mich durch ihre Aufmerksamkeit um mein Restchen Verstand zu bringen. Die Paare stoben, nach Ende des Tanzes, aus einander, und ich verließ meinen Platz, in der Absicht, im Saal einen andern Stand zu suchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich getäuscht; oder ob die Blicke der Gräfin mich auch da suchen würden.

Schon sammelten sich neue Paare zum neuen Tanze, als ich an den Sitzen der Frauenzimmer vorüberstreifte. Eine der Damen erhob sich in dem Augenblick, da ich ihr nahte; es war die Gräfin. Ihr Arm lag in dem meinen. Wir traten in die Reihen. Ich zitterte, und wußte nicht, wie mir geschehen war, denn nimmermehr hätte ich Verwegenheit genug gehabt, Hortensien zum Tanz aufzufordern, und doch kam es mir fast vor, als habe ich sie in der Zerstreuung aufgefordert. Sie war aber unbefangen, achtete meiner kaum, und durchschweifte mit ihren glänzenden Blicken das prachtvolle Gewühl. Ein Augenblick, und die Musik begann. Ich schien von allem Irdischen entbunden, geisterhaft auf den Wellen der Töne zu schweben. Ich wußte nicht, was um mich her geschah; wußte nicht, daß wir beide die Aufmerksamkeit aller Zuschauer gefesselt hatten. Was lag mir auch an der Bewunderung der Welt. Nach Beendigung des dritten der Tänze führte ich die Gräfin zu einem Sessel, damit sie ruhe. Ich stammelte ihr flüsternd

meinen Dank. Sie verneigte sich nur freundlichhöflich, wie gegen den Fremdesten. Ich zog mich zurück unter die Zuschauer.

Der Prinz sowohl als Graf von Hormegg hatten mich mit Hortensien tanzen gesehen, hatten das allgemeine Flüstern des Beifalls gehört. Der Prinz brannte vor Eifersucht — er verhehlte es selbst Hortensien nicht. Der Graf nahm mir die Kühnheit übel, seine Tochter aufgefordert zu haben, und machte ihr folgenden Tages Vorwürfe, so leichtsinnig ihres Ranges zu vergessen. Beide behaupteten, wie alle Welt, in ihrem Tanz sei Seelenvolleres, Leidenschaftlicheres gewesen. Weder der Graf noch der Prinz zweifelten, ich hätte der Gräfin eine ihrer unwürdige Neigung zu mir eingeflößt. Ungeachtet der Verstellung beider, sah ich bald deutlich, daß ich Gegenstand ihres Hasses und ihrer Furcht sei. Ich ward immer seltener, zuletzt nicht mehr in Gesellschaften gezogen, in welchen sich Hortensie befand. Ich schwieg.

Die beiden Herren gingen inzwischen in ihrer Besorgniß wirklich zu weit. Die Gräfin zwar läugnete ihnen keineswegs, daß sie gegen mich Gesinnungen der Dankbarkeit empfände; aber alles Andere war ein Vorwurf, der sie empörte. Sie gestand, daß sie mich schätze; daß in der That ihr aber einerlei sei, ob ich in Venedig oder Konstantinopel tanze. „Es steht Ihnen frei, ihn zu verabscheiden," sagte sie zu ihrem Vater, „sobald meine Genesung vollendet ist."

Das Amulet.

Mit Schmerzen erwartete Carlo und der Graf diesen Augenblick, meiner los zu werden und die Vermählung Hortensiens herbeizuführen. Mit Ungeduld erwartete ihn Hortensie, um ihrer Gesundheit froh werden zu können, und zugleich den Argwohn ihres

Vaters zu beruhigen. Auch ich sah diesem Augenblick mit nicht geringerm Verlangen entgegen, denn alle Andern. Nur fern von Hortensien, unter fremden Umgebungen, unter andern Zerstreuungen hoffte ich mein Gemüth zu heilen. Ich fühlte mich unglücklich.

Nicht unerwartet verkündete eines Tages die Gräfin, als sie im Wunderschlaf lag, die Nähe ihrer vollkommenen Herstellung.

„In den heißen Tropfbädern von Battaglia," sprach sie, „wird sie die Gabe der Entzückung ganz verlieren. Führet sie dahin. Ihr Genesen ist nicht mehr fern. Jeden Tag ein Bad in der Morgenstunde, gleich nach dem Erwachen. Nach dem zehnten Bade, Emanuel, scheidet sie von dir. Sie sieht dich nie wieder, wenn es dein Wille ist. Aber laß ihr ein Andenken. Sie kann ohne dasselbe nicht gesunden. Du trägst auf deiner Brust seit langer Zeit eine dürre Rose zwischen Glas, in Gold eingefaßt. So lange sie dasselbe unmittelbar auf der Magengegend ihres Leibes, in Seide gewickelt, trägt, kehrt der krampfhafte Zustand nicht zurück. Nicht später, nicht früher, als in der siebenten Stunde nach Empfang des dreizehnten Tropfbades, übergib es ihr. Bis dahin trage es unaufhörlich. Dann ist sie gesund."

Sie wiederholte öfters und mit sonderbarer Aengstlichkeit dies Verlangen; vorzüglich legte sie großen Werth auf die Stunde, da ich ihr mein einziges Kleinod überreichen sollte, von dessen Dasein sie nie gehört hatte.

„Tragen Sie wirklich dergleichen?" fragte mich der Graf erstaunt und wegen der geweissagten Gesundheitsvollendung seiner Tochter hochentzückt. Als ich es bejahte, fragte er weiter, ob ich einigen Werth auf den Besitz dieser Kleinigkeit lege? Ich versicherte, es sei mein Theuerstes, und daß ich lieber sterben, als es mir entreißen lassen würde. Doch zur Rettung der Gräfin wolle ich auch dies opfern.

„Vermuthlich ein Andenken von geliebter Hand?" fragte lächelnd

und forschend der Graf, dem daran gelegen schien, zu erfahren, ob mein Herz schon in einer Liebe vergeben sei.

„Es kömmt von einer Person, die mir für Alle gilt.“

Der Graf, eben so sehr von meiner Großmuth gerührt, als zufrieden, daß ich mich zu dem Opfer entschlossen, von welchem Hortensiens bleibende Gesundheit abhing, vergaß für einen Augenblick den bisherigen Groll, und umarmte mich, was lange nicht mehr geschehen war. „Sie machen mich zu Ihrem größten Schuldner!“ rief er.

Sein Dringendstes war, Hortensien, sobald ich mich nach ihrem Erwachen entfernt hatte, dasjenige zu erzählen, was sie im Wunderschlafe verlangt habe; dabei verschwieg er ihr auch sein Gespräch mit mir über das Amulet nicht, welches so großen Werth für mich habe, weil es ein Andenken derjenigen Person sei, die ich über Alles liebe. Er legte darauf großen Nachdruck, um, falls Hortensie — denn sein Argwohn war geblieben — wirklich Neigung zu mir empfände, diese mit der Entdeckung zu tödten, daß ich längst in den Fesseln einer andern Schönheit seufze. Hortensie vernahm Alles mit so harmloser Unbefangenheit, und freute sich ihrer baldigen Heilung so aufrichtig, daß der Graf von Hormegg einsah, sein Verdacht habe dem Herzen der Tochter Unrecht gethan. Er hatte in der Freude seines Gemüths nichts Angelegentlicheres, als mir wieder die Unterredung mit der Gräfin zu beichten, und zugleich dem Prinzen von Allem Meldung zu thun, was vorgefallen sei. Ich bemerkte auch von Stund an im Betragen des Grafen, wie des Prinzen, gegen mich etwas Ungezwungenes, Gütiges, Verbindliches. Man entfernte mich von Hortensien nicht mehr mit voriger Aengstlichkeit, sondern behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und Schonung, wie einen Wohlthäter, welchem Jeder das Glück seines Lebens schuldig wäre.

Es wurden sogleich Anstalten zur Abreise nach den Bädern von

Battaglia getroffen. An einem schönen Sommermorgen verließen wir Venedig. Der Prinz war voraus, um Alles zum Empfang seiner angebeteten Braut vorzubereiten.

Durch die anmuthigen Ebenen von Padua nahten wir uns den euganeischen Bergen, an deren Fuß das Städtchen mit seinen Heilquellen liegt. Unterwegs liebte die Gräfin, oft zu Fuß zu gehen. Dann mußte ich ihr Führer sein. Ihre Herzlichkeit bezauberte eben so sehr, als ihr zarter Sinn für das Edle im menschlichen Sein und für das Schöne in der Natur. „Ich könnte wohl recht glücklich sein," sagte sie oft, „wenn ich meine Tage in irgend einer anmuthigen Gegend Italiens unter einfachen Geschäften des häuslichen Lebens zubringen könnte. Die Unterhaltungen in den Städten lassen das Gemüth leer; sie sind mehr betäubend, als vergnügend. Wie selig würd' ich sein, wenn ich einfach leben dürfte, ungereizt von den Erbärmlichkeiten der Paläste, wo man sich um ein Nichts quält; wenn ich reich genug wäre, um mich her Glückliche zu machen, und ich in meinen Schöpfungen Quellen meiner Seligkeit fände! Doch man muß nicht Alles wollen."

Mehr als einmal, und in Gegenwart ihres Vaters, sprach sie von der großen Verbindlichkeit, die sie gegen mich, als ihren Lebensretter, habe. „Wüßte ich nur, wie vergelten?" sagte sie: „Ich zerbreche mir schon lange den Kopf, etwas Ihnen recht Angenehmes zu erfinden. Das müssen Sie nun schon zugeben, daß mein Vater Sie in die Lage setzt, vollkommen unabhängig von andern Menschen zu leben. Das aber ist doch das Wenigste; ich bedarf für mich selbst einer andern Genugthuung."

Ein anderes Mal und öfters brachte sie die Rede auf meinen Entschluß, daß ich sie und ihren Vater gleich nach ihrer Genesung verlassen wolle. „Es wird uns leid sein, Sie zu verlieren!" sagte sie dann mit Gemüthlichkeit: „Wir werden Ihren Verlust als den Verlust eines treuen Hausfreundes und Wohlthäters, be-

klagen. Doch können und wollen wir Ihnen Ihren Entschluß nicht durch Bitten erschweren, bei uns zu verweilen. „Ihr Herz ruft Sie anderswohin!“ setzte sie dann mit etwas schalkhaftem Lächeln hinzu, wie eingeweiht in ein Geheimniß meines Herzens: „Wenn Sie nur glücklich sind, bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Und ich zweifle nicht, Liebe wird Sie glücklich machen. Doch vergessen Sie uns darum nicht ganz, und gönnen Sie uns von Zeit zu Zeit eine Nachricht von Ihrem Befinden.“

Was ich bei solchen Aeußerungen empfand, kann ich eben so wenig aussprechen, als daß ich hier noch sagen möchte, was ich gewöhnlich zu erwiedern pflegte. Meine Antworten waren verbindlich und voll kalter Höflichkeit; denn Ehrfurcht gebot, mein Herz nicht zu verrathen. Und doch gab es auch wohl Augenblicke, da mich die Gewalt meiner Gefühle übermannte, und ich mehr sagte, als ich wollte. Es geschah wohl, daß, wenn ich etwas mehr als schmeichelnd und verbindlich sprach, Hortensie mich mit dem hellen Blick der verwunderten Unschuld anschaute, als begriffe und verstände sie mich nicht. Ich überzeugte mich, daß Hortensie mich dankbar schätzte, mich glücklich und zufrieden zu sehen wünschte, ohne mir deswegen einen geheimen Vorzug vor andern Sterblichen zu gewähren. Nur aus reinem Wohlwollen, und mir Freude zu machen, hatte sie auf dem Balle sich zum Tanze zu mir gesellt. Sie selbst gestand, sie habe immer erwartet, daß ich sie auffordern sollte. Ach, wie hatte meine Leidenschaft daraus schon vermessene Hoffnungen geschaffen! Wohl vermessene Hoffnungen; — denn hätte Hortensie wirklich mehr als allgemeines Wohlwollen gegen mich gefühlt, was würde es mir haben nützen können? Ich würde nur unglücklicher durch ihr Unglück geworden sein.

Während mich im Stillen die Flamme verzehrte, war in ihrer Brust ein reiner Himmel voll Ruhe. Während ich hätte zu ihren Füßen hinsinken und gestehen mögen, was sie mir sei, wandelte

sie, ohne die leiseste Ahnung meines Zustandes, neben mir hin, und suchte meinen Ernst durch Scherze zu zerstreuen.

Die Entzauberung.

Durch Veranstaltung des Prinzen waren für uns Zimmer in einem Schlosse der Marchesen von Este zum Empfang bereitet. Dies Schloß, nahe am Städtchen auf einem Hügel, bot mit den größten Bequemlichkeiten zugleich die lieblichsten Aussichten in die Ferne und schattenreiche Lustgänge in der Nähe an. Zu den Tropfbädern aber mußte man sich jedesmal in die Stadt begeben; auch war für die Gräfin daselbst ein eigenes Haus eingerichtet worden, wo sie die Morgen zubrachte, so lange sie baden sollte.

Ihr Wunderschlaf war in Battaglia nach den ersten Bädern schon sehr kurz und dunkel. Sie redete nur noch selten, antwortete nicht einmal immer, und schien eines ganz natürlichen Schlafs zu genießen. Da sie nach dem siebenten Bade im Schlafe sprach, befahl sie, daß man sie nach dem zehnten Bade nicht mehr in diesem Hause lassen solle. Wirklich verfiel sie nach dem zehnten Bade noch einmal in den Schlaf; doch sagte sie nichts, als: „Emanuel, ich sehe dich nicht mehr!" Dies waren die letzten Worte, welche sie im Zustande ihrer Verklärungen geredet hat. Seitdem hatte sie wohl noch einige Tage einen etwas unnatürlich festen Schlaf, aber ohne darin des Wortes mächtig zu sein.

Endlich kam der Tag ihres dreizehnten Tropfbades. Bisher war Alles aufs pünktlichste erfüllt worden, was sie sonst in Verklärungsstunden befohlen und vorausgesagt hatte; nun war es um das Letzte zu thun. Der Graf von Hormegg und der Prinz kamen schon früh Morgens zu mir, um mich an die baldige Ablieferung meines Amulets zu mahnen. Ich mußte es ihnen zeigen. Sie

verließen mich den ganzen Morgen keinen Augenblick, als wären sie, nun dem längst ersehnten Ziele so nahe, plötzlich mißtrauisch geworden, ich könne wegen meines Opfers andern Sinnes werden, oder das Heiligthum durch Zufall verloren gehen. Sobald Nachricht kam, die Gräfin sei im Tropfbade, wurden die Minuten gezählt. Sobald die Gräfin nach dem Bade einige Stunden geruht hatte, wurde sie von uns auf das Schloß begleitet. Sie war ungemein heiter und beinahe muthwillig. Darauf vorbereitet, daß sie in der siebenten Stunde das Geschenk von mir annehmen und dann lebenslänglich tragen müsse, freute sie sich wie ein Kind auf die Gabe, und neckte mich scherzend mit der Treulosigkeit, die ich an meiner Auserwählten verübe, deren Geschenk ich einer Andern gäbe.

Es schlug zwei Uhr. Die siebente Stunde war da. Wir befanden uns in einem heitern Gartensaal. Der Graf, der Prinz, die Kammerfrauen der Gräfin waren anwesend.

„Und nun nicht länger gezögert!“ rief der Graf: „Der Augenblick ist da, welche der letzte von Hortensiens Leiden und der erste meines Glückes ist.“

Ich zog das theure Medaillon von der Brust, auf der ich es so lange getragen, und lösete die goldene Schnur von meinem Hals; drückte, nicht ohne wehmüthige Empfindung, einen Kuß auf das Glas, und überreichte es der Gräfin.

Hortensie nahm es, und indem ihr Blick auf die getrocknete Rose fiel, sah man plötzlich ein feuriges Roth ihr Antlitz übersliegen. Sie verneigte sich sanft gegen mich, als wollte sie mir danken; aber in ihren Gesichtszügen erkannte man eine Bestürzung oder Verwirrung ihres Gemüths, die sie zu verhehlen bemüht schien. Sie stammelte einige Worte, und entfernte sich dann plötzlich mit ihren Kammerfrauen. Der Graf und der Prinz waren gegen mich ganz Dankbarkeit. Sie hatten für den Abend ein

kleines Fest auf dem Schlosse veranstaltet. Aus Este und Rovigo waren einige adelige Familien dazu eingeladen worden.

Inzwischen warteten wir lange und vergeblich auf die Wiedererscheinung der Gräfin. Erst nach einer Stunde vernahmen wir, sie sei, sobald sie das Medaillon angelegt habe, vom Schlaf überfallen worden, und schlafe wirklich süß und fest. Es vergingen zwei, drei und vier Stunden. Die eingeladenen Gäste hatten sich bei uns versammelt; aber Hortensie erwachte nicht. Der Graf, in großer Unruhe, begab sich selber zu ihrem Bette. Da er sie aber tief und ruhig schlummernd fand, scheute er sich, sie zu stören. Das Fest ging vorüber ohne Hortensiens Gegenwart; doch wo sie fehlte, war nur halbe Lust. Hortensie schlief noch, als man nach Mitternacht aus einander schied.

Aber auch folgendes Morgens war sie noch in gleich festem Schlaf; kein Geräusch erweckte sie. Der Graf gerieth in Todesangst. Meine Unruhe war nicht geringer. Es wurden Aerzte herbeigerufen. Diese jedoch versicherten, die Gräfin schlafe einen gesunden, erquickenden Schlaf; die Farbe ihres Gesichts wie ihr Puls verkündeten das vollste Wohlsein. Mittag und Abend kamen; Hortensie erwachte nicht. Es gehörten die wiederholtesten Versicherungen der Aerzte dazu, daß die Gräfin sich offenbar wohl befände, um uns zu beruhigen. Die Nacht kam und verfloß. Jubel scholl am andern Morgen durch das ganze Schloß, als die Frauenzimmer Hortensiens frohes Ermuntern meldeten. Jedermann eilte hin und wünschte der Genesenen Glück.

Neuer Zauber.

Warum soll ich es nicht sagen? Während der allgemeinen Freude stand ich allein traurig — ach, mehr als traurig, in meinem Zim-

mer. Die Verpflichtungen, welche ich ehemals gegen den Grafen von Hormegg eingegangen war, hatten ihre Erfüllung. Ich konnte abreisen, wann ich wollte. Ich hatte Verlangen und Entschluß dazu oft genug geäußert. Man erwartete nichts Anderes von mir, als daß ich mir selber Wort halten werde. Aber — — — nur in ihrer Nähe athmen zu können, schien mir das beneidenswürdigste aller Loose; nur einen ihrer Blicke zu empfangen, die schönste Nahrung der Lebensflamme. Fern von ihr wohnen, schien mir Verurtheilung zum Tode.

Gedachte ich aber ihrer nahen Vermählung mit dem Prinzen, und der Wankelmüthigkeit des schwachen Grafen — gedachte ich meiner eigenen Ehre, meines Bedürfnisses, frei zu sterben, da regte sich männlicher Stolz und Trotz; es blieb entschieden, sobald als möglich von hinnen zu ziehen. Ich schwor, zu fliehen. Ich sah die Endlosigkeit meines Unglücks; doch war mir lieber, lebenslang der Freude Valet zu sagen, als mir selber verächtlich zu werden.

Ich fand Hortensien im Schloßgarten. Ein sanfter Schauder durchbebte mich, da ich ihr näher trat, um ihr meine Glückwünsche zu bringen. Sie stand sinnend vor einem Blumenbeet, getrennt von ihren Frauenzimmern. Sie schien frischer und blühender, als ich sie je gesehen, und von einem neuen Leben durchglüht. Erst als ich sie anredete, ward sie meiner gewahr.

„Wie erschrecken Sie mich!“ sagte sie lächelnd und bestürzt, und eine höhere Röthe überflog ihre Wangen.

„Auch ich, meine theure Gräfin, wollte Ihnen meine Freude, meinen Glückwunsch . . .“

Mehr sagen konnte ich nicht; denn meine Stimme zitterte, meine Gedanken verwirrten sich, ich konnte ihren Blick nicht ertragen, der in das Innerste meines Herzens dringen wollte. Mühsam stammelte ich noch eine Entschuldigung, sie gestört zu haben.

Ihre Blicke waren schweigend auf mich geheftet. Nach einer

langen Pause sagte sie: „Sie sprechen von Freude, Lieber; aber sind Sie auch froh?“

„Herzlich, daß ich Sie gerettet weiß von der Krankheit, an der Sie so lange litten. Nun, in wenigen Tagen darf ich von hier aufbrechen, und mir, wenn es möglich ist, in andern Gegenden selber angehören, da ich Niemandem mehr angehöre. Mein Gelübde ist gelöst.“

„Ist es also Ihr Ernst, lieber Faust, uns zu verlassen? Ich hoffe es nicht. Wie können Sie sagen, daß Sie Niemandem angehören? Haben Sie uns nicht durch alle Pflichten der Erkenntlichkeit an sich gebunden? Was zwingt Sie, von uns zu scheiden?“

Ich legte die Hand auf mein Herz und senkte den Blick zur Erde; denn zu reden war mir unmöglich.

„Sie bleiben bei uns, Faust? Nicht so?“

„Ich darf nicht.“

„Und wenn ich Sie bitte, Faust?“

„Um Gotteswillen, gnädige Gräfin, bitten Sie nicht, befehlen Sie nicht. Mir kann nur wohl sein, wenn ich — nein, ich muß von hier.“

„Bei uns ist Ihnen nicht wohl? Und doch zieht Sie kein anderer Beruf, keine andere Pflicht von uns?“

„Pflicht gegen mich selbst.“

„Gehen Sie denn, Faust; ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, auch wir würden Ihnen etwas werth sein.“

„Gnädige Gräfin, wenn Sie wüßten, was Ihre Worte anstiften, Sie würden meiner voll Erbarmens schonen.

„So muß ich schweigen, Faust. Gehen Sie, aber Sie thun ein schweres Unrecht!“

Indem sie diese Worte sagte, wandte sie sich von mir. Ich wagte es, ihr nachzugehen und sie zu bitten, mir nicht zu zürnen. Aus ihren Augen fielen Thränen. Ich erschrak. Mit gefalteten

Händen beschwor ich sie, mir nicht zu zürnen. „Gebieten Sie mir,“ sagte ich, „ich will gehorchen. Befehlen Sie, daß ich bleibe? Meine innere Ruhe, mein Glück, mein Leben opfere ich mit Freuden diesem Befehl!“

„Gehen Sie, Faust, ich erzwinge nichts. Sie sind ungern bei uns.“

„O Gräfin, bringen Sie keinen Menschen zur Verzweiflung.“

„Faust, wann wollen Sie fortreisen?“

„Morgen, heute.“

„Nein, nein, Faust!“ sagte sie leise und trat näher zu mir: „Ich setze keinen Werth auf meine Gesundheit, Ihr Geschenk, wenn Sie — — — Faust! Sie bleiben noch; nur einige Tage wenigstens!“ Sie lispelte dies mit so weicher, flehentlicher Stimme und sah mich dazu mit ihren nassen Augen so mahnend an, daß ich aufhörte, Herr meines Willens zu sein.

„Ich bleibe.“

„Aber gern?“

„Mit Entzücken.“

„Gut! — Nun lassen Sie mich einen Augenblick, Faust. „Sie haben mich recht betrübt. Aber verlassen Sie den Garten nicht; ich will mich nur erholen.“ — Mit diesen Worten ging sie von mir und verlor sich zwischen den blühenden Orangenbäumen.

Lange blieb ich auf derselben Stelle, wie ein Träumender. Solche Sprache hatte ich nie von der Gräfin gehört. Es war nicht Sprache der Höflichkeit bloß. Alles bebte unter mir unter der Vorstellung: ich habe in ihrem Herzen einigen Werth. Diese Aufforderungen noch zu bleiben, diese Thränen — — und, was sich nicht beschreiben läßt, das eigene Etwas, die wunderbare Sprache in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen, in ihrer Stimme — eine Sprache ohne Worte, die doch mehr sagte, als Worte ausdrücken — — ich

verstand von Allem nichts, und verstand Alles. Ich bezweifelte und war voller Ueberzeugung.

Nach einer halben Viertelstunde, da ich in den Gartengängen auf und ab wandelte, und mich zu den übrigen Frauenzimmern gesellt hatte, kam die Gräfin lebhaft und fröhlich gegen uns. In ihrer zarten Gestalt, von weißen Gewändern umschwebt, vom vollen Sonnenglanz umflossen, schien sie ein Wesen aus Raphaels Malerträumen. In der Hand trug sie einen Strauß von Nelken, Rosen und veilchenfarbenen Vanilleblüthen. „Ich habe Ihnen," sagte sie, zu mir, „ein paar Blumen gepflückt, lieber Faust; verschmähen Sie sie nicht. Ich gebe sie Ihnen mit ganz anderm Gemüth, als einst während meiner Krankheit die Rose. Ich sollte Sie, mein lieber Leibarzt, nur gar nicht daran erinnern, wie ich Sie mit meinen kindischen Launen gequält habe. Aber ich erinnere mich recht pflichtmäßig daran, um bei Ihnen wieder Alles gut zu machen. O, und wie viel habe ich gut zu machen! Geben Sie mir nun den Arm und Fräulein Cäcilien den andern." So hieß eine ihrer Gesellschafterinnen.

Wie wir umhergingen unter leichten Plaudereien und Scherzen, kam auch ihr Vater, der Graf, und bald nachher der Prinz. Nie war Hortensie liebenswürdiger gewesen, als an diesem ersten Tage ihrer wieder erlangten Gesundheit. Mit zärtlicher Ehrfurcht redete sie zu ihrem Vater, mit freundlicher Traulichkeit zu ihren Gesellschafterinnen, mit feiner Höflichkeit und Güte zum Prinzen; zu mir aber nie anders, als mit Bezeugungen ihrer Dankbarkeit. Nicht daß sie mir in Worten dankte, sondern in der Art, wie sie zu mir sprach. Es war, sobald sie sich zu mir wandte, in ihren Worten und Tönen etwas unbeschreiblich Herzliches, in ihren Blicken und Mienen etwas Schwesterlichvertrautes, Gutmüthiges, um meine Zufriedenheit Sorgsames. Diesen Ton änderte sie auch weder in Gegenwart des Vaters, noch des Prinzen. Sie führte

ihn mit einer Sicherheit, als wenn es nicht anders sein solle und dürfe.

Es verflossen in Festen und Freuden einige reizende Tage. Hortensiens Stimmung änderte sich gegen mich nicht. Ich selbst, immer zwischen kalten Gesetzen der Ehrerbietung und Flammen der Leidenschaft, fand im Hortensiens Umgang endlich eine Ruhe, eine innere Selbstständigkeit wieder, der ich entbehrt hatte, seit ich diese Wunderbare kannte. Ihre Natürlichkeit und Wahrheit machte mich wahrer, natürlicher; ihre Traulichkeit gleichsam brüderlicher. Sie verhehlte keineswegs ein Herz voll reinster Freundschaft gegen mich — um so weniger barg ich meine Empfindungen, wenn ich gleich nicht das Innerste zu verrathen wagte. Und doch — o wer konnte so vielem Reiz widerstehen! — ward es verrathen.

Die Badegäste zu Battaglia pflegen an schönen Abenden meistens vor einem großen Kaffeehause versammelt zu sitzen, in freier Luft, um Erfrischungen zu genießen. Da herrscht ungezwungene Unterhaltung. Man sitzt auf Stühlen in Halbkreisen umher an der offenen Straße. Man hört links und rechts Mandolinen und Zithern schwirren und Gesänge nach italienischer Sitte. Auch in dem großen Hause tönt Musik. Fenster und Thüren sind beleuchtet. — Die Gräfin kam eines Abends, da uns der Prinz früher als gewöhnlich verlassen hatte, auf den Einfall, jene Versammlung der Badegäste zu besuchen. Ich war schon auf meinem Zimmer, und saß träumend über mein Schicksal, den Blumenstrauß mit beiden Händen haltend. Das Licht brannte dunkel; die Thür meines Zimmers stand halb offen. So sahen mich im Vorübergehen Hortensie und Cäcilie. Beide beobachteten mich lange. Dann traten sie leise herein — aber ich gewahrte sie nicht, bis sie dicht vor mir standen, und mir erklärten, ich müsse sie in die Stadt begleiten. Nun weideten sie sich scherzend an meiner Bestürzung. Hortensie erkannte den Blumenstrauß. Sie nahm ihn vom Tisch,

auf welchen ich ihn geworfen hatte, und steckte ihn, so welk er auch war, vor ihren Busen. Wir gingen nach Battaglia hinab und mischten uns in die Gesellschaft.

Da geschah es, daß Cävilie, im Gespräch mit Personen ihrer Bekanntschaft, von uns kam. Es zürnten weder Hortensie noch ich. An meinem Arm wandelte sie in dem regen Getümmel auf und ab, bis sie müde ward. Wir setzten uns auf ein Bänkchen unter einer seitwärts stehenden Ulme. Der Mond fiel durch die Zweige auf Hortensiens schönes Gesicht, und auf die welken Blumen an ihrem Busen.

„Wollen Sie mir wieder rauben, was Sie mir gegeben hatten?" fragte ich, indem ich auf den Strauß deutete.

Sie sah mich lange mit wunderbarem, innigem Ernst an; dann sagte sie: „Es ist mir immer, als wenn ich Ihnen nichts geben und nichts nehmen könnte. Ist Ihnen nicht zuweilen eben so?"

Diese Antwort und Gegenfrage, so leicht und ruhig hingeworfen, versetzte mich in Verlegenheit und Schweigen. Ich wagte aus Ehrfurcht kaum den holden Sinn darin zu berühren. Sie wiederholte die Frage noch einmal.

„Allerdings, leider auch mir ist's oft so!" sagte ich. „Wenn ich die Kluft erblicke zwischen Ihnen und mir, und den Abstand, welcher mich fern von Ihnen hält, dann wird's mir so. Wer kann den Göttern geben und nehmen, das ihnen nicht immer gehörte?"

Sie sah mich mit großen Augen und Verwunderung an. „Was reden Sie von Göttern, Faust? Auch sich selber kann man nichts geben, nichts nehmen."

„Sich selber?" erwiederte ich mit ungewisser Stimme. „Sie wissen also, daß Sie mich zu Ihrem Eigenthum gemacht haben?"

„Ich weiß selbst nicht, wie es ist!" gab sie zur Antwort, und senkte die Augen.

„Aber ich, theure Gräfin, aber ich weiß es. Der Zauber,

welcher über uns waltet, hat sich nicht verloren, sondern nur die Richtung verändert. Einst beherrschte ich in Ihren Verklärungen Ihren Willen; nun beherrschen Sie den meinigen. Ich lebe nur in dem Gedanken an Sie; ich kann nichts, ich bin nichts ohne Sie. Zürnen Sie immerhin meinem Geständnisse, frevelvoll vor der Welt, aber nicht vor Gott. Denn es ist, was ich thue, Ihr eigenes Gebot. Kann ich mich vor Ihnen verbergen? Ist es ein Verbrechen, daß meine ganze Seele an Ihr Wesen gefesselt ist, o Gräfin, so ist es nicht mein Verbrechen."

Sie wandte das Gesicht ab und hob die Hand, um mir zu bedeuten, daß ich schweige. Ich hatte im gleichen Augenblick die meinigen erhoben, um meine Augen zu bedecken, die sich in einer Thräne verdunkelten. Da sanken die erhobenen Hände in einander. Wir schwiegen; der Gedanke lösete sich in gewaltigen Empfindungen auf. Ich hatte meine Leidenschaft verrathen — aber Hortensie hatte mich begnadigt.

Cäcilie störte uns auf. Wir gingen schweigend zum Schloß zurück. Als wir schieden, sagte die Gräfin leise und traurig: „Ich bin durch Sie gesund geworden, um bald kränker zu werden!"

Petrarca's Wohnung.

Am folgenden Tag, da wir uns wieder fanden, war eine Art heiliger Scheu zwischen uns. Ich wagte kaum, sie anzureden; sie kaum, mir zu antworten. Unsere Blicke begegneten sich oft, beide voll Ernstes. Sie schien mich durchforschen zu wollen; ich suchte in ihren Augen zu lesen, ob sie meiner gestrigen Verwegenheit nicht zürne im nüchternen Augenblick. Es verflossen mehrere Tage, wir sahen uns nie wieder allein. Wir hatten ein Geheimniß unter uns, und fürchteten es durch einen Wink zu entweihen. Hortensiens ganzes Wesen war feierlicher, ihr Frohsinn gemäßigter,

als gehöre sie nicht mit vollem Herzen den gewöhnlichen Umgebungen an.

Inzwischen zog ich wohl zu viel von ihrem veränderten Betragen auf Rechnung jener entscheidenden Stunde unter der Ulme. Denn Prinz Carlo hatte, wie ich erst später erfuhr, förmlich um die Hand der Gräfin angehalten, dies aber ein unangenehmes, gespanntes Verhältniß zwischen ihr und dem Prinzen und ihrem Vater bewirkt. Um diese beiden nicht zu beleidigen, und Zeit zu gewinnen, hatte Hortensie sich Bedenkfrist erbeten, und zwar auf einen so unbestimmten Zeitraum und mit einer so harten Bedingung, daß Carlo fast verzweifeln mußte, seinen Wunsch gekrönt zu sehen. „Nicht, daß ich dem Prinzen abgeneigt bin,“ so lautete die Erklärung, „aber ich will noch meiner Freiheit froh sein. Ich werde einst selbst und freiwillig mein Ja oder Nein geben; wird mir aber, ehe ich es begehre, der Antrag wiederholt, so werde ich ihn bestimmt und auf immer verwerfen, selbst wenn ich den Prinzen wirklich liebte.“

Der Graf kannte aus frühern Zeiten den unbeugsamen Sinn seiner Tochter, doch hoffte er darum schon das Beste, weil Hortensie die Bewerbung des Prinzen nicht geradezu abgelehnt hatte. Carlo hingegen war etwas mißmuthig. Er sah sich durch diese Erklärung zum ewigen Liebhaber verdammt, und ohne bestimmte Hoffnungen. Doch hatte er Eigenliebe genug, zu glauben, er werde durch treues Ausharren endlich Hortensiens Herz bewegen. Ihre Vertraulichkeit gegen mich war ihm zuweilen unbehaglich, doch schien er sie nicht zu fürchten; er fand sie eben deswegen gefahrlos, weil sie offen war und unbefangen. Hortensie behandelte auch ihn auf gleiche Weise. Er hatte sich gewöhnt, mich als Hausfreund und vertrauten Rath sowohl der Tochter, als des Vaters zu sehen, und da ihm der Graf das Geheimniß meiner bürgerlichen Herkunft entdeckt hatte, konnte er von mir um so weniger

Nebenbuhlerei besorgen. Ja, er selbst bequemte sich, mich zum Vertrauten zu machen, und erzählte mir eines Tages die Geschichte seiner Werbung um Hortensiens Hand, und die Antwort der Gräfin. Er beschwor mich, ihm meine freundschaftlichen Dienste zu gewähren, und nur, wenn auch noch so entfernt, zu lauschen, ob Hortensie einige Neigung für ihn habe. Ich mußte es versprechen. Jeden Tag fragte er, ob ich Entdeckungen gemacht habe? Immer konnte ich mich entschuldigen, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, die Gräfin allein zu sehen.

Vermuthlich diese Gelegenheit herbeizuziehen, veranstaltete er selbst eine kleine Lustfahrt nach Aquaio, drei Meilen von Battaglia, wohin oft Badegäste zum Grabmal und Wohnhaus Petrarca's zu wallfahren pflegten. Hortensie achtete von allen Dichtern Italiens diesen zarten, Alles vergeistigenden Sänger frommer Liebe am höchsten. Sie hatte sich schon lange auf diese Wallfahrt gefreut. Wie aber der Augenblick der Abreise erschien, blieb Carlo nicht nur unter einem leichten Vorwande zurück, sondern wußte auch den alten Grafen abzuhalten, Hortensien zu begleiten. Er versprach indessen, unfehlbar nachzukommen. Beatrix und Cäcilie, die Gesellschafterinnen der Gräfin, fuhren allein mit ihr; ich folgte dem Wagen zu Pferde.

Ich führte die Frauenzimmer zum Kirchhof des Dorfes, wo ein einfacher Grabstein die Asche des unsterblichen Dichters bedeckte, und übersetzte ihnen die lateinische Inschrift. Hortensie stand in tiefem Ernst vor dem Stein. Sie seufzte. „Doch stirbt nicht Alles!" sagte sie, und ich glaubte zu fühlen, wie sie meinen Arm leise an sich zog. „Stürbe Alles," sagte ich, „wäre nicht das Leben des Menschen Grausamkeit des Schöpfers, und die Liebe der schwerste Fluch des Lebens?"

Wir gingen schwermuthsvoll vom Kirchhofe. Ein alter, freundlicher Mann führte uns von da zu einem nicht entfernten Reben-

hügel, auf welchem Petrarca's Wohnung stand, an welche sich ein kleiner Garten schmiegte. Man hat daraus über die Ebene eine heitere Aussicht. Im Hause zeigte man auch Petrarca's Hausgeräth, mit ehrfurchtsvoller Treue aufbewahrt; seine Tische, an denen er las und schrieb, seine Sessel, auf denen er ruhte — selbst das Geschirr seiner Küche.

Immer übt der Anblick solcher Ueberbleibsel einen Einfluß auf das Gemüth — er wirft den Zwischenraum von Jahrhunderten in sein Nichts, und stellt das Längstvergangene in die Gegenwart hin. Mir war es, als sei der Dichter nur hinausgegangen; er werde die kleine braune Thür seines Zimmers öffnen, und uns begrüßen. Hortensie fand eine zierliche Ausgabe von Petrarca's Sonnetten auf einem Winkeltisch. Sie setzte sich müde hinzu, lehnte ihr schönes Haupt auf die Hand und las aufmerksam, indem sie mit den Fingern der unterstützenden Hand ihren Augen ein verheimlichendes Obdach machte. Beatrix und Cäcilie gingen, Erfrischungen für die Gräfin zuzubereiten. Ich blieb schweigend am Fenster. Petrarca's Liebe und Hoffnungslosigkeit war mein Schicksal; eine andre Laura saß da, nicht durch den Zauber der Muse göttlich, aber göttlich durch sich selbst.

Hortensie nahm ein Tuch, ihre Augen zu trocknen. Ich erschrak, sie weinen zu sehen. Ich nahte mich ihr schüchtern, und wagte doch nicht, sie anzureden. Sie stand plötzlich auf, lächelte mich an mit Thränen im Blick, und sagte: „Der arme Petrarca, das arme Menschenherz! Aber Alles zieht vorbei, Alles. Er hat seit Jahrhunderten ausgeklagt. Doch sagt man, er habe in spätern Jahren sich selbst überwunden. Ist es gut, sich zu überwinden? Heißt es nicht sich selbst verwüsten?“

„Und wenn die Nothwendigkeit gebietet?“

„Hat die Nothwendigkeit Gewalt über das Menschenherz?“

„Aber Laura war die Gemahlin Hugo's von Sade — ihr Herz

durfte ihm nicht gehören. Sein Loos war, einsam zu lieben, einsam zu sterben. Er aber hatte die Gabe des Gesanges, und die Musen trösteten ihn. Er war unglücklich, — wie ich."

„Wie Sie?" setzte Hortensie mit kaum hörbarer Stimme hinzu. „Unglücklich, Faust?"

„Ich habe nicht die göttliche Gabe des Gesanges. Darum wird mein Herz brechen, das Keiner tröstet. Gräfin, theure Gräfin — darf ich Ihnen mehr sagen, als ich gesagt habe? Aber ich will Ihrer Achtung würdig bleiben, und nur durch männlichen Muth kann ich es. Gewähren Sie mir eine Bitte, nur eine einzige, bescheidene Bitte."

Hortensie schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Eine Bitte, theure Gräfin, für meine Ruhe."

„Was soll ich?" flüsterte sie, ohne aufzublicken.

„Bin ich gewiß, daß Sie mir die Bitte nicht verweigern?"

Sie betrachtete mich mit großen, ernsten Blicken, und sagte dann mit unbeschreiblicher Würde: „Faust, ich weiß nicht, was Sie bitten werden; aber wie viel es auch sei — ja, Faust, ich bin Ihnen mein Leben schuldig, mein Vertrauen — ich erfülle Ihre Bitte. Reden Sie."

Ich ergriff ihre Hand, ich sank zu ihren Füßen, ich drückte ihre Hand an meine brennenden Lippen — ich verlor beinahe Bewußtsein und Sprache. Hortensie, wie gefühllos in sich selbst versunken, stand mit gesenkten Blicken da.

Endlich gewann ich die Macht zu reden wieder. „Ich muß hinweg von hier. Lassen Sie mich fliehen. Ich darf nicht länger weilen. Lassen Sie mich fern von Ihnen mein Leben in irgend einer Einsamkeit vollenden. Ich muß hinweg. Ich störe den Frieden Ihres Hauses. Carlo hat Ihre Hand gefordert."

„Sie wird ihm nie!" unterbrach mich die Gräfin mit festem Ton.

„Lassen Sie mich fliehen. Selbst Ihre Güte häuft die Menge meines Elendes an.“

Hortensie war in einem heftigen Kampf mit sich selber. „Sie thun ein fürchterliches Unrecht. Aber ich darf es ja nicht mehr verhindern!“ rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus. Sie schwankte und suchte den Sessel. Indem ich aufsprang, sank sie schluchzend an meine Brust. Nach einigen Augenblicken ermannte sie sich wieder. Sie fühlte sich von einem meiner Arme umschlungen, und wollte sich demselben entziehen. Aber ich, den Himmel an meiner Brust, vergaß die Gebote aller Ehrerbietung, umschlang sie fester und seufzte: „Diese Minute und nun genug!“ — Ihr Widerstand erstarb. Sie richtete ihre Augen zu mir auf, und mit einem Antlitz, von welchem, wie einst, Verklärungsröthe schimmerte, lispelte sie mir zu: „Faust, was beginnen Sie?“

„Werden Sie mich auch in der Ferne nicht vergessen?“ fragte ich zurück.

„Kann ich es denn?“ seufzte sie und schlug die Augen nieder.

„Leben Sie wohl, Hortensie!“ stammelte ich. Meine Stirn sank an die ihrige nieder.

„Emanuel! Emanuel!“ flüsterte sie. Meine Lippen hingen an den ihrigen. Ich fühlte zart und dunkel ihren Gegenkuß, ihrer Arme einen um meinen Hals. Es verschwanden Minuten, Viertelstunden.

Ich ging, ein Trunkener, schweigend an ihrer Seite aus Petrarca's Wohnung, den Steg am Hügel hinab. Drunten warteten zwei Diener, die uns zur Laube unter wilden Lorbeersträuchen führten, wo ein kleines Mahl bereit stand. Im Augenblicke rollte auch der Wagen des Prinzen herbei. Carlo und der Graf stiegen aus.

Hortensie war sehr ernst, in ihren Antworten kurz. Sie schien in beständiges Nachdenken verloren. Ich sah ihr an, daß sie sich Gewalt anthat, wenn sie mit dem Prinzen reden sollte. Gegen

mich behielt sie unverwandelt das Herzliche und Zutrauliche ihres Benehmens. Zum andern Mal ward Petrarca's Wohnung besucht, weil der Graf von Hormegg sie sehen wollte. Als wir in das Zimmer traten, welches das Geständniß unseren Herzen zum Heiligthum geweiht hatte, setzte sich Hortensia wieder auf den Sessel neben den Tisch in die gleiche Stellung zum Buche, wie das erste Mal; blieb auch so, bis wir wieder gingen. Da stand sie auf, legte die Hand auf die Brust, sah mich mit einem durchdringenden Blicke an, und eilte dann schnell hinaus.

Der Prinz hatte diese Bewegung, diesen Blick bemerkt: Eine dunkle Röthe zog über sein finsteres Gesicht; er ging mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte hinaus. Alle Freude war aus unserer Gesellschaft gewichen. Jedem schien daran gelegen zu sein, bald wieder das Schloß zu erreichen. Ich zweifelte nicht, Carlo's Eifersucht habe Alles errathen, und fürchtete von seiner Rachsucht weniger für mich, als für den Frieden der Gräfin.

Darum, sobald wir heimgekommen waren, beschloß ich, Alles zur schleunigen Abreise für den folgenden Morgen einzurichten. Ich entdeckte dem Grafen von Hormegg meinen unwiderruflichen Entschluß, übergab ihm alle Papiere, und beschwor ihn, der Gräfin nichts zu sagen, bis ich abgereiset sein würde.

Traurige Trennung.

Schon längst hatte ich auf diesen Fall vom Grafen erhalten, daß mich der alte wackere Sebald begleiten könne, der seine Entlassung gefordert hatte, um seine deutsche Heimath wiederzusehen. Sebald wirbelte und tanzte vor Freude in der Stube herum, als er hörte, der Augenblick des Scheidens sei da. Jedem ein Roß, jedem ein Mantelsack dazu, das war unsere ganze Ausrüstung zur Reise.

Ich hatte beschlossen, vor Ankunft des folgenden Tages in aller Stille abzuziehen. Niemand im Schlosse wußte darum, als Sebald und der Graf; Niemand sollte davon wissen. Hortensien wollte ich ein paar Zeilen des Dankes, der Liebe und des ewigen Lebewohls hinterlassen. Der alte Graf schien zwar überrascht, doch nicht ganz unzufrieden. Er umarmte mich aufs zärtlichste, dankte mir für meine geleisteten Dienste, und versprach, binnen einer kleinen Stunde auf mein Zimmer zu kommen, um mir noch einige nützliche Papiere zu übergeben, die mir für die Zukunft ein sorgenfreies Leben schaffen und, wie er sich ausdrückte, nur eine Zahlung auf Rechnung seiner lebenslänglichen Schuld sein sollten. Ich wollte ein mäßiges Reisegeld nicht ausschlagen, um Deutschland erreichen zu können — denn ich war in der That fast ohne Geld, — aber mehr anzunehmen weigerte sich mein Stolz.

Sobald ich zurück auf mein Zimmer kam, ward eingepackt. Sebald eilte zu den Rossen, und besorgte alles Nöthige, jeden Augenblick aufbrechen zu können. Ich schrieb inzwischen an Hortensien. Was ich litt, wie ich mit mir selber kämpfte, wie oft ich vom Schreiben aufsprang, um meinen Schmerz auszuweinen, mag ich hier nicht schildern. Zerrissen lag mein Leben, glücklos meine Zukunft. Der Tod ist süßer und leichter, als das Ueberleben aller Hoffnung.

Mehrmals zerriß ich, was ich geschrieben. Ich hatte noch nicht vollendet, als ich auf eine Art gestört wurde, die ich am wenigsten erwarten konnte.

Zitternd und athemlos stürzte Sebald zu mir ins Zimmer, nahm hastig die gepackten Mantelsäcke und rief: „Herr Faust, es ist ein Unglück geschehen. Man will Sie ins Gefängniß schleppen. Man will Sie umbringen. Fliehen wir, ehe es zu spät ist.“ Ich fragte vergebens nach der Ursache seines Schreckens. Ich erfuhr nur, der alte Graf sei in Wuth, der Prinz in Ra-

ferei, Jedermann im Schlosse gegen mich empört. — Ich erwiederte kalt, daß ich keine Ursache habe, mich zu fürchten, noch weniger, als Verbrecher zu fliehen. „Herr!“ rief Sebald: „ohne Unglück entkömmt man dieser Unglücksgesellschaft nicht: über die waltet ein böser Stern. Das habe ich lange gesagt. Fliehen Sie!“

Indem traten zwei Jäger des Grafen zur Thür herein und ersuchten mich, auf der Stelle zu Seiner Gnaden zu kommen. Sebald blinkte und winkte mit den Augen, ich sollte zu entwischen suchen. Ich konnte mich wegen seiner Furchtsamkeit des Lächelns nicht erwehren, und folgte den Jägern. Doch befahl ich Sebalden, die Pferde zu satteln; denn daß sich etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse, und besonders der Prinz, vermuthlich aus Eifersucht, mir einen Handel angezettelt habe, bezweifelte ich jetzt selbst nicht mehr.

Es verhielt sich folgendermaßen. Carlo war, als ich den Grafen Hormegg kaum verlassen hatte, stürmisch zu diesem gekommen, und hatte ihm trocken hin erklärt: ich habe sein Haus entehrt und mit der Gräfin geheime Liebschaft. Hortensiens Gesellschafterin Beatrix nämlich, die vom Prinzen vielleicht durch seine Geschenke, vielleicht durch Zärtlichkeiten gewonnen war, hatte, als sie mit Cäcilien die Wohnung Petrarca's verlassen, ungeduldig über Hortensiens und mein Zurückbleiben, den Rückweg dahin genommen gehabt, und uns in jener Umarmung erblickt. Natürlich war die Zofe bescheiden genug, uns nicht zu stören, aber eilfertig genug, dem Prinzen die wichtige Begebenheit eben so bald zu verrathen, als man ins Schloß zurückgekommen war. Der Graf von Hormegg, welcher Alles, nur dies nicht glauben konnte, weil es ihm das unnatürlichste aller Verbrechen zu sein schien, daß ein gemeiner bürgerlicher Mensch, ein Maler, die Liebe einer Gräfin von Hormegg gewonnen hätte, behandelte anfangs die Sache als Gespenster-

scherei der Eifersucht. Der Prinz war aber zu seiner Rechtfertigung genöthigt, die Verrätherin zu verrathen, und Beatrix, so sehr sie sich auch sträubte, das Gesehene zu bekennen.

Der Zorn des alten Grafen kannte nun keine Grenzen, und doch war ihm dies Ereigniß so ungeheuer, daß er die Tochter selbst darüber vernehmen wollte. Hortensie erschien. Der Anblick der bleichen, von Zorn und Schrecken entstellten Gesichter erregte ihr Entsetzen. „Was ist hier geschehen?“ rief sie, halb außer sich. Mit fürchterlichem Ernst sagte der Graf: „Das sollst du sagen.“ Dann nahm er mit erzwungener Ruhe und Güte ihre Hand in die seinige und sagte: „Hortensie, man beschuldigt dich, du befleckest die Ehre unsers Namens durch — nun, es muß ausgesprochen sein — durch eine Liebelei mit dem Maler, dem Faust. Hortensie, läugne es, sprich nein! Gib deinem Vater die Ehre und Ruhe wieder. Du kannst es. Widerlege alle boshaften Zungen; widerlege, was Blendwerk, Mißverständniß, Täuschung war, wenn man dich heute in Faust's Armen gesehen haben will. Hier steht der Prinz, dein künftiger Gemahl. Reiche ihm die Hand, bezeuge ihm, Alles sei verruchte Lüge, was wider dich und Faust gesagt worden. Faust's Gegenwart soll unsern Frieden nicht länger stören. Diese Nacht verläßt er uns auf immer.“ Der Graf sprach noch länger. Es schien ihm darum zu thun, da ihn Hortensiens Erröthen und Erblassen nicht mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln ließ, der Sache eine vortheilhaftere Wendung zu geben, die zugleich den Prinzen versöhnen und Alles in das gute Geleis bringen könne. Er war auf nichts weniger gefaßt, als was Hortensie, da er schwieg, nun wirklich erklärte.

Mit der ihr eigenthümlichen Würde und Entschlossenheit, und eben so sehr durch die Verrätherei Beatricens, die noch gegenwärtig war, als durch die Vorwürfe und durch die Nachricht von meiner plötzlichen Abreise in der bevorstehenden Nacht zu den hef-

tigsten Empfindungen gereizt, wandte sie sich zuerst gegen Beatricen. „Unglückliche!“ rief sie, „dir stehe ich nicht gegenüber. Meine Dienerin darf nicht meine Anklägerin sein. Ich habe mich vor dir nicht zu rechtfertigen. Verlaß dies Zimmer und dies Schloß. Nie tritt wieder vor meine Augen.“ — Beatrix wollte ihr weinend zu Füßen fallen. Es war vergebens. Sie mußte gehorchen und sich entfernen.

Darauf wandte sich die Gräfin an ihren Vater und verlangte, daß er mich rufen lasse. Der Graf eilte hinaus. Ich ward gerufen. Auch Hortensie entfernte sich einen Augenblick, und kam fast zu gleicher Zeit mit mir zurück.

„Lieber Faust,“ sagte sie zu mir, und ihre Wangen brannten von einer unnatürlichen Röthe: „Sie und ich stehen hier als Verklagte oder als Verurtheilte.“ Sie erzählte darauf, was geschehen war. Dann fuhr sie fort: „Man erwartet meine Rechtfertigung. Ich habe mich vor Niemandem als vor Gott zu rechtfertigen, dem Richter der Herzen. Ich habe hier nur die Wahrheit zu bekennen, weil mein Vater sie fordert, und meinen unabänderlichen Willen zu erklären, weil das Schicksal es begehrt und ich zum Unglück geboren bin. Faust, ich wäre Ihrer Achtung unwürdig, wenn ich nicht höher stehen könnte, als jedes Unglück.“ — Dann trat sie zum Prinzen und sagte: „Ich schätze Sie, aber ich liebe Sie nicht. Meine Hand wird nie die Ihrige; nähren Sie keine Hoffnung weiter. Nach dem, was jetzt geschehen ist, muß ich Sie bitten, uns auf immer zu meiden. Erwarten Sie nicht, daß mein Vater meinen Willen zwingen könnte. Das Leben ist mir gleichgültig. Seine erste Gewaltthat würde keine andere Folge haben, als daß er den Leichnam seiner Tochter zur Erde bestatten lassen müßte. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen — Ihnen aber, mein Vater, muß ich bekennen, daß ich liebe — diesen Faust liebe, aber ich kann nicht dafür. Er ist Ihnen verhaßt; er

ist nicht unsers Standes. Er soll von uns scheiden. Meine irdischen Verbindungen mit ihm sind aufgehoben. Aber mein Herz bleibt ihm. Sie, mein Vater, werden daran nichts ändern, denn jeder Versuch dazu ist der Schluß meines Lebens. Ich sage es Ihnen vorher; ich bin auf meinen Tod gefaßt, denn er endet nur mein Unglück."

Sie schwieg. Der Graf wollte reden; eben so der Prinz. Sie winkte ihnen, zu schweigen. Sie trat zu mir, zog einen Ring von ihrer Hand, gab ihn mir und sagte: „Mein Freund, ich scheide von Ihnen, vielleicht auf immer: Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an mich. Dieses Gold und diese Diamanten werden eher Staub werden, als meine Liebe und Treue aufhören. Vergiß mein nicht!" Indem sie dies sagte, legte sie ihre Arme auf meine Schultern, drückte einen Kuß auf meine Lippen, ward todtenbleich und kalt, und sank mit geschlossenen Augen zur Erde.

Der Graf von Hormegg stieß einen durchdringenden, fürchterlichen Schrei aus. Der Prinz rief Hilfe. Ich trug die schöne Leiche zu einem Ruhebett. Kammerfrauen eilten herbei; Aerzte wurden gerufen. Ich lag bewußtlos auf den Knien vor dem Ruhebett, und hielt die kalte Hand der Entseelten an meine Wange. Der Graf riß mich auf. Er glich einem Rasenden. „Du hast sie gemordet!" donnerte er mich an: „Flieh, Elender, und laß dich nicht wieder erblicken!" Er stieß mich hinaus zur Thür. Auf seinen Wink faßten mich die Jäger und schleppten mich die Stiegen hinab vor das Schloß. — Sebald stand vor dem Stall. Sobald er meiner gewahr ward, eilte er auf mich zu und riß mich mit sich zu den gesattelten Rossen im Stalle. Da verließen mich Kraft und Besinnung. Ich lag, wie mir Sebald nachher sagte, wohl eine Viertelstunde leblos am Boden. Ich hatte mich kaum erholt, hob er mich auf eins der Pferde. Wir trabten davon.

Ich ritt wie im Schlafe, und mehrmals war ich in Gefahr, hinabzustürzen. Erst allgemach gewann ich volles Bewußtsein und Kräfte.

Nun war das Vergangene klar vor mir. Ich gerieth in Verzweiflung. Ich wollte umkehren zum Schlosse und Hortensiens Schicksal wissen. Wir hatten noch keine halbe Stunde gemacht. Sebald beschwor mich bei allen Heiligen, meinen wahnsinnigen Vorsatz aufzugeben. Es war vergebens. Ich hatte das Roß kaum umgewendet, sah ich einige Reiter im vollen Galopp mir entgegensprengen. „Verfluchter Mörder!“ hörte ich eine Stimme rufen. Es war Carlo's Stimme. Es fielen sogleich einige Schüsse auf mich. Indem ich nach den Pistolen griff, stürzte das Pferd unter mir getödtet zur Erde. Ich sprang ab. Carlo mit gezogenem Degen ritt gegen mich an, und indem er mich niederstoßen wollte, jagte ich ihm einen Schuß durch den Leib. Wie er sank, ergriffen ihn seine Begleiter. Sebald verfolgte sie auf ihrer Flucht und schickte ihnen noch einige Kugeln nach. Dann kehrte er zurück, nahm den Mantelsack vom todten Pferde, ließ mich zu sich auf das seinige steigen, und so eilten wir in schnellem Trabe davon.

Diese Mörderei war in der Nähe eines kleinen Waldes vorgefallen, den wir bald erreichten; die Sonne war schon untergegangen. Wir ritten die ganze Nacht hindurch, ohne zu wissen, wohin. Als wir bei Tagesanbruch bei einem Dorfwirthshause hielten, unserm Pferde Ruhe zu gönnen, fanden wir es vom Sattel so wund geschunden, daß wir alle Hoffnung aufgaben, es ferner zu benutzen. Wir verkauften es um ein Spottgeld, und setzten unsere Flucht zu Fuß auf sichern Nebenwegen fort, indem wir unser Gepäck selbst trugen.

Neue Abenteuer.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen glänzend auf die Diamanten von Hortensiens Ring. Ich küßte ihn weinend. Sebald hatte mir schon in der Nacht gesagt, daß er von einem der Knechte, während ich im Stalle neben dem Pferde in Ohnmacht gelegen habe, gehört habe, die Gräfin sei für todt gehalten worden, aber wieder zum Leben gekommen. Diese Nachricht hatte mich gestärkt und wieder aufgerichtet. Mein Schicksal war mir vollkommen gleichgültig. Hortensiens Seelenhoheit hatte mich begeistert. Ich war stolz auf mein Unglück. Mein vorwurfsloses Gewissen erhob mich über alle Furcht. Ich hatte nur einen Schmerz: getrennt zu sein auf ewig von dem, was ich ewig lieben mußte.

Wir machten erst Ruhetag, als wir Ravenna erreicht hatten. Es war ein langer Ruhetag; denn ich, von den erschütternden Begebenheiten und den ungeheuern Anstrengungen erschöpft, war krank. Zwei Wochen lang lag ich im Fieber. Sebald stand Todesangst aus; denn er fürchtete mit Recht, daß die Ermordung des Prinzen uns nothwendig in die Hände der Gerichte bringen werde. Er hatte sich und mir andere Namen gegeben, andere Kleider geschafft. Meine gute Natur mehr als die Kunst des Arztes stellte mich bald genug wieder her; doch blieb eine große Schwäche in allen meinen Gliedern zurück. Da wir aber beschlossen hatten, von Rimini zu Schiffe nach Triest zu reisen, hoffte ich mich noch unterwegs zu erholen.

Mit großem Schrecken trat eines Abends Sebald zu mir, und sagte: „Herr, hier ist unseres Bleibens nicht länger. Draußen steht ein Fremder, und will Sie sprechen. Wir sind verrathen. Er fragte erst nach meinem Namen, und da ich den nicht läugnen konnte, nach Ihnen."

„Laß ihn herbeikommen!“ sagte ich.

Es kam ein wohlgekleideter Mann, der nach den ersten gewechselten Höflichkeiten sich nach meiner Gesundheit erkundigte. Da ich ihn versicherte, daß ich wieder ganz wohl sei, sagte er: „Desto besser. Ich möchte Ihnen einen guten Rath geben. Sie wissen, welche Geschichte Sie mit dem Prinzen Carlo gehabt haben. Er ist außer Gefahr, hat Ihnen aber den Tod geschworen. Darum machen Sie sich sogleich aus dem Staube. Sie möchten über Triest nach Deutschland. Thun Sie das nicht. Es ist kein Schiff für Triest in Rimini, sondern nur ein neapolitanisches da, das nach Neapel zurückgeht. Sie sind gerettet, wenn Sie auf dem Meere sind, außerdem in wenigen Stunden des Todes oder gefangen. Hier haben Sie einen Brief an den neapolitanischen Kapitän. Er ist mein guter Freund. Er wird Sie mit Freuden aufnehmen. Nur machen Sie sich sogleich nach Rimini und von da nach Neapel.“

Ich war nicht wenig betroffen, diesen Fremdling so gut unterrichtet zu sehen. Auf meine Fragen an ihn und wie er zu der Kenntniß gekommen war, lächelte er, und erwiederte nur: „Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich Ihnen also auch nicht sagen. Ich wohne hier in Ravenna, und bin Schreiber des Gerichts. Retten Sie sich!“ Dann verließ er uns plötzlich.

Sebald behauptete steif und fest, der Mensch müsse den Teufel im Leib haben, sonst könnte er nicht um unsere Heimlichkeiten wissen. Da der Fremde draußen noch mit den Wirthsleuten sprach, erfuhren wir nachher auch von diesen, daß der Unbekannte hiesiger Gerichtsschreiber, ein braver, ehrlicher Mann, wohlhabend und vermählt sei. Am unbegreiflichsten war mir, daß dieser Geheimnißvolle unsern Plan so genau kannte, über Triest nach Deutschland zu gehen, den doch außer uns Keiner wissen konnte. Das Räthsel aber löste sich bald, als mir Sebald gestand, er habe während

meiner Krankheit einen Brief an seinen ehemaligen Kameraden Kaspar von Battaglia geschrieben und ihn um Nachricht gebeten, ob der Prinz wirklich getödtet worden sei? Auf Antwort wartete er vergebens. Der Brief war ohne Zweifel in Carlo's Hände oder in die seiner Leute gefallen, oder der Inhalt sonst verrathen worden.

Nun gerieth Sebald erst in Angst. Er bestellte ohne anders einen Lohnkutscher nach Rimini und noch in der Nacht reiseten wir dahin. Mir selbst war bei diesen Verumständungen nicht wohl zu Muth. Ich wußte nicht, ob wir der Gefahr entflöhen oder entgegen eilten. Der Gerichtsschreiber konnte eben so gut ein Mann des Prinzen sein. Inzwischen erreichten wir nicht nur Rimini, sondern fanden auch den neapolitanischen Kapitän. Ich übergab ihm den Brief des Gerichtsschreibers — doch läugne ich nicht, daß ich denselben vorher geöffnet und gelesen hatte — und ward bald mit ihm wegen der Ueberfahrt nach Neapel einig. Der gute Wind kam. Die Anker wurden gelichtet.

Es waren außer uns noch einige Reisende auf dem Schiffe, unter andern ein junger Mann, dessen Anblick mir anfangs nicht gelegen war; denn ich erinnerte mich, ihn in den Bädern von Battaglia einmal, doch nur sehr vorübergehend gesehen zu haben. Es beruhigte mich aber, da ich aus seinen Gesprächen schließen konnte, daß er mich nie beachtet hatte, und ich ihm vollkommen fremd sei. Er hatte Battaglia erst seit drei Tagen verlassen, und wollte nach Neapel zurück, wo er, wie er sagte, eine beträchtliche Handlung trieb. Er erzählte von den Bekanntschaften, die er in den Bädern von Battaglia gemacht, und kam nebenbei auch auf die deutsche Gräfin zu sprechen, die ein Wunder von Anmuth und Schönheit wäre. Wie schlug mein Herz! Von Verwundung oder Tod des Prinzen schien er gar nichts zu wissen. Die Gräfin, deren Namen ihm aber unbekannt war, sei schon vier Tage vor

„Laß ihn herbeikommen!“ sagte ich.

Es kam ein wohlgekleideter Mann, der nach den ersten gewechselten Höflichkeiten sich nach meiner Gesundheit erkundigte. Da ich ihn versicherte, daß ich wieder ganz wohl sei, sagte er: „Desto besser. Ich möchte Ihnen einen guten Rath geben. Sie wissen, welche Geschichte Sie mit dem Prinzen Carlo gehabt haben. Er ist außer Gefahr, hat Ihnen aber den Tod geschworen. Darum machen Sie sich sogleich aus dem Staube. Sie möchten über Triest nach Deutschland. Thun Sie das nicht. Es ist kein Schiff für Triest in Rimini, sondern nur ein neapolitanisches da, das nach Neapel zurückgeht. Sie sind gerettet, wenn Sie auf dem Meere sind, außerdem in wenigen Stunden des Todes oder gefangen. Hier haben Sie einen Brief an den neapolitanischen Kapitän. Er ist mein guter Freund. Er wird Sie mit Freuden aufnehmen. Nur machen Sie sich sogleich nach Rimini und von da nach Neapel.“

Ich war nicht wenig betroffen, diesen Fremdling so gut unterrichtet zu sehen. Auf meine Fragen an ihn und wie er zu der Kenntniß gekommen war, lächelte er, und erwiederte nur: „Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich Ihnen also auch nicht sagen. Ich wohne hier in Ravenna, und bin Schreiber des Gerichts. Retten Sie sich!“ Dann verließ er uns plötzlich.

Sebald behauptete steif und fest, der Mensch müsse den Teufel im Leib haben, sonst könnte er nicht um unsere Heimlichkeiten wissen. Da der Fremde draußen noch mit den Wirthsleuten sprach, erfuhren wir nachher auch von diesen, daß der Unbekannte hiesiger Gerichtsschreiber, ein braver, ehrlicher Mann, wohlhabend und vermählt sei. Am unbegreiflichsten war mir, daß dieser Geheimnißvolle unsern Plan so genau kannte, über Triest nach Deutschland zu gehen, den doch außer uns Keiner wissen konnte. Das Räthsel aber löste sich bald, als mir Sebald gestand, er habe während

Krankheit einen Brief an seinen ehemaligen Kameraden von Battaglia geschrieben und ihn um Nachricht gebeten, Prinz wirklich getödtet worden sei? Auf Antwort wartete zebens. Der Brief war ohne Zweifel in Carlo's Hände die seiner Leute gefallen, oder der Inhalt sonst verrathen t.

in gerieth Sebald erst in Angst. Er bestellte ohne anders Lohnkutscher nach Rimini und noch in der Nacht reiseten ahin. Mir selbst war bei diesen Verumständungen nicht wohl uth. Ich wußte nicht, ob wir der Gefahr entflöhen oder zen eilten. Der Gerichtsschreiber konnte eben so gut ein des Prinzen sein. Inzwischen erreichten wir nicht nur Ri- , sondern fanden auch den neapolitanischen Kapitän. Ich jab ihm den Brief des Gerichtsschreibers — doch läugne ich , daß ich denselben vorher geöffnet und gelesen hatte — und bald mit ihm wegen der Ueberfahrt nach Neapel einig. Der Wind kam. Die Anker wurden gelichtet.

Es waren außer uns noch einige Reisende auf dem Schiffe, r andern ein junger Mann, dessen Anblick mir anfangs nicht gen war; denn ich erinnerte mich, ihn in den Bädern von taglia einmal, doch nur sehr vorübergehend gesehen zu haben. beruhigte mich aber, da ich aus seinen Gesprächen schließen nte, daß er mich nie beachtet hatte, und ich ihm vollkommen nd sei. Er hatte Battaglia erst seit drei Tagen verlassen, und llte nach Neapel zurück, wo er, wie er sagte, eine beträcht- he Handlung trieb. Er erzählte von den Bekanntschaften, die in den Bädern von Battaglia gemacht, und kam nebenbei auch f die deutsche Gräfin zu sprechen, die ein Wunder von Anmuth d Schönheit wäre. Wie schlug mein Herz! Von Verwundung der Tod des Prinzen schien er gar nichts zu wissen. Die Gräfin, eren Namen ihm aber unbekannt war, sei schon vier Tage vor

ihm abgereist, sagte er; wohin? darum hatte er sich nicht bekümmert.

So mangelhaft auch diese Nachrichten waren, dienten sie doch nicht wenig zu meiner Beruhigung. Hortensie lebte, Hortensie war gesund. „Möchte sie glücklich sein!“ war mein Seufzer. Die Seefahrt war Allen langweilig; mir nicht. Ich suchte die Einsamkeit. Ich durchwachte manche Nacht auf dem Verdeck in Träumen von Hortensien. Der junge Kaufmann — er nannte sich Tufaldini — bemerkte meine Schwermuth und gab sich viele Mühe, mich zu erheitern. Er hörte, ich sei ein Maler; er liebte die Kunst mit Leidenschaft und lenkte beständig das Gespräch darauf, weil mich nichts, als dies, zerstreuen oder gesprächig machen zu können schien. Seine Theilnahme und Freundschaftlichkeit ging endlich so weit, daß er mir Wohnung und Tisch in seinem Hause zu Neapel anbot, was ich um so weniger ablehnte, da ich in Neapel durchaus fremd, und mein und Sebalds gesammter Geldvorrath, besonders nach Abzug der Reisekosten, sehr zusammengeschmolzen war.

Neues Wunder.

Die Güte und Sorgfalt des edeln Tufaldini war in der That beschämend für mich. Aus einem Reisegesellschafter hatte er mich zu seinem Freund gemacht, ungeachtet ich wenig oder nichts gethan hatte, seine Liebe zu gewinnen oder zu verdienen. Als Freund stellte er mich seiner betagten, ehrwürdigen Mutter und seiner jungen, reizenden Gattin vor. Man räumte mir und Sebalden von den besten Zimmern ein, und behandelte mich gleich den ersten Tag nach unserer Ankunft wie einen alten Hausgenossen. Dabei ließ es Tufaldini nicht beruhen. Er führte mich in alle seine Bekanntschaften ein, und von da kamen bald Bestellungen

von Gemälden. Er selbst war so eifrig, mir Kunden zu werben, als wenn es sein eigener Vortheil wäre. Selbst darin gab er nach, daß er von mir Bezahlung für Wohnung und Kost annahm, so sehr ihn anfangs auch mein Anerbieten kränkte. Da er aber meine Entschlossenheit sah, sein Haus zu verlassen, wenn ich nicht vergelten könnte, nahm er das Geld, mehr um mir einen Gefallen zu erweisen, als sich damit zu entschädigen.

Es ging mir mit meinen Arbeiten über alles Erwarten glücklich. Man liebte meine Bilder; man zahlte, was ich forderte, und eine vollendete Bestellung zog die andere nach sich. Sebald befand sich in Neapel so wohl, daß er sogar des Heimwehes nach Deutschland vergaß. Er dankte Gott, mit heller Haut aus den Diensten des Grafen von Hormegg entkommen zu sein, und wollte, wie er sich ausdrückte, mir lieber um Wasser und Brod, als dem Grafen um ganze Schüsseln voll Gold dienen.

Mein Plan war, durch Arbeit so viel zu gewinnen, daß ich die Reise nach Deutschland machen und mich dort irgendwo ansiedeln könnte. Ich war fleißig und sparsam. So verstrich ein Jahr. Die Liebe, welche ich im Trufaldinischen Hause genoß, mein Stillleben in der großen, zerstreuungsvollen Hauptstadt, der Reiz des sanften Himmelsstriches, und dann, daß ich in Deutschland ohne Ruf, ohne Freunde war, ließen mich den ersten Entwurf wieder vergessen. Ich blieb, wo ich war. Freude blühte mir so wenig auf deutschem, als italienischem Boden. Nur der Gedanke, Hortensie könne vielleicht auf den Gütern ihres Vaters wohnen — ich könne noch den Trost haben, sie dort vielleicht, wenn auch nur aus der Ferne, einmal zu sehen, der Gedanke allein zog meine Sehnsucht zuweilen nach Norden. Aber wenn ich mich dann der Scheidestunde erinnerte und des Wortes, das sie sprach: meine irdischen Verbindungen sind mit ihm aufgehoben! — wie sie mir vor ihrem Vater so feierlich, mit so heldenmüthiger Größe entsagte — —

dann erhob auch ich mich wieder zum Muth, Alles und freudig zu dulden. Ich war eine Eiche, die der Sturm zerschmettert hatte, ohne Zweige, ohne Laub, einsam, ungeliebt, in sich selbst absterbend.

Man sagt, die Zeit heile mit wohlthätiger Hand auch die tiefste Wunde. Ich glaubte selbst an diese Sage, aber ich fand sie unwahr. Meine Schwermuth blieb sich gleich. Ich mied die Fröhlichen. Oft gaben mir Thränen Erleichterung. Meine einzigen Freuden gewährte ein Traum von ihr, wenn ich sie in ihrer Hoheit und Liebenswürdigkeit sah. Ihr Ring war mein Heiligthum. Wäre er in die Tiefe des Meeres gefallen, nichts hätte mich hindern können, ihm nachzustürzen.

Das zweite Jahr verging; mein Kummer nicht. Wie es nun geht, immer labte mich noch, auch in den düstersten Stunden, matter Schein von Hoffnung, daß vielleicht ein Ungefähr mich wieder in die Nähe der verlornen Auserwählten bringen, oder mir wenigstens eine Nachricht von ihr zuspielen werde. Die Möglichkeit davon sah ich nun zwar nicht wohl ein. Wie konnte die Entfernte wissen nach Jahren, wo ich Einsamer lebte? Gleichviel. Was fragt der Hoffende nach Möglichkeiten? — Aber am Ende des zweiten Jahres gab ich auch diese Hoffnung auf. Hortensie war für mich verstorben. Ich sah sie auch in meinen Träumen nicht anders mehr, als eine Ueberirdische, im Strahlenglanz der Verklärten.

Tufaldini und seine Gattin hatten mich oft in traulichen Gesprächen um die Ursache meiner Schwermuth gefragt. Ich konnte mich nie überwinden, mein Geheimniß zu entweihen. Sie forschten zuletzt nicht mehr; aber sie wurden um meine Gesundheit besorgter. Ich selbst empfand, daß die Kraft von mir wich. Der Gedanke an das Grab aber war mir süß.

Doch Alles änderte plötzlich. Eines Morgens brachte mir Sebald die von der Post gekommenen Briefe; dabei waren einige neue

Bestellungen von Gemälden und ein Kästchen. Ich öffnete dasselbe. Wer stellt sich mein freudiges Erschrecken vor? Ich sah Hortensiens Bild — lebendig, schön — aber in schwarzen Trauerkleidern — das Gesicht zarter, magerer, blässer, als ich es in der Wirklichkeit gesehen — von Hortensiens Hand auf einem Blättchen dabei zwei Worte geschrieben: „Emanuel, hoffe!“

Ich taumelte durch das Zimmer, wie ein Berauschter; ich sank sprachlos auf einen Sessel nieder, ich hob betend meine Hände zum Himmel; ich jauchzte und schluchzte; ich küßte das Bild und das Blättchen, welches ihre Hand berührt haben mußte; ich kniete, ich dankte weinend der Vorsehung, das Angesicht auf den Erdboden niedergesenkt.

So fand mich Sebald. Er hielt mich für wahnsinnig. Er irrte nicht. Der Mensch, das fühle ich, ist immer stärker, ein Unglück, als ein Glück zu tragen; denn gegen jenes tritt er immer mehr oder weniger gerüstet einher; gegen dieses allezeit ohne Furcht und Vorsicht.

Meine Hoffnungen blühten wieder fröhlich auf; in ihnen meine Gesundheit, mein Leben. Tufaldini und alle Bekannte freuten sich dessen. Ich selbst erwartete nun von Tag zu Tag neue Nachricht von der Hochgeliebten. Daß sie meinen Aufenthalt kannte, war nicht zu bezweifeln, ob ich gleich nicht begriff, wie sie zur Kenntniß desselben gelangt sein konnte. Aber von welcher Weltgegend her mir ihr Bild gekommen, darüber war all mein Forschen und Grübeln eitel.

Auflösung.

Nach acht Monaten empfing ich wieder ein Schreiben von ihr. Es bestand aus folgenden wenigen Zeilen: „Ich möchte dich, Emanuel, nur einmal noch sehen. Finde dich am ersten Morgen des Mai-

monats in Livorno ein, wo du von dem schweizerischen Handelshause*** weitere Auskunft erhalten wirst, wenn du nach der Wittwe Marianna Schwarz fragst, die dir meine Wohnung zeigen wird. In Neapel sage Niemanden, wohin du gehest, am wenigsten von mir. Ich bin für Niemanden mehr auf der Welt, als vielleicht einige Augenblicke für dich."

Der Brief erfüllte mich mit neuem Entzücken, aber wegen eines düster durchblickenden Geheimnisses mit banger Ahnung. Doch die Herrliche wieder zu sehen, wenn auch nur für Augenblicke, war meiner Seele genug. Im April verließ ich Neapel, mit Wehmuth Tufaldini's Haus. Sebald und Jeder glaubte, ich reise nach Deutschland zurück.

Ich kam mit Sebald nach Gaeta. Hier hatten wir unverhoffte Freude. Vor der Stadt erblickte ich im Vorbeifahren, an der Gartenthüre einer Villa, unter mehrern Frauenzimmern Fräulein Cäcilie. Ich hielt an, sprang ab und gab mich ihr zu erkennen. Sie führte mich in den Kreis ihrer Verwandten ein; sie war seit drei Wochen vermählt. Von ihr erfuhr ich, daß sie Hortensien schon seit einem Jahre verlassen hatte. Vom Aufenthalt der Gräfin wußte sie nichts, sondern nur, daß dieselbe in ein Kloster gegangen sei. „Schon seit einem Jahre," sagte Cäcilie, „ist der Graf von Hormegg gestorben. Aus den plötzlichen Einschränkungen alles bisher gewohnten Aufwandes bemerkten wir bald, daß er seine Vermögensumstände in trauriger Zerrüttung hinterlassen habe. Die Gräfin verminderte ihre Bedienung bis auf wenige Personen. Ich hatte die Gnade, von ihr beibehalten zu werden. Als sie bald aber in einem unglücklichen Prozesse alle Hoffnung verlor, von den verschuldeten väterlichen Gütern etwas zu erhalten, wurden wir sämmtlich entlassen. Sie behielt nur eine einzige alte Abwärterin bei sich, und erklärte, ihre Tage in einem Kloster enden zu wollen. O wie viel Thränen kostete uns diese Trennung! Hortensie war

ein Engel, und nie schöner, nie bezaubernder, nie erhabener, als unter den schwersten Schlägen des Schicksals. Sie entsagte aller gewohnten Pracht; vertheilte den ganzen Reichthum ihrer Gewänder, wie eine Sterbende, unter die verabschiedete Dienerschaft; belohnte Alle mit fürstlicher Freigebigkeit, daß sie sich gewiß selbst damit in Gefahr setzte, zu darben, und bat uns nur, sie in unser frommes Gebet einzuschließen. Es war in Mailand, wo ich sie verließ und hieher zu meiner Familie heimkehrte. Sie äußerte, nach Deutschland reisen und sich dort die Einsamkeit eines Klosters suchen zu wollen."

Diese Erzählung Cäciliens lösete mir plötzlich alle Räthsel in Hortensiens letztem Briefe. Auch vernahm ich von ihr, daß Carlo, der zwar schwer, doch nicht tödtlich verwundet gewesen, gleich nach seiner Herstellung in den Dienst des Maltheserordens getreten, und bald darauf gestorben sei.

In traurig-froher Stimmung verließ ich Gaeta. Hortensiens Unfälle und der Verlust ihrer Glücksgüter erregten mein Mitleiden, aber zugleich auch eine verwegenere Hoffnung, als ich jemals zu fassen gewagt hatte. Ich schmeichelte mir, sie vielleicht von ihrem Entschlusse zum Klosterleben abwendig machen, vielleicht mit ihrem Herzen auch ihre Hand gewinnen zu können. Ich schwindelte bei dem Gedanken, mit Hortensien die Früchte meiner Arbeit theilen zu dürfen. Bald war dies mein einziges Träumen auf dem ganzen Wege bis Livorno, wo ich acht Tage vor der bestimmten Frist an einem schönen Morgen eintraf.

Ich säumte keinen Augenblick, das mir angewiesene schweizerische Handelshaus aufzusuchen. In Reisekleidern lief ich dahin und bat um die Adresse der Wittwe Schwarz, damit ich vorläufig erführe, ob die Gräfin schon in Livorno angekommen sei. Ein Hausknecht führte mich zur Wittwe, die in einer abgelegenen Gasse und in einem sehr einfachen bürgerlichen Hause wohnte. Wie groß

war mein Verdruß, als ich erfuhr, Frau Schwarz sei abwesend, ich müsse nach zwei Stunden anfragen. Jeder verlorne Augenblick war ein Raub an meinem Leben.

Zur festgesetzten Stunde stellte ich mich wieder ein. Eine alte Magd öffnete das Haus, führte mich die Treppe hinauf und meldete mich ihrer Frau an. Ich ward eingeladen, in ein sehr einfach geschmücktes, aber reinliches Zimmer zu treten. Der Stubenthür gegenüber saß auf einem Ruhebett ein Frauenzimmer, welches aber auf mein Eintreten gar nicht zu achten schien, meinen Gruß nicht erwiederte, sondern mit beiden Händen vor ihrem Gesicht ihr Schluchzen und Weinen zu bedecken suchte.

Ein fieberischer Schauer überflog bei diesem Anblick meinen Leib. In der Gestalt der Wittwe, in den Tönen ihres Schluchzens erkannte ich die Gestalt und Stimme Hortensiens. Ohne zu überlegen und mich zu vergewissern, einem Trunkenen gleich, ließ ich Stock und Hut fallen, und warf mich zu den Füßen der Weinenden. Ach Gott! wer kann sagen, wie mir ward? Die Arme Hortensiens hingen an meinem Nacken, meine Lippen an den ihrigen. Die ganze Vergangenheit war vergessen, die ganze Zukunft rosenfarbene Ewigkeit. Nie war eine Liebe schöner vergolten, eine Treue seliger belohnt. Beide fürchteten wir gleichzeitig, daß der Augenblick, den wir genossen, bloß geträumtes Heil sei. Auch ward den ersten Tag unsers Beisammenseins so wenig und so zusammenhangslos gefragt und geantwortet, daß wir von einander schieden, ohne mehr von einander zu wissen, als daß wir uns gesehen hatten.

Folgendes Tages, man darf es wohl glauben, war ich zu guter Zeit bereit, die Einladung der reizenden Hortensie zu benutzen, und mit ihr das Frühstück zu theilen. Ihre Bedienung bestand aus einer Köchin, einem Stubenmädchen, einer Kammerfrau, einem Kutscher und einem Jäger. Alles Tafelgeschirr war vom feinsten

Porzellan und Silber, obgleich nichts mehr mit den altgräflichen Wappen und Namenszügen. Dieser Anblick eines gewissen Wohlstandes, der ganz gegen meine ersten Vorstellungen und weit über die Kräfte meines eigenen Vermögens ging, war für meine von Gaeta bis Livorno hingeträumten Entwürfe sehr demüthigend. Ich erwartete, ja ich wünschte sogar, Hortensien in einer etwas beschränkten Lage zu finden, um ihr mit größerm Muthe mein Alles anbieten zu dürfen. Nun stand ich wieder als der arme Maler vor ihr.

Ich verhehlte ihr in unsern traulichen Gesprächen nicht, was ich zu Gaeta von Cäcilien gehört hatte, und welche Empfindungen, welche Entschlüsse, welche Hoffnungen dadurch geweckt worden wären. Ich schilderte ihr die ganze Reihe meiner vernichteten Träume, wie sie vielleicht den grausamen Vorsatz aufopfern würde, Jugend und Schönheit inner den Mauern eines Klosters zu vergraben, — wie sie sich vielleicht gefallen lasse, mich zu ihrem Diener und treuen Freund zu wählen, — wie ich meine Ersparnisse und allen Gewinn meines künftigen Fleißes zu ihren Füßen legen würde. Ich schilderte ihr mit den Farben liebender Hoffnung die Seligkeit des bürgerlichen Stilllebens in irgend einer Einsamkeit — das einfache Haus, den kleinen Garten daran, die Werkstätte des Künstlers, den ihre Nähe begeisterte ... Ich zitterte. Es war unmöglich, fortzufahren. Sie schlug die Augen nieder; ein himmlisches Roth überfloß leuchtend ihr Antlitz. „So habe ich geschwärmt!" setzte ich nach einer guten Weile hinzu: „und es sollte wohl nicht sein."

Hortensie stand auf, trat zu einem Wandschrank, zog ein Kistchen von Ebenholz, reich mit Silber beschlagen, hervor und überreichte es mir sammt dem Schlüssel. „Ihnen dies zu übergeben, habe ich Sie eigentlich nach Livorno beschieden. Es gehört zum Theil und zum Theil nicht zur Ergänzung Ihrer Träume. Nach

dem Tode meines Vaters war mein erster Gedanke, Ihnen die Pflichten meiner Erkenntlichkeit zu erfüllen. Ich hatte Sie, seit Ihrer Flucht von Battaglia, nie aus den Augen verloren. Ein glücklicher Zufall brachte den Brief Ihres Bedienten, den er aus Ravenna über Ihren Reiseplan an einen seiner Freunde unter meiner Dienerschaft geschrieben, in meine Hände. Herr Tusaldini von Neapel ließ sich in einer heimlichen Unterredung von mir gewinnen, sich Ihrer auf immer anzunehmen. Er empfing zur Bestreitung aller Unkosten und selbst zu Ihrer Unterstützung, wenn es nöthig sein würde, ein kleines Kapital; auch seine Mühe habe ich gern gelohnt, wiewohl der brave Mann nur mit Widerwillen die wenigen Geschenke von mir annahm. Dafür hatte ich das Vergnügen, alle vier Wochen Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten. Tusaldini's Briefe waren seit unserer Trennung meine einzige Erquickung. Nach dem Tode meines Vaters setzte ich mich in Rücksicht des Vermögens mit meiner Familie auseinander. Unsere Güter mußten männlichen Agnaten verbleiben. Ich verwandelte alles Uebrige in Geld. An die Rückkehr in mein Geburtsland dachte ich nicht mehr — meine letzte Zuflucht sollte ein Kloster bleiben. Unter dem Vorwande der Verarmung trennte ich mich von allen ehemaligen Umgebungen meines Vaters, von meiner ganzen ehemaligen Dienerschaft; nahm bürgerlichen Stand und Namen an, um desto verborgener mir selber zu leben. Erst als ich Alles vollbracht hatte, berief ich Sie, um mein Werk zu enden und mein Gelübde zu lösen, das ich dem Himmel gethan. Der Augenblick ist vorhanden. Sie haben mir Ihre schönen Träume erzählt. Kehren Sie auf ein Weilchen in die Wirklichkeit mit mir zurück."

Sie eröffnete das Kistchen und zog ein Paquet sorgfältig verwahrter und an meinen Namen adressirter Papiere hervor; erbrach die Siegel; legte mir ein notarialisch ausgefertigtes Instrument

vor, worin theils als mir zu zahlende Schulden, theils als aufgelaufene Zinsen, die mir gehörten, theils als Erbschaftsantheil von der Hinterlassenschaft der Wittwe Marianne Schwarz, in Banknoten von verschiedenen Ländern, eine große Summe übermacht ward.

„Dies, lieber Faust,“ fuhr die Gräfin fort, „ist Ihr Eigenthum, Ihr wohlerworbenes, wohlverdientes Eigenthum. Ich habe keinen Theil mehr daran; für mich ist genug zu einem bescheidenen Auskommen vorhanden. Wenn ich der Welt entsage und einem Kloster angehöre, erben Sie noch einen Theil dessen, was ich besitze. Bin ich Ihnen in der That werth, so beweisen Sie es durch ein ewiges Schweigen über meine Person, meinen Stand, meinen wahren Namen; noch mehr, ich verlange, daß Sie keine Silbe sprechen, die eine Weigerung oder einen Dank wegen dieses Ihres wahren Eigenthums andeuten könnte. Geben Sie mir darauf die Hand?“

Ich hörte diese Rede mit Verwunderung und Schmerz, schob die Papiere gleichgültig auf die Seite und sagte: „Glauben Sie denn, daß diese Banknoten für mich einen Werth haben? Ich mag sie weder ausschlagen, noch dafür danken. Besorgen Sie beides nicht. Wenn Sie in ein Kloster gehen, ist mir alles Uebrige und die Welt selbst entbehrlich. Ich bedarf nichts. Was Sie mir geben, ist Staub. Ach, Hortensie, Sie sagten einst, meine Seele sei es, die Sie beseele. Wäre es noch, so würden Sie keinen Anstand nehmen, meinem Beispiel zu folgen. Ich verbrenne die Banknoten. Was soll ich damit? Werden Sie arm, und mein! — O Hortensie, mein!“

Sie lehnte sich zitternd an mich, faßte mit beiden Händen meine Hand, und sagte mit Heftigkeit und Thränen im Auge: „Bin ich's denn noch nicht, Emanuel?“

„Aber das Kloster — —?“

„Meine letzte Zuflucht, wenn du mich verlässest.“

Da schworen wir unsern Bund vor Gott. Am Altar ward er von priesterlicher Hand geweiht. Wir verließen Livorno und suchten uns die reizende Einsamkeit, welche wir nun mit unsern Kindern bewohnen.

Kleine Ursachen.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Eingang.

Man sagt wohl, der Mensch kann, was er will! Ich dächte, jeder Tag belehrte uns vom Gegentheil! der Mensch muß, was er will. Gerade was er will, ist wieder eine Folge von vorhergehenden Ursachen, die ihn bestimmen.

Es ist wahr, Talente, liebenswürdige Eigenschaften vermögen viel; aber mehr, als sie, das blinde Glück. Und jene Talente, jene Eigenschaften, sind sie denn etwas anderes, als Gaben der unbefangenen Fortuna?

Ich kenne keine seltsamere Lebensgeschichte, als die des Grafen Roderich von W..., der als erster Minister starb, und sich von einem Bäckergesellen über alle Würden seines Vaterlandes emporschwang. Emporschwang? Nein, es ist zuviel gesagt. Er wurde wider seine Erwartung, wider seinen Willen sogar emporgerissen. Er selbst erzählte uns seine Abenteuer zuweilen; diese Abenteuer aber sind so unbedeutend, so kleinlich, daß sie nur vielleicht durch die naive Art, wie er sie uns vortrug, anziehend werden konnten. Ich will sie hier niederzeichnen, so gut ich mich

ihrer erinnere. Ich bin überzeugt, damit Andern, am meisten aber mir selbst, eine frohe Stunde zu machen. Ich werde mich dabei derjenigen wieder lebhaft erinnern, die ich in der lehrreichen Gesellschaft des liebenswürdigen Greises genoß.

In die Bäckerstube.

Roderich war bekanntlich von geringer Herkunft. Sein Vater bekleidete in einer kleinen Grenzstadt das Amt eines Zöllners; hatte wenig Vermögen, aber viel Verstand, viele Kenntnisse. Ungeachtet er mehrere Sprachen vortrefflich redete und schrieb, im Zeichnen und auf der Flöte Seinesgleichen suchte, brachte er es doch nicht weiter, als zum Zöllner. Warum? Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er hatte einst leichtsinniger Weise, als junger Mensch, die Hand zu einem dummen Streich geliehen. Alle Andern, die daran Theil genommen, gingen glücklich davon, hatten Geld, Familie, Fürsprache. Er aber, weil er dies nicht besaß, mußte Sündenbock werden für die Uebrigen, und kam zehn Jahre auf die Festung. Nach überstandener Strafzeit verließ er sein Vaterland, in welchem er entehrt war; hofmeisterte eine Zeit lang umher; brach endlich das Bein; ward Kopist für kargen Sold, und zuletzt aus hoher Gnade seiner Gönner, denen er zur Last fiel, Zöllner in einer Grenzstadt. Hier verheirathete er sich mit einem armen Mädchen, und ward Vater unsers Roderich.

Er gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, unterrichtete ihn selbst, und wollte was Rechtes aus ihm machen. Roderich hatte die glänzendsten Gaben. Es konnte allerdings aus ihm etwas werden. Allein da er reif war, auf die Universität zu gehen, fehlte es leider an Geld und sogar an Stipendien. Darüber grämte sich der alte Zöllner und starb. Roderichs Mutter war schon seit sieben Jahren ihm in die ewige Seligkeit vorangegangen.

Der zwanzigjährige Zöllnerssohn stand nun allein. Die Habe des Verstorbenen reichte kaum hin, die Schulden zu zahlen. Roderich erhielt von mitleidigen Seelen ein Reisegeld, und so wanderte er in die Fremde, weil er, wo er lebte, sehr überflüssig war.

Er ging in ein anderes Städtchen, da wohnte seines Vaters Schwester, verwittwet, und fristete ihre alten Tage mit einem kleinen Handel von Schwefelfaden, Feuersteinen, Papier, Federn u. dgl. m. Roderich trat mit nassen Augen vor die Schwester seines Vaters, und kündigte ihr dessen Tod und seine Armuth an. Die gute Alte ward bewegt; umarmte ihren Neffen, der ein großer Junge war, und versprach für ihn zu sorgen.

Sie hielt redlich Wort; nahm ihn zu sich ins Haus, und vertrat fortan Mutterstelle bei ihm. Nur hielt sie verschiedene Reformen bei ihm nöthig. „Du hast kein Geld,“ sagte sie, „ich habe nichts! also die Universität schlage dir aus dem Sinn. So etwas ist für reiche Leute gut. Der Vater hatte für seinen Stand zu viel Verstand, und das war gewiß eine von den Hauptursachen seines Unglücks. Er wollte zu hoch hinaus, und darüber versäumte er das Geringe. Er warf die Kreuzer weg, weil er nur mit Thalern spielen wollte; darum blieb er arm. Er war nie, wo er lebte; und wo er sein wollte, dahin konnte er nie kommen. Das war sein Fehler! Gott habe ihn selig! — Weißt du was, Roderich? Sei ein lieber Sohn, wirf die Bücher fort, die dir nur den Kopf verderben. Wozu Bücher? Sieh', ich habe noch so viel, das Lehrgeld für dich zu zahlen. Du sollst das edle Bäckerhandwerk lernen. Mit Meister Birnenstiel bin ich schon einig. Also die andere Woche ziehst du zu ihm. Ich gebe dir noch ein halbes Dutzend Hemden mit, und lasse dir einen Sonntagsrock anmessen. In drei Jahren wirst du als Gesell ausgeschrieben; dann bist du dein eigener Herr. Handwerk hat einen goldenen Boden, und beim Backtrog ist noch Keiner verhungert.“

Roderich konnte nichts dagegen haben, weil er für sich nichts Besseres wußte. Nur sein Cicero und Xenophon waren ihm zu lieb. Er nahm sie in die Bäckerstube mit, und wenn er keine Mehlsäcke trug, oder keinen Teig knetete, oder die Meisterin ihn nirgends zu verschicken hatte, lernte er aus langer Weile eine Horazische Ode auswendig.

Der Backtrog.

Meister Birnenstiel und seine Hausfrau waren zänkische Leute, die dem gelehrten Roderich oft heißer machten, als der Backofen. Allein sie hatten eine desto liebevollere Tochter, die dem guten Jungen Trost sprach. Gretchen war neunzehn Jahre alt, und Roderich hatte gegen die Fehler eines neunzehnjährigen Mädchens nichts einzuwenden, sondern ertrug sie mit christlicher Geduld. Unter Gretchens Fehlern war aber der schwerste, daß sie das Stumpfnäschen gar hoch trug, und lieber einem Prinzen als einem Bäckerjungen tief in die Augen sah, wenn auch die Augen des Bäckerjungen schöner, als die des Prinzen waren.

Der Prinz hatte sich auch wirklich gefunden; es war noch dazu ein Erbprinz, der, als Major bei einem Dragonerregiment, mit Seinesgleichen im Städtchen zur Garnison lag. Der fürstliche Major, blutjung, sollte hier vermuthlich ins Kriegshandwerk eingeweiht werden; aber es gab im Städtchen durchaus nichts zu bekriegen, als das spröde Herz der Schönen. Diesen Krieg hatte auch der Prinz gelernt, und Gretchen schien ihm eine der gefährlichsten Gegnerinnen, wider welche alle Kunststücke der Strategie und Taktik zu üben wären. Der arme Roderich spielte dabei natürlich eine betrübte Rolle. Er trug abwechselnd Mehlsäcke und Liebesbriefe. Der Prinz mochte seinen Vauban gut studirt haben; die Belagerung ging nach Wunsch von Statten; Gretchen entschloß

sich, zu kapituliren. Kein Wunder!' Ein Prinz ist für ein Bäckermädchen jederzeit nicht nur ein Engel, sondern wenigstens ein Erzengel.

Freilich, wäre Meister Birnenstiel hinter diese Geschichten gekommen, es würde den Rosenwangen und Korallenlippen seiner Jungfrau Tochter übel bekommen sein, und der Mehl- und Briefträger hätte ungesegnet aus dem Hause wandern müssen. Aber so verstand man sich, Meister Birnenstiel wußte nichts davon, daß ein Prinz, der in der christlichen Liebe so wenig nach Ahnen- als Backproben fragte, sich Mühe gäbe, bei ihm die Stelle eines Eidams einzunehmen.

Bald aber wäre die ganze Geschichte verrathen worden, und zwar durch ein Ereigniß der ungewöhnlichsten Art. Und eben dies Abenteuer war Schuld, daß Roderich die Kunst, Brod und Semmeln zu formen, aufgab.

Eines Abends nämlich schlich der Prinz in Bürgerkleidern vor dem Hause Meister Birnenstiels vorbei, um Gretchen zu sehen. Aus guten Gründen stand Gretchen von ungefähr vor der Hausthür, um nach den Sternen zu sehen. Obwohl der Prinz diesmal unbesternt war, sah sie doch nach ihm. Und wie konnte sie anders, da er dicht neben ihr stand? Vermuthlich um nicht von Andern gesehen zu werden, traten beide in den finstern Hausgang; und da die Mutter Birnenstiel oben an der Treppe hustete, schlüpften beide verschüchtert in die Backstube hinein, wo Roderich den Teig gemacht hatte, und nun bei seinem Lämpchen saß, den Homer zu lesen. Ehe er sich's versah, riß ihm Gretchen den alten Griechen aus der Hand, und schob ihn aus der Backstube hinaus, mit den vielsagenden Worten: Gib Acht, wenn Einer kömmt.

Während Roderich draußen gehorsam schildwachtete, erklärte Prinz Xaver seiner Holdseligen die Leiden eines liebenden Herzens. Gretchen, das auch Romane gelesen hatte, hörte ihn mit Rührung

an, ohne jedoch zu verbergen, welche Sorge ihr der hohe Stand des Geliebten mache. Er aber schwor mit Thränen im Auge, er würde, wenn das Schicksal ihn verhindere, mit ihr zu leben, freudig mit ihr sterben. „In jener Welt," sprach er, „gibt's nur Liebe, keinen Rang." Es ist unbekannt, woher er dies wußte, da er doch noch nie in jener Welt gewesen.

Gretchen aber glaubte ihm gern. Ein Prinz, dachte sie, muß das besser wissen. Der Bund der Liebe ward geschworen. „Und wenn wir verrathen würden?" seufzte Gretchen. — „Was mehr?" rief Xaver: „so eilten wir zum Strom, unserm kristallenen Grab! Ich schlösse dich fest in meinen Arm" — wie gesagt, so gethan — „gäbe dir den letzten, letzten Kuß" — und bei diesen Worten küßte er kühn die ersten Küsse auf ihre ihm nicht mehr entfliehenden Wangen — Gretchen weinte Thränen der Wehmuth und Wonne, der Prinz eben so — „und sänke mit dir, o Gretchen, hinab!"

Bei diesen Worten sank er wirklich mit ihr in den breiten Backtrog nieder, den er bei der Lampendämmerung oder in der Liebestrunkenheit für ein Sofa gehalten haben mochte. Die Liebenden verloren aber das Gleichgewicht — denn das ist Liebenden schwer zu halten — und fuhren mit Kopf, Nacken und Schultern, während ihre Lippen noch im Kuß zusammenhingen, in den frischen, weichen Backteig, den Roderich so mühsam angerichtet hatte.

Etwas Erzgemeineres konnte den beiden Entzückten nicht leicht widerfahren. — Aller Liebestaumel war dahin. Jedes suchte sich zu retten, und knetete das andere desto tiefer in den Mehlgrund ein, denn beider Lage war so gefährlich, als unbehilflich. Endlich stürzte unter den gewaltsamen Bewegungen der heillose Backtrog sammt den getreuen Liebenden mit einem Geprassel zu Boden, daß das Haus bebte.

Roderich hörte es und zugleich ein dumpfes Winseln der Unglückseligen. Er sprang in die Backstube, und war fast versteinert,

als er zwei seltsame Figuren erblickte, deren Untertheil allein noch Menschengestalt verrieth. Gretchen arbeitete mit beiden Händen, um erst dem Stumpfnäschen Luft, dann den holdseligen, tiefverkleisterten Augen Licht zu verschaffen. Der Prinz hatte den Homer ergriffen, und schabte sich damit das Gesicht. Das zu Boden gefahrene Mehl stäubte wie eine Wolke auf.

Unterdessen hörte man den Meister Birnenstiel, wie einen Jupiter, mit Donnerwettern niederfahren von der Treppe. Roderich, um den Prinzen und sein Liebchen zu retten, hatte Geistesgegenwart genug, dem Meister entgegen zu eilen, ihn beim Arm zu nehmen und auf die Straße zu führen, mit dem ungekünstelten Angstgeschrei: „Flieht, flieht aus dem Hause!“ — „Warum?“ schrie Birnenstiel. — „Ein Erdbeben!“ lallte Roderich. Deß erschrak der Bäcker, und rief: „Spring wieder hinein, rette meine Frau, meine Tochter!“ Der Bäcker, von einer panischen Angst befallen, glaubte wirklich, der Boden wanke unter seinen Sohlen. Er war neben seiner Grobheit ein gottesfürchtiger Mann, und hatte den Untergang des Städtchens, vieler Sünden wegen, schon längst prophezeit.

Wie Roderich ins Haus zurücklief, stürzte ihm der zusammengekleisterte Prinz entgegen, und riß ihn mit sich fort, durch die Hinterpforte, die Straße hinab. — „Wohin denn?“ rief Roderich. — „Du mußt mich reinigen. Ich darf mich keinem Menschen zeigen, ohne Spott der ganzen Stadt zu werden.“

Der Glücksstern geht auf.

Inzwischen Meister Birnenstiel noch betend auf den Untergang Gomorrha's wartete, und seine Tochter sich entteigte, half Roderich dem Prinzen aus der Noth. Wie dieser einmal wieder freien Athem schöpfen konnte, dankte er seinem Erlöser, und lobte dessen

sinnreichen Einfall, die fatale Geschichte einem Erdbeben zur Last zu legen.

„Ach!“ seufzte Roderich: „wenn Ew. Durchlaucht nur halb so einen sinnreichen Einfall hätten, mich jetzt aus den unbarmherzigen Klauen des Meisters zu retten. Denn der wird mir das Erdbeben mit Heulen und Zähnklappern vergelten, oder jagt mich gar aus der Lehre. Ach, und meinen Homer haben Sie auch zu Grunde gerichtet!“

„Deinen Homer?“ sagte Xaver, der das Buch noch in der Hand hielt, und staunte den Bäckerjungen an, der, unter einem Dache mit dem schönsten Mädchen, sich die Zeit lieber mit dem alten Griechen vertrieb. Dies gab Anlaß zu mancher Frage. Roderich erzählte seine kurze Lebensgeschichte, und das gefiel dem dankbaren Fürstensohn, der dabei ein gutes Herz besaß, so wohl, daß er die Talente des Burschen zu retten beschloß.

„Laß deinen Meister fahren, Roderich, und kümmere dich seinetwillen nicht. Auch wegen Gretchen sorge nicht, sie wird sich schon hinauslügen. Ich will deine alten Wünsche erfüllen, und dich auf die Universität schicken. Hier hast du Geld; kleide dich besser. Gehe zu deiner Muhme; künde deinem Meister den Handel auf; sei über alles Vorgefallene verschwiegen, komm morgen in der Dunkelheit zu mir, und verrathe Niemanden, daß ich's bin, der dich unterstützt.“

Roderich fiel dem Prinzen dankend zu Füßen; flog zur Schwester seines Vaters, verkündete ihr sein Glück, und sandte sie folgenden Morgens zum Meister Birnenstiel, ihm zu verkünden, daß Roderich, der den Backtrog umgestoßen, aus Furcht vor Mißhandlungen nicht mehr zu ihm wolle.

Das Geschäft war bald berichtigt. Die gutherzige Muhme half ihren Neffen stattlich ausputzen; befahl ihm, die heilige Gottesgelahrtheit zu studiren, und ließ ihn zur Hochschule ziehen. Roderich schied mit Thränen von ihr. Er hatte die alte wackere Frau

liebgewonnen während seiner Bäcker- und Leidensjahre, wie eine andere Mutter; und er war ihr so werth geworden, daß sie nicht nur gegen seine Bücher nichts mehr einzuwenden hatte, sondern ihm jedesmal zu seinem Geburtstag sogar zwei Gulden in Goldpapier gewickelt hatte, wofür er sich ein neues Buch anschaffen konnte.

Die Hammelkeule.

Er gehorchte ihr auch noch auf der Universität in allen Dingen, nur in der Gottesgelahrtheit nicht. Er wählte die Rechtsgelahrtheit, weil er leichter als Advokat, denn als Pfarrer, sein Brod zu verdienen hoffte. Der Prinz unterstützte ihn auch redlich mit Wechseln drei Jahre lang. Dann aber ging Seine Durchlaucht auf Reisen, schickte dem Schützling die letzte Summe, und versprach, nach seiner Heimkehr aus England, Frankreich und Italien, sich wieder nach ihm erkundigen zu wollen.

Roderich war um so fleißiger, seine Studien zu enden. Und als er sie geendet hatte, entstand die Frage: wohin nun, um seine Kunst anzuwenden? Auch seine gute Muhme hatte er um Rath gefragt. Statt Antwort von ihr zu erhalten, empfing er ein Schreiben von fremder Hand, mit Einladung, eiligst zu kommen, wenn er die gute, alte Frau, die sich sehr nach ihm sehne, noch einmal sehen wolle. Sie liege auf dem Sterbebette, und verlange schmerzlich nach ihm.

Geschwind packte er seinen kleinen Reichthum, mehr Papier, als Wäsche, in ein Köfferchen, nahm Extrapost, und reisete davon, ohne von seinen bisherigen Jugendfreunden Abschied zu nehmen. Nur ein einziger begleitete ihn eine Station weit, ein gewisser Baron Heuwen, der unsern Roderich sehr schätzte. Heuwen selbst aber war auch ein junger Mensch seltener Art, biedern Gemüths, hellen Geistes, mannigfacher Kenntniß, lebhaft,

feurig, und doch nie ausschweifend, obwohl sein Reichthum ihm Mittel genug zu allen Thorheiten gegeben haben würde.

„Weißt du noch, Roderich," sagte Heuwen beim Abschiede, „was wir einander zugeschworen? — Zeitlebens Freunde zu sein, uns einander nie zu verlassen!"

„Ich weiß es, Heuwen!"

„Gut denn, es bleibt dabei. Und wenn du meiner jemals bedarfst, Roderich, meines Beutels, meiner Familie, so komm. Schäme dich nicht. Fordere, ich helfe dir. Ich theile mit dir."

Sie umarmten sich mit Thränen, und schieden, ihren ewigen Bund erneuernd. Mancher solcher Bünde wird von edeln Jünglingen in edler Begeisterung geschlossen; aber es pflegt damit zu gehen, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen auf ewige Zeiten der Diplomaten. Andere Stunden, andere Menschen; andere Verhältnisse, andere Interessen.

Roderich freute sich inzwischen der Liebe seines Heuwen, und machte aus dem Bunde einen allfälligen Nothanker für künftige Stürme seines Lebens. Theils der Gedanke an die Zukunft und Heuwens Freundschaft, theils an die sterbende Pflegemutter, beschäftigte ihn so sehr, daß er Essen und Trinken vergaß; die ganze Nacht durchfuhr; im Wagen schlief und träumte, so gut es ging, und am folgenden Mittag, nur noch zwei Stationen vom Städtchen seiner Muhme, vor dem Gasthofe eines Marktfleckens anlangte.

Da aber überwältigte ihn doch der Hunger, als er an der Küche des Wirthshauses vorüberging, und verführerischer Bratenduft ihm entgegenwehte. Während der Tisch für ihn gedeckt ward, trat ein anderer Fremder in das Zimmer. Siehe, es war Meister Birnenstiel.

„Willkommen, Meister! wo hinaus?" redete ihn Roderich an. — Der Bäcker erkannte seinen ehemaligen Lehrjungen kaum wieder, den er seit dem großen Erdbeben nicht gesehen hatte. Er nahte

sich dem Jüngling mit vielen Kratzfüßen und Bücklingen, meldete ihm den Tod der Frau Muhme, kondolirte in der besten Form; tröstete ihn aber damit, daß der Mensch vergehe, wie Heu, und die selige Muhme ihren lieben Neffen zum einzigen Erben eingesetzt habe. Begraben sei sie schon seit gestern.

Diese Nachricht überraschte den guten Roderich — es ist zu wenig gesagt, sie erschütterte ihn so sehr, daß er dem Bäcker kaum zwei Worte erwiedern konnte; ihm den Rücken drehte und hinauswankte, um im Freien sich selbst überlassen zu sein. Die alte Frau war ihm nach seines Vaters Tode Alles geworden — sie hatte ihn wahrhaft mütterlich geliebt — nun stand er ohne Verwandte, ohne Mutter, in der weiten Welt für sich da.

Als der Posthherr und Wirth ihn zum Essen rief, war Meister Birnenstiel nicht mehr da. Roderich hatte noch keine Thräne für seinen Schmerz gefunden. Es that ihm wohl, allein zu sein. Gern hätte er sich seiner Wehmuth ganz hingegeben, wenn nicht der Magen seine unverjährbaren Rechte, und diesmal sehr zur Unzeit, geltend gemacht hätte.

Schon beim ersten Löffel Suppe netzten sich seine Augen; als aber der Wirth eine Hammelkeule in brauner Sauce brachte, gerade wie die selige Frau Muhme noch beim letzten Abschiedsschmause aufgetragen, brach Roderich in einen Strom von Thränen aus. Er ergriff die Keule, zerschnitt sie sanft weinend, und verzehrte sie mit Heißhunger und Wehmuth.

„Gute Mutter, du schwebst über den Sternen!“ rief er schluchzend, als er allein da saß, und steckte einen Bissen um den andern in den Mund: „ich wandere allein unter dem Himmel — aber, wenn es seligen Geistern gestattet ist, auf das Irdische niederzublicken, so bin ich von dir noch nicht ganz vergessen. Blicke herab auf mich, verklärter Geist, herab auf den Verwaisten!“ Bei diesen Worten schnitt er wieder einen fetten Bissen von der

Hammelkeule, welcher auf einige Augenblicke seine Sprache, aber nicht seine Traurigkeit, hemmte.

Als nun die oft erwähnte Gedächtnißkeule in der Fülle süßer Schwermuth beinahe verzehrt war, nahm Roderichs Phantasie höhern Schwung. Sehnsuchtvoll erhob er die thränennassen Augen, und in der linken Hand den abgenagten Knochen gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, und rief seufzend: „Ach, zieh' mich empor zu dir! Was soll ich Verlassener allein hienieden? Wo ist ein Herz, das noch für mich schlägt?"

Der gute Roderich glaubte, sein Selbstgespräch höre Niemand, als etwa der Geist der hochseligen Muhme; er hatte gar nicht bemerkt, daß er bei halboffener Thür speise; daß ein hübsches, vierzehn= oder fünfzehnjähriges Mädchen neugierig unter der Thür stand, und seinen Schmerz eben so sehr, wie seine kräftige Eßlust, bewunderte, und zuletzt durch das wunderliche Schauspiel zum Lachen gereizt, davon sprang.

„Ach, Herr Geheimerath," rief die Lachende einem dicken Herrn zu, der langsam die Treppe herauf kam, „ich bitte Sie um Gottes willen, gehen Sie doch da in den großen Saal. Da sitzt ei himmlisch=schöner junger Mensch, der sich bei einer Hammelkeule, die er verzehrt, fast die Augen aus dem Kopfe weint. Ich habe in meinem Leben nicht gesehen, wie man vor Herzeleid ein so ungeheures Stück Braten in wenigen Minuten wegessen kann. Gehen Sie doch, trösten Sie ihn." — Und damit schob sie ihn in den Saal, obwohl er sich ehrbar sträubte, und einmal ums ander brummte: „Sein Sie doch artig, Gräfin."

Folgen davon.

Die junge Gräfin schien nur Gelegenheit zu suchen, „den himmlisch=schönen jungen Menschen" mit Anstand länger sehen

und genauer betrachten zu können. Denn sie ging ebenfalls in den Saal, ungeachtet die Tochter des Herrn Geheimenraths draußen zehnmal nach ihr rief.

Roderich, beim Anblick der Fremden, that seinem Schmerz Gewalt an, und wollte sich entfernen, aber die junge Gräfin bat ihn sehr höflich, sich nicht stören lassen zu wollen. — Er sah sie an, und vergaß über den Blick in der That das Weggehen. Jetzt ließ sich der Geheimerath in ein Gespräch mit ihm ein, welches beim schönen Wetter anfing, und mit Roderichs offenherziger Geschichte seines Schicksals endete — denn er konnte doch seine verweinten Augen nicht verläugnen; auch lag die Hammelkeule noch, als Zeugin seines Schmerzes, auf dem Teller.

„Sie müssen sich zerstreuen," sagte der Geheimerath, „ich nehme Theil an Ihrem Verhältniß. Sie kommen von der Hochschule, sind noch ohne Versorgung. Ich biete Ihnen einstweilen einen Platz in meinem Hause an, und eine Sekretärstelle in der Hofkanzlei, die von mir abhängt. Wir müssen aber doch einander näher kennen lernen. Ich bringe den Herbst auf dem Lande zu. Sie begleiten mich, und folgen mir dann in die Residenz. Haben Sie Lust dazu?"

Roderich war über den Antrag froh bestürzt. Er sah dankbar auf den Geheimenrath, dann mit einem Seitenblick auf die junge Gräfin, deren Augen an seinen Lippen hingen, um das Jawort früher zu errathen, als es gesprochen war. Wie konnte er anders? Er nahm das Erbieten an, und um so lieber, da das Gut des Geheimenraths nur einige Stunden von dem Städtchen lag, in welchem er die Erbschaft seiner Muhme und sonst nichts zu hoffen hatte.

Gräfin Wilhelmine nickte fröhlich mit dem Kopfe und sprang hinaus, dem Fräulein Brigitte, der Tochter des Geheimenraths, das drollige Abenteuer zu erzählen.

Die Erbschaft.

Fräulein Brigitte, fünfundzwanzig Jahre alt, eine empfindsame Schöne, wohlbewandert in der neuesten Romanenliteratur, fand das Abenteuer göttlich, und als sie den Roderich gesehen hatte, beinah' übergöttlich, doch sagte sie das nicht laut. Der Herr Sekretär — eigentlich hatte ihn der Geheimerath nur zum Kanzleikopisten und Privatsekretär bestimmt — fuhr, statt ins Städtchen der seligen Muhme, aufs Gut seines Gönners. — Ehe acht Tage vergingen, ward er da so einheimisch, vertraut und beliebt, sogar verliebt, daß er Schmerz, Hammelkeule, Muhme und Erbschaft fast vergessen hätte. Er ritt gut, tanzte artig, sang vortrefflich, spielte Klavier und Harfe allerliebst, zeichnete niedlich, war ein unterhaltender Gesellschafter, wie sollte es anders kommen? Die Frauenzimmer, zu welchen auch die Geheimeräthin von Landern gehörte, konnten des Geheimenraths Menschenkenntniß und Geschmack nicht genug preisen. — Herr von Landern that sich selbst auf die getroffene Wahl nicht wenig zu gut; denn er bemerkte bald, Roderich habe größere Kenntnisse, als er von ihm erwartet hatte. Er übertrug ihm wichtigere Expeditionen, zog sein Gutachten über mancherlei zu Rath, und trug ihm sogar endlich auf, einen Bericht über den Zustand des Schulwesens im Lande nach den eingekommenen Rapporten zu bearbeiten, was eine Ferienarbeit für den Geheimenrath selbst sein sollte. Der Bericht war in so kurzer Zeit und so genügend abgefaßt, daß Herr von Landern daran nichts zu bessern wußte. „Ihr Glück ist gemacht!" sagte er zu seinem Sekretär mit Herzlichkeit: „Sie sind zu etwas Besserm, als zum Kopiren zu gebrauchen. Arbeiten Sie noch ein Jahr unter meiner Leitung, dann empfehle ich Sie dem Herzog."

Es war ein rechtes Jammern, als Roderich sich für einige Tage ins Städtchen begeben mußte, um die Erbschaft in Besitz

zu nehmen. Am meisten klagte in stiller Einsamkeit die empfindsame Brigitte. Sie schrieb jeden Tag zwei Sonnette, worin es an „Wonnen und Sonnen, Thränen und Sehnen" durchaus nicht fehlte. Freilich bekam Roderich diese „Geständnisse einer edeln Seele" nie zu lesen. Der Glückliche ließ sich nicht träumen, wie sehr er geliebt sei; dafür aber ließ sich's auch die kleine Gräfin Wilhelmine nicht träumen, wie abgöttisch Roderichs Herz sie verehrte. Sie hüpfte und sang in seiner Abwesenheit so vergnügt durch den Tag hin, als wäre kein leidender Roderich in der besten Welt.

Er fand sich aber im Städtchen länger aufgehalten, als er geglaubt hatte. Das Testament ward entsiegelt, und siehe, die Muhme verschenkte darin ihren ganzen Kramladen, sammt allen Schwefelhölzern und Feuersteinen, einer armen, alten Frau Gevatterin; ihrem Neffen hingegen fiel ein Kapital von 25,000 Gulden zu, das die sparsame, fast geizig selige Frau auf Zinsen ausgethan hatte an dreißig verschiedenen Orten.

Roderich segnete dankbar das Andenken der Muhme, die für ihn gedarbt und ihm ein unabhängiges Dasein gesichert hatte. Er brachte, nicht ohne Mühe, sein zerstreutes „Soll und Haben" in Ordnung, und besuchte auch seinen ehemaligen Meister Birnenstiel, eigentlich um Gretchen zu sehen, für das er noch immer eine kleine Anhänglichkeit hatte. Aber Gretchen war ein Jahr nach dem Erdbeben mit einem langen, hagern Leinweber kopulirt worden.

Der Pudermantel.

Es war ein Hausfest, als Roderich wieder zur Familie des Geheimenraths zurückkam. Jeder und jede empfing ihn als einen alten Freund; manche auch wohl noch als etwas mehr; Gräfin Wilhelmine ihn mit unbefangenem Wohlgefallen. Roderich zit-

terte, als er die Reizende wieder erblickte, die jeden Tag schöner zu werden schien, um ihm das Köpfchen zu verrücken. Froh war er daher, als die Herbstferien vorbei waren, Alles nach der Residenz zurückkehrte, und für ihn ein neues, zerstreuungsvolleres Leben begann. Er war seiner Angebeteten nicht mehr so nahe, als auf dem Lande; er wohnte nicht mehr mit ihr unter gleichem Dache, und sah sie nur wöchentlich ein- oder zweimal, wenn er zur Gesellschaft eingeladen wurde. — Diese Entfernung aber machte seine Neigung inniger. Es war schon zu spät, gewisse Gefühle auszujäten, denen er volle Zeit gelassen hatte, tief in seinem Herzen zu wurzeln. Selbst wenn er an ihren Grafenstand und seine Zöllnerherkunft dachte, konnte er den Sinn nicht ändern. Und als ihm die letzte Hoffnung bei der Nachricht verschwand, Gräfin Wilhelmine sei die natürliche Tochter des glorreich regierenden Herzogs, liebte er nur um so heftiger.

Wilhelmine schien ihn nicht halb so gut zu verstehen, als er seinerseits die Blicke der schmachtenden Brigitte verstand. Nur um jene zu sehen, vielleicht auch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus zartem Gefühl, schien er mit dieser zu sympathisiren, und Brigitte dichtete fortan nichts, als Hymnen. So täuscht man sich einander.

Nur die Frau Geheimräthin ließ sich nicht täuschen. Sie bemerkte die Leidenschaft ihrer Tochter, und beschloß, da Vorstellungen dagegen vergebens waren, für sie zu arbeiten. Ohne dem Herrn Geheimenrath alle Geheimnisse zu verrathen, drang sie darauf, daß man den Herrn Sekretär zu höhern Stellen befördern müsse. Hat er, dachte die kluge Frau, nur erst Hofrathsrang, übers Jahr verschafft man ihm den Adel. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Herr von Landern schlug bei einer Gesandtschaft, die einem auswärtigen Hofe geschickt werden sollte, den Sekretär Roderich zum Legationsrath vor. Der Herzog, welcher von Roderichs Arbeiten öfters gesehen, ließ sich's gefallen.

Aber die Beförderung, welche jahrelange Trennung zur Folge hatte, war für Brigittens weichgeschaffene Seele eine Todeswunde.

Als er endlich kam, seinen Abschiedsbesuch zu machen — es war des Morgens, er, den Degen an der Seite, in schwarzen Staatskleidern — und Brigitte ihn vor ihrem Zimmer hörte, sprang sie in zärtlicher Verzweiflung auf, verabschiedete auf der Stelle ihren Friseur, und ohne daran zu denken, daß sie im Pudermantel mit langem zerstreutem Haar keine liebenswürdige Figur mache, trat sie dem neuen Legationsrath entgegen.

Dieser suchte nicht sie, sondern Se. Exzellenz den Herrn Geheimenrath, um, der Etikette gemäß, sich bei ihm zuerst zu beurlauben. Mit unverhohlenem Schmerz flog ihm aber die Betrübte zu, und — so gern er auch sein schwarzes Kleid gegen den färbenden Pudermantel außer Berührung gehalten hätte — es war umsonst — weinend fiel ihm die Freundin, im Gewand schneeweißer Unschuld, an die Brust. Er wehrte sich mit vieler Höflichkeit, wie ein Verzweifelter; dafür bestrich ihn die Zärtliche nur desto mannigfaltiger mit Pomade und Mehlstaub, während ihr langes Haar ihm bald auf dieser, bald auf jener Schulter flatterte.

„Mein Gott!“ rief er in der Angst seines Herzens: „Ich beschwöre Sie — ich bin Ihnen unendlich — fassen Sie sich — sehen Sie doch — ich verzweifle!“ — Brigitte, welche diese abgerissenen Redensarten für nichts weiter, als Zeugen seiner eigenen Betrübniß nahm, ward nur um so bewegter. „Ach,“ seufzte sie, „wir sind beide unglücklich! Aber, Roderich, es ist ein Gott, eine Ewigkeit!“

„Ganz gut, theures, bestes Fräulein, aber Sie machen — —“

„Nein, ich mache Sie nicht elender, Roderich, als Sie mich durch Ihre Abreise.“

Der gute Roderich war schon ganz scheckicht geworden. Selbst Brigitte, da sie auf einen Augenblick vor ihm zurücktrat und ihn

mit zärtlichen Blicken anschauen wollte, erschrak über die übel zugerichtete Gestalt.

In diesem Augenblick trat der Geheimerath aus seinem Zimmer. Brigitte, mit jungfräulicher Besonnenheit, flog zurück, und ließ den bemalten Roderich unter ihrer Stubenthür stehen. Nachspringen konnte er ihr nicht; also faßte er sich kurz, machte Sr. Exzellenz das gebührende Kompliment, und bat um seine fernere hohe Protektion. Er stotterte noch dies und das. Der Geheimerath war eben so verlegen, als der Legationsrath. Er hatte noch die flüchtige Brigitte im Pudermantel erblickt, und das Uebrige errathen.

„Aber zum Teufel, Herr, wie sehen Sie aus?“ rief der Geheimerath endlich.

„Ihre Exzellenz, ich streifte zufällig einem Pudergott zu nahe!“ stotterte der Legationsrath, indem er einen Blick wehmüthiger Betrachtung auf sein Staatskleid senkte.

Der Geheimerath schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „Gehen Sie, lassen Sie sich die Götterstrahlen abbürsten. Ich fürchte, ihr treibt mit einander zu viel Menschlichkeiten!“

Nun war Alles verrathen. Fräulein Brigitte läugnete es nicht. Die Geheimeräthin that ihr gutes Wort hinzu und — da nach einem halben Jahre der Gesandte erkrankte und zurückging, Roderich inzwischen die Geschäfte seines Hofes mit Glück führte — empfing er unvermuthet, zur Belohnung seiner Verdienste, das Adelsdiplom vom Herzog. Aber nicht so sehr das Verdienst des Legationsrathes, sondern Brigittens Pudermantel war an der Standeserhöhung Schuld. Denn im Hause des Geheimenrathes war man einig darüber, Roderich müsse Edelmann sein, um Brigittens Bräutigam zu werden.

Die Arznei.

Auch in der Residenz war die Sache so gut als abgethan, Roderich sei der Verlobte und Vielgetreue des Fräuleins von Landern. Nur Roderich selbst glaubte nicht gern daran — er glaubte lieber an die schöne Wilhelmine. Freilich war er mit Fräulein Brigitte in emsigem Briefwechsel. Dankbarkeit, Achtung, Freundschaft fesselten ihn an sie und ihre Familie. Und wenn sie so schön schrieb, wohl gar ein paar Verse in ihre poetische Prosa einwebte, da mußte er doch wohl wärmer und zärtlicher antworten, als in einer gewöhnlichen offiziellen Note. Zuweilen dachte er sich, wenn er eben zur poetischen Prosa oder prosaischen Poesie nicht gar gelaunt war, statt Brigittens, Gräfin Wilhelminen, um sich in höhere Stimmung zu werfen. Guter Himmel, dann ward Alles Poesie. Dann ergossen sich seine Gefühle in Worte, die übernatürlicher Art schienen; dann ward die, der der Brief galt, eine Heilige, mit der sein Geist verschmolz; das Weltall zur engen Hütte, in der er nur mit ihr allein stand; die Ewigkeit zu einem Athemzug von Seligkeit, und ein Traum von ihr mehr werth, als ein Leben voller Glück und Herrlichkeit sammt dem glänzenden Nachschweif des unsterblichen Namens.

Natürlich, so etwas mußte Brigitten neu begeistern. Allein endlich ward das Phantasiespiel mit dem ätherischen Liebhaber doch etwas langweilig, da er ein und zwei Jahre abwesend blieb, von Vermählung kein Wort fallen ließ, inzwischen Brigitte in die unlieben Jahre einrückte, wo man lieber Frau, als Fräulein heißt. Zudem seufzte sich unter ihren Anbetern ein gewandter, altadelicher Kammerherr von Hohenschopf fast krank. Die Parthie war nicht zu verachten. Ein leiblicher junger Mann in der Nähe ist besser, als zehn ehrfurchtsvolle Engel in der Ferne. Und ein Mädchen ist und bleibt am Ende doch immer ein Mädchen.

Kurz, Brigitte wechselte noch Briefe mit Roderich, als sie mit dem Kammerherrn in aller Unschuld Blicke wechselte. Endlich wurde der Blickwechsel lebhafter, als der Briefwechsel, und zuletzt wünschte das zur Kammerherrschaft aspirirende Fräulein ganz im Stillen, der Herr Legationsrath möchte ihr ein wenig untreu werden, um mit ihm brechen zu können. Aber er ward ihr nicht untreu; weil er ihr noch nie getreu gewesen. Er machte sich darauf gefaßt, in ihr seine künftige Ehehälfte zu sehen, und betete die Gräfin Wilhelmine an, die ihm, wie eine verbotene Sünde, lieb war.

Endlich ward sein Geschäft am auswärtigen Hofe durch die gute Laune der Majestät, mit der oder deren Stellvertreter er zu unterhandeln hatte, sehr vortheilhaft für seinen Herzog geendet, und dieser berief ihn in schmeichelnden Ausdrücken zurück.

Roderich bekam fast Fieber, als er die lange verlassene Residenz wieder erblickte, den Wohnort Wilhelminens. Das Fieber vermehrte sich durch Furcht, Brigitten wieder zu sehen, wo es dann nothwendig zu jener entscheidenden Erklärung kommen mußte, der er bisher immer mit Bescheidenheit ausgewichen war. Sein Zustand nach der Ankunft in der Hauptstadt war wirklich, oder schien ihm bedenklich genug, deswegen den Herrn Hofmedikus zu konsultiren. Dieser, ein wahrer Idiot in Herzenssachen, verordnete China, Rhabarbara und der Himmel weiß, was? Aber damit stillt man kein unruhiges Herz.

Endlich mußte der schwere Schritt gethan werden. Roderich ließ sich im Hause Sr. Exzellenz des Geheimenraths melden. „Geben Sie mir etwas Stärkendes!“ sagte er zum Hofmedikus vorher. Der eigensinnige Hofmedikus aber blieb bei seinem System, schüttelte den Kopf, und schickte eine Arznei, die der Legationsrath ohne Arg verschluckte. Unglückseliger Weise hatte es dem

Herrn Hofmedikus beliebt, für diesen wichtigen Tag ein abführendes Mittel anzuordnen.

Nun läßt sich leicht ermessen, daß solche Mittel die allerschlechtesten sind, die bei Liebeserklärungen oder Heirathsanträgen anzuwenden sein mögen. Roderich, auf solche Bosheit gar nicht vorbereitet, vermuthete keineswegs, welche fürchterliche Störungen ihm in der wichtigsten Negoziation seines diplomatischen Lebens bevorständen.

Anfangs ging Alles glücklich. Man war beim Geheimenrath entzückt, sich wieder zu sehen. Man hatte sich viel zu erzählen. Roderich erschien so liebenswürdig, daß Brigitte ihrem zärtlichen Kammerherrn auf der Stelle treulos ward, und beschloß, noch in der gleichen Stunde mit Roderich aufs Reine zu kommen. Im Grunde erwarteten Vater und Mutter nichts Anderes. Sie fühlten wohl, man müsse die jungen Leute ein wenig allein lassen. Dazu gab's Gelegenheit und Vorwand genug. Also — die entscheidende Stunde war da.

Die empfindsame Brigitte stammelte einige Artigkeiten; Roderich vergalt, wie sich's gebührte, Gleiches mit Gleichem. Man sprach vom Theuergebliebensein; von Wünschen, daß man sich doch nie wieder trennen dürfte; vom Glück des stillen, trauten Beisammenlebens — genug, Alles war im besten Gange, als auch die Mittel des verwünschten Hofmedikus in Gang kamen.

Roderich wollte allerdings zwar das Uebel verheimlichen, aber dabei verging ihm doch Lust und Liebe. Er ward stiller, einsilbiger, ernsthafter. Brigitte, welche dies für Kampf seiner leidenschaftlichen Liebe und allzugroßer Schüchternheit hielt, ward um so thätiger, ihn zu ermuntern, diese verhaßte Bescheidenheit zu vernichten. Alles vergebens. Der Unglückliche fing an die Stirne zu runzeln, die Lippen zusammenzubeißen, und dabei so gezwungen zu lächeln, daß nur Brigittens Enthusiasmus und Zärtlichkeit dazu gehörte, dies Alles nicht zu bemerken.

Je verführerischer sie ihm in die Augen lächelte, je peinlicher ward seine Noth. Er gab sich viele Mühe, ihr die liebkosendsten Sachen zu sagen, aber that es mit Geberden der unverkennbaren Verzweiflung. Sie bemerkte es — ward unruhig — fürchtete — und ward noch verlegener, als er.

„O Roderich," sagte sie, „nach einem so langen Umgang, nach einer so traulichen Freundschaft, als wir beide pflogen, sollten wir endlich anfangen, redlich gegen einander zu sein. Aber, läugnen Sie es nur nicht länger, Sie sind nicht offenherzig gegen mich. Täuschen wir uns nicht selbst."

Er starrte sie lange mit sonderbarer Aengstlichkeit an, die sie sich ganz falsch erklärte, und sagte endlich in der Zerstreuung, um doch nur etwas zu antworten: „Wie verstehen Sie das, Liebe?"

„Wehe mir!" seufzte sie, und schlug die Augen kläglich gen Himmel: „das sei Gott geklagt, also verstehen wir uns auch jetzt noch nicht! — Doch, ja wohl, ich verstehe Sie. Es sei! Aber warum sind Sie gegen Ihre Freundin nicht redlich und offen?"

„Ich nicht redlich? nicht offen?" rief er mit gedämpfter Stimme und lief unruhig im Zimmer umher. Mehr konnte er in der Seelennoth nicht sagen. Er suchte schicklichen Vorwand, sich zu entfernen.

„Nein, Roderich, Sie sind nicht offen. Ich weiß es, gestehen Sie es nur. Sie lieben eine Andere."

„Eine Andere?" seufzte Roderich, und nun vermehrte sich in ihm die hypochondrische Angst, denn er glaubte, Brigitte vermuthe Wilhelminen.

„Ha!" sagte das Fräulein mit ernster Erhabenheit: „Sie werden blaß! Ihre Gesichtszüge entstellen sich! Gehen Sie, ich will keinen Theil an Ihrem Herzen. Gehen Sie, und werden Sie glücklich!" — Neugierig erwartete sie, welche Wirkung diese kühne Apostrophe auf Roderich hervorbringen werde.

Dieser aber, in seinen Gedanken nur mit dem gottlosen Hof-

medikus beschäftigt, ließ sich in seiner bittern Pein das Erlösungswort: „Gehen Sie!“ nicht zum dritten Male sagen, ergriff den Hut, küßte dem Fräulein geschwind mit einem Delinquentengesicht die Hand, und rannte wie im Sturm davon.

Den folgenden Tag ward die Verlobung des Fräuleins von Landern mit dem Kammerherrn von Hohenschopf förmlich in der Residenz verkündet.

Dieser jähe Wechsel in den Gesinnungen Brigittens war doch dem Legationsrath empfindlich, so lieb ihm auch sein mochte, seine Freiheit behauptet zu haben. Er besorgte, von Seite des Geheimenraths verkannt zu werden, und Dankbarkeit verpflichtete ihn, diesem Biedermann vollen Aufschluß über sein Verhängniß zu geben. Nach vollzogener Vermählung Brigittens mit dem Kammerherrn hatte Roderich endlich das Glück, den Geheimenrath, der sich oft vor ihm hatte verläugnen lassen, zu sprechen. Roderichs Offenherzigkeit endete den Zwist schnell. Der Geheimerath lachte übermäßig, und tröstete den guten Roderich, der sich betrübter und verliebter stellte, als er je gewesen war.

„Mein Gott, warum sagte er mir das auch nicht?“ rief Frau von Hohenschopf hintennach, als sie es erfuhr: „Der Herr Hofmedikus verdiente mit seinen Mixturen und Latwergen Landes verwiesen zu werden.“

Die Bettlerfamilie.

Eine Folge der Aussöhnung war, Roderich wurde zum Justizrath erhoben, und mit ansehnlicher Besoldung ausgestattet. Der regierende Herzog gab ihm überdem noch glänzende Beweise seiner hohen Zufriedenheit.

Aber die höchste Zufriedenheit, die ihm kein Herzog gewähren konnte, gab die schöne Gräfin Wilhelmine seinem Herzen. Der

jungfräuliche Zauber, der sie, der alle ihre Bewegungen, ihren Ernst, ihren Scherz umschwebte, hatte sich in den paar Jahren von Roderichs Abwesenheit so sehr entfaltet, daß der gute Legationsrath, als er sie zum ersten Male wieder sah, nur mit stummem Erröthen aus der Ferne, nachher lange nur mit Blicken voller Ehrfurcht betrachten konnte. Hätte die heitere, unbefangene Gräfin ihn nicht selbst als einen alten Bekannten angesprochen — er würde sie wahrlich kaum angeredet haben.

Wilhelmine war aber auch nicht mehr, die sie ehemals im Landernschen Hause gewesen war, wo sie ihm oft entgegen sprang, sich harmlos an seinen Arm hing, und ihm unberufen tausend artige, oft schmeichelnde Sachen sagte. Sie wußte ihm keine schmeichelnden, artigen Sachen mehr, sprang ihm nicht mehr entgegen, und hatte eine gewisse Majestät angenommen, die Jeden von ihr in ehrerbietiger Ferne hielt.

Roderich glaubte lange, diese jungfräuliche Majestät sei Folge von Grundsätzen und Predigten der Frau Oberhofmeisterin, bei welcher die Gräfin seit mehrern Jahren wohnte. Und es ist nicht zu läugnen, die Frau Oberhofmeisterin war eine steife Dame, aus Etikette, Zeremoniel und Ritualen zusammengewachsen. Allein Roderich irrte doch. Wilhelmine hatte ihr unschuldiges Herz treu und rein bewahrt, und die Etikette, und das jungfräuliche Ritual nicht von der Oberhofmeisterin, sondern von der Natur genommen.

Inzwischen trug der Irrthum für den Herrn Justizrath eine sehr gute Folge. Er fand durch Wilhelminens Nähe, jene steife Göttin des Hofzeremoniels ungemein liebenswürdig. Er sagte ihr so viele Verbindlichkeiten, daß die Oberhofmeisterin, durch Lebensklugheit geleitet, nicht anders konnte, als ihm ihre Freundschaft und Achtung schenken. Sie lud ihn öfters zu sich und ihren Abendzirkeln ein; er ward zuletzt ihr Hausfreund, und Gräfin Wilhel-

mine, die den Justizrath von frühern Zeiten her schätzte, hatte natürlich dagegen keine Silbe einzuwenden.

So stellte sich nach und nach die alte Bekanntschaft, und wenn man will, eine Art von Vertraulichkeit her. Wilhelmine war zu schön, um nicht von allen Herren am Hofe geliebt, und dem Herzog zu nahe verwandt, um nicht von allen vergöttert zu werden. Beständig von Anbetern umschwärmt, wäre ihr, was Roderich allenfalls Aehnliches, wie diese, hätte sagen können, nichts Neues gewesen. Allein sie hörte dergleichen nie von ihm, und diese bescheidene Ehrfurcht war ihr angenehmer, als hätte er ihr den üblichen Weihrauch gestreut.

Unter solchen Umständen war Roderich leidlich glücklich. Durch täglichen Umgang milderte sich die Heftigkeit seiner Leidenschaft; aber durch tägliches Einsaugen des süßesten Giftes ward er um so kränker im Herzen. Das Schlimmste blieb, daß Wilhelmine zwar sehr gnädig gegen ihn war, ihn als einen Freund behandelte — aber man weiß wohl, mit solcher Gnade und Freundschaft ist man unter gewissen Umständen unglücklicher, als mit erklärter Feindschaft. Die rechte Gnade war bei der Gräfin noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Eines Tages befand sich Roderich auf einem Landgute der Oberhofmeisterin, die glänzende Gesellschaft hatte. Und in glänzender Gesellschaft war die schöne Wilhelmine immer das Glänzendste. Da der Herr Justizrath die Ehre hatte, Wilhelminen nach dem Essen in einem Wäldchen spazieren zu führen, lockte aufsteigender Dampf und Rauch hinter Gebüschen die Neugier der Lustwandelnden.

Bald erblickten sie unter sich im Thale, zwischen Gesträuchen, eine Bettlerfamilie, die ihr Mittagsmahl kochte. Zwei Buben von sechs bis sieben Jahren ritten auf einem Manne herum, den sie Vater nannten; ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren half der Mutter Wäsche trocknen, die an der Sonne über Schlehenbüschen

ausgebreitet hing. Das Anziehendste bei diesem Schauspiel waren die mannigfaltigen Beweise der Liebe, welche die Kleinen abwechselnd sowohl beim Spiel, als beim Mittagsmahl, den Aeltern gaben, oder von ihnen empfingen. Die arme Frau hielt sich für unbelauscht und überließ sich ihrer Natürlichkeit.

Wilhelmine fand das Schauspiel so unterhaltend, daß sie sich niedersetzte, um recht lange beobachten zu können. Roderich ersah sich bald ein Plätzchen neben ihr.

„Die Leute sind so arm — so arm! und doch sind sie glücklich!“ sagte oder flüsterte Wilhelmine nach einer langen Pause, indem sie mit Augen auf Roderich blickte, die dunkler leuchteten, als hätten sie geweint, oder als wollten sie weinen.

„Ja wohl sind sie glücklich! Und das wissen Sie ja, liebe Gräfin, wenigstens aus Büchern wissen Sie es, das Glück ist keine Folge des Goldes oder Ranges; es sucht nur genügsame Herzen.“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, „ich wäre so gern genügsam — ja, ich könnte arm sein, wie die Leute da, und es sollte mich nicht schmerzen — hätte ich nur Vater, Mutter, Bruder, Schwester, wie diese da! — Ach, ich bin so verlassen — es muß in trauter Familie ganz anderes Leben sein. Aber ich war von Kindheit an Waise.“

„Wie ich!“ setzte Roderich schwermüthig hinzu, und dachte an seinen guten, unglücklichen Vater, den Zöllner, und an seine Muhme.

Nun entspann sich ein trauliches Gespräch. Roderich klagte über die Einsamkeit und Freudenlosigkeit seiner Kindheitstage, über den frühen Tod seines Vaters. — O, hätte ich meinen Vater noch, ich möchte Zöllner sein! ich würde für ihn betteln gehen mit Freuden.“ Dann erzählte er dankbar von seiner guten Muhme.

„Und ich! und ich!“ schluchzte Wilhelmine: „was habe ich denn gehabt? Auch ich kannte meine Mutter nicht, hatte weder Bruder, noch Schwester, noch Muhme; Sie haben doch einmal einen Vater

gehabt, der ganz Ihr Vater war — aber ich . . ." hier verlor sich ihre Stimme in einem Seufzer.

Beide erzählten sich in die tiefste Wehmuth hinein. So offenherzig hatten sie nie mit einander gesprochen; und mitten in diesem Erguß gegenseitiger Gefühle war wohl nichts folgerechter, als daß Roderich Wilhelminens Hand ergriff, und im Gefühl seines und ihres Unglücks sprach: „O wäre ich nur Ihr Bruder!"

Sie sah ihn an und sagte ganz gutherzig: „Wohl, Sie würden mir, als Bruder, gewiß lieb gewesen sein!"

„Wählen Sie mich dazu!" seufzte er treuherzig, so daß Wilhelmine nichts erwiedern konnte. „Ja," sagte sie, „Roderich, wenn Sie mein Bruder — recht mein Bruder sein können — offen, vertraut, redlich wie ein wahrer Bruder, Sie sollen an mir eine wahrhafte Schwester haben. — So unbefangen habe ich noch Keinem über Familienangelegenheiten gesprochen, noch Keinen von den seinigen sprechen hören, als Sie. Dies Vertrauen sollen Sie behalten. Verlassen Sie mich nicht, so wie ich gewiß an Ihren künftigen Schicksalen den schwesterlichsten Antheil nehmen werde."

„Liebe Wilhelmine, Schwester!" sagte Roderich, und drückte sie an seine Brust, und küßte sie; und sie, obgleich schüchtern, küßte zitternd den Adoptiv-Bruder mit Schwesterliebe. Der Kuß dauerte freilich für einen Bruderkuß fast etwas zu lange — allein man muß bedenken, daß beide in ihrem Leben noch keinen Bruder, noch keine Schwester im Arm gehalten hatten, und für das erste Mal war solch ein Entzücken sehr verzeihlich.

Am besten befand sich, bei diesem Bunde des Geschwisters, die Bettlerfamilie. Denn Arm in Arm gingen Roderich und Wilhelmine zu ihnen hinab, gaben jedem der kleinen Bettler, die ihnen entgegensprangen, die offenen Händchen voll Geld, und meinten damit nur eine heilige Schuld zu entrichten.

Auch war ihnen beiden, da sie heim gingen zum Landhause der

Oberhofmeisterin, als wenn alle blühenden Gebüsche ihnen Freudenkränze reichten; als wenn der laue Abendwind beim Sonnenuntergang ein langer zärtlicher Schwesterkuß der Natur sei.

Abends war bei der Oberhofmeisterin Ball. Da hätte man Bruder und Schwester tanzen sehen müssen, um die Geschwisterliebe zu bewundern!

Der Strickbeutel.

Wie hochselig Roderich war, darf ich wohl nicht erzählen. Als Justizrath und Präsident seines Tribunals übte er zwar Gerechtigkeit, aber noch lieber Gnade. Wie konnte er im Andenken an seine holdselige Schwester hartherzig sein? Er gewann durch seine Verbrüderung noch mancherlei andere Vortheile, die er aber alle über einen zweiten Schwesterkuß vergessen haben würde. Zum Beispiel, der alte, kranke Herzog ließ ihn öfter zu sich kommen, um sich mit ihm über Landessachen zu unterhalten. Roderich besaß das Talent, gut vorzulesen; die Schwester hatte das Talent des Bruders dem Herzog verrathen, und Roderich mußte, dem Herzog die Langeweile zu vertreiben, oft aus den neuesten Schriften lesen. Der Herzog gewann dadurch den verdienstvollen Mann immer lieber, und zog ihn zuletzt in seinen geheimen Kabinetsrath. — Am Hofe schüttelte man freilich den Kopf. Man wunderte sich, daß der alte Herzog, der in seinem ganzen Leben keinen Liebling gehabt habe, nun noch in späten Tagen auf solchen Einfall komme. Aber desto tiefer bückte sich Alles vor dem neuaufgehenden Stern.

Doch, wie gesagt, dies machte Roderichs Glück nicht. Er hätte auch Zöllner sein können: wäre ihm nur sein Schwesterchen geblieben, er hätte keine Abnahme seiner Seligkeit gespürt.

Wilhelmine gewann dabei täglich mehr Vertrauen zu ihrem Bruder, der in aller brüderlichen Unschuld ihr auch erzählt hatte

wie er sie von jeher über Alles geliebt habe, und das ehemalige Fräulein von Landern ihm große Noth gemacht. Dann gestand die Schwester wohl auch ganz naiv, wie er ihr besonders bei diesem und jenem Anlaß gefallen; wie sie heimlich geweint habe, da er zu seinem Gesandtschaftsposten abgereiset sei; wie sie das Fräulein von Landern immer gern besucht habe, nur um Nachrichten von ihm zu erfahren.

Ein sonderbarer Zufall störte plötzlich das stille Glück dieses Geschwisters.

Die Gräfin saß eines Tages in der Kutsche, um, von ihrem neuen Bruder begleitet, zu Sr. Durchlaucht dem Herzog zu fahren. Der Herzog hatte keine Freude mehr, als an seiner Tochter. Schon wollten die Bedienten den Kutschenschlag schließen und der Kutscher davon jagen, als Wilhelmine plötzlich „Halt!“ rief, und ihren Strickbeutel suchte. Sie hatte ihn vergessen. Roderich sprang sogleich aus dem Wagen, und flog die Treppe hinauf, ihn zu suchen. Wilhelmine konnte dem Dienstfertigen kaum noch sagen: „Er liegt auf der Toilette der Frau Oberhofmeisterin.“

Roderich ging also an das Zimmer der Oberhofmeisterin; es war verschlossen; zur zweiten Thür; auch verschlossen; zur dritten, eben so. Endlich fand er eine offene. Er hinein, und wanderte nun von innen durch alle Gemächer der Dame, wohin sonst nicht leicht ein Ungeweihter kam. Er fand überall Toiletten, aber keinen Strickbeutel. Endlich trat er auch in das geheimste Kabinet der Oberhofmeisterin. Es war zwar verschlossen, aber doch ein Schlüssel in der Thür. Da lagen Papiere, Rechnungen, Briefe umher, und der — Strickbeutel. Er griff nur nach diesem, und brachte ihn eiligst seiner Schwester zurück. Der Wagen fuhr fort.

Unterwegs wollte die Gräfin ihr Schnupftuch gebrauchen — sie zog es aus dem Strickbeutel, und drei, vier Briefe fielen heraus.

„Es scheint, Sie haben Ihr geheimes Archiv da?“ sagte Roderich, und hob die Briefe auf. Die Gräfin versicherte, sie wisse nicht, wie die Papiere hineingekommen.

Soll ich das schwesterliche Vertrauen auf die Probe stellen?“ fragte er: „und haben Sie Muth genug, mich die Heimlichkeiten lesen zu lassen?“

„Lesen Sie doch!“ sagte die Gräfin lachend; und begierig, einen Stoff zu brüderlichen Neckereien zu finden, überflog Roderich im Augenblick den Inhalt des einen Briefs — ward ernster — durchflog den zweiten, dritten — war fast außer sich — und stammelte: „Gnädige Gräfin, wie kommen Sie zu diesen Briefen?“

Der Ton, in dem er fragte, das entstellte Gesicht, mit welchem er sich zu Wilhelminen wandte, erschreckten das arme Mädchen.

„Aber um Gotteswillen, Roderich, was ficht Sie an?“ rief sie.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen?“ fragte er noch einmal mit einem Ton, worin das ganze Entsetzen seiner Seele lag. Erschrocken betrachtete die Gräfin erst die Papiere, dann das Schnupftuch, dann den Strickbeutel, und sagte: „Mein Gott, das ist nicht mein Strickbeutel. Sie haben mir den der Oberhofmeisterin gebracht. So geht's, Herr Bruder, wenn man blindlings hinstürmt. Gehen Sie jetzt, und bitten Sie bei der Dame Ihre Indiskretion ab. Sie wird Ihnen aber den Text lesen.“

Indem hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palast. Man stieg aus. Wilhelmine lachend und über ihres Bruders Verlegenheit lustig; Roderich stumm, fast düster.

Die Gräfin erzählte dem Herzog sogleich das Quidproquo und mit so viel komischen Zusätzen, daß der alte Herr gar herzlich lachte. Roderich aber bat Seine Durchlaucht um Audienz in dringenden Geschäftssachen, und entfernte sich mit ihm. Wilhelmine fand das freilich sonderbar, und ein wenig unhöflich; sie begab sich inzwischen, ohne etwas Arges zu denken, in den anstoßenden Saal,

wo sie im glänzenden Zirkel von Herren und Damen bald Unterhaltung genug fand.

Der Herzog ließ sich nach einer Stunde endlich entschuldigen, nicht erscheinen zu können. Aber auch Roderich kam nicht wieder. Die beiden anwesenden Minister wurden abgerufen, noch einige andere hohe Hofbeamte, und keiner kam wieder. Die Oberhofmeisterin ward abgerufen, und kam auch nicht wieder. Alles hatte ein seltsam zerstörtes Ansehen. Man ging früher aus einander als gewöhnlich. Gräfin Wilhelmine fuhr allein nach Hause. Kaum angekommen, vernahm sie mit Entsetzen, die Zimmer der Oberhofmeisterin seien versiegelt und die Dame selbst verhaftet. Die Kammerfrauen trieben Lärmen und Gewinsel, daß die Gräfin vor Schrecken fast krank ward.

Nachts um eilf Uhr ward gepocht, und Roderich bei der Gräfin gemeldet.

Er kam in Reisekleidern. Wilhelmine ward blaß, wie eine Leiche.

„Was ist denn begegnet?“ fragte sie an allen Gliedern zitternd. — Er bat, nur auf einen Augenblick sie allein zu sprechen. Die Kammerfrauen verschwanden.

„Liebe Wilhelmine,“ flüsterte er, „bewahren Sie mir Ihre schwesterliche Liebe. Der Herzog schickt mich nach Neapel, den Prinzen Xaver zu retten und wo möglich her zu führen. Man hat abscheulichen Hochverrath getrieben. Das Leben des alten Fürsten geht zur Neige — und der Prinz ist noch ein Hinderniß, sonst fiele das ganze Land beim Tode des Fürsten an den . . . . schen Hof. Darauf waren verruchte Plane berechnet, weil der Erbprinz Vielen an unserm Hofe nicht lieb ist; weil man seine Wiederkunft und unangenehme Reformen befürchtet; man hatte Unterhandlungen gepflogen; es ist schon weit gediehen — genug, liebe Wilhelmine, mein Mißgriff, der Strickbeutel der Oberhofmeisterin — damit kam Alles an den Tag.“

Die Gräfin war von diesen Nachrichten so erschüttert, daß wirklich nur der Abschied eines Bruders dazu gehörte, um ihr Schrecken in die sanftern Empfindungen von Trauer aufzulösen. Er mußte noch in derselben Nacht abreisen. Ich mag nichts von den Thränen sagen, die hier geweint wurden; nichts davon, wie die Schwester mit unverhohlener Zärtlichkeit ihre Arme um den Nacken des Bruders schlug; keine Bemerkung darüber!

Der Premierminister.

Der Erbprinz in Neapel lebte in einem Strom von Zerstreuungen und Freuden aller Art. Die Briefe, welche er von Hause bekommen hatte, sprachen nichts, als vom Wohlsein seines durchlauchten Herrn Vaters, und wie derselbe wohl zufrieden sei, wenn der Prinz noch länger im Ausland bleiben, und fremde Gesetze, Sitten und Einrichtungen studiren wolle. Der Prinz hatte sich diese väterliche Güte wohl gefallen lassen, ungeachtet es ihm weniger um Gesetze, Sitten und Einrichtungen der Staaten, als um Opern und Hoffeste zu thun war. — Im Grunde hatte der junge Mann, der neben einigem Leichtsinn doch ein treffliches Herz besaß, nie recht erfahren, wie es mit der Gesundheit des Vaters stehe. Er war von seinen eigenen Leuten umgarnt und betrogen. Diese standen mehr im Sold des Premierministers, als des alten Herzogs. Daher wurden mancherlei Briefe unterschlagen, und Spiele gespielt, die zuletzt für die Spieler selbst nicht gut auslaufen konnten.

Da ich hier keine Staats-, Hof- und Intriguengeschichte zu erzählen habe, trete ich nicht weiter in die ohnehin noch bis zur jetzigen Stunde nicht ganz klar gewordene Sache ein, sondern melde nur, daß Roderich in Neapel ankam, und zwar von der Eile seiner Reise halb krank. Die Umgebungen des Prinzen hatten von dem, was daheim vorgefallen war, noch nicht unterrichtet sein können,

daher sahen sie ohne Argwohn die Ankunft des deutschen Landsmannes. Aber schon den zweiten Tag erfuhren sie die Wirkungen desselben.

Roderich trat zum Erbprinzen mit einem eigenhändigen Briefe seines durchlauchten Vaters — enthüllte ihm die Intrigue, durch welche theils der Herzog lange über Charakter und Geschäfte seines Sohnes, theils der Erbprinz über die Gesinnungen seines Vaters getäuscht war. Er vernahm, wie man durch allerlei Kunststücke ihn so lange als möglich von Deutschland zurückhalten, und dann mit der Zeit auch wohl um Alles bringen wolle.

Xavers Entschluß war rasch genommen. Er ließ seine Leute verhaften, und ihre Papiere untersuchen. Roderich zeigte sich brav. Acht Tage waren hinreichend, was man wissen wollte, ins Klare zu bringen; die Bösewichte zu strafen; die Schuldlosen auszusondern. — Ohne Verzug ging's zur Reise in die Heimath.

Erst wie sie mit einander im Wagen saßen, fiel's dem Prinzen ein, dem Kabinetsrath mit wahrer Herzlichkeit zu danken. Er hatte bisher, wie in schwerer Betäubung, gelebt. Er ergriff Roderichs Hand, drückte sie dankbar, und sagte: „Wie viel bin ich Ihrer Treue, Ihrer Klugheit schuldig! Ehre, Thron, vielleicht Leben, Alles!“

Roderich sträubte sich bescheiden, und setzte endlich lächelnd hinzu: „Gnädigster Herr, in dem Fall hätte ich nur den Stolz, eine alte Schuld abgetragen zu haben. Sie erkennen mich nicht mehr. Sie ließen mich studiren.“

„Wer? wie? ich!“

— Als Sie während eines gewissen Erdbebens in Garnison lagen.

„Was? ich kann doch nicht glauben, daß Sie . . .“

— Richtig, der bin ich und kein Anderer, der Bäckerjunge vom Erdbeben her.

„Und das Mädchen da, das kleine, wie hieß es doch?“

— Hat einen ehrsamen Leinweber geheirathet.

„Bon! Und wie in aller Welt kommen Sie an den Hof? wie in das Vertrauen meines Vaters? Warum schrieben Sie mir nie? Erzählen Sie mir doch!“

Roderich erzählte Alles, vom Erdbeben an, bis zum Strickbeutel, aber das Kapitel von der Bettlerfamilie ließ er aus. Ein Prinz muß nicht Alles wissen wollen.

Unsere Reisenden hatten die deutschen Grenzen kaum berührt, als der Prinz vom Tode seines Vaters Nachricht empfing. Den alten Herrn hatte ein Schlagfluß beim Nachtessen getödtet.

Der neue Herzog Xaver weinte bitterlich bei der Todesbotschaft: dann schloß er seinen dankbaren Roderich in die Arme und sagte: „Verlassen Sie mich jetzt nicht; werden Sie mein Rathgeber, mein Freund. Erhalten Sie mir durch Ihren Beistand, durch Ihre Treue, was Sie mir gegeben und gerettet haben.“

Die Prise Schnupftabak.

Daß der neue Herzog an seinem Hofe große Veränderungen vornahm — daß er bei dem Allen aber doch sehr gnädig selbst gegen diejenigen verfuhr, welche sich in die berüchtigte Verschwörung gegen ihn eingelassen hatten, ist bekannt. Eben so, daß er seinem Freunde Roderich, mit dem Rang eines Grafen, das Portefeuille des ersten Ministers übergab. Nicht aber so ganz bekannt ist, daß die Gräfin Wilhelmine durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt worden war, aus welcher sie nur durch das angenehme Wiedererscheinen ihres Bruders geweckt ward.

Die Gräfin lebte meistens auf ihren Gütern, denn der neue Herzog lud sie selten an den Hof ein. Der Herr Minister besuchte die Schwester freilich oft, aber doch für seine eigene Sehnsucht viel zu selten.

„Lieber Graf," sagte der Herzog eines Tages zu ihm, „man kann nicht zweien Herren dienen. Ich bemerke, Sie sind oft abwesend."

Der Minister ward feuerroth.

„Sie sehen die Gräfin oft. Die Gräfin weiß aber, wie viel Geschäfte Sie haben; warum kommt sie so selten zur Residenz."

Der Minister bekam den Husten.

„Ich muß die Geschichte enden, und möchte Ihren Liebesroman mit einer Hochzeit schließen, wie es in der Ordnung ist. Sie lieben doch die Gräfin?"

Der Minister stammelte: „Ihre Durchlaucht, es ist eine alte angenehme Bekanntschaft — ich liebe sie — gewiß, wie ein Bruder seine Schwester."

„Und wenn ich Sie zwänge, sich mit der schönen Gräfin zu vermählen, würden Sie mir's zürnen?"

„Ach!" seufzte der Minister: „wenn die Gräfin — — ich wäre der glückseligste aller Menschen! — Allein die Gräfin —"

„Gut, gut!" sagte der Herzog: „Ich bin der Gräfin ohnehin viel schuldig. Es thut mir leid, daß sie den Hof meidet. Vielleicht, weil ich wenig Gesellschaft sehe, hält sie mich für feindseliger, als ich bin. Wir sprechen uns wieder."

Folgenden Tags, da der Minister wieder zum Herzog kam, öffnete ihm dieser eilfertig eine Art Schrankthüre hinter Tapeten, von Papier, und sagte: „Geschwind treten Sie hinein. Die Gräfin kommt. Ich nehme sie ins Verhör — sie soll beichten — Sie sollen Alles hören — dann entscheiden Sie selbst."

Der Minister hatte gut gegen die Ueberraschung protestiren; er war schon im Schrank, und die Gräfin trat wirklich ins Zimmer.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeiten hob der Herzog in komischem Tone bittere Klage über die Nachlässigkeit seines Ministers, über seine öftern Abwesenheiten an, und bat die Gräfin, weil sie

doch in Bekanntschaft mit seinem Freunde stehe, diesem einen Wink zu geben.

Die Gräfin stimmte in den Scherz, ohne Verlegenheit zu verrathen.

Der Herzog fuhr darauf fort: „Aber noch eins, schöne Gräfin, in den Papieren meines Vaters finde ich unter andern auch eine Willensäußerung, Sie betreffend. Er hat mir darin aufgetragen, nicht nur wie ein Bruder für Sie zu sorgen, sondern selbst Aelternrechte über Sie zu üben und Sie zu vermählen."

Wilhelmine senkte die schönen Augen nieder. Sie konnte nichts erwiedern.

„Und kraft dieser mir theuern Verhältnisse darf ich Sie nun wohl fragen: hat Ihr Herz schon eine Wahl getroffen?"

Die Gräfin schwieg.

Roderich hinter der Tapete spitzte die Ohren — sein Herz schlug heftig. „Ach," dachte er, „wen wird Sie nennen?" Er horchte nach seinem eigenen Namen.

Indem sich Se. Exzellenz der Minister mit dem Kopf gegen die Tapete lauschend vorlehnte, kam er mit der Nase gerade in die Richtung über einen Regenmantel des Herzogs, der da hing. Der Herzog aber war ein gewaltiger Tabaksschnupfer, und zum Unglück mochten einige Tabaksatome in die Nase des nie schnupfenden Roderich gestiegen sein, denn er verspürte darauf alsbald Reiz zum Niesen.

Jeder kann sich die Verlegenheit der lauschenden Exzellenz leicht vorstellen.

Der Herzog, welcher von der Angst und Noth seines Freundes nichts wußte, setzte inzwischen das Gespräch mit der Gräfin fort, und fragte zuletzt: da ihr Herz, wie es schien, noch frei wäre, ob sie ihm erlaube, sie an einen vortrefflichen, edeln Mann zu vermählen, den er sich durch ihre Hand verpflichten möchte?

Die Gräfin war in diesem Augenblick mit ihrem Herzen in noch

bitterer Verlegenheit, als der Minister hinter der Tapete mit seiner Nase.

„Ich würde Ihnen, zum Beispiel,“ sagte der Herzog, „den Namen meines Freundes Roderich nennen.“

Die Gräfin ward feuerroth, aber antworten konnte sie unmöglich.

„Wie,“ sagte der Herzog, „Sie werden finster? Hassen Sie ihn?“

„Mit nichten,“ sagte die Gräfin, „ich schätze ihn.“

„Etwa wie eine Schwester den Bruder?“ fuhr der Herzog mit schelmischem Lächeln fort: „Und wie, wenn er zu Ihren Füßen läge — um Ihre Hand bettelte — wenn ich meine Bitten mit den seinen vereinte . . .“

Roderich lehnte sich wieder lauschend mit dem Kopfe an die Tapete, der Antwort begierig, und wehe, nun flog ihm eine ganze Prise Schnupftabak vom herzoglichen Mantel in die Nase. Es war kein Haltens mehr — umsonst versuchte der Unglückliche, seiner mächtig zu werden, besonders da er Wilhelminen noch sagen hörte: „Glauben Ew. Durchlaucht, der Graf wird es nie thun, so denkt er nicht, so hat er nie gedacht.“

Nun aber brach der geheime Nasenreiz so heftig aus, daß der Minister beim ersten Ruck mit dem Kopf durch die Papiertapeten erschien.

Hier war keine Zeit, weder zum Bereuen, noch zum Verbessern. Der Herzog fuhr zusammen, wie einst beim Erdbeben in der Backstube. Wilhelmine war nicht weniger betroffen über die Erscheinung des niesenden Kopfes. Der Minister aber erbrausete sechsmal durch das Loch in der Wand. — „Ach,“ rief er, „ich sterbe!“

Lachend ließ der Fürst seinen Freund aus dem Kerker. Roderich konnte den Lachern nichts erwiedern, als: „Die intriganten Rollen gelingen immer schlecht. Ew. Durchlaucht Mantel, mit Schnupftabak eingepudert, hat Alles verdorben. Ich will aber

bessern, wie ich kann!" Und damit lag er zu den Füßen seiner schönen Schwester, die vor Lachen unmöglich Nein sagen konnte.

Schluß.

Am Morgen nach der Hochzeit ließ sich ein Fremder melden, der schlechterdings keine Abweisung annehmen wollte. Der Minister, im Arm der jungen Frau, wies ihn dennoch ab. Da schickte der Fremde seinen Namen mit Bleistift auf einem Stückchen Papier geschrieben. Roderich las: „Heuwen."

„Was, der Baron von Heuwen?" rief Roderich, „mein alter Universitätsfreund? — Laßt ihn sogleich kommen!" Und nun erzählte er Wilhelminen, wie Heuwen sein bester Freund auf hohen Schulen gewesen; wie dieser der reichste, edelmüthigste und geistvollste Jüngling gewesen, den er auf der Universität gekannt, wie sie mit einander einen Bruderbund errichtet; wie Heuwen ihm noch beim Abschiedskuß gesagt: „Geht's dir übel, komme zu mir, Roderich, ich theile mit dir!"

Indem trat der Herr Baron herein. O Himmel, welche Veränderung! Roderich erkannte ihn kaum. Eine bleiche Gestalt, in halb zerrissenem, abgeschabtem Rock, kothigen Strümpfen, Schuhen, aus denen Fußzehen hervorragten — genug, eine Bettlergestalt vom Wirbel bis zur Sohle.

„Wie, Baron, bist du es?" sagte Roderich, der ihm in die Arme fliegen wollte, aber wie gebannt stehen blieb.

Heuwen verbeugte sich mit Anstand, und sagte mit Achselzucken: „Der bin ich — Ew. Exzellenz verzeihen meine Zudringlichkeit, aber ich bin Flüchtling. Ich flehe um Schutz. Man wird meine Auslieferung begehren."

„Warum denn?"

— Weil ich drei Loth Schnupftabak, statt Kaffee's kochte.

„Wie kamst du denn zum Kochen, Heuwen?“

— Weil ich einer alten gnädigen Frau die Schleppe abtrat.

„Die Schleppe?“

— Nun ja, ich war so tief gesunken, daß ich Schreibersdienste thun mußte.

„Du Schreibersdienste?“

— Allerdings, denn ich hatte meinen Adel an den Nagel gehängt!

„Wie so?“

— Ach, wegen eines Kanarienvogels meiner Tante.

„Es ist nicht möglich!“

— Freilich, denn dadurch verlor ich mein ganzes Vermögen, und ward blutarm. — So ist's. Ich war unglücklich, aber blieb rechtschaffen. Und das Unglück verfolgte mich bis zu Ew. Exzellenz Thürschwellen; denn wegen meiner Schuhe und Strümpfe wollten mich Ihre Leute auch noch vom Anblick meines ehemaligen Freundes trennen.

„Ich gestehe Heuwen, deine Antworten sind so sonderbar, ich begreife kein Wort davon.“

— Leicht möglich; aber wahr, bestimmt und richtig sind sie. Glück und Unglück hangen an Kleinigkeiten; und solche Bagatellen sind mächtiger, als alle Kenntnisse, Tugenden und Talente.

Roderich gedachte bei diesen Worten des Backtrogs, der ihn aus dem Staube der Niedrigkeit erhob; seine Wehmuth bei der Hammelkeule, die ihn in Verbindung mit der Gräfin Wilhelmine brachte; des Pudermantels, der ihn adelte; der verwünschten Medizin, die ihm seine Freiheit rettete; des Strickbeutels, durch welchen er Premierminister ward — und sprach: „Lieber Heuwen, ich werde deine Sachen untersuchen, und ist's, wie du sagst, so hoffe ich, bist du bei mir geborgen.“

Und Heuwen war geborgen. Redlich sorgte sein Freund für ihn.

II.

Die Vorrede.

„Was träumen Sie denn Liebes?“ fragte die Gräfin den Baron, als sie eines Nachmittags ins Theezimmerchen trat. Baron Heuwen saß, in Gedanken verloren, allein vor dem Theetische mit verschränkten Armen und vor sich hinstarrenden Augen.

Indem zuckte ein Wetterstrahl durch die heiße Luft, und ein Krachen mit Nachdonner folgte, wie wenn alle Thürme der Stadt zusammenbrächen. Heuwen regte sich nicht, sah nichts, hörte nichts; oder sah und hörte wohl, aber war gegen die Lufterscheinung sehr gleichgültig, weil seine Seele mit ganz andern Erscheinungen beschäftigt war.

Die Gräfin erschrak von Herzen bei dem Donnerschlag, und war um so mehr über Heuwen's Unbeweglichkeit erstaunt.

„Hören Sie denn nicht, Baron? Es donnert! Was machen Sie denn?“ — Heuwen erblickte die Gräfin. „Was ich mache, meine Gnädige? Projekte! Ich bin entzückt. Ich weiß, Sie werden das Köpfchen dazu schütteln. Aber ich falle Ihnen zu Füßen, Sie müssen mir Alles billigen.“

„Und was denn, zum Beispiel?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Ach!“ seufzte der Baron aus seinem Tiefsten: „das läßt sich wahrhaftig so mit drei Worten nicht abthun. Es klänge Ihnen vielleicht ganz närrisch, und doch ist es nichts weniger, als närrisch. Ich rechnete bei mir so: Gibt mir der Herzog durch die Fürbitte Ihres Gemahls ein ruhiges Aemtchen — nur ein Aemtchen in der Kanzlei, wo ich bei der Feder zusammenschrumpfe —

oder am Ende nur eine Thorschreiberstelle, dann — — ach, liebenswürdige Gräfin, das läßt sich unmöglich sagen. Sie begreifen es nicht, ohne lange Vorrede."

Indem rauschte der Gewitterregen mit großen Tropfen vor den Fenstern nieder, und Graf Roderich trat ins Theezimmer. „Aus unserer kleinen Lustfahrt wird heute nichts," sagte er, indem er seine Gemahlin in den Arm nahm und zum Theetisch führte: „wir bleiben den Abend unter uns."

„Nun, Baron," sagte die Gräfin, „so haben Sie Zeit genug, mir die längste Vorrede zu machen. Ich gebe Ihnen Zeit bis Nachts eilf Uhr." Sie erklärte ihrem Gemahl das gepflogene Gespräch.

„Und du, Heuwen," sagte der Minister, „bist mir noch immer die Geschichte deiner Schicksale schuldig. Die meinige hast du gehört."

„Richtig," versetzte der Baron, „das wäre eben die Vorrede, die ich zu machen hätte. Wenn ihr, liebe Leutchen, nun gerade bei Laune seid, mir zuzuhören, so will ich erzählen. Es wird etwas Teufelei durch einander geben, nota bene, wobei ich immer, als ein armer Teufel, am schlimmsten davon kam. Allein das laßt euch nicht anfechten, so wenig, als es mich angefochten hat. Ich bin der leibhafte Candide, und behaupte allen Teufeleien zum Trotz: „es ist doch die beste Welt."

Der Minister setzte sich mit seiner Gemahlin dem Baron gegenüber. Beide waren voll gespannter Neugier. Die Gräfin bediente von Zeit zu Zeit mit Thee. Heuwen erzählte ungefähr Folgendes:

Die Enttäuschung.

Als ich ein Jahr nach dir, lieber Roderich, die Hochschule verließ, in den Palast meines Vaters zurückkam und in die kurfürst-

liche Residenz, hatte sich, so schien es mir, in den wenigen Jahren meiner Abwesenheit die ganze Welt dort verwandelt. Alles war mir fremd und überraschend, selbst mein Vater. Ich liebte meinen Vater nur zu sehr, sonst, ich schwöre es dir, Roderich, weiß ich nicht, wie es mit meinen Verwirrungen geendet haben würde. Zweimal stand ich auf dem Sprunge, davon zu gehen und eine Reise um die Welt zu thun, oder mich bei den Hottentotten einzubürgern, oder gar Kapuziner zu werden. Zum Glück rettete meine kräftige, jugendliche Natur mir den zur Neige gehenden Verstand, und ich lernte wieder lachen.

Als Kind war ich unter heiligen Mahnungen und unter frommen Küssen einer herrlichen, ach, zu früh gestorbenen Mutter aufgeblüht; als Knabe in Einfalt und Unschuld von rechtschaffenen Lehrern erzogen worden. Ich liebte die Welt, die ganze Menschheit, weil ich Gott liebte. Ich sah mit freundlichem Sinn auf Personen geringern Standes, und mit Ehrfurcht auf Personen höhern Ranges, die, wie Götter, vor mir wandelten. Ich selbst hielt mich für den Unwürdigsten, alle Andern für die Edlern. Ich strebte, der Vortrefflichste zu werden. Die Tugend- und Heldenbilder des ganzen Alterthums hatten mich zur Tugend, zum Heldenthum begeistert. Von nichts, als diesen Mustern der Selbstüberwindung und Seelengröße, hatte ich als Knabe gehört. Und da ich endlich in Geheimniß und Lehre des Christenthums eingeweiht wurde, strahlte das Weltall vor mir in überirdischem Lichte.

So betrat ich die Hochschule. Du weißt es, Roderich, mit welchem Entzücken wir die klassischen Schriftsteller der Alten und Neuen beisammen lasen; wie sich unser Gemüth durch diese, durch die Worte unserer vortrefflichen Meister veredelte, zu deren Füßen wir saßen, um Weisheit zu lernen. Wir glühten für Wahrheit, Recht und Volksglück. Wir schworen in göttlicher Trunkenheit, den Besten der Welt gleich zu werden. Wir, und wenn du es

nicht für dich Wort haben willst, wenigstens ich, sah die Thorheiten, die Verbrechen, die Laster Einzelner nur für Ausnahmen an, die zu vermindern die fromme Angelegenheit der übrigen Menschheit wäre.

Nun kam ich in die Residenz zurück. Vier Jahre war ich abwesend gewesen. Ich kam mit heimlicher Furcht, weder so kenntnißvoll gefunden zu werden, noch so wacker, als man mich vielleicht erwartete. Hilf Himmel, gerade das Gegentheil! Es währte nicht vier Wochen, hieß ich den Einen der heilige Sonderling, den Andern das gelehrte Monstrum.

„Es freut mich, Thomas," sagte mein Vater zu mir, „du hast deine Zeit wohl angewendet, nur zu wohl. Aber du kommst mit ganz schiefen Vorstellungen von der Welt zu uns. Du hast das aus Büchern. Fort mit der Bücherweisheit! Von dem Allem läßt sich im wirklichen Leben nichts gebrauchen. Du mußt jetzt die Griechen Griechen sein lassen, und ein Deutscher werden, Weltmann, Hofmann, Staatsmann werden. Höre Alles, glaube Keinem; sieh Alles, und schweige; denke Alles, aber verrathe davon nichts; mache dich zum Werkzeug Aller, um dich unentbehrlich zu machen. Bist du dies geworden, sind Alle deine Werkzeuge geworden. Du bist jung, hübsch, unternehmend, geistvoll, von den ältesten Landesgeschlechtern und reich. Es kann dir nicht fehlen; mit der Zeit mußt du, nächst dem Kurfürsten, der Erste im Lande sein. Aber deine Büchernarrheit halte sorgfältig geheim wie einen Bruchschaden. Es ist ein Grundverderben unserer heutigen Hochschulen, daß man da den jungen Leuten den Kopf mit Idealen verrückt, die zur Welt so wenig nützen, als dem Blindgebornen ein Teleskop."

Gern hätte ich meinem Vater ein „Aber" entgegengesetzt; doch schwieg ich, weil ich wußte, er sei gegen mein Aber etwas eingenommen. Ich ward in die vornehmsten Zirkel der Residenz ein-

geführt. Man überhäufte mich mit Güte. Man streute mir Weihrauch mit vollen Händen. Mein Vater war entzückt. Ich aber fand doch das ganze Treiben, worin ich mich schnell einzufügen wußte, fade, gemein und sogar verstandlos. Ich bemerkte bald, die Menschen da insgesammt, die mit einander tanzten, spielten, liebelten, freundelten, die einander priesen und vergötterten, hätten einander Alle zum Besten. Keiner glaubte dem Andern, und doch fuhr Jeder fort, das Unglaubliche zu sagen. Jeder war Egoist und sah nur sich, indem er für Andere zu leben und zu sterben schien.

Man stellte mich dem Kurfürsten vor. Er empfing mich mit ungemein gnädigem Wohlwollen. Sein Hof war weit und breit als der feinste, als der glänzendste bekannt, der Kurfürst selbst von Dichtern und Prosaikern als Kenner und Gönner der Wissenschaften und Künste gepriesen. In seinen Gesprächen mit mir nahm er gelehrten Ton an. Ich bemerkte nur von seinen Redensarten, er habe aus den neuesten Schriftstellern der Franzosen eine gewisse Tünche angenommen. Wahr ist es, er opferte für die Wissenschaften und Künste ungeheure Summen; aber ich bemerkte bald, er opferte das seiner Glanzsucht und Ueppigkeit. Er unterhielt eine berühmte Akademie der Wissenschaften, und ließ die Schulen des Volks im erbärmlichsten Zustande. Sein Staat glich einem Menschen, der unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd verbirgt. Das Hoftheater kostete viel, aber ich bemerkte, die Sängerinnen und Tänzerinnen kosteten das Meiste. Es ekelte mich an, als ich inne ward, die goldene Ueberschrift des Opernhauses: „Künste veredeln die Sitten," sei eine goldene Lüge.

Ich erhielt Einladung und freien Zutritt am Hofe. Hier sah ich mich nun gar enttäuscht. Der Hof selbst war eine Art glänzender Schaubühne für die Welt. Im gemeinsten Pöbel und am Hofe erblickte ich die beiden Außenenden des rohesten Sitten- und Herzensverderbens, nur dort in plumpern, hier in gefälligern For-

men: dumme Bigotterie mit Gewissenlosigkeit gepaart, Irreligiosität mit Scheinheiligkeit, verführerische Huld mit niederträchtiger Tücke. Wie beim Pöbel, so hier, war Spiel und Schmaus, Geld und Wollust das Höchste, dem man nachjagen mußte. Der Fürst glaubte Alles wohl zu ordnen, und ward von Allen wohl betrogen. Tugend, Wissenschaft, Verdienst galten durchaus nichts, oder etwa so viel, wie die goldene Inschrift am Opernhause. Man regierte das Volk, um Geld aus dem Volke zu ziehen; den Staat, wie eine herrschaftliche Domäne, die rentiren soll. Der Kurfürst hatte im Grunde sein Land bloß den Ministern verpachtet, die ihm jährlich ein Gewisses an Baarschaft einliefern mußten, unbekümmert, woher sie es nähmen und wie viel sie behielten; die Minister hatten das gleiche System bei den untergeordneten Stellen eingeführt.

Der Fürst aber galt als großer Regent in der Welt; denn er unterschrieb nicht nur Alles eigenhändig, oft ohne die Sachen zu lesen, sondern er las auch aus Langerweile oder Neugier zuweilen Bittschriften und Memoriale, und verfügte mit Machtsprüchen, ohne daran zu denken, ob damit Gesetze gebrochen würden; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Sachen besser einsähe, als jeder seiner Räthe. Er glaubte dies um so mehr, da er den Zustand seines Landes genau zu kennen glaubte. Vierteljährlich mußten von allen Gemeinden und den untersten Stellen der verschiedenen Geschäftszweige die Ergebnisse der drei letzten Monate in Tabellen gebracht werden. Die Regierungen der Provinzen zogen dann den Fünftelsaft aller Tabellen in Hauptsummen und Hauptthatsachen, zu einer General-Provinzialtabelle, zusammen. Im Ministerial-Büreau schrumpften die Provinzialtabellen wieder zu einer General-Staatstabelle zusammen, groß genug, daß sie der Kurfürst beim Frühstück, indem er die Chocolade trank, gemächlich übersehen konnte. Dann bildete er sich ein, den Zustand seines Volkes ganz speziell mit allwissendem Auge zu überschauen.

Nun denkt euch, liebe Leutchen, wie mir zu Muthe ward; mir, mit meinen frommen Urbildern aus der Knaben- und Jünglingswelt! Ich stand auf dem Sprung, den Glauben an die Menschheit oder meinen Verstand zu verlieren.

Das Amt.

Mein weltkluger Vater setzte mir den Kopf wieder zurecht. Er sah wohl ein, gegen meine Begriffe von dem, was sein solle, dürfe er nicht in offene Fehde treten. „Du hast vollkommen Recht," sagte er, „was du schilderst, ist wahr, nur ein wenig grell gemalt. Aber was willst du, Thomas? In und mit dieser Welt mußt du nun einmal leben. Es bleiben dir noch zwei Wege übrig. Entweder du sinkst aus deiner Höhe zu ihr nieder, oder du erhebst sie zu deiner Höhe. Ersteres kannst du nicht. Ich möchte dich in diesem Pfuhl der Gemeinheit und des Unverstandes nicht untergehen sehen. Das Andere zu thun, wohnt Kraft genug in dir. Ja, du kannst der Wohlthäter deines Vaterlandes werden; du mußt es werden. Ich verlange es. Aber beginne mit Besonnenheit. Du wirst begreifen, daß sich Hof und Staat nicht von einem Jüngling in Sturm und Drang reformiren lassen. Die Männer nennen dich jetzt schon spottweise den Philosophen mit dem Flaumbart, und die Weiber dich den jungen Bär, der erst geleckt werden müsse. Es fehlt dir also das Zutrauen; dies erwirb dir."

„Wie kann ich das unter solchen Menschen, Vater?" sagte ich. „Es ist nicht möglich."

„Für dich kinderleicht!" sagte er: „Du stellst dich ihnen gleich, ohne ihnen gleich zu werden. Du rückst in eine öffentliche Stelle ein. Der Kurfürst ist dir günstig; du wirst schnell steigen. Nicht deine Wissenschaften, nicht deine Tugenden werden dich erheben, das weißt du selbst; sondern dein gefälliges Mitmachen dessen, was

Andere machen, deine äußere Liebenswürdigkeit, dein alter Adel, dein Vermögen. Ohne Zweifel wirst du mit der Zeit einer der reichsten Cavaliere des Landes. Außer meinem Vermögen, hast du noch das Vermögen meiner Schwester, der Baronesse Brandenberg, zu erwarten; es sind volle anderthalb Millionen. Zwar ist noch eine Cousine von Seite ihres verstorbenen Mannes Miterbin; aber es ist ein schwächliches Mädchen. Im Nothfalle ließe sich mit einer Mariage zwischen dir und ihr das Schlimmste verhüten. So wirst du steigen, von Stelle zu Stelle. Du bist jung; du kannst weit kommen. Stehst du einst an der Spitze aller Geschäfte: dann, Freund, dann reformire!"

Ungefähr so sprach mein Vater, und ich sah wohl ein, es lasse sich nichts Besseres thun. Mein Vater war außer sich vor Freuden, als er mich endlich gestimmt und geneigt sah, ohne anders ins Geschäftsleben einzutreten. Es war bei der Hofkammer eine Rathsstelle offen. Mein Vater gab mir Befehl, mich darum zu bewerben. Er könne da nichts für mich thun, weil er mit dem Finanzminister für den Augenblick in gespanntem Verhältniß lebe, der, weil er dem Kurfürsten in einer Liebschaft geholfen, die Ministerstelle bekam, auf die mein Vater gerechte Ansprüche zu haben geglaubt hatte. „Aber," setzte er hinzu, „du mußt dich nicht unmittelbar an den Minister wenden, sondern an die junge Frau von Laflute; sie ist des Ministers Geliebte; sie vermag Alles über ihn; sie scheint dir gewogen zu sein."

Ich wandte mich zu der allmächtigen Dame. Sie war die Wittwe eines Generals. Ich fehlte nie in ihren Zirkeln. Sie zeichnete mich aus, sobald ich ihr meine ganz besondere Aufmerksamkeit bewies. Als ich von der Rathsstelle sprach, sagte sie: „Die wird Ihnen doch gewiß bei Ihren Verdiensten nicht entgehen? Ich weiß wohl, der alte Kammerassessor Liebmann wirbt darum; er hat sich auch an mich gewendet, und seine gegenwärtige

schlechte Besoldung, seine starke Familie — ich glaube, der Mann hat neun Kinder — und seine langen Dienstjahre in Anschlag bringen wollen. Allein er ist nur ein Bürgerlicher. Sie haben mehr Verstand im kleinen Finger, als der alte Federfuchs unter der Haarbeutelperücke. Wenden Sie sich an den Minister, ich rede noch heute mit ihm."

Die Sache war abgethan; der Minister sagte mir die Stelle zu. Da erst erfuhr ich, daß mein unglücklicher Nebenbuhler, der Assessor Liebmann, ungerechnet die Dürftigkeit seiner Lage, ein alter, treuer Staatsdiener von vielen Kenntnissen sei, und ein wackerer Mann daneben. Ich schämte mich vor mir selbst, ihm vorgezogen zu werden; lief zum Minister und that auf die Stelle Verzicht. Meine Ernennung war schon ausgefertigt, und sollte dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt werden. Der Minister sah mich mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sagte mir die allerverbindlichsten Sachen über meine Großmuth und über seinen Verdruß, mich nicht in seinem Departement angestellt zu sehen. Hintennach erfuhr ich, er habe meine Entsagung für ein boshaftes Werk von Seite meines Vaters gehalten, und sei diesem ein noch unversöhnlicherer Feind geworden.

Liebmann ward Kammerrath. Auch mein Vater schüttelte den Kopf über meine Narrheit, wie er es nannte, besann sich aber bald und sagte: „Du hast Recht, Thomas. Es ist mir gewissermaßen lieb, daß du kein Subordinirter des Finanzministers bist. Die diplomatische Carriere ist dir für dein großes Streben angemessener, führt dich auf kürzerm Wege zum Ziel. Graf Terpen ist zum Gesandten nach Paris ernannt, das übrige Personal der Gesandtschaft aber noch nicht bekannt. Mache dich an die reizende Tulipine; von ihr erfährst du Alles; durch sie vermagst du Alles. Ich inzwischen werde von andern Seiten für dich arbeiten.

Es war mir nicht schwer, der reizenden Tulipine anzukommen.

Sie war die erste Tänzerin und genoß die höchste Gnade des Kurfürsten. Wöchentlich einmal war Abendgesellschaft bei ihr. Man sah da die interessantesten Männer des Hofes und der Stadt. Mehrmals hatte ich mich dazu eingefunden. Nun blieb ich nie zurück, und empfing selbst Erlaubniß, ihr zuweilen bei der Morgentoilette aufwarten zu dürfen. Die Tulipine wär ein leichtsinniges Geschöpfchen. Ich konnte nicht anders, als sie verachten oder bedauern, sie, die bei der größten Anmuth im Aeußern durchaus ohne moralische Anmuth blieb. Mich behandelte sie spielend und mit einer närrischen Hoheit, als wäre ich ein einfältiger Schulknabe. Ihre Frechheit raubte ihren Reizen allen Zauber.

Aus der Staatskanzlei empfing ich, ohne nur einen andern Schritt dafür gethan zu haben, das Patent als geheimer Legationsrath bei der Gesandtschaft nach Frankreich. Eine Stunde später trat mein Vater fröhlich zu mir ins Zimmer und verkündete: er habe gegenwärtig starke Hoffnung, daß ich dem Kurfürsten mit einigen Andern zur Auswahl für die Begleitung der Gesandtschaft werde in Vorschlag gebracht werden. Ich müsse jetzt nur bei der Tulipine artig sein, um meine Nebenbuhler zu verdrängen. — Ich zeigte ihm die Ernennung. Er stutzte. „Bravo!“ rief er: „Du übertriffst meine Erwartungen.“

„Aber ist es nicht schändlich,“ sagte ich, „daß der Staat, oder wir, eine Stelle, die so bedeutend ist, einer Tänzerin danken müssen?“

„Tänzerin, oder nicht, mein Schatz! Es geht hier unterm Monde Alles menschlich zu. Eine Tänzerin hat oft mehr Takt, als mancher Minister.“ — Das war die Antwort meines Vaters.

Der Gipfel des Glücks.

Ich weiß nicht, ob eine Tänzerin, oder eine Köchin, oder eine Kammerdame den Grafen Terpen zum Gesandten gemacht hatte.

Es war eben ein erbärmlicher Mensch, dessen Verdienst einzig in der Kunst kleinlicher Intriguen, und in einem gefälligen Aeußern bestand. Er wußte zu figuriren und den Gesandten zu spielen. Die Geschäfte machte ich zuletzt allein. Er war's wohl zufrieden, streifte seinen Vergnügungen nach und sammelte, zu den Berichten an unsern Hof, Geschichtchen aus der Pariser **Chronique scandaleuse**, die der Kurfürst gern las.

Unser Aufenthalt in Frankreich dauerte drei Jahre. Mein Vater meldete mir, wie man am Hofe viel Wesens aus meiner Art mache, die Geschäfte zu behandeln. Denn, daß ich sie machte, war kein Geheimniß, weil man den Grafen zu gut kannte, und noch mehr, da der Kurfürst mir zuletzt Alles übertrug, als Terpen in der letzten Zeit, durch die Folgen seiner Ausschweifungen, zu Allem unfähig ward. Er lag noch unter den Händen der Aerzte und Wundärzte, als unsere Aufträge in Paris durch einen sehr vortheilhaften Vertrag zwischen unserm und dem Versailler Hofe glücklich beendet waren. Terpen verließ Paris endlich, um seine Gesundheit in den Bädern herzustellen; ich ging mit dem übrigen Gesandtschaftpersonal in die Heimath zurück.

Hier war ich am Hofe und in der Stadt mit einer Auszeichnung empfangen, die wahrhaftig über mein Verdienst ging. Der Kurfürst sagte mir in der ersten Audienz viel Gütiges, und erklärte sich zu meinem Schuldner. Mein Vater vernahm unter der Hand, daß ich zum wirklichen geheimen Kabinetsrath auserseben sei, und vom Kurfürsten selbst, daß er mich an seinem Namenstage mit dem Hausorden dekoriren werde. Mir widerfuhr die Ehre, daß ich in das „kleinere Kränzchen“ aufgenommen ward, wie man die Abendgesellschaften nannte, worin der Kurfürst nur seine Vertrautesten beiderlei Geschlechts sah. Da las man vor, machte man Spiele, führte man kleine französische Komödien auf, und trieb man allerlei Possen im freisten Ton. Mir gefiel zwar

der Ton nicht; aber desto besser gefiel ich den Tongebern. Man hielt mich allgemein für den Günstling des Landesherrn, oder wenigstens für nahe daran, es zu werden. Minister, Generäle, Kammerherren und Kammerjunker, Geheime- und Staatsräthe, Gesandte und Prälaten kamen mir entgegen, schlossen sich an mich, flogen meinen Wünschen zuvor. Selbst im bewußten kleinern Kränzchen galt ich mehr, als die meisten Uebrigen. Das gab mir eine gewisse Zuversicht zu mir selbst; ich benahm mich unbeengter, und eben dadurch gefiel ich noch mehr.

„Du bist auf gutem Wege, Thomas!“ sagte mir mein Vater: „Du wirst in Kurzem des Herrn rechte Hand. Gräfin Tangelheim liebt dich.“

„Du bist auf bösem Wege, Thomas!“ sagte dagegen meine Tante, die Baronesse Brandenberg: „Hüte dich vor der jungen Tangelheim; sie ist eine kleine, listige Schlange; sie stellt dir nach. Ich weiß es genau und gewiß. Ich weiß noch mehr; aber ich sage es dir nicht. Die nächsten Monate werden dir es sagen. Sei klug; laß dich nicht fangen. Thue mit ihr keinen entscheidenden Schritt, ohne mein Vorwissen, sonst sind wir beide auf immer geschieden!“

Ich hatte keine Achtung für die „Politik“ meines Vaters, denn Politik pflegte er gern, mit einer Art von Selbstgefälligkeit, seine Kunst zu nennen, im alltäglichen Getreibe des Umgangs von Andern Alles zu errathen, von sich nichts errathen zu lassen und so sein Ziel zu verfolgen. Ich hatte aber auch alle Achtung für die anderthalb Millionen meiner Tante, zumal wenn sie mit Trennung drohte. Indessen war mir die Gräfin Tangelheim gar nicht gefährlich. Ich muß gestehen, man fand nicht leicht eine edlere Gestalt, im feinsten Ebenmaß schlank aufgewachsen, ein schöneres Gesicht, ein seelenvolleres Mienenspiel, fast zu seelenvoll für ein Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren; daneben

genug Vorstellungen gethan. Er hörte mich nie. Ich erstaunte nur darüber, daß er das Wesen so lange hat treiben können. Allein er wußte es schlau genug einzurichten, daß man ihn für reicher hielt, als er war. Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir können das nicht auf die Familie kommen lassen. Verkaufe was du hast, bezahle was du mußt; Alles unter dem Vorwande, du seiest entschlossen, das Land zu verlassen. Man wird dir glauben. Du hast dich am Hofe als rechtschaffener Cavalier betragen. Ich nehme dich zu mir auf. Du sollst nicht verlassen sein."

Der Rath der Baronesse war vernünftig und edel dazu. Ich vollzog ihn. Jedermann war überzeugt, daß ich, gebeugt von der Ungnade des Hofes, nicht länger mit Ehren im Lande bleiben könne. Ich zahlte alle Schulden meines Vaters ab. In der That reichte aber die väterliche Verlassenschaft nicht hin. Die Baronesse Brandenberg mußte noch tausend Louisd'or hinzufügen. Das hielt etwas schwer. Sie gab lieber guten Rath, als gutes Geld. Ich, dem nichts geblieben war, wovon er sich ein Mittagsbrod kaufen konnte, mußte doch eine Schuldverschreibung machen, ihr, sobald ich zu Geld käme, das Kapital mit Zinsen zu fünf Prozent wieder zu entrichten. Ich empfing in ihrem Hause einige Zimmer, und durfte an ihrem Tische das frugale Mahl mit ihr theilen. Dafür mußte ich ihr in allen Dingen gehorchen, wie ein frommes Kind, und sie fleißig in die Kirche begleiten, weil sie ungemein gern betete.

Der Sprung aus dem frivolen Treiben eines üppigen Hoflebens in die nüchternen Umgebungen einer alten, betlustigen und mitunter etwas eigensinnigen Frau war ein so jäher Satz, daß er mir wohl hätte das kalte Fieber zuziehen können. Ich freute mich zum Glück einer gesunden, kräftigen Natur, und war noch gar froh, für einmal so weit geborgen zu sein. Auch hatte ich zur Entschädigung mancher Entbehrungen immer die Aussicht auf eine Erbschaft von anderthalb Millionen. Wohl dem, der etwas zu hoffen hat!

Langeweile.

Aber, das darf ich gestehen, im Entbehren mußte ich mich ritterlich üben. Denn ich befand mich jetzt in der Residenz so vereinzelt, daß es mir zuweilen vorkam, ich wäre eben erst als Fremdling zum Thore hereingefahren, oder mit Aussatz geschlagen. Da kannte mich von allen meinen tausend ehemaligen Bekannten und Verehrern keine einzige Seele mehr. Die mich sonst vergötternden Freunde wichen mir aus, wo sie mich sahen. Klopfte ich an — nirgends ward mir aufgethan. Einige, die mir nicht zuviel Mühe machen wollten, waren so höflich, mit wenigen Zeilen zu melden, ich möchte sie gefälligst mit Besuchen verschonen. Das ging so vom ersten Kammerherrn bis zum letzten Livreebedienten. Sogar der ehrliche Kammerrath Liebmann, der mich tausendmal versichert hatte, er werde zu jeder Zeit für mich, seinen Wohlthäter und hohen Gönner, wenn es sein müßte, das Leben lassen, gerieth in wahre Höllenangst, als ich ihn einst auf einem Spaziergang anredete. Er versuchte alles Mögliche, sich von mir loszumachen. Ich belustigte mich an seiner höflichen Verzweiflung, und hielt ihn fest. Da brach er in den Schmerzensseufzer aus: „Herr Baron, wenn uns Jemand sähe — —“

„Nun, was denn? Wir thun ja nichts Unrechtes!“ sagte ich.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, wollen Sie mich und meine Familie schlechterdings ins Verderben stürzen? Ich kann ja nichts für Sie thun.“ Und mit diesen Worten ging er im langen Doppelschritte davon, todtenbleich, links und rechts schielend, wie ein Dieb in der Furcht, ob man ihn belauert habe.

Anfangs wollte mir zuweilen mein Zustand nicht ganz gefallen, und die Erbärmlichkeit der Menschen mich verdrießen. Wenn ich aber daran dachte, wie vollkommen unschuldig meine Person an allen den Verwandlungen sei, hob mich Selbstgefühl über allen

Hof- und Stadtpöbel hinaus, und die ganze Herrlichkeit der Welt erschien mir nur in drolliger Beleuchtung. Vor der Hand hatte ich mich sehr glücklich zu schätzen, daß man mir erlaubte, in der Residenz zu athmen. Ich besorgte allergnädigste Landesverweisung. Aber nach einem halben Jahre konnte ich mich beruhigen. Am Hofe war ich so vollkommen vergessen, als wäre ich schon zur Zeit der Sündfluth gestorben, oder noch nie geboren. Inzwischen, wie ich durch meine allwissende Pflegerin vernahm, genoß die Gräfin Tangelheim auf einem entfernten Gut, auch unvermählt, stiller Mutterfreuden, und der Marschallsarm ihres Bruders war so steif geheilt, daß ich wenigstens gegen diesen Arm schußfrei blieb.

Beschränkt auf den Umgang mit der Tante — denn an ihren Gesellschaften nahm ich keinen Theil, wenn ich nicht gezwungen ward, den ehrbaren Matronen auf irgend eine Weise, bis man die Spieltische vornahm, die Zeit zu verkürzen — flüchtete ich zu meinen Klassikern. Um mich in guter Laune mit dem heutigen löschpapiernen Zeitalter zu halten, las ich Horazens oder Juvenals Satyren, oder des Tacitus Werke voll heiligen Zorns, oder Gibbons Verfall der Römerwelt. Um aber doch auch im Leben etwas zu nützen, versuchte ich mich als Schriftsteller. Ich schrieb ein Werk: „Alte und neue Zeit“, worin ich Staatsformen, Sitten, Heerwesen und übrige Verhältnisse der Griechen und Römer mit denen der heutigen Völker zusammenstellte, wo dann die Staaten unserer Tage mit ihren bezopften und gewichsten Kriegern, allgewaltigen Mönchen, Staats- und Glaubensgeheimnissen u. dgl. freilich etwas übel fuhren. Der Buchhändler wünschte mir zum großen Dank die Hölle auf den Hals, denn er hatte den größten Schaden, weil man mein Buch verbot, konfiszirte und durch Henkershände verbrannte. Um den armen Mann zu entschädigen, kehrte ich den Handschuh um, und schrieb das berühmt gewordene Werk: „Ueber den Mechanismus der moralischen Welt“, welches

fünf oder sechs Auflagen erlebte und die Lieblingsleserei aller Staatsmänner ward. Es ist bekannt, daß ich darin unwidersprechlich bewies, die Völker seien Maschinen, und müßten wie Automaten behandelt werden; die Stände des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgers und des Bauern seien noch nicht scharf genug geschieden; und ich deutete auf die Vortheile, welche man durch die Vereuropäerung des indischen Kastenwesens gewinnen würde. Ich trat in die kleinsten Einzelnheiten ein, und entwickelte mit größtem Scharfsinn den Nachtheil alles Schulwesens und Lesens alter oder neuer Schriftsteller, die unermeßliche Wichtigkeit der Stammbäume und Soldatenzöpfe, der Titulaturen u. s. w.

Sogar die Tante, welche außer ihren Gebetbüchern nichts zu lesen pflegte, las das vielgepriesene Werk, ohne zu ahnen, daß es unter ihrem Dache geschrieben sei, und empfahl mir sehr nachdrücklich, es mit Andacht zu studieren, ja, wo möglich, auswendig zu lernen, weil mich das über die geheimen Tiefen der Staatskunst aufklären würde. Hätte ich nicht die Bescheidenheit gehabt, meinen Namen, als Wiederhersteller der wahren Staatswissenschaft, zu verschweigen: wer weiß, ob ich nicht wenigstens den Ruf als Oberhofmeister oder Erzieher irgend eines Kron- oder Erbprinzen erhalten haben würde. Aber diese Bescheidenheit verdammte mich, fort und fort von den Almosen der frommen Baronesse zu leben, die zwar meine Tante war, jedoch, seit ich von ihrer Gnade abhing, den Gnadenton einer alten gnädigen Frau gegen mich angenommen hatte. Sie gab mir nach und nach allerlei kleine Hausbeschäftigungen; ich mußte Sekretariatsverrichtungen thun, mußte ihr Gebete vorlesen; Stammbäume und Wappenbücher kopiren; ihre kleine Familie bedienen, und letzteres war kein geringes Geschäft. Denn die kleine Familie bestand aus wenigstens zwanzig bis dreißig Vögeln aller Art, die in allen Zimmern des Hauses zerstreut wohnten, und aus sechs bis sieben Katzen, die in kein

Zimmer kommen durften, als ins Speisezimmer und ins Schlafgemach der gnädigen Frau. Alle diese holden Geschöpfe verlangten sorgfältige Pflege. Um die nicht immer wohlgelaunte Tante bei gnädiger Laune zu erhalten, beflis ich mich meines Amtes mit größtem Eifer, und bekam endlich das stolze Selbstgefühl, ich verdiene mein Brod. Wirklich war die Baronesse durch meine Hilfleistungen in den Stand gesetzt, einen Bedienten zu entbehren, der ohnedem ein gewaltiger Esser war, was sie, als eine „rohe Sinnlichkeit", gar nicht liebte.

Dann und wann freilich dünkte mich mein Dasein und Thun etwas nichtswürdig; doch ein Gedanke an die anderthalb Millionen beruhigte mich wieder. Ich tröstete mich, daß mancher rechtschaffene Mann noch Geringeres thun müsse, in der Hoffnung, ein Stückchen Band fürs Knopfloch oder einen silbergestickten Ordensstern auf den Rock zu verdienen. Auch schien die Stunde meiner Erlösung zu nahen. Denn die fromme Baronesse hatte schon seit langer Zeit gekränkelt, und ihre Schwäche nahm so zu, daß sie zuletzt nicht einmal mehr in die Kirche gehen konnte. Sie sprach mit mir auch öfter vom Sterben, aber nur, damit ich sie widerlegen sollte. Denn der Tod war ihr in den Tod zuwider. Ungeachtet sie vielmals diese Welt ein Jammerthal nannte, und von den Freuden der himmlischen Seligkeit mit großer Erbauung sprach, wollte sie doch dem Jammerthal, mit so schönen Vögeln und Katzen versorgt, nicht gern Valet sagen.

Daher, als sie mir einst auftrug, einen Notarius rufen zu lassen, mit dem sie gewisse sehr ernste wichtige Sachen abzuthun habe, die sie schon längst gern abgethan hätte, erschrak ich wirklich. „Wie denn?" sagte ich: „Sie sind vielleicht verstimmt, meine gnädige Tante. Sie sehen wirklich recht wohl aus. Warum an ein Testament denken? Lassen Sie das noch. Zerstreuen Sie sich."

„Te-sta-ment?" stammelte sie ganz überrascht mit sehr ge-

zogenem Tone, als wollte das Donnerwort nicht über die blassen Lippen, und dazu warf sie einen stechenden Blick auf mich. Es erfolgte eine Pause. Dann rollten mit Blitzesschnelle die Worte hervor: „Wer denkt an so etwas? Du vielleicht, und, wie es scheint, sehr lebhaft. Ich sterbe dir vielleicht nicht früh genug? — Geduld, Herr Baron, so weit sind wir einstweilen noch nicht. Trösten Sie sich. Den Notar lassen Sie rufen, mehr habe ich nicht befohlen; um das Uebrige bekümmern Sie sich nicht, Herr Baron."

Der Kanarienvogel.

Das bekenn' ich, Uebereilung war es von mir, das fatale Wort Testament auszusprechen. Ich hätte mir selbst einen Backenstreich geben mögen, ob ich gleich aus bloßer wahrer Gutmüthigkeit gefehlt hatte. Vom Notarius vernahm ich nachher, daß die Tante zur Schlichtung eines zweiundzwanzigjährigen Prozesses die förmliche Erklärung zum Vergleich mit der Gegenpartei hatte aufsetzen lassen.

Ich war den Tag freundlicher als je gegen sie, sie aber mürrischer als je gegen mich. Und weil denn selten ein Unglück allein kommt, kam es leider auch diesmal nicht allein.

Es war Abend. Ich befand mich im Speisezimmer, wo ich beim Schimmer einer Kerze, umringt von einer Schaar murrender, spielender, mauender, kletternder Katzen mein frugales Nachtessen hielt. Die Gesellschaft gab mir schlechte Unterhaltung; deswegen las ich, wie ich immer pflegte, ein Buch, das erste beste, wie es mir in die Hände fiel. Diesmal war es Lucius Annäus Seneca vom Zorn. Bisher hatte mich die Leidenschaft, gegen welche der Lehrer Nero's eifert, wenig angefochten. Daher billigte ich von Herzen Alles, was er sagte, und gab zuweilen einer oder der andern von den mauenden Favoritinnen, wenn

sie zu unverschämt wurden, ohne allen Zorn Seneca's Zorn auf den Kopf.

Während dieser philosophischen Unterhaltung hörte ich mit einem Male zu meinem größten Erstaunen den Klang einer Orgel, die nicht nur im Hause gespielt, sondern ganz in der Nähe zu ertönen schien. Kurz vorher hatt' ich sie von der Straße herauf gehört. Ich verließ den Tisch und trat in den Gang. — „Was ist das?" fragte ich eine Magd, die neugierig vor der Thür des Saales stand, der an das Kabinet meiner Tante stieß. „Der Mann mit der Drehorgel sagt, die gnädige Frau Baronesse habe ihn heraufgerufen. Darum ließ ich ihn in den Saal treten."

„Ei, ei," dacht' ich, „mit der guten Tante steht's übel. Solche Gelüste pflegt sie sonst nicht zu haben. Das ist ein böses Vorzeichen." Inzwischen ich noch über den wunderlichen Einfall glossirte, hörte ich die Baronesse einen entsetzlichen Schrei thun. Ich trat eilig in den Saal. Da stand der alte Kerl mit seiner Drehorgel, und leierte ganz wohlgemuth sein Stückchen, während sein Bube neben ihm die Bilder einer Zauberlaterne auf die Wand fallen ließ. Die Tante, einsam in ihrem an den Saal grenzenden Kabinet, eben mit dem Abendgebet und himmlischen Dingen beschäftigt, war außer sich gewesen, als sie den profanen Walzer einer Drehorgel so nahe vernahm. Sie hatte die Thür des Kabinets gegen den Saal aufgerissen, und an der Wand gegenüber den hellen Schein der Zauberlaterne, und im Lichtkreis den Tod mit Stundenglas und Hippe erblickt, wie er eine Königin zum Tanz führte, die ungefähr das Alter der Baronesse haben mochte. Eine solche Erscheinung war für sie, der noch immer vom Morgen her das fatale Wort Testament im Ohr klang, allerdings nicht sehr lächerlich.

Daher konnt' ich mir ihren Schrei erklären. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte sie den Leiermann gewiß nicht gerufen, son-

dern der Kerl, wahrscheinlich aus dem Fenster des benachbarten Hauses aufgefordert zu kommen, hatte die Hausthüren verwechselt, und, von der Magd, die erst seit wenigen Tagen zu der Baronesse in Dienst getreten war, in den Saal geführt, da Platz genommen. Indessen eilte ich der Baronesse zu Hilfe. Sie hatte vermuthlich im Schreck einen Rücksprung gethan. Denn der kleine Arbeits- und Bettisch sammt der darauf stehenden Kerze war umgeworfen, und sie selbst lag ohnmächtig am Boden. Ich hob sie aufs Sopha mit wahrer Seelenangst. Ich bemerkte wohl, es sei noch Leben in ihr. Ich rief die Magd, die erlöschte Kerze anzuzünden. Während dem tappte ich im Halbdunkel umher, eine Wasserflasche zu finden, die sonst nie im Zimmer der Baronesse fehlte. Ich nahm die erste, welche mir in die Hand gerieth. Ich füllte mit dem kühlen Naß meine Hand und besprengte so reichlich das Antlitz der Ohnmächtigen, daß sie wunderschnell zum Bewußtsein zurückkam. Sie verkündete ihre erwünschte Genesung mit einem kräftigen Stoß ihrer Faust gegen meine Brust, daß ich, der sich deß am wenigsten versah, fast rücklings zu Boden taumelte. „Verruchte und verfluchte Wirthschaft!“ schrie sie kreischend: „Schaffe mir den Kerl mit der Orgel fort!“

In der That, der Leiermann orgelte ruhig im Saal sein Stückchen, während sein Bube die fernern Szenen des Todtentanzes an der Wand aufführte. Ich — im Diensteifer — packte den alten Orgeler und warf ihn zur Thür hinaus und zur Treppe. Hier verlor der dumme Teufel vom Schrecken, oder von der Nachwirkung meines Stoßes, das Gleichgewicht so vollkommen, daß er mit seinem Kasten von Stufe zu Stufe die breite Stiege hinabrollte. Die Orgel schrie noch ein paar Mal unter ihm erbärmlich; dann ward Todesstille.

Jetzt überlief mich die Angst, der Mensch habe vielleicht in seiner Uebereilung den Hals gebrochen. Ich horchte. Der mit dem

Licht herbeilaufenden Magd befahl ich einstweilen, vor allen Dingen zur Baronesse zu gehen, die noch im Dunkeln saß. Zu meinem größten Vergnügen hörte ich endlich den Alten sich drunten aufraffen; aber nun hob er an, auf eine lästerliche Art zu fluchen, daß von seinem Geschrei das weite, leere Haus erbebte. Ich war im Begriff, ihm Schweigen zu empfehlen, als ich von der Tante im Kabinet noch ein weit tolleres Geschrei hörte. Wahrhaftig, nun kam ich in Noth, wohin mich zuerst wenden? In meinem Leben war ich in solchem Gedränge nicht gewesen.

Zum Glück traten Kutscher und Bedienter der Baronesse eben ins Haus, die ihre Abendpromenade gemacht hatten. Ich befahl ihnen, dem heillosen Schreier drunten das Maul zu stopfen, und flog auf Flügeln der Dienstfertigkeit zur Tante zurück. Allein indem ich ins Kabinet eintrat, überraschte mich neues Wunder. Die Baronesse saß mit einem Spiegel in der Hand auf dem Sofa, grimmig wie ein Panterthier, und im ganzen Gesicht, wie am Hals, auch auf den Kleidern, schwarzgefleckt, wie ein Panther. Ich erkannte sie kaum, so seltsam war sie entstellt. Aber mein Blick auf die vermeinte Wasserflasche, die noch neben ihr stand, belehrte mich bald, daß ich das Meiste zur Verwandlung der gnädigen Frau beigetragen hatte. Ich hatte statt des Wassers in der Dunkelheit eine Flasche ergriffen gehabt, worin unser Dintenvorrath zu sein pflegte, und mit der stygischen Fluth, die ich der Ohnmächtigen angesprengt, ihre fliehenden Lebensgeister glücklich zurückgerufen. Ich stand unbeweglich und steif, und fühlte leibhaftig an mir selbst, wie dem Weibe Loths zu Muthe gewesen sein mag, als es in eine Bildsäule verwandelt ward.

Natürlich, ich stammelte demüthige Entschuldigungen. Lange wurde ich nicht gehört. Endlich gelang es mir doch, das Wort zu erhalten und meinen Mißgriff in der allgemeinen Verwirrung der Dinge nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar ziemlich zu recht-

fertigen. Denn ich stellte vor, hier sei es um Lebensrettung zu thun gewesen, und wenn ein Mensch in Gefahr wäre, zu ertrinken, zöge man ihn auch wohl, und wäre er ein König, bei den Haaren aus den Wellen.

Alles war, meiner Meinung nach, bei der Tante wieder auf dem besten Wege; denn vermittelst der einfältigen Magd ward offenbar, daß der Orgelmann mit seinem Todtentanz ganz ohne mein Wissen und Wollen den Teufelsspuk im Hause angerichtet habe. Zwar gnädig war das Mienenspiel der Tante eben noch nicht; doch nahm sie meine Entschuldigungen an, und verzieh mir die „Etourderien und Betisen,“ wie sie es, die Worte scharf betonend, nannte. Allein mein Unstern wollte durchaus nicht aufhören, mich zu verfolgen.

Denn siehe, da kam Kätzchen Semiramis herein. Alle unsere Katzen nämlich trugen unsterbliche Frauennamen aus dem hohen Alterthum; da sah man noch Kleopatra's und Zenobien, Aspasien und Tomyris. Ich hatte in der Verwirrung der Dinge vergessen, die Thür des Speisezimmers hinter mir zu schließen, und nun waren die Bestien ausgebrochen und hatten Hausdurchsuchung auch in Zimmern angestellt, wohin sie nie den Fuß setzen durften. Mit einem Sprung war die barbarische Semiramis auf dem Sofa und auf dem Schoos ihrer Gebieterin, und diese, als sie ihre Favoritin streichelnd näher betrachtete, stieß einen erbärmlichen Schrei aus. Denn ein Liebling fraß den andern auf; die Semiramis hatte den Kanarienvogel Bibi zwischen den Zähnen. Bibi war wirklich ein allerliebstes Thierchen, nicht nur der Stimme, sondern auch der Zahmheit wegen. Es pflegte im Saal zu wohnen, da auf einem Tannenzweig unterm Spiegel zu sitzen und zu schlafen, und von der Tante eigenhändig gefüttert zu werden. Es pflegte, sobald sie in den Saal trat, ihr zwitschernd entgegen zu fliegen, um sie zu liebkosen. Und Bibi war todt!

So viel Thränen hatte die Tante um den Tod meines Vaters nicht vergossen, als sie jetzt um Bibi vergoß. Ich mußte die mordsüchtige Semiramis forttragen. Aber die hochbetrübte Baronesse ließ mich den Abend auch nicht mehr ihr Antlitz schauen. Alles hätte sie mir verziehen, aber den Tod ihres lieben Bibi — das ging über ihre Kräfte hinaus.

Folgenden Morgens verkündete sie mir, daß wir uns als geschieden betrachten müßten. Sie gab mir ein Reisegeld von zehn Louisd'or, und bedauerte kalt, nicht mehr thun zu können; denn auch der gestrige Schattenspieler war noch erschienen, und hatte Schadenersatz für seine zerbrochene Orgel verlangt, widrigenfalls er die Gerichte anrufen müsse.

Wie man philosophiren lernt.

Ich läugne nicht, bitterer Unwille stieg in mir auf; nicht gegen die Baronesse, denn die kannte ich ja, und daß sie mich am Ende, wie einen gemeinen Domestiken, verabschiedete, war in der Ordnung der Dinge, weil ich mich selbst zum Bedienten hingegeben hatte: sondern gegen mich, daß ich, für schnöde Hoffnung auf anderthalb Millionen, mich herabgewürdigt hatte, solche elende Rolle bei ihr zu spielen. Indessen dachte ich an die fürstlichen Höfe, und wie da Mancher, um weit weniger, noch niederträchtigere Dienste leisten muß. Und ich war doch Neffe, und die Baronesse meines Vaters Schwester! — Aber eine Bitte um Versöhnung, ein Wort um Gnade, konnte ich nicht über die Lippen bringen. Ich nahm die paar Goldstücke, als wohlerworbenen Lohn; sagte mit stolzer Verachtung ein kaltes Lebewohl; packte Kleider und Wäsche; schickte den Reisekoffer mit Fuhre hundert Meilen weit nach Wien und wanderte ihm wohlgemuth zu Fuß nach, mein Glück in der offenen Welt zu suchen.

Noch war ich keine zwei Stunden gewandert, rollte mir eine glänzende Equipage entgegen. Ich sah im halboffenen Wagen den Marschall Tangelheim, den ich lahm geschossen, und seine Schwester, die Gräfin, deren Gemahl zu werden ich verschmäht hatte. Beide erkannten mich, und wandten ihr Gesicht mit Verachtung von mir ab, wie höflich ich sie auch grüßte.

Diese Erscheinung gab mir zu allerlei Betrachtungen Stoff. — Was habe ich mir vorzuwerfen, daß ich nicht, wie diese, in glänzender Equipage dahin rollen kann, sondern, als armer Verbannter, aus der Vaterstadt wandern muß, wo mich jetzt Keiner mehr kennen will? Daß mein Vater übel hausgehalten, war nicht meine Schuld gewesen; daß ich auf Kosten des Ehrgefühls eben nicht meinen Namen zum Liebesmantel machen wollte, um damit die Schande einer Gräfin und ihres durchlauchten Liebhabers zu verhüllen, war keine Todsünde; daß ich an dem Unglücksabend Dinte mit Wasser verwechselte und Semiramis den Bibi fraß, kann der strengste Richter nicht mit dem Verlust von anderthalb Millionen strafen — Item, ich war nun, wie man zu sagen pflegt, auf die offene Landstraße hingesetzt, und mußte Jagd auf Abenteuer machen.

Am Ende nützen weder Klugheit, noch treue Dienste, um in der Welt sein Glück zu gründen, wenn man bestimmt ist, der Spielball widerwärtiger Umstände zu werden. Ich möchte deßwegen auch keinen Premierminister, keinen Generalfeldmarschall, keinen Kardinal und Papst, für weiser, klüger und besser, und keinen Landstreicher, Bettler, Bauer und Handwerksburschen für unweiser oder schlechter halten, weil jene in Seiden und Gold, diese in Lumpen gehen, jene in Palästen, diese in Hütten wohnen. Alle spielen unterm Monde die Rollen, nicht welche sie wollten oder erwarteten, sondern die ihnen das Verhängniß gab.

Das aber soll den Muth des Mannes von Kopf und Herz nicht niederschlagen. Denn wahrhaftig, Tugend und Einsicht müssen

auch keine Münzen sein, mit denen man sich bloß Paläste, Equipagen und Prachtkleider kauft; sonst macht man das Edlere zum Mittel für das Geringere. Sondern eben der innere Schatz, das ist der Schatz des Menschen; das sein Glück, seine Hoheit, seine Herrlichkeit. Alles Andere unterm Mond ist Kartoffel oder Ananas, von denen, jenseits der Zähne, nichts Ersprießliches mehr übrig bleibt.

Ungefähr das waren meine Gedanken, die mir der Anblick der Tangelheimischen Equipage erregte. Ich hatte schon bei der Baronesse Brandenberg philosophiren gelernt; aber doch war mir, besonders wenn ich auf meinen ehemaligen Stand am Hofe zurücksah, die Sache zuweilen etwas sauer angekommen. Ich war, wie es die meisten Menschen sind, ein Gewohnheitsthier, und mußte mich erst von den falschen Einbildungen entwöhnen, die man uns, als Kindern, über den Werth der Dinge, über Schein und Wirklichkeit, über Glück und Unglück, über Ziel und Mittel zu geben pflegt. Am Hofe hatte ich, wenn es Anlaß gab, wohl auch mitunter über Philosophen mich lustig gemacht, weil ich mir darunter entweder einen gelehrten Narren, oder pedantischen Schulfuchs dachte. Jetzt hatte ich in der Schule des Schicksals philosophiren gelernt, und begriffen, daß ein Mensch, der seine Leidenschaften bändigen, Geburt, Geld, Würden, Pracht, Ruhm und andere Gaben des Zufalls für Nichts, aber freien Sinn, reines Herz, zufriedenes, gottergebenes Gemüth für das Edelste halten kann, nothwendig dem großen Haufen, vom Throne herab bis zur Bettlerhütte, als beklagenswerther Querkopf erscheinen muß.

Ihr seht, ich war ein ziemlich guter Philosoph aus der alten Schule geworden, und, unter uns gesagt, ich bin es noch und will es bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie, liebenswürdige Gräfin, zuweilen das Näschen dazu rümpfen könnten.

Als ich in Wien angekommen war, sah ich meine kleine Baar-

schaft schon ziemlich eingeschmolzen. Ich mußte darauf denken, Brod zu verdienen. Ein sein Brod verdienender Baron ist aber bekantermaßen ein Unding. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist. Ich hatte daher unterwegs schon meine Baronschaft abgethan, und mich aus einem Thomas von Heuwen kurzweg in einen ehrlichen, freien Thomas Heu umgebürgert.

Thomas Heu suchte als Gelehrter sein Unterkommen, als Hauslehrer, als Professor u. dgl. Allein er suchte vergebens, weil er keine Empfehlungen, keine Zeugnisse vorweisen konnte, und nichts als einen Paß und seine Kenntnisse besaß. Um nicht auf der Straße schlafen zu müssen, verkaufte er seine Brillantringe, und versuchte nebenbei sein Glück, als Miniaturmaler. Es war für ihn wenig zu verdienen. Er mußte spottwohlfeil arbeiten und verzehrte mehr Geld, als er einnahm.

Indessen brachte mich meine neue Kunst mit andern Künstlern in Bekanntschaft, unter andern mit einem gewissen Maler Herebert. Der Mensch gefiel mir. Er war von immer fröhlichem Sinn, sehr genial, äußerst gutmüthig, aber noch ärmer, als ich; ich unterstützte ihn; doch lange konnte das nicht dauern, wenn ich selbst dabei nicht zum Bettler werden wollte.

———

Pater Vitalis.

Eines Tages kam Herebert zu mir und sagte: „Weißt du was, Heu! Hier in Wien müssen wir beide verhungern, und lernen für die Kunst nichts. Gehen wir beide nach Rom; studiren wir da die Werke der alten Meister; vollenden wir uns! Kommen wir dann nach Jahr und Tag zurück: so sind wir gemachte Leute. Dann fehlt's uns nicht. Schon das Wort: Ich bin in Rom gewesen! ist ein Zauberwort für die großen Herren."

„Aber, Herebert, wovon die Reisekosten bestreiten?"

„Ei, Brüderchen, ich spiele die Violine nicht übel, wie du weißt; du bläsest ja die Flöte trefflich. Wir musiziren von Dorf zu Dorf, und kommen so mit freier Zeche in Lust und Freuden nach Rom. Und dort lebt ja der auch, der den jungen Raben ihr Futter gibt."

Der Einfall war nicht übel. Fort von Wien wollt' ich; mir war's gleich, wohin. Wo konnte ich wissen, daß mein Waizen blühe? Ich kaufte dem Herebert die Violine, mir die Flöte. So wanderten wir über das Gebirg. Im ersten italienischen Dorf versuchten wir, an einem Sonntage, unsere neue Kunst. Alles ging über unsere Erwartung. Wir machten die Jugend des Dorfs bis tief in die Nacht springen und ärnteten gut. Aber folgenden Tages hieß es bei uns: wie gewonnen, so zerronnen. Wir kamen im Gebirg zu einer Bande Kesselflicker, Korbflechter und Knopfmacher, die nach Gaunerart im Gebüsch lagerte. Die Kinder spielten, die Weiber wuschen Hemden oder kochten; die Männer trieben ihr Handwerk. Sie luden uns zu Gast. Die Eierkuchen dufteten uns lieblich an; Hunger hatten wir; wir schlugen also das freundliche Anerbieten nicht aus. Dafür, nach gesättigtem Magen, spielten wir ihnen eins auf. Man sang und tanzte. Als wir aber Abschied nahmen, verlangten sie Zahlung für die Bewirthung, das heißt, unser Geld. Die Kerls umringten uns mit Pistolen und Stileten, während die Weiber und Kinder unsere Taschen leerten, und alle Falten unserer Kleider nach verborgenen Schätzen durchfühlten Im Hut hatt' ich Geld, Uhr und Ringe, alles verloren. Man nahm uns die Habersäcke mit Kleidern und Wäsche, und nur mit vielen Bitten erhielten wir, daß man uns Violin und Flöte ließ. An Gegenwehr war hier nicht zu denken.

Das Abenteuer war verdrießlich, doch brachte es uns gar nicht um die gute Laune. Vielmehr wir belustigten uns weidlich über die tolle Szene, und fanden in ihr große Aehnlichkeit mit dem

politischen Treiben der feinen Welt. Es ist ein ganz eigenes und gar nicht unangenehmes Gefühl, gar nichts zu haben, als sich selbst; die weite Welt unter den Füßen, und das waltende Schicksal über dem Haupt.

Wir flöteten und geigten uns glücklich durch Italien. Der Sonn- und Fest- und Markttage ist in Italien kein Mangel, und das kam uns zu statten. Wohlgemuth zogen wir in Rom ein und hatten noch ein paar Bajocchi übrig. Der Anblick der unsterblichen Weltherrscherstadt, von wo aus die europäische Kultur ging, und große Staatsmänner und Helden lange Zeit, nach ihnen kluge Bischöfe, fremde Völker und Könige in Unterwürfigkeit hielten, bestärkte mich sehr in meiner philosophischen Fassung. Was ist von den Thaten und Werken der Weltherren geblieben? Cäsars geistiges Leben in seinen Kommentarien ist für uns nach Jahrtausenden noch mehr werth, als die ganze Reihe seiner Siegesfelder. Statt des Kapitols übt noch der Vatikan die Rechte, welche Geistesüberlegenheit immer über Geistesschwäche hat. Aber die Nationen wachsen an Einsicht, und bald wird die Curia romana außer dem Patrimonium Petri keine Befehle mehr ertheilen.

Mein Reisegefährte war so glücklich, schon den andern Tag in Rom alle Schulden tilgen zu können, die er bei mir in Wien gemacht. Er hatte nämlich ganz zufällig in einem Kaffeehause einen jungen Fürsten gefunden, dessen Lehrer er einst gewesen war. Dieser, von alter Anhänglichkeit und durch Mitleid über das bittere Loos des guten Menschen und genialen Künstlers bewogen, hatte ihn zu sich genommen. Herebert sollte ihn nun, als Maler, durch Italien begleiten. Sein fürstlicher Gönner stattete ihn freigebig aus.

Mir war das Schicksal gar nicht so hold. In der Kunst war ich bloß Liebhaber. Doch versuchte ich's mit dem, was ich hatte und wußte, mich zu vervollkommnen. Aber mit dem Reißblei und mit dem Pinsel, oder auch nur mit der Flöte, etwas Geld zu ver-

dienen, dazu war keine Hoffnung. Ich lebte von dem, was ich durch Hereberts Freundschaft empfing. Auch dies dauerte nicht lange, denn Herebert verließ Rom bald im Gefolge seines Fürsten, bei dem er umsonst Anstellung für mich gesucht hatte. Unterdessen blieb kein Winkel Roms mir ungesehen, und wohlgemuth und sorgenlos lebte ich von einem Tag in den andern hinein. Ich war reich, weil ich wenig Bedürfnisse hatte. Zuletzt, da meine kleine Baarschaft abnahm, dachte ich schon daran, Italien wieder zu verlassen, als mir neue Hilfe kam.

Auf einer steinernen Bank vor einem Kloster in der Nähe Roms saß ich eines Tages, als sich ein alter Mönch mit schneeweißem Bart freundlich zu mir niederließ. Wir traten zusammen in Gespräch. Meine Einfälle belustigten ihn, weil ich ein Deutscher war. Denn auch er war ein Deutscher und nannte sich Pater Vitalis. Da er meine geldbedürftige Lage erfuhr, lud er mich für alle Tage in seinem Kloster zu Gast, und so konnte ich ohne Kummer meinen Wunsch erfüllen, noch länger in Rom zu bleiben. Von Zeit zu Zeit unterstützte mich auch der wackere Geistliche mit einigem Gelde. Er nannte mich nur seinen Sohn, und ich ehrte ihn wie einen Vater. Er gab sich viele, aber vergebliche Mühe, mir irgendwo ein anständiges Plätzchen in einem guten Hause zu verschaffen.

„Mein Sohn," sprach er eines Tages, da ich mit ihm auf der Höhe der Villa Albani lustwandelte, „das Glück ist dir nicht hold in Italien. Ich rathe dir, es auf vaterländischem Boden zu versuchen."

Dies Wort gab mir Anlaß, ihn zu versichern, daß ich kein Glück suche, sondern wenn ich nur Kleider und Nahrung habe, beides zur Nothdurft, ließe ich mir's genügen. Da das Wenigste genüge, meine kleinen Bedürfnisse zu stillen, wäre ich immer im Stande, das Wenige zu erwerben, müßte ich es auch als Almo-

sen nehmen; denn ich schäme mich der Almosen so wenig, als der Arbeit. Ich bäte ihn daher, sich meinetwillen keine fernere Mühe und Bekümmerniß zu machen. Ich wäre so reich, wie der Vogel in der Luft, dem die Welt gehöre.

„Doch mußt du an die Tage des Alters denken, denn sie denken an dich, mein Sohn; jene Tage, von denen du sagen wirst, sie gefallen mir nicht. Du mußt daran denken, dir einen bleibenden Sitz zu schaffen. Auch der Vogel in der Luft weiß sein Nest.“

„Ehrwürdiger Vater,“ sagte ich, „soll ich thörichterweise meine schönen Tage vergeuden und opfern, um im Alter ein paar Jahre, statt Brod und Salz, einen Braten, oder, statt des Lagers auf Stroh und Laub, ein Federbett zu haben? Ist es der Mühe werth? Weiß ich, ob ich ein spätes Alter erreiche? Und wenn ich es erreiche, weiß ich nicht, daß Gott dann auch nahe ist?“

„Aber was ist der Zweck deines Reisens, mein Sohn?“

„Ei nun, ehrwürdiger Vater, diese Welt zu sehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiser zu werden, das heißt, glücklicher. Ich treibe es, wie die alten Philosophen der Griechen es treiben; ziehe umher, wie sie, zu den fremden Völkern und lerne. Habe ich meine Lehrjahre vollbracht, werde ich irgendwo mein Erlerntes den Menschen nützlich machen können.“

Der Alte lachte, stellte sich vor mir hin und betrachtete mich von Kopf zu Fuß mit einem sonderbaren Blick. „Du bist wahrhaftig mehr, als ich glaubte!“ rief er aus: „Laß dich in deinem Lebensplan nicht stören. Du hast das rechte Ziel ergriffen. Ich gestehe dir, du bist auf dem Wege zum höchsten Gut; denn ich verstehe dich, weil ich denselben Weg gegangen bin, und mein Ziel nicht verfehlt habe. Daß ich zuletzt in ein Kloster ging, geschah, weil ich müde vom Wandern war, und es mir gleichviel galt, wo ich ausruhte. Ich habe die Welt vielseitig gesehen. und Alles anbetungswürdig gefunden, was ich von Gottes Werken

sah, und wenig Löbliches an dem gefunden, was ich von Menschen gethan sah. Ja, ich gestehe dir, daß ich oftmals glaubte, allein in der Welt zu sein mit meinem Gott, und daß ich nicht zum menschlichen Geschlechte gehöre, mit dem ich der Gestalt nach verwandt war. Denn ich verstand der Menschen Treiben nicht, und ich ward von ihnen nicht begriffen."

„Aber," sagte ich, „ehrwürdiger Pater Vitalis, Ihr fandet doch Ausnahmen von der Regel?"

„Allerdings," antwortete der Greis, „göttlichen Geistern begegnete ich, aber nur einzelnen, zerstreuten, verkannten, oder sich selbst vor dem feindseligen Geschlechte verbergenden Engeln, die sich nicht hatten ihre Kindesheiligkeit im spätern Alter entweihen lassen. Ihre Kindesheiligkeit! Denn die Kinder sind edler, als die Aeltern, reiner, leidenschaftfreier, vorurtheilloser, zärtlicher, menschenliebender, harmloser. Einem wahrhaft weisen Manne kann nicht wohl sein unter den Alten; er ruft daher mit dem Sohn Gottes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Und wenn wir nicht werden, wie sie, können wir nicht ins Himmelreich eingehen."

„Ach, Pater Vitalis, so ist das Himmelreich noch fern von dieser Welt."

„Leider, mein Sohn, noch fern; aber es kommt! Die Welt ist noch sehr jung. Was bedeuten sechstausend Jährchen, von denen die Weltgeschichte spricht? Alles schreitet der Vollendung zu. Glaube mir das, und glaube es der Weltgeschichte. Die heutige Menschheit ist noch ganz ungöttlich, bloß dem Thierischen nachjagend, dessen Ekelhaftigkeit sie durch Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, Handel, Erfahrung zu verhüllen, und behaglicher zu machen sucht. Wie muß dem reinen Menschen unter diesen Kunstthieren zu Muthe sein? Siehe an unser gemeines Volk in den Dörfern und Städten: es sind geist- und leibeigene Geschöpfe, mit der Hauptbestimmung von der Wiege bis zum Sarge, nichts

Wichtigeres zu kennen, als sich aus ihrer Erdscholle Futter zu ziehen, und andern Stärkern, die nicht arbeiten, sondern im Müßiggang prassen wollen, davon die Hälfte abzugeben. Siehe an die sogenannten Großen, die Höfe der Mächtigen: sie sind nur geschminkter, geputzter, aber nicht minder thierisch. Sie wollen nur Geld, nur Herrschaft, nur Gewalt, nur Wollust. Siehe an unsere Heere: Hunderttausende gehen hinaus, Hunderttausende zu schlagen, zu morden, zu berauben, nicht für ein heiliges, unveräußerliches Recht, sondern wie gedankenlose Maschinen für eine Grille der Höfe, für die Laune eines Herrn, oder seines Dieners, oder auch seiner Beischläferin. Siehe an unsere Kirchen: ach, mein Jesus, wie übel hat dich die Welt verstanden und begriffen! Es ist Heidenthum rechts und links; der Altar dient dem Priester, der Mensch macht die Religion. Siehe an unsere sogenannten gebildeten Stände: was ist ihr höchstes Gut? Recht haben zur Ungerechtigkeit gegen Andere, Titulaturen, Geld, Stolz auf thierische Abstammung von Vorfahren. Siehe an unsere Gesetzgebungen: sie strafen die Verbrechen an dem Schwachen, und die Starken, welche das Gesetz geben, verhöhnen dasselbe durch Unzucht, Ehebruch, Raub, Mord und andere Bosheit. Wer straft sie? — Siehe an unsere Staatenordnungen: es sind Schöpfungen nicht zum Besten der Völker sowohl, als der Einzelnen, welche die Völker wie Eigenthum und Gut betrachten. Das Alles schon hatten die Perser, Meder und Assyrer und Andere vor Jahrtausenden, nur mit andern Namen. Und gerade, weil das schon längst in der Welt gewesen, überredet man sich, es müsse das so sein, und könne nicht anders werden, ohne Frevel zu begehen. Wahrhaftig, mein Sohn, es ist ein frevelvoller Aberglaube, ein Ding um seines Alters willen ehrwürdig zu preisen. Nichts ist ehrwürdig, als das Göttliche, als das Ewige; aber dies ist am wenigsten im Alten, darum sollen wir es unter uns herstellen. Wie kann das alte

Thierische ehrwürdig sein? Es taugt eben darum am schlechtesten, weil es alt worden ist."

Ungefähr so sprach der menschenfreundliche Pater Vitalis. Er sprach vor mir stehend, wie der Jünger Jesu einer. Nun ging ich von nun an zu ihm in die Schule. Rom mit allen seinen Kunstschätzen hatte nichts Herrlicheres, als diesen erhabenen Mönch, diesen Vitalis, den Keiner kannte und achtete.

Die Terra santa.

Allein ich genoß der Belehrung des ehrwürdigen Vitalis nur noch während der Wintermonate. Der folgende Frühling legte ihn ins Grab und bedeckte ihn mit seinen Blumen.

Wenige Tage vor seiner Auflösung besuchte ich ihn. Er war sehr schwach, doch heiter und freundlich. „Mein Sohn," sagte er, „ich fühl's in meinem Innern, Gott ruft meinen Geist zu andern Verbindungen. Meine achtundachtzig Jahre sind mir wie Traum. Ich fühle, daß ich noch derselbe bin, der ich in meinem achten Jahre war: nur daß dieser Leib um mich her morsch geworden ist. Ich freue mich eines neuen, edlern Zustandes, den mir die ewige Liebe anweisen wird. Glaube mir, dem Sterbenden, es ist nichts erquickender in den letzten Stunden des Athmens, als das Bewußtsein einer festen Gottinnigkeit, die man durch das volle Leben getragen hat, und daß man zuletzt weiß, *warum man eigentlich gelebt habe*. Das wissen Millionen und Millionen nicht. Sie kommen, wie die Pflanzen und Thiere des Feldes, nähren sich mühsam, pflanzen ihr Geschlecht fort, und sterben."

„Ich habe," fuhr er fort, „noch eine kleine irdische Sorge um dich. Bald kann ich dich nicht mehr unterstützen. Doch will ich dir einen kleinen Zehrpfennig geben, mit dem du durch Italien

getrost wieder nach Deutschland gehen kannst. Er liegt hier.“ Und bei diesen Worten zeigte er auf ein kleines Kästchen und einen Pergamentbrief neben sich. „Sieh', die Italiener sind voll Aberglaubens und Vorurtheils; das ist der letzte Schimmer oder die erste Morgenröthe einer Religion, und darum immer achtungswürdig. Ein frommer Aberglaube wiegt noch immer ein philosophisches System der Unreligion auf, das heißt, eine künstliche Schutzrede des Bestienthums der Menschheit. Laß unsere Italiener vor ihren heiligen Bildern anbetend knien; selbst wenn sie eine Hebe oder Ceres, vor denen schon das heidnische Rom opferte, christlich als die Gottesgebärerin verehren. Besser, daß sie es thun, als nichts Heiliges mehr kennen. Nicht der Staub, sondern der Sinn ist das Heilige. — Nimm dies Kästchen. Es enthält Erde vom heiligen Grabe zu Jerusalem, welche ein frommer Mönch, der vor mehrern Jahren in diesem Kloster gestorben ist, von seiner Wallfahrt aus dem gelobten Lande mitbrachte, und mir als sein Vermächtniß hinterließ. Das Pergament ist die päpstliche Urkunde von der Aechtheit und Verehrungswürdigkeit der Terra santa, oder des heiligen Grabstaubes. Nimm dies. Man wird dir kleine Theile dieser Erde gern und theuer bezahlen, und du wirst bis Deutschland nicht Mangel leiden, wenn du dich mit gehöriger Klugheit benimmst; wiewohl diese Erde, wenn sie vom heiligen Grabe ist, nicht edler ist, als andere Erde. Nicht der Staub, sondern die Andacht ist das Heilige.“

Ich dankte dem guten Pater. Er nahm heitern Abschied von mir. Den folgenden Tag war er viel schwächer; er sprach kaum mehr, sondern schlummerte meistens. Am dritten Tage, als ich kam und er mich erblickte, lächelte er mich zufrieden an, schloß die Augen, lächelte nach einigen Minuten im Schlafe, und athmete nicht mehr.

Pater Vitalis wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich sein.

Er ist der Höchste unter allen Sterblichen, die ich je kennen gelernt hatte. Ihn kannten Wenige.

In Rom war nun meines Bleibens nicht länger. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen, liebenswürdigen Mannes aus der Schweiz gemacht; er war seiner Kunst nach Arzt, seiner Gemüthsart nach, bei vielen trefflichen Eigenschaften, leichtsinnig und dabei arm wie ich, oder vielmehr noch ärmer als ich. Ich weiß nicht, durch welche Umstände er nach Rom gerathen sein mochte. Er sehnte sich nach Deutschland zurück. Ich machte ihn zu meinem Reisegefährten, und wies ihm das Vermächtniß des Pater Vitalis, das uns Beiden helfen könnte. — Bei den Römern selbst fand ich von meiner Terra santa gar keinen Absatz. Man muß in den Fabriken nicht feil bieten, was man dort selbst fabrizirt. Aber ein paar Tagreisen von Rom entfernt, stieg die Terra santa schon im Preise. Die päpstliche Urkunde, von der, bei jedem Verkauf einer Portion Erde, eine notarialische Abschrift genommen ward, rettete uns vielmehr vom Verdacht, gemeine Landstreicher und Betrüger zu sein. So bereicherten wir manche Kirche, und die Kirchen hingegen bereicherten uns. Bald konnten wir uns aus dem Erlös von unserer Waare anständiger kleiden; bald, statt zu Fuß wandern zu müssen, einen Vetturino miethen. Am Ende verdroß uns, bei so bewandten Glücksumständen, Italien allzuschnell verlassen zu müssen. Wir gingen nach Neapel, von Neapel nach Florenz. Wir durchzogen die ganze schöne Halbinsel nach allen Richtungen, und litten nie Mangel.

Freilich, die Terra santa im Kästchen nahm ab; aber in der Ueberzeugung, daß eine Erde so heilig sei, als die andere, füllten wir fleißig nach, und das päpstliche Zeugniß sprach so segnend für die eine, wie für die andere. Nie ist Grund und Boden in Italien theurer verkauft und nie lieber bezahlt worden. Wir trieben einen Handel eigener Art; indessen er war, wie jeder Reliquien-

handel. Mit einer Prise Staub machten wir beglückte Leute. So viel vermag der Glaube.

Sobald wir deutschen Boden berührten, nahmen Glauben und Kauflustige ab. Zum Glück hatten wir gut gesammelt und sparsam gelebt. Ich verkaufte zuletzt in einer reichen Abtei das Kästchen, frisch gefüllt, sammt der Originalurkunde um eine namhafte Summe. So kamen wir wieder nach Wien, mitten im Winter. Da blieb ich, um das Frühjahr zur Fortsetzung meiner Wanderungen, und Nachrichten von der Baronesse Brandenberg zu erwarten, der ich in der Hoffnung schrieb, sie werde den Tod Bibi's verschmerzt und mich wieder begnadigt haben.

Voller Sehnsucht harrte ich der Antwort. Sie kam; aber von fremder Hand. Ich erfuhr, meine Tante habe das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht; ihre einzige geliebte Nichte sei zur Universalerbin erklärt; sie wäre weder meiner noch irgend eines Andern, sondern nur ihrer hinterlassenen Katzen und Vögel mit einem Legat eingedenk gewesen, und habe die Universalerbin zur Vollstreckerin ihres letzten Willens erklärt. Das ward mir auf Befehl der Universalerbin, vom Gemahl derselben, freundvetterlich gemeldet.

Glücklicher ging es meinem Reisegesellen, dem Schweizer. Die russische Regierung lud damals Aerzte aus Deutschland, die sich im Norden ansiedeln wollten, unter vortheilhaften Bedingungen ein. Mein Schweizer empfing Empfehlungen und ging nach Rußland. Im Vorbeigehen will ich noch von ihm sagen, daß ich ihn nach einigen Jahren zufällig wieder in Deutschland traf, als er aus Rußland verwiesen zurückgekommen war, und trotz der Gefahr, nach Sibirien wandern zu müssen, noch einmal dahin wollte. Beim Glase Wein vertraute er mir sein seltsames Schicksal. Er war im Norden begünstigter Liebhaber einer Fürstin geworden. Zum Wahrzeichen dessen zeigte er mir ein Armband von köstlichen Brillanten

schimmernd, das er, als Geschenk der Geliebten, auf dem bloßen Arm unter Hemd und Rock trug. Ich warnte ihn vor der Rückkehr; man scherze dort mit Verwiesenen nicht. Er ging demungeachtet. Nie habe ich wieder von ihm vernommen.

Das Haus des Invaliden.

Ich wünschte meiner Tante sanfte Ruhe, und verzieh ihr gern, mich zum Philosophen, statt zum Millionär gemacht zu haben. Es war mir an den anderthalb Millionen weniger gelegen für mich selbst — denn auch mit anderthalb Kreuzern konnte ich froh leben — als es mir für Andere lieb gewesen wäre, damit wohlthätig zu wirken. Denn ich läugne nicht, wie gering auch meine Bedürfnisse waren, eins blieb dennoch vorherrschend und ich konnte es nicht stillen, nämlich nützlich zu sein. Der achtzigjährige Vater Vitalis lebte schon in den Tagen der Kraftlosigkeit, als er mit aller Verzichtung bloß der beschaulichen Lebensweise angehörte; ich aber blühte in der Fülle meiner Kraft, und hatte edeln Thatendurst, den ich vergebens zu befriedigen sann. Man will nicht umsonst in der Welt dastehen; ich stand umsonst da. Nicht nur fehlten mir alle Mittel, nützlich zu wirken: selbst mich, der ich überall meine Kenntnisse und Fähigkeiten anbot, wollte man nicht einmal, als Mittel, gebrauchen.

Es mangelt in der Welt für Nichts an Trost, und der meinige war, das Meinige gethan zu haben. Die allwaltende Vorsehung hat ihre Gründe, warum sie den Minderwürdigen, wider sein Erwarten, in große Wirkungskreise erhebt, die er weder ausfüllen kann noch mag; und warum sie den Mann von Geist und Herz und Willen, der vergebens ringt, das Bessere zu leisten, in seiner Ohnmacht verläßt und in den kleinsten Thatkreis einbannt.

Also schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, zog aus der

Kaiserstadt fort, und, mir gleichviel, wohin? wechselweise bald diesem bald jenem Wege nach, der mich anlockte, entweder weil er bequemer schien, oder weil er romantischer schien, oder weil er von Andern bewandert wurde, mit denen ich mich unterhalten wollte.

Das Landstreicherleben hat viel Ergötzliches durch die Anmuth der wechselnden Bilder und Begegnisse, die am Wanderer bunt vorübergehen, ihn mit aller Macht für den Augenblick beschäftigen, und keinen Eindruck hinterlassen, und vergessen sind, sobald sie verschwinden. Aber es ist auch erhebend und stärkend für das Gemüth. Der Mensch gehört da Keinem, als sich selbst, an; ist immerdar nur auf die eigene Kraft gestützt; hat keinen Freund, als den großen, unsichtbaren Geist, der ihm überall begegnet; sieht nicht den einzelnen Menschen allein, sondern die Menschheit, von Oertlichkeiten, Verfassungen und Himmelsstrichen verschieden gestaltet und gedrängt; sieht den Wechsel der Gesetze, der Bauarten, der Sitten, der Nahrungszweige; sieht die bunten Formen der Religionen, in allerlei Weise von den Sterblichen begriffen. Weil man so Vieles sieht und übersieht, wird man eines Vorurtheils um des andern frei, und es verliert Alles seine scheinbare Heiligkeit, Ehrwürdigkeit und Größe. Man hat die Empfindungen, welche der hat, der ein weites Land vom Gipfel des Gebirgs betrachtet, wo die Dörfer wie Maulwurfshügel, die Städte wie kleine Schutthaufen, die prachtvollen Heere wie Ameisenzüge erscheinen.

Nachdem ich sechs oder acht Wochen umhergestrichen war, mißfiel mir doch zuletzt das zwecklose Treiben. Du hast nun, dachte ich, keinen andern Beruf in der Welt, als aufs Gerathewohl von Westen nach Osten, von Süden nach Norden zu fahren; warum den Beruf nicht zur Wohlthat deines Geschlechts gemacht? Du möchtest gern Großes leisten, und jagst nichtswürdigen Abenteuern nach. Hinaus mit dir in unbekannte Weltgegenden, die nie oder

selten ein Europäer sah; mache Entdeckungen für die Menschheit; erforsche die Sitten, Ordnungen, Religionen entfernter Völker, von denen man kaum ihren Namen weiß; untersuche die Pflanzenschätze derselben, die Thiere, die Gesteine jener ungekannten Regionen.

Der große Gedanke durchschauerte mich mit ganz eigenem Entzücken. Ich schien jetzt erst meine Bestimmung zu erkennen und mein Verhängniß zu verstehen, und bedauerte, so spät diesen Einfall zu haben. Nun war noch die Frage, wohin? Meinen Füßen Alles, meinem kleinen Geldvorrathe nichts vertrauend, mußt' ich den Sinn an Seereisen sogleich aufgeben. Also eine Fußreise nach Asien, durch Rußlands Süden, zum kaspischen Meer, durch Persien und Dschagatai in das hohe Tibet; von da bis zur chinesischen Mauer, durch die Steppen der Mandschu-Tataren, dann südwärts in die noch wenig bekannte Halbinsel Corea und ihre dreihundert Städte.

Dabei blieb es. Ich war sogleich reisefertig, und machte rechtsum gegen Nordostnord, vor der Hand dem kaspischen Meere zu.

Am siebenten Tage meiner Reise nach Asien — es war ein schöner Sommerabend — lag ich, um auszuruhen, im Schatten einiger wilden Rosengebüsche, die, über einem Felsenblocke herabhängend, ein freundliches Dach wölbten. Die Gegend umgab mich ungemein reizend. Es war ein fruchtbares, wohlgebautes Land zwischen Hügeln. Ich übersah es weit, denn ich lag auf einer Höhe am Rand eines Waldes. Zu meinen Füßen floß ein Bach, der nicht weit von mir rechts einen Wasserfall bilden mochte; denn ich hörte das Rauschen seiner stürzenden Wellen. Zwischen Kornfeldern und Hügeln, wohl eine Stunde von mir entfernt, glänzte der Thurm einer Dorfkirche aus Gebüschen hervor. Im duftigen Hintergrunde entdeckte ich ein Städtchen.

Hier wäre gut wohnen! dachte ich: Warum muß ich heimath-

los, wie ein Kain, umherirren, ohne bleibende Stätte? Warum kann ich keine Erdscholle die meinige nennen? Die Welt ist vertheilt; ich bin leer ausgegangen. Wie wohl würde mir sein, könnte ich in jenem Dörfchen, zwischen den Hügeln und Saatfeldern, ein Strohdach mit wenigen Hufen Landes besitzen. Ich könnte im Kreise der harmlosen Landleute mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen tausend Gutes thun! Sie würden mich lieben lernen. Ich würde ihr Freund werden. Ich wäre wieder an die Welt geknüpft, von der losgerissen ich nun, wie ein welkes Laub im Spiel der Winde, eitel umherflattere.

So dachte ich, und vergaß fast ganz meine Reise nach Tibet und China und Corea in den süßen Träumereien, die sich mir einschmeichelten. Wer ist immer seiner Gedanken Meister? Ich ward in den Spielen und Klagen meiner Einbildungskraft recht wehmüthig. Da kam ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren daher, ländlich-einfach gekleidet, barfuß, aber sauber. Es kam am Walde um den Vorsprung des Gehölzes den Fußweg daher, und sah mich mit verwunderten Augen an; ging an mir vorüber und grüßte einen guten Abend recht freundlich. Da fragte ich: Wohin, mein Kind? — „Nicht weit!" antwortete es, und blieb vor mir stehen und betrachtete mich neugierig: „Gar nicht weit. Ich suche nur unsere Ziegen, die hier im Walde in der Nähe weiden, und will sie heimtreiben, denn es ist spät genug. Freilich, wenn die Sonne untergeht, kommen sie von selbst. Aber ich will sie zeitiger melken, daß ich mit dem Vater noch Gabrielen eine Strecke Weges entgegengehen kann."

„Wer ist denn Gabriele?" fragte ich, und konnte mich nicht satt schauen an der lieblichen Gestalt des Kindes, das in heiterer Unschuld vor mir dastand.

„Ei nun, meine Schwester heißt so. Sie ging den Morgen ins Städtchen mit Eiern und Käse zum Verkauf. Zuweilen be-

gleite ich sie auch hin, wenn ich ihr tragen helfen muß. Heut aber konnte sie es wohl allein, denn wir hatten so viel nicht auf den Markt zu bringen. Auch mußte ich den Morgen das Haus hüten, weil der Vater ins Dorf ging, wo er eine Bestellung von Schnitzwaaren, zwei Dutzend hölzerne Teller, eben so viel hölzerne Kellen und einen Karren voll Heugabeln an den Krämer Pfiff ablieferte. Da mußte ich kochen, sonst hätte er ja zu Mittag leeren Tisch gefunden."

Ich hörte der kleinen Schwätzerin mit Vergnügen zu, und es kostete mich wenig Kunst, sie immer tiefer ins Gespräch zu ziehen. Mit süßer Stimme plauderte sie mir alle Geheimnisse ihrer einfachen Haushaltung aus, während sie vor mir auf einem Felsenstein am Wege saß. Ich erfuhr, ihr Vater sei Unteroffizier gewesen, habe in einer Schlacht das Bein verloren, wohne hier in seiner Heimath, habe einige Morgen Landes Eigenthum, verfertige allerlei Holzwaaren und handle damit. Während unsers Gesprächs kamen zwei Ziegen aus dem Walde, die ihre Gebieterin zu kennen und zu lieben schienen. Denn sie eilten mit freundlichem Meckern zu ihr, und lagerten sich, oder weideten und spielten in unserer Nähe. — Es ist unaussprechlich, welchen Eindruck das Alles auf mich machte. Der Eindruck war um so tiefer und rührender, da ich seit einer Woche schon in meiner Einbildung unter Persern, Mongolen und Tatarenhorden in wilden Steppen gelebt, und dem Genusse alles dessen entsagt hatte, was menschlichere Gesittung dem menschlichen Geschlechte Edles darbeut. Meine Lust am Gespräch mit der kleinen Justine, wie sie sich hieß, gab mir nur wehmüthige Gefühle, und es wandelte mich heftigere Sehnsucht nach einem kleinen Eigenthum an, nach einer ruhigen Heimath, nach einem glanzlosen Stillleben.

Indem erscholl eine tiefe Baßstimme: „Wollen wir gehen, Justine?" und um den Vorsprung des Gehölzes herum kam ein

ältlicher Mann in ländlicher Tracht. Sein Husarenbart, sein hölzernes Bein sagten mir sogleich, daß es Justinens Vater sei. Ich entschuldigte das artige Kind bei ihm, weil ich es aufgehalten habe durch mein Geplauder. Er aber setzte sich nun neben das Kind auf den Stein vor mir, und knüpfte den Faden der Unterhaltung neu an.

„Von wannen, Landsmann?“ fragte er, und musterte mich mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle.

„Von Wien.“

„Da bin ich auch gewesen. Ist wohl leben da, wenn man zu leben hat. Und wohin weiter, Landsmann?“

„Nach Rußland.“

„Da bin ich auch gewesen. In der Ukraine war ich um Pferde fürs Regiment. Bleibet Ihr in Rußland?“

„Ich gedenke von da nach Persien.“

„Nach Persien? — Da bin ich auch gewesen. Ein verwünschtes Land ohne Wasser und mit seinem Smum, der mich fast erstickt hat. Was wollet Ihr in Persien treiben?“

„Ich will es nur durchwandern; ich möchte nach Tibet und China.“

„Herr, da habt Ihr eine gute Strecke Wegs vor Euch. So weit kam ich nicht.“

Und nun erfuhr ich, daß er einige Feldzüge gegen die Türken mitgemacht habe, zuletzt gefangen, als Sklave in das Innere Asiens bis Persien verkauft, dann wieder durch russische Kaufleute frei geworden sei; von neuem Kriegsdienste genommen habe, bis ihn eine Kanonenkugel, die ihm das Bein stahl, untauglich gemacht hatte. Verstoßen, als Krüppel, war er in seine Heimath hier zurückgekommen, wo er noch eine alte Mutter gehabt, die ihm von dem Gelde, das er ihr von Zeit zu Zeit aus dem Felde geschickt, etwas Land zusammengekauft hatte. Er baute sich ein

kleines Haus auf eigenem Grund und Boden am Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahm ein braves Weib, das ihm vor wenigen Jahren aber starb, und lebte seitdem mit seinen Kindern, wie er sagte, recht glücklich.

Er fragte mich nun um die Ursache meiner ungeheuern Reiseplane, und schüttelte den Kopf, als ich sie ihm ehrlich offenbarte. „Herr," sagte er, „das sind nicht Plane des Verstandes, sondern Schwindeleien der Verzweiflung. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! sagt das Sprichwort. Ein Mann, der so viel versteht, wie Ihr, findet sein Brod ohne Mühe überall, wenn er nur nicht zu hoch hinaus will und sich nicht der Arbeit schämt. Ihr kommet mir vor, wie ich mir jetzt selbst, da ich noch in meinen Tolljahren stand. Unser Pfarrer, Gott hab' ihn selig, meinte, ich müsse ein großer Mann werden; schickte mich auf seine Kosten in Schulen und auf Universitäten. Ich sollte Theologie studiren. Aber ich meinte, ich könne wohl noch höher steigen, als auf die Kanzel; ich ging unter das Militär, zeichnete mich aus, und ward zum Krüppel geschossen. Wir wollen aber das mit einander noch weiter überlegen. Wie heißet Ihr?"

„Thomas Heu!" antwortete ich. Da schlug der alte Husar ein unmäßiges Gelächter auf und rief: „Thomas Heu? Alle Wetter, wir passen zusammen, wenn auch nur mit dem Namen; denn ich bin der Unteroffizier Thomas Stroh. Heu und Stroh, schlechte Waare und verachtetes Wesen, aber doch an seinem Platze brauchbar. Kommt, bleibt bei mir, weil es Abend worden ist, und nehmt bei mir vorlieb. Ihr habet nicht Ursache, zu eilen, um nach Persien zu kommen."

Ich nahm die Einladung an. Wir gingen den Fußweg durch das Gebüsch hinab zur Hütte des Invaliden. Wie malerisch sie da lag im Schatten zweier alten Nußbäume, im engen Wiesenthal zwischen Waldhügeln! Hinter uns stürzte der Bach über

braune Felsen stäubend herab. Ein Steg mit Geländer führte über den Bach zum Vorhofe des kleinen mit Weinreben umrankten Hauses, auf dessen Dach ein Schwarm von Tauben rege war, während unten Alles von Hühnern und Enten wimmelte. Justine fütterte sogleich eine junge Brut Hühner, die sich mit der Gluckhenne um sie versammelte. Neben dem Hause lag ein Holzvorrath aufgeschichtet, bestimmt zu Geräthen aller Art, die der Invalide mit künstlicher Hand zu schneiden wußte. Auf der andern Seite der Wohnung war ein eingehägter, wohlgeordneter Blumengarten, umringt von Obstbäumen. Gegenüber stand eine Bienenhütte mit vielen Körbchen. Jedes Plätzchen in der freundlichen Einsiedelei war aufs Beste benutzt. Der Invalide führte mich in das kleine Wohnzimmer und nahm mir den Reisebündel vom Rücken. Justine brachte mir zu vorläufiger Erfrischung Brod und einen Becher voll Milch. Die Ordnung, die ungemeine Reinlichkeit im Stübchen gaben ihm ein stattliches Ansehen; und doch waren Bänke, Stühle, Tische, Kasten, und was man sah, nur von schlichtem Tannen- oder Eichenholz und von der Arbeit des Eigenthümers.

Gestörte Reise nach China.

Bald nach uns trat die Göttin dieses verborgenen Friedenstempels herein, die Schwester Justinens, Gabriele, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Ein wahres Idyllengeschöpf. Sehr einfach, doch reinlich, wie ihre jüngere Schwester gekleidet und barfuß, wie sie, hatte sie den schönsten Schmuck von der mütterlichen Natur. Einen Strohhut trug sie am Arm, einen Korb auf dem Kopf, von welchem das dicke Bronzehaar in Flechten auf den Nacken niederhing. Sie war von der Hitze des Tages und dem weiten Gang glühend; lächelte uns Allen mit ihren blauen Augen beim Eintritt ins Zimmer freundlich zu; warf den Korb ab; reichte

erst dem Vater, dann mir mit einem heitern „Seid gegrüßt!" die Hand, und gab der Schwester ein Schächtelchen voller Frühkirschen, die sie ihr in der Stadt gekauft hatte. — Nun ward, beim Nachtessen, des Geplauders kein Ende. Ich war in der Familie heimisch, als hätte ich längst zu ihr gehört. Der Alte zeigte mir nachher Figuren, Kelche, Kruzifixe und andere Dinge, von seiner Hand aus Ahorn- und Lindenholz sehr kunstvoll, doch nicht im besten Geschmacke gearbeitet; Waaren, die ihm, wie er sagte, am besten bezahlt wurden. Ich versprach ihm, folgenden Tags einige Musterzeichnungen zu verfertigen, nach denen er arbeiten und seine Kunst veredeln könne. Wir saßen bis gegen Mitternacht vor der Hütte in traulichem Geschwätz. Mein Nachtlager war in der Schnitzkammer des Alten unterm Dach, ein sauberes Bett von Laubkissen.

Aber es wollte lange kein Schlaf zu meinen Augen kommen. Seit vielen Jahren hatte ich die Süßigkeit des Familienlebens nicht gekannt. Ach, hatte ich sie denn jemals gekannt? Früh der Mutter verlustig, ohne Geschwister, stand ich schon als Knabe einsam. Mein Vater lebte nicht mir, sondern dem Glanze der Großen. Auf der Hochschule empfand ich, Roderich, in deinem Umgang, die Genüsse der Freundschaft: aber wir waren nur vom Schicksal zusammengeführte und wieder getrennte Brüder. In der Residenz, am Hofe, fand ich nur feine Gesellschaft, Witzgaukelei, Lustjägerei; kein ehrliches, reines Aufthun von Gemüthern gegen Gemüther. Im Hause der Baronesse Brandenberg lebte ich als Geächteter und Knecht; nicht wie der Neffe bei der Schwester seines Vaters. Von da an blieb ich in der Welt ein unstäter Einsiedler. Ich kannte Niemanden, mich kannte Niemand. Ich hatte nur Reisegefährten. Herebert, der Schweizer, und der ehrwürdige Vitalis waren nur flüchtige Erscheinungen. Ich kannte das Familienwesen nur aus der Ferne, von Spaziergängern, von den Aeltern, die mit Kin-

dern vor den Hausthüren saßen, wenn ich am Wanderstabe vorüberzog, oder aus Wirthshäusern, wo ich übernachtete. Nun aber ließ mich dieser einzige Abend, bei der Gutmüthigkeit des erfahrungsreichen Alten, bei der Plauderhaftigkeit der beiden Mädchen, tief in das nie gekannte Paradies des häuslichen Glückes blicken; in das Paradies, wo auch die Disteln des Lebens Rosen tragen, wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildet und das Geringste bedeutsam macht; wo jeder Winkel im Hause, wo jedes Plätzchen vor demselben, wo jedes Geräth zum täglichen Gebrauch, durch eine Erinnerung an Vergangenes geheiligt wird, und gleichsam seine in der Familie mitredende Stimme hat; wo jedes Hausthier Theil an der allgemeinen Zärtlichkeit empfängt, welche Alles zu einem untrennbaren Ganzen verbindet; wo auch in der Thräne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theures liegt. Ich lernte an diesem Abend verstehen, der Mensch sei nicht zum einsiedlerischen Wesen, zum Nomaden- und Mönchthum, sondern zum geselligen Dasein geboren; und eine Familienchronik wiege wohl eine Weltgeschichte, ein Haus mit Gärtchen und Acker, und ein Herz, das wir ganz das unsere nennen dürfen, ein Weihrauch opferndes Volk auf.

Des andern Tages arbeitete Alles. Ich zeichnete für meinen Wirth. Aber die Arbeiten waren mit Gesprächen und Scherzen versüßt. Der Invalide war ein Mann von mehr Erfahrung und Weltkenntniß, als ich vermuthet hatte. Von seinen frühern gelehrten Beschäftigungen auf Schulen war ihm nichts, als ein heller, vorurtheilloser Blick geblieben, und genug, seine Kinder selbst unterrichten und über Welt und Natur mit richtigen Vorstellungen ausstatten zu können. Justine und Gabriele, ungeachtet sie sechs Jahre von einander verschieden waren, hatten doch die volle Kindesunschuld mit einander gemein; waren junge Rosen und sahen Alles

voller Rosen; plauderten, scherzten, sangen, spielten, tanzten unaufhörlich; aber ihr Geplauder, ihr Scherz, ihr Gesang, ihr Spiel, wenn schon nur aus dem Frohsinn einer jugendlichen Natur hervorgegangen, hatte immer den höhern Zweck, einem Andern gefällig zu werden. Gabriele, in ihrem jungfräulich-kindlichen Wesen, hatte etwas Ideales. Sie ahnete weder, wie schön sie sei, noch wozu in der Welt Gottes das Schönsein dienen möge? Und doch war, was sie sprach, was sie that, sinniger. Sie ging unter Träumen und Ahnungen, sich selbst ein Räthsel.

Ich machte mir eines Tages die Freude, den alten Thomas Stroh, bei seiner Arbeit, mit Silberstift auf einem Pergamentblättchen zu zeichnen, ohne daß er es merkte. Die Zeichnung war wohl gelungen, ich überraschte damit die beiden Mädchen, denen ich das Bild zum Geschenk machte. Sie standen lange in stummer Bewunderung. Dann hüpfte Justine wie eine kleine Unsinnige vor Freuden umher im Stübchen; Gabrielens Gesicht glänzte im Schimmer stiller Freude. Der Alte lächelte zufrieden und sagte zu den Töchtern: „So habt ihr mich dereinst noch, wenn ihr mich nicht mehr habt und ich bei der Mutter bin.“ — Justine sagte: „Du stirbst nie. Das kann Gott nie wollen.“ — Gabriele sagte: „Ich habe die Mutter noch, und dich werde ich immer haben.“

Nun mußte ich auch die Mädchen zeichnen. Das Plappermäulchen Justine machte mir viele Mühe; aber weit mehr noch Gabriele. Denn ich fand an diesem idyllischen Köpfchen wohl die Umrisse leicht; aber unerreichbar blieb mir die Andeutung der zarten Blüthenfrische, die seelenvolle Unschuld, und ich weiß nicht was Unnennbares in den feinen Zügen. Ich verwarf meine Arbeit zehnmal, und immer unzufriedener ward ich damit. Ich sah das schöne Mädchen zu viel, zu lange.

Gute Nacht, Kaukasus und kaspisches Meer, Persien, du hohes Tibet, chinesische Mauer und du fremdes Corea mit deinen drei-

hundert Städten! Fest stand es in meinem Herzen: Von dieser Familie will ich nicht lassen; sie ist die meinige geworden.

Darin hatte ich schon dem Alten nachgegeben, daß ich meinen Reiseplan aufopfern wolle. Nun aber erklärte ich zugleich, daß ich trachten werde, in einem der benachbarten Städtchen mein Unterkommen zu suchen. Meine Erklärung ward mit einem Beifall, mit einer Freude aufgenommen, als hätte ich das Glück dieser lieben Menschen neu gegründet. Herzlich schüttelte mir der Alte die Hand. Justine flog mir an den Hals und erstickte mich fast mit ihrer Umarmung. Gabriele reichte mir mit freudeglänzendem Blicke die Hand entgegen und erröthete. Dies Erröthen galt so viel, als Justinens Kuß.

Nach vierzehn Himmelstagen, die ich in der Hütte des Invaliden genossen, reisete ich ab. Es floß manches Thränchen. Erst als ich weit hinaus war ins Feld und allein, da weinte auch ich.

Die Schleppe.

Mein Plan war nun, durch irgend ein Geschäft ein kleines Vermögen zu ersparen, hinreichend, mir, wo möglich, in der Nähe des Invaliden ein paar Stücke Landes zu kaufen und eine Hütte zu bauen. Aus dem Intelligenzblatte der Provinz hatte ich erfahren — denn das Blatt mußte im Dorfe des Invaliden auf Kosten der Gemeinde und von Amts wegen gehalten werden —, daß im benachbarten Städtchen eine Schreiberstelle im Oberamt offen sei. Dieser Stelle steuerte ich um so lieber entgegen, weil sie in eben dem Städtchen war, wohin Gabriele an Markttagen Eier, Honig und Käse zu tragen pflegte.

Der Oberamtmann, ein alter, grämlicher, dürrer Herr, prüfte mich; fand meinen Aufsatz, meine Handschrift, meine Lösung einiger Rechnungsaufgaben ganz gut, aber zuckte hintennach die Achseln-

„Es sind der Kompetenten mehrere; ich kann nichts versprechen.“ — „Was nicht versprechen!“ rief die Frau Oberamtmännin, eine große, dicke Frau von etlichen und vierzig Jahren, die vorzeiten schön gewesen sein mochte, mich lange auf und ab mit den Augen gemessen, dann meine Probearbeiten gemustert hatte: „Bist du denn blind, Herr Oberamtmann? Hat denn Einer von allen Kompetenten so viel geleistet, wie Herr Heu? Da bleibt dir doch wahrhaftig keine lange Wahl!“

„Du hast Recht, lieber Schatz, du hast Recht! Nun, wir wollen es mit einander, laut Ankündigung, ein halbes Jahr probiren. Nach gut bestandener Probezeit erfolgt die definitive Anstellung.“ So sprach der Oberamtmann, und ich wußte nun, wer Oberamtmann im Hause war.

Ich, der ehemalige Legationsrath, war außer mir vor Freuden, Schreiber und Kopist geworden zu sein. Ich unterließ nichts, mich meines Amtes würdig zu machen. Ich gewann so viel Beifall, daß mich der Oberamtmann zu sich ins Haus und an seinen Tisch nahm, und ich meine fünfhundert Gulden Besoldung fast ganz ersparen zu können Hoffnung hatte. Denn die gnädige Frau ward mir so gewogen, da ich zugleich ihre etwas ungezogenen Kinder in Nebenstunden unterrichtete, daß sie mich mit neuen Kleidern und feiner Wäsche hinlänglich aussteuerte. Jeden Markttag hatte ich das Vergnügen, Gabrielen in der Stadt zu sehen; jeden Sonnabend war ich Abends in der Hütte des Invaliden. Alle kamen mir gewöhnlich entgegen. Sie nannten mich den Ihrigen, ich sie die Meinigen; Gabriele war meine Braut, sie wußte es nicht. Ich war ihr Alles, sie gestand es sich nicht. Meine bleibende Anstellung in der Amtschreiberei ward, als ein Festtag, nach einem halben Jahre gefeiert.

Während ich in seliger Erwartung den Höhen meines Glücks entgegenging, hatte ich auch im Hause meines Herrn behagliches

Leben. Ich ward von der Familie geliebt, und vom wichtigsten Theil derselben fast allzusehr, nämlich von der gnädigen Frau. Diese alte Schönheit war etwas gefallsüchtig, etwas gebieterisch und etwas jähzornig. Ich aber hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Ja, sie gestand mir sogar manchmal mit widerlicher Naivetät, ich sei ein schöner und wohl gar gefährlicher Mann. Als ich die Naivetät nicht verstehen wollte, gab sie bald mit losen, zärtlichen Blicken, bald mit einem Händedruck die Auslegung, und flößte mir unüberwindlichen Ekel ein. Sie machte mir mit ihrer Freundschaft, wie sie es nannte, Höllenangst; denn ich sah mich der Gefahr preisgegeben, bei dieser alten Dame Josephs Mantelrolle zu spielen. Meine Schüchternheit vermehrte nur ihre Keckheit, und es mußte endlich dahin kommen, daß ich ihre Artigkeiten geradezu ablehnte.

Von dem Augenblick an kehrte sich das Blatt. Anfangs spielte sie die Schmachtende, Gebeugte, Trauernde; dann die Kalte, Stolze; zuletzt die Verfolgende, Zürnende. Ich allein machte ihr nichts mehr recht, und sie erfand hundert Wege, mich zu quälen und zu ärgern, damit ich meine Stelle aufgebe. Was ich sprach und nicht sprach, was ich that und nicht that, nahm sie ihrerseits als Bosheit gegen sich auf, wofür sie Rache üben müsse. Sie machte mir das Leben im Hause so zur Hölle, daß ich unter andern Umständen längst davon gelaufen sein würde, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, in der Nachbarschaft der geliebten Hütte des Invaliden zu leben und ein kleines Vermögen zu ersparen.

Eines Tages kam aus der Hauptstadt der Oberfinanzrath zur Visitation des Oberamts. Er ward, wie billig, nebst seiner ihn begleitenden Gemahlin, von allen Honoratioren des Städtchens gefeiert. Zu einem der festlichen Gastmahle beim Stadtbürgermeister ward auch ich, als zum Hause des Oberamtmanns gehörig und von ihm selbst immer ausgezeichnet, eingeladen. Wir gingen; die

gnädige Frau, als Prima Donna der Stadt, im höchsten Putze, am Arm des Gemahls; ich, versteht sich's, ehrfurchtsvoll nebenher, einen Schritt zurückbleibend. Man trat in den Saal, schon erfüllt mit der vornehmen Welt des Ortes. Die gnädige Frau warf sich in die Brust, ließ ihre lange Schleppe fallen, die wie der Schweif eines Kometen nachzog, und, da die Frau Oberfinanzräthin aus dem andern Ende des Saals ihrer Freundin entgegeneilte, wollte es die Frau Oberamtmännin ihr an zärtlicher Höflichkeit zuvorthun, und beschleunigte ihren Schritt. In demselben Augenblicke sah ich mit Erstaunen meine gnädige Frau im bloßen Unterrock schwerfällig durch den Saal hüpfen, denn sie hüpfte gern jugendlich. Die Anwesenden insgesammt theilten mein Erstaunen, und das Lachen ward allen schwer zu verheimlichen. Noch größer ward mein Schreck, als ich die Hälfte des Kleides der gnädigen Frau zu meinen Füßen liegen, ja mich mit beiden Füßen auf dem Zipfel des leichten Schlepprocks stehen sah. Die Oberamtmännin faßte sogleich nach ihrem Hintertheil, und als sie die schreckliche Entdeckung des Verlustes gemacht hatte, stieß sie einen jämmerlichen Schrei aus. Die Verwirrung ward allgemein, die meinige am größten. Ich bat tausendmal um Verzeihung. Die gnädige Frau mußte sich im Nebenzimmer umkleiden; ich selbst holte ihr ein anderes Kleid vom Hause. Aber alle Freude war von ihr gewichen den Tag.

Folgenden Tages empfing ich meine förmliche Entlassung und die wohlgemeinte Weisung, sogleich die Stadt zu verlassen. Da stand ich wieder mit meinen Hoffnungen auf der Straße.

Das Geständniß.

Ich erzählte im Hause des Invaliden mein närrisches Unglück, und entdeckte zugleich, was ich bisher immer verschwiegen hatte,

das peinliche Verhältniß, in welchem ich schon so lange mit aller Selbstüberwindung gelebt hatte. Man tröstete mich, der ich eben keines Trostes bedürftig war. Gabriele wünschte mir mit unverhehlter Freude sogar Glück, aus dem Hause des Oberamtmanns fort zu sein. Einer meiner Kollegen in der Amtschreiberei, der mir sehr ergeben war, hatte mir beim Abschied versprochen, sich für mich um Anstellung bei einer verwittweten, sehr reichen Frau von Kasten in einer benachbarten Stadt umzuthun. Die Dame suchte eben einen Schreiber, der zugleich etwas Landwirthschaft verstehe. Ich blieb inzwischen in der Hütte des Invaliden, und half arbeiten.

Während Thomas Stroh schnitzte und ich zeichnete, kamen wir einst auf das Gespräch von der Zukunft. Ich theilte ihm meine Entwürfe mit und vertraute ihm meinen höchsten Wunsch. Er nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ganz recht, lieber Heu. Die Gabriele hängt mehr an Euch, als sie selbst weiß. Aber ich bin arm; Ihr seid es auch. Es denkt kein Ehrenmann daran, früher ein Weib zu nehmen, bis er es ernähren kann. Ich gebe Euch Gabrielen; aber sorget vorher, wovon Euch erhalten? Euch kann es nicht fehlen. Das Mädchen ist siebenzehn Jahre alt; es kann schon warten.“

Da sprang ich von der Zeichnung weg, küßte den guten Schnurrbart, und gab ihm meine wohlverdienten fünfhundert Gulden, mit der Bitte, mir dafür einen Acker zu kaufen. Mit Gottes Hilfe müsse in Jahr und Tag mehr folgen. Der Alte freute sich meines Ernstes, und nahm das Geld und machte frohe Plane für Gabrielen, für mich und sich. Er ward recht tief bewegt dabei.

Indem kam Gabriele zu unserm Gespräch. Der Alte wischte sich eine Thräne aus den Augen; aber sie hatte es doch bemerkt und fragte ängstlich-schüchtern. — „Ei, was!“ rief der alte Thomas mit angenommener komischer Verdrießlichkeit: „Herr Heu

will fort wieder, will nicht bei uns bleiben; sagt, alle Welt hätte ihn lieb, nur du hättest ihn allein nicht lieb. Das sähe er nun wohl, und darum wolle er fort."

Das arme Mädchen erblaßte, und ließ die gefalteten Hände vor sich niedersinken, und sagte kein Wort. Der Alte sah ihr Erblassen und erschrak. „So rede doch!" rief er.

„Habt Ihr das gesagt und geglaubt?" fragte sie mich mit zitternder Stimme. — „Nein, liebe Gabriele," sagte ich, „der Vater scherzt nur." — Da kehrte ihre natürliche Röthe auf die Wangen zurück, und sie sagte, indem sich ihre Wangen höher färbten: „Ihr wisset doch am besten, wie wir alle Euch gern haben." — „Und du auch?" fragte Thomas Stroh. — Sie schlug ihre Augen nieder und sagte kaum hörbar: „Du weißt es ja, Vater." — „Und wenn er es nun nicht glauben will?" entgegnete der Alte, in seinen vorigen Ton zurückfallend. — „Was kann ich dafür?" sagte sie leise, und ihre schönen Augen wurden naß. — „Nun denn, Gabriele, sei kein Närrchen!" rief Thomas, und nahm sie in den Arm: „Was könntest du wohl aus Freundschaft für ihn thun, wenn es aufs Aeußerste käme? Sag's einmal offenherzig."

Sie schwieg, schlug die Augen nieder, blickte dann wieder zu ihrem Vater auf und sagte: „Sterben."

„Ah, Possen!" rief Thomas: „Gib ihm einen Kuß, das ist mehr werth, denn dein Sterben. Er hat mir eben die ersten fünfhundert Gulden für euer beider künftige Haushaltung gebracht." Und mit diesen Worten legte er sie an meine hochschlagende Brust. Gabriele schmiegte sich scheu in sich zusammen. Ich küßte ihre helle Stirn. Da sah sie durch Thränen lächelnd zu mir auf.

Ich war noch keine acht Tage in der Familie gewesen, die ich nun mit Recht die meinige nannte, als ich durch ein Briefchen von meinem ehemaligen Kollegen erfuhr, ich müsse mich, sobald

als möglich, persönlich bei der Frau von Kasten melden. Ich flog dahin. Ich erhielt den Dienst, an dem mir das liebste siebenhundert Gulden Gehalt und die Nähe der Invalidenhütte war. Freilich konnte ich nicht mehr so oft, als sonst, dort sein; denn die Hauptstadt der Provinz, mein neuer Aufenthaltsort, war doch eine Tagreise von der schönen Heimath meiner Liebe entfernt.

Der Kaffee.

Meine Gebieterin, die Wittwe von Kasten, eine geld- und ahnenstolze Dame, behandelte mich sehr gnädig. Ich weiß eigentlich nicht, was ich bei ihr vorstellte. Ich war Privatsekretär, Hausmeister, Verwalter, Kammerdiener, Musikus, Vorleser, Gesellschafter, Alles in Allem. Ich mußte mich zu niedrigen Geschäften gebrauchen lassen, die mir nur durch den Gedanken an Gabriele erträglich wurden. Dabei verlangte die Dame alle und jede Verrichtungen von mir, mehr wie von einem Vertrauten, als von einem eigentlichen Bedienten. Sie machte mir manche kleine Geschenke und versüßte dadurch das Bittere meines Standes.

Sie war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, und hatte, wegen ihres Reichthums — denn auf Schönheit konnte sie keinen Anspruch machen — manche Anbeter gehabt. Als ich zu ihr kam, war der Präsident des Obergerichts, ein Freiherr von Groll, der Begünstigte. Dieser Mann schien mich gleich die ersten Male nicht gern in dem Hause zu sehen, besonders als er wahrnahm, wie herablassend die gnädige Frau sich gegen mich betrug. Ich vermuthete beinahe, er sei ein wenig eifersüchtig, wozu er doch keine Ursache hatte. Ich lernte ihn aber theils selbst, theils durch die öffentliche Meinung, theils durch die Aeußerungen der Frau von Kasten kennen. Er war ein hageres, bleichgelbes, hypochondrisches Männchen, das sich zwischen seinen Akten beständig mit selbstgeschaf-

fenen Gespenstern und Aengsten quälte. Es that mir leid, und ich bedauerte, ihn wegen meiner Person nicht eines Bessern belehren zu können. Aber der Abstand des Ranges zwischen ihm und mir war zu jeder vertraulichen Annäherung viel zu groß.

Nach einigen Monaten erzählte mir die Frau von Kasten selbst von den Grillen ihres Liebhabers, und daß er einen seltsamen Widerwillen gegen mich habe. Beide waren über mich sogar in Streit gerathen, der jedoch keine ernste Folgen hatte. Der schwarzblütige Freiherr hatte behauptet, ich hätte einen boshaften Zug um den Mund, etwas Falsches im Auge; ich wäre fähig, Jemanden hinterrücks ums Leben zu bringen. Er verstehe sich auf Physiognomien. Meine Gebieterin hatte die Güte gehabt, mich zu vertheidigen. Gerade das bestärkte den argwöhnischen Kauz in seinen Besorgnissen; und obwohl er nichts gegen die Vorstellungen seiner Geliebten einwenden konnte oder wollte, beharrte er doch darauf, daß ich wenigstens gegen ihn eine geheime Tücke habe. — Die Frau von Kasten beruhigte mich aber, und versprach, obschon der Freiherr es wünsche, mich ihm zum Trotze nicht aus dem Dienste zu lassen, so lange ich mich gut aufführe. Sie hielt wirklich auch so gut Wort, daß sie, als endlich ihre Verlobung mit dem Präsidenten zu Stande kam, bestimmt ausbedang, daß er sich nie in die Wahl ihrer Domestiken mischen solle. Namentlich, wenn schon nicht schriftlich im Ehekontrakt, ward meiner dabei gedacht.

Mir war diese sonderbare Verumständung allerdings verdrießlich. Ich sah wohl voraus, daß ich einst dem Willen des künftigen Ehegemahls werde weichen müssen. Vielleicht mochte ich ihm, als er den Tag nach seiner Verlobung zu uns kam, um der einsamen Braut Gesellschaft zu leisten, nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben. Er sah mich wild und scheu an. Nach einer Weile trat die Frau von Kasten ins Vorzimmer, und machte mir Vorwürfe, weil ich den Freiherrn unartig empfangen haben sollte.

Ich betheuerte ihr meine Unschuld. „Befehlen Sie der Köchin, dem Herrn Präsidenten sogleich eine Tasse schwarzen Kaffee zu bringen!“ sagte sie. — „Gnädige Frau,“ erwiederte ich, „die Köchin ist abwesend. — „So bereiten Sie ihn gleich selbst!“ war die Antwort.

Ich gehorchte. Unselige Kochkunst! Durch einen Mißgriff nahm ich von der Stelle, wo sonst die alte Köchin ihre Kaffeeportionen in kleinen Papierduten zu haben pflegte, etwas, das, der Papierform und der Farbe und Form des Inhalts nach, dem gemahlenen Kaffee vollkommen ähnlich sah. Ich kochte; ich trug mein Kunstprodukt ins Zimmer der gnädigen Frau, und ließ das Brautpaar wieder allein.

Hilf Himmel, welch ein Mordgeschrei erhob sich aber nach kurzer Zeit! Die gnädige Frau läutete an der Schelle Sturm im Hause. Alle Bedienten stürzten herbei; ja, es kamen die Leute von der Straße herauf. Ich war der erste im Zimmer, weil ich der nächste gewesen. Der Freiherr von Groll lag im aufgerissenen Fenster und schrie hinaus: Hilfe! Hilfe! Mörder! — Die Frau von Kasten läutete Sturm ohne ein Wort zu sagen, obgleich sie mich sah. Ich glaubte anfangs, die beiden Liebesleute seien vor eitel Zärtlichkeit närrisch geworden. Als aber mehr Menschen im Zimmer waren, wandte sich der Freiherr um. Sein erdgelbes Gesicht war von gräßlicher Angst verzerrt. „Ich bin vergiftet! Haltet den da fest! Er ist mein Mörder, Hilfe, Aerzte, Aerzte!“ — Unter dem Festzuhaltenden verstand er mich. Man versicherte sich meiner Person. Die Frau von Kasten ging händeringend auf und ab. Ich ward hinausgeführt. Man holte die Wache. Während dieser Zeit erfuhr ich endlich aus dem Geschwätze der Leute, ich solle dem Präsidenten im Kaffee Gift beigebracht haben; er habe entsetzliches Erbrechen bekommen. Ich schüttelte lächelnd den Kopf, doch war mir jetzt dunkel, als habe mein Kaffee nicht den ächten Kaffeegeruch ge-

habt. Die Wache kam; man führte mich fort. Auf der Treppe begegnete uns die alte Köchin. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Inhalt des Papiersäckchens an der bewußten Stelle. Sie antwortete: Meine drei Loth Schnupftabak! — Jetzt war ich froh, und glaubte meine Unschuld bald triumphiren zu sehen.

Man sperrte mich ins Stadtgefängniß; verhörte mich noch denselben Abend vorläufig; verhörte mich die folgenden Tage, und ließ sich durch die Verwechselung des Tabaks mit dem Kaffee nicht milder stimmen. Ich merkte wohl, mein gewaltiger Gegner wollte mich verderben, aus Eifersucht, oder hypochondrischer Furcht, oder weil er nicht den Stadtlärmen umsonst und seine Person damit lächerlich gemacht haben wollte. Man sprach mir schon von Zuchthaus, Festungsarbeit und dergleichen. Das kam mir nicht gelegen. In einer regnerischen Nacht band ich meine Betttücher zusammen, und ließ mich glücklich zum engen Fenster hinab ins Freie. Am Morgen war ich der erste zum Thor hinaus. Ich erreichte den Wald und war gerettet. Ich blieb im Walde den Tag lang; Abends setzte ich meine Wanderung fort. In einem einsamen Bauernhause kaufte ich mir Brod. Es regnete unaufhörlich. Dennoch wanderte ich weiter. Weil meine Absicht war, die geliebte Hütte des Invaliden zu erreichen, zögerte ich, über die Grenzen zu gehen; und wieder, weil ich nicht ohne Grund fürchtete, man werde mich auch in der stillen Hütte der Meinigen suchen, oder sie von Laurern umstellen lassen, zögerte ich, so bald dahin zu gehen.

Beinahe drei Wochen irrte ich so umher, des Tages in Wäldern, des Nachts in elenden Kneipen oder Viehställen. Ich fühlte meine Gesundheit von kalten Fiebern ergriffen. Das zwang mich, über die Grenzen zu gehen. So kam ich in euer Herzogthum, und hier erfuhr ich nun Bestätigung dessen, was ich schon in einem meiner Nachtlager zufällig vernommen hatte, daß man mich noch immer suche, daß man mich mit Steckbriefen verfolge. Ich schrieb

an den alten Thomas Stroh, um ihn und die Meinigen über mein Schicksal aufzuklären; dann war mein Vorsatz, mich dem Herzog zu Füßen zu werfen, und ihm mein Abenteuer zu erzählen, und seinen Schutz anzuflehen. Da hörte ich von dir, Roderich; hörte mit Erstaunen, du stehest an des Herzogs Seite, als erster Minister. Wie ich zu dir kam, weißt du.

Gesteh' nur ein, ich bin ein lebendiges Beispiel, wie ein Mensch mit den redlichsten Gesinnungen, mit nützlichen Kenntnissen, mit dem besten Willen, durch Zufall der Geburt sogar zu einer glänzenden Rolle bestimmt, ohne sein Verschulden und vermittelst wahrer Nichtswürdigkeiten, in den Staub niedergerissen und zertreten werden kann. — Ich verlange nichts, als nur Ruhe, ein kleines Amt, eine Thorschreiber=, eine Dorfschulmeisterstelle, Vergessenheit von der Welt, und die Tochter des armen Invaliden in den Arm. Ihr werdet sagen: ein Baron von Heuwen und die Tochter eines abgedankten Soldaten, Mesalliance! Nichts! ich will Thomas Heu bleiben, und Heu, sagt der Invalide, gesellt sich am besten zum Stroh.

Schluß.

Als der Baron von Heuwen seine seltsame Geschichte beendet hatte, drückte ihm der Graf Roderich und dessen Gemahlin freundschaftlich die Hand.

„Du bist nicht mehr verlassen, lieber Freund!" sagte der Minister zu ihm: „Hoffentlich lächelt dir von nun an das Glück, das dich bisher so tückisch plagte. Mich freut es, daß das Schicksal eben mich wählte, dir die Freundschaftspflicht zu erfüllen, die du mir einst gelobtest, und die ich im gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge eigentlich von dir hätte erwarten sollen. Aber der Himmel scheint eben uns Beide recht auserkoren zu haben, daß Einer des Andern Gegenstück werde, um an uns zu beweisen, daß

habt. Die Wache kam; man führte mich fort. Auf der Treppe begegnete uns die alte Köchin. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Inhalt des Papiersäckchens an der bewußten Stelle. Sie antwortete: Meine drei Loth Schnupftabak! — Jetzt war ich froh, und glaubte meine Unschuld bald triumphiren zu sehen.

Man sperrte mich ins Stadtgefängniß; verhörte mich noch denselben Abend vorläufig; verhörte mich die folgenden Tage, und ließ sich durch die Verwechselung des Tabaks mit dem Kaffee nicht milder stimmen. Ich merkte wohl, mein gewaltiger Gegner wollte mich verderben, aus Eifersucht, oder hypochondrischer Furcht, oder weil er nicht den Stadtlärmen umsonst und seine Person damit lächerlich gemacht haben wollte. Man sprach mir schon von Zuchthaus, Festungsarbeit und dergleichen. Das kam mir nicht gelegen. In einer regnerischen Nacht band ich meine Betttücher zusammen, und ließ mich glücklich zum engen Fenster hinab ins Freie. Am Morgen war ich der erste zum Thor hinaus. Ich erreichte den Wald und war gerettet. Ich blieb im Walde den Tag lang; Abends setzte ich meine Wanderung fort. In einem einsamen Bauernhause kaufte ich mir Brod. Es regnete unaufhörlich. Dennoch wanderte ich weiter. Weil meine Absicht war, die geliebte Hütte des Invaliden zu erreichen, zögerte ich, über die Grenzen zu gehen; und wieder, weil ich nicht ohne Grund fürchtete, man werde mich auch in der stillen Hütte der Meinigen suchen, oder sie von Laurern umstellen lassen, zögerte ich, so bald dahin zu gehen.

Beinahe drei Wochen irrte ich so umher, des Tages in Wäldern, des Nachts in elenden Kneipen oder Viehställen. Ich fühlte meine Gesundheit von kalten Fiebern ergriffen. Das zwang mich, über die Grenzen zu gehen. So kam ich in euer Herzogthum, und hier erfuhr ich nun Bestätigung dessen, was ich schon in einem meiner Nachtlager zufällig vernommen hatte, daß man mich noch immer suche, daß man mich mit Steckbriefen verfolge. Ich schrieb

an den alten Thomas Stroh, um ihn und die Meinigen über mein Schicksal aufzuklären; dann war mein Vorsatz, mich dem Herzog zu Füßen zu werfen, und ihm mein Abenteuer zu erzählen, und seinen Schutz anzuflehen. Da hörte ich von dir, Roderich; hörte mit Erstaunen, du stehest an des Herzogs Seite, als erster Minister. Wie ich zu dir kam, weißt du.

Gesteh' nur ein, ich bin ein lebendiges Beispiel, wie ein Mensch mit den redlichsten Gesinnungen, mit nützlichen Kenntnissen, mit dem besten Willen, durch Zufall der Geburt sogar zu einer glänzenden Rolle bestimmt, ohne sein Verschulden und vermittelst wahrer Nichtswürdigkeiten, in den Staub niedergerissen und zertreten werden kann. — Ich verlange nichts, als nur Ruhe, ein kleines Amt, eine Thorschreiber=, eine Dorfschulmeisterstelle, Vergessenheit von der Welt, und die Tochter des armen Invaliden in den Arm. Ihr werdet sagen: ein Baron von Heuwen und die Tochter eines abgedankten Soldaten, Mesalliance! Nichts! ich will Thomas Heu bleiben, und Heu, sagt der Invalide, gesellt sich am besten zum Stroh.

Schluß.

Als der Baron von Heuwen seine seltsame Geschichte beendet hatte, drückte ihm der Graf Roderich und dessen Gemahlin freundschaftlich die Hand.

„Du bist nicht mehr verlassen, lieber Freund!“ sagte der Minister zu ihm: „Hoffentlich lächelt dir von nun an das Glück, das dich bisher so tückisch plagte. Mich freut es, daß das Schicksal eben mich wählte, dir die Freundschaftspflicht zu erfüllen, die du mir einst gelobtest, und die ich im gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge eigentlich von dir hätte erwarten sollen. Aber der Himmel scheint eben uns Beide recht auserkoren zu haben, daß Einer des Andern Gegenstück werde, um an uns zu beweisen, daß

der Mensch nichts durch sich, daß sein Verhängniß Alles aus ihm macht. Er verberge sich in Einsamkeiten, um dem Unglück zu entweichen: da wird der Himmel ihm Blitze senden, die Luft ihm Krankheiten; die Erde erbebend wird ihm seine Hütte zerreißen. Er verberge sich in das Dunkel der Niedrigkeit: bloße sogenannte Zufälligkeiten heben ihn empor; stellen ihn an die Spitze von Heeren und Nationen; machen ihn zum Gegenstand der Verehrung und des Neides. Umsonst drängen sich Andere voll Ehrgeizes herbei; umsonst gab ihnen die Natur alle Eigenschaften, große Rollen auf der Weltbühne zu spielen. Sie bleiben drunten im Staube. Das Schicksal will's, welches auch der Häupter der Könige nicht schont und nicht der Tugend der Weisen. Wer ist mächtiger, als das Schicksal?"

„Der Mensch!" sagte der Baron von Heuwen: „Dessen bin ich der lebendige Zeuge. Der Mensch und das Schicksal stehen im ewigen Kampfe. Wahr ist's, der Mensch kann nie das Schicksal überwältigen und lenken; nie aber auch kann das Schicksal den starken Geist des Sterblichen überwinden. Das Schicksal spielt nur mit der Außenwelt, und kann nicht über den festen Kreis des Irdischen hinaus, in das es eingebannt ist; der Mensch, als Geist, ist Herr in seinem geistigen Reich, und das unantastbar, wenn er es sein will. Es kann dem Sterblichen das Leben, aber nie seine Ueberzeugungen rauben; es kann ihm Geld und Gut nehmen, aber nie seine Zufriedenheit mit sich selbst, sein inneres Glück; es kann ihn mit öffentlicher Schande bedecken, daß ihn alle Lebensgenossen verachten, aber er wird mit Bewußtsein, und eins mit seinem Gott, stolz zum Spiel der sogenannten Ungefähre lächeln. Nicht der ist der König unter den Sterblichen, welcher Krone und Hermelin trägt, sondern, sei es unter Gold oder Stroh, den hohen Geist, und unter Zwilch oder Seiden das freie Herz, welches sich schlechterdings nicht mit den Fesseln irgend einer Leidenschaft an

Irdisches fetten läßt. — Und ich war, Roderich, nie unglücklich; in der Fülle des Reichthums nicht seliger, als in der Fülle der Armuth; im Druck der Schmach nicht muthloser, als unter den Schmeicheleien der Höfe. Der Mensch unterliegt nur dem Arm des Schicksals, wenn der Thor vergißt, daß er eine geistige Macht sei, sich in das Gebiet des Schicksals begibt, und seine höhern Ueberzeugungen fahren läßt für die gemeinen Vorurtheile von Ehre, Schande, von Reichthum, von Armuth, von Schönheit, von Häßlichkeit."

Die Gräfin lächelte: „Mein Herr Philosoph, ich verstehe Sie recht wohl. Aber hier, unter vier oder sechs Augen, können wir doch auch wohl offenherzig reden, und zugeben, daß die Gaben des Schicksals so ganz verächtlich nicht sind; zum Beispiel nur so ein anständiges Aemtchen, um eine schöne Gabriele ans Herz drücken zu können . . ."

„Ich gebe es Ihnen zu, meine Gnädige," sagte Heuwen: „wir sollen die Gaben des Schicksals nicht verschmähen. Wir sind den angenehmen Dingen einmal durch sinnliche Hülle verwandt. Aber wir sollen nicht so viel Werth darauf setzen, daß wir unglücklich in uns selbst würden, wenn der Eigensinn unserer Wünsche unerfüllt bliebe. Ich wäre noch glücklich, wenn Gabriele mich auch nicht beglückte."

„Sehen Sie!" rief die Gräfin: „Sie sind ein kalter Liebhaber. Ich möchte nicht, daß Gabriele Ihr Wort gehört hätte."

Heuwen hatte schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts bei dem Minister an den Invaliden geschrieben und ihm Nachricht von den letzten Vorfällen gegeben, aber keine Antwort empfangen. Nachdem er lange vergebens auf diese gehofft hatte, bewog er den Minister, einen eigenen Boten zur Invalidenhütte zu schicken.

Während der Baron mit Sehnsucht die Rückkehr des Boten hoffte, hatte ihn der Herzog, dem er vorgestellt worden war, und

dessen Huld er gewonnen, zum Direktor der neugeschaffenen Zentralpolizeidirektion ernannt. Heuwen lächelte zufrieden und dankbar, als ihm Roderich das Diplom überreichte: „Auch mit einer geringern Stelle wäre ich wohl bedacht gewesen," sagte er: „doch nehme ich, was mir gegeben wird. Alles ist Almosen des Verhängnisses. Nur das Bessere fehlt noch."

Da der Minister mit seiner Gemahlin und der Baron eines Tages auf das Landgut des Ministers hinausfuhren, begegnete ihnen auf der Landstraße der Bote. Heuwen erkannte ihn sogleich. Der Wagen mußte halten. Aber der Bote brachte, statt eines Briefes vom Invaliden oder dessen Tochter, die Nachricht, daß der alte Thomas Stroh mit seinen Töchtern die Hütte verlassen habe, und jetzt eine Familie aus dem benachbarten Dorfe darin zur Miethe wohne. Wohin er gereiset sei, hatte der Invalide Keinem gesagt.

Heuwen machte ein finsteres Gesicht. „Das ist gewiß," rief er, „Folge meiner Verhaftung und der darüber verbreiteten falschen Gerüchte; oder wohl gar Wirkung einer niedrigen Rache und Verfolgung von Seite des hypochondrischen Freiherrn von Groll. Ihr sehet, lieben Freunde, wie es mein Schicksal mit mir meint. Es gibt mir, um zu nehmen!"

„Herr Philosoph!" sagte die Gräfin, und hob mitleidig lächelnd den warnenden Finger.

Heuwen versicherte zwar, das werde ihm seine innere Zufriedenheit nicht stören. Aber doch ward er still und nachdenkend, und alle gute Laune der Gräfin heiterte ihn nicht auf.

„Spielen Sie mir heute nicht den Schwermüthigen!" sagte die Gräfin, als sie im Landhause angekommen waren, und Heuwen düster am Flügel stand, und aus den Saiten desselben mit seiner Stimmung verwandte klagende Mollakkorde hervorrief: „Wissen Sie nicht, daß mein Namenstag ist? Wir haben Gäste zu er-

warten, und Sie müssen mit Ihrem Frohsinn wieder die Seele der Gesellschaft werden. Ich will Ihre Philosophie ein wenig auf die Probe stellen, und ob Sie recht unabhängig von den Tücken des Schicksals sind."

„Ach, liebenswürdige Gräfin," erwiederte Heuwen, „wie können Sie doch grausamer, als das Schicksal selbst sein wollen, das der menschlichen Natur wenigstens ihr Recht lassen muß! Wahrlich, wären Sie meine Schutzgöttin . . ."

„O wäre ich das, lieber Baron," unterbrach ihn die Gräfin lachend: „so sollten Sie an meinem Namenstage wenigstens gewiß das Köpfchen nicht hängen. Ich würde Ihnen einen Brief von Gabrielen oder, besser noch, die schöne Hüttenbewohnerin selbst geben."

Indem trat Roderich mit einem Frauenzimmer am Arm zur Thür herein. Heuwen erstarrte. Er sah Gabrielen, aber nicht in ländlicher Tracht, aber schöner, als sonst, und man sollte fast sagen, verklärt. Thomas Stroh mit dem Stelzfuß, Justinen an der Hand, folgte. Die Gräfin umarmte die reizende Gabriele und die schüchterne Justine. Schon seit einigen Tagen wohnte die kleine Familie hier, durch Veranstaltung des Ministers.

Heuwen stand noch immer unbeweglich da, mißtrauisch gegen seine Sinne. „Sie werden eingestehen, lieber Herr Baron," sagte die Gräfin zu ihm lächelnd, „ich bin eine der gütigsten Schicksalsgöttinnen!" Damit ergriff sie den Arm ihres Gemahls und entfernte sich mit ihm aus dem Zimmer, um die Beglückten nicht zu stören.

Unsere Erzählung ist zu Ende. Wir haben nichts hinzuzufügen, als was jeder Leser schon selbst abnehmen kann.

Jonathan Frock.

In der Hauptstadt des Königreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war geraume Zeit lang kein gepriesenerer Mann, als der auch durch einige Schriften dem Ausland schätzbar gewordene Oberkriminalrath von Schwarz. Das Glück schien sich an ihm mit Gunstbezeugungen erschöpfen zu wollen. Sohn eines armen Leinwebers, hatte er mit Hilfe einiger Stipendien, die ihm als Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule besuchen können und die Rechtswissenschaft gelernt. Fast ohne einen Heller Geld war er in die Hauptstadt gekommen, als Sachwalter sein Brod zu verdienen; er übernahm da einen schwierigen Rechtshandel, den man schon verloren gegeben; siegte vor den Gerichtshöfen; erwarb sich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebtesten und beschäftigsten Anwälte. Durch Uebung und fortgesetzten Fleiß gewann er einen seltenen Grad der Vollkommenheit seines Berufs. Ueberall vorgezogen, mit Belohnungen, Geschenken, Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft, wurde er in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt; in den besten Häusern vertrauter Freund. Er heirathete eins der schönsten und reichsten Mädchen der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt; von Amt zu Amt befördert, vom König selbst geadelt; empfing dessen Orden; bald auch, wegen

geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes, mit reichem Jahrgehalt; und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden. Kurz, es blieb nur Eine Stimme, der Oberkriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, großes Vermögen, bewunderns-würdige Eigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man kam auch darin überein, daß Niemand so vielen Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war, als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdlicher Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann im Umgang bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln; wohl der Werth seines Herzens. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts sind, als klug, und nur klug; gesetzlich gerecht im Handeln, nach Umständen sogar mehr, als nur das. Aber Geld, Ehre und Vergnügen war eigentlich die geheime Dreieinigkeit, für die er Alles opferte. Gewissen und Religiosität zu haben, war er zu aufgeklärt; sich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundschaft einem Herzen anzuschließen, war er zu schlauer Menschenkenner. Er traute Keinem, weil er sich kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht handelten, wie er. Er liebte sich aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er gewesen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in seinem Hause unglückliches Leben. Er war da Despot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlich. Seine Söhne, zwei hoffnungs-volle Knaben, zitterten wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er sich wieder unmäßig gütig gegen sie. Um ihre Erziehung konnte er sich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geschäfte. Vom Elend

Jonathan Frock.

In der Hauptstadt des Königreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war geraume Zeit lang kein gepriesenerer Mann, als der auch durch einige Schriften dem Ausland schätzbar gewordene Oberkriminalrath von Schwarz. Das Glück schien sich an ihm mit Gunstbezeugungen erschöpfen zu wollen. Sohn eines armen Leinwebers, hatte er mit Hilfe einiger Stipendien, die ihm als Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule besuchen können und die Rechtswissenschaft gelernt. Fast ohne einen Heller Geld war er in die Hauptstadt gekommen, als Sachwalter sein Brod zu verdienen; er übernahm da einen schwierigen Rechtshandel, den man schon verloren gegeben; siegte vor den Gerichtshöfen; erwarb sich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebtesten und beschäftigsten Anwälte. Durch Uebung und fortgesetzten Fleiß gewann er einen seltenen Grad der Vollkommenheit seines Berufs. Ueberall vorgezogen, mit Belohnungen, Geschenken, Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft, wurde er in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt; in den besten Häusern vertrauter Freund. Er heirathete eins der schönsten und reichsten Mädchen der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt; von Amt zu Amt befördert, vom König selbst geadelt; empfing dessen Orden; bald auch, wegen

geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes, mit reichem Jahrgehalt; und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden. Kurz, es blieb nur Eine Stimme, der Oberkriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, großes Vermögen, bewundernswürdige Eigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man kam auch darin überein, daß Niemand so vielen Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war, als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdlicher Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann im Umgang bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln; wohl der Werth seines Herzens. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts sind, als klug, und nur klug; gesetzlich gerecht im Handeln, nach Umständen sogar mehr, als nur das. Aber Geld, Ehre und Vergnügen war eigentlich die geheime Dreieinigkeit, für die er Alles opferte. Gewissen und Religiosität zu haben, war er zu aufgeklärt; sich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundschaft einem Herzen anzuschließen, war er zu schlauer Menschenkenner. Er traute Keinem, weil er sich kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht handelten, wie er. Er liebte sich aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er gewesen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in seinem Hause unglückliches Leben. Er war da Despot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlich. Seine Söhne, zwei hoffnungsvolle Knaben, zitterten wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er sich wieder unmäßig gütig gegen sie. Um ihre Erziehung konnte er sich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geschäfte. Vom Elend

seines Hauswesens wußte aber kein Mensch, als wer Genosse desselben war. Und wenn durch Geschwätz des Gesindes davon ruchbar ward, glaubte Niemand daran; oder man fand es sehr verzeihlich, daß ein Mann von seinen Geschäften Launen haben könne; oder man schob alle Schuld auf die Frau. Es fehle ihr die nöthige Bildung, sie war keine Haushälterin, sie war ein Gänschen, und was man sonst zu sagen beliebte. Genug, Herr von Schwarz hatte immer Recht, und Jedermann Unrecht neben ihm. Doch ward sein häusliches Trübsal von Wenigen bemerkt. Denn kam Jemand zu ihm, war im Hause Alles ein Herz und eine Seele: er der aufmerksamste, gefälligste Gatte, der gütigste Vater; und wieder gegen ihn Alles von Liebe und Traulichkeit voll. Niemand dachte daran, daß das nur eingeführter, guter Ton sei. Man mußte seine Glückseligkeit bewundern.

Unter den Hausgenossen des Herrn von Schwarz befand sich seit zwei Jahren auch ein junger Mann, Namens Jonathan Frock. Er spielte die Rolle eines Lehrers oder Erziehers bei den Kindern, war aber so gut Sklave, wie alle Uebrigen im Hause des Oberkriminalraths. Herr von Schwarz besaß, möcht' ich sagen, eine eigene Gabe, Jeden auf eigenthümliche Art zu quälen. Wenn er seiner Frau fühlen ließ, sie verstehe nicht Frau zu sein, besitze keinen Witz und Verstand, so sagte er dagegen dem Hauslehrer, er sei ein linkischer Mensch, der nicht wisse, wie sich geberden; von der Welt schiefe Begriffe habe; nie sein Glück machen werde; der von Erziehung der Kinder keine Ahnung habe. Genug, Herr von Schwarz nahm immer den Ton des Erziehers vom Erzieher seiner Kinder an, und kränkte den armen Frock bitterlich.

Frock aber, zu schüchtern oder zu gut, schwieg. Auch ließ er sich's gefallen, wenn ihm der Herr Oberkriminalrath wöchentlich

ein paarmal wiederholte, er betrachte ihn nur als Aufseher der Kinder, nicht als ihren Lehrer und Bildner. Und wagte es Frock je einmal, den Mund zu seiner Vertheidigung zu öffnen, konnte er sich darauf verlassen, daß Herr von Schwarz voll vornehmer Mitleidigkeit die Achseln zuckte, oder ihm den Rücken mit den Worten zuwandte: „An Ihnen ist Hopfen und Malz verloren.“

Bei dem Allem war doch nicht zu läugnen: seit Frock im Hause lebte, hatten sich Schwarzens Kinder, welche vorher die wildesten Buben gewesen waren, sehr gebessert. Sie hatten auch gegen die Mutter Gehorsam und Ehrfurcht gelernt, zuletzt sogar sich ihr mit Hochachtung und Liebe zugewandt, und aufgehört, wenn der Vater ihre Unarten gegen die klagende Mutter in Schutz nahm, Mißbrauch davon zu machen. Sie zeigten sich gesitteter, lernbegieriger, minder tückisch gegen Gespielen, hingen besonders mit unbeschreiblicher Zuneigung an Herrn Frock, der sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der deutschen Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und Dingen unterrichtete, von denen Herr Schwarz wenig ahnete.

Als dieser einmal seine Söhne auf eine Reise mit sich genommen, und sie Nachts mit ihm im gleichen Zimmer des Wirthshauses schlafen mußten, sah er nicht ohne Erstaunen, daß die Kinder, nachdem sie sich entkleidet hatten, auf den Fußboden niederknieten. — „Was spielt ihr da für Komödie?“ rief er. Sie antworteten nicht, falteten die Hände, hoben die Augen gen Himmel und beteten. Erst der älteste von den Knaben, halblaut; dann schwieg er, und der Jüngste fing an. Was sie sagten, war nichts Auswendiggelerntes; denn es bezog sich auf Dinge des vergangenen Tages. In das Gebet waren Vater und Mutter, Frock und einige Spielgefährten eingeschlossen.

Herr von Schwarz verlor kein Wort darüber. Die Sache kam ihm aber doch lächerlich vor. „Ich glaube,“ sagte er bei Hause

nachher zum Herrn Frock, „ich glaube bei meiner Ehre, Sie sind am Ende ein Herrnhuter, und richten die Jungen zur Kopfhängerei ab. Wozu soll das Knien der Kinder Abends im Hemd? Wozu das Beten? Die Jungen verstehen noch nichts von Religion. Ich wünsche, sie würden durchaus davon nichts hören, bis sie zu reiferm Verstande kommen. Dann werden sie unbefangener und richtiger über dergleichen Dinge urtheilen können. Ich halte nichts von einer gelernten Religion. Die Religion muß sich im Menschen aus seinem Innern entfalten. Was man auch Kindern von dergleichen Gegenständen sagt, sie begreifen's nicht; es wird Vorurtheil, schädliche Gewöhnung an Vorstellungen, von denen nachmals bei weiserer Einsicht schweres Losreißen ist. Sind Sie denn etwa Herrnhuter?"

„Nein, das bin ich nicht!" erwiederte Frock.

„Was haben Sie denn für eine Religion? Sind Sie katholisch, oder lutherisch, oder reformirt?"

Frock ward feuerroth und schwieg mit schüchterner Verlegenheit.

„Reden Sie doch. Denn ich muß und will das wissen. Es darf mir nicht gleichgültig sein, mit welcher Art Vorurtheilen meine Kinder zuerst bekannt werden. Jede Kirche hat ihre Vorurtheile. Ich wollte, Sie könnten tanzen, Sie hätten mehr Anstand, mehr Aeußerliches. Das würde meinen Söhnen bessern Nutzen bringen, als in diesem Alter religiöses Geschwätz. Dafür haben Kinder weder Verstand, noch Bedürfniß."

„Erlauben Sie gütigst, Herr Oberkriminalrath," sagte Frock, „ich halte dafür, das Bedürfniß werde von Kindern tiefer gefühlt, als Sie vielleicht glauben. Unter Allem, was ein unverdorbenes, wißbegieriges Kind zu wissen begehrt, fragt es gewiß am theilnehmendsten nach dem Ueberirdischen, nach dem Entstehen der Dinge, nach dem Schicksal des Geistes jenseits des Grabes, nach Gott und wo und wie er sei. Solche Fragen bezeichnen das Be-

dürfniß des Kindes und des in ihm wohnenden Gottesfunkens. Die erste Annäherung des kindlichen Herzens an die unsichtbare Welt gibt ihm das Bewußtsein der Menschenwürde und Kraft und Liebe zur Tugend, ohne welche der Mensch doch immer eine vielleicht liebenswürdige, aber gefährliche Bestie bleibt."

„Ganz richtig, Herr Frock; nur daß Sie, nach ihrer Gewohnheit, aus völlig unrichtigen Sätzen absegeln. Wer, in aller Welt, hat Ihnen denn weiß gemacht, daß Kinder voller Sehnsucht nach dem Unsichtbaren und Ueberirdischen sind, weil sie gern um Dinge fragen, die sie nicht begreifen können? Wissen Sie denn nicht, daß Kinder am liebsten von Gespenstern, Räubern, Feen, Taschenspielerstückchen und Allem hören, was ihnen wunderbar und unerklärlich ist? Darum fragen Sie wohl auch eben so gern nach Himmel und Hölle, nach Gott und Engeln. Und was Sie ihnen davon sagen, es sei wahr oder nicht, glauben sie treuherzig und um so lieber, je außerordentlicher das ist, was sie hören. Merken Sie sich das, lieber Freund, wenn Sie anders bei der in Ihnen schon zur Verknörpelung gediehenen Masse von Einbildungen sich noch eine einfache Wahrheit merken können: je unwissender ein Mensch, desto geneigter ist er zum Glauben an das Wunderbare und Ueberirdische!"

„Darf ich, Herr Oberkriminalrath, darüber meine Meinung äußern?"

„Wie Sie wollen, ich bin schon darauf gefaßt, etwas sehr Gescheites zu hören."

„Ich will nicht widersprechen: je unwissender der Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wundervolle und Höhere. Woher aber dieser Hang, der ihn vom Kleinsten und Gewöhnlichen zum Höchsten leitet? Dieser Trieb liegt tief in der Menschennatur, ist unbestreitbar Wirkung und Sache seines Schöpfers. Wie jede Lichtflamme nie erdwärts, sondern immer zum Himmel

lodert, von wannen doch das größte Licht strömt: so trägt jeder Geist in seinem Selbstgefühl, daß er mehr, als alles Irdische sei, zum höchsten Geist aufstrebe. Er kann in Weg und Mitteln irren; aber sein Hang zum Höchsten und Unvergänglichen ist Natur. Gewinnt er mit der Zeit mehr Bildung, so wird er künstlicher, und das Künstliche erstickt oft sein natürliches Wesen. Er sieht bei mannigfaltigern Erfahrungen, daß er vormals in Weg und Mitteln irrte, und wird mißtrauisch gegen den Geistestrieb selbst, der ihn zum Glauben an das Ewige und Höchste zog. Er hält es für weiser, sich ganz dem Irdischen anzuschließen, will sich Alles natürlich erklären und natürlich machen, das heißt, Alles in den Kreis der Gemeinheit und Vergänglichkeit einbannen; glaubt nun Alles zu verstehen und recht natürlich zu sein, indem er am wenigsten versteht, am unnatürlichsten ist, und selbst die Gesetze der Natur in seinem Innern bestreitet. Daß er aber unnatürlich sei, empfindet er, weil er in sich selber unglücklicher wird. Alle Unzufriedenheit des Menschen ist Frucht seiner Unnatürlichkeit, seines Widerspruchs mit sich selbst, weil er will, was er nicht soll. Erfahrung macht ihn endlich weiser. Und je mehr er lernt, je mehr sieht er, daß er auch den wunderbaren Bau des Grashalms nicht begreifen kann, daß auch das Sonnenstäubchen auf Gott hindeutet. Je mehr er in Erkenntniß wächst, je überzeugter wird er, daß er wenig weiß. Der Halbwisser weiß das Meiste, der Weiseste fast nichts. Dieser nähert sich, aber freilich auf anderm Wege, noch einmal der Natürlichkeit des kindlichen Gemüths; und seine Wahrnehmung von Beschränktheit des Wissens gibt ihn wieder an den Glauben des Unsichtbaren, des Ewigen zurück."

„Guter Freund," sagte Herr von Schwarz, „ich kenne Ihre Leier schon, und erwiedere darauf nichts, als daß Sie viel Wahres und Halbwahres mit einem starken Ansatz zur Mystik, den Sie haben, toll genug durch einander mengen. Sie haben vermuthlich

etwas in einem Buche gelesen und nicht verstanden, und kramen das etwas verkehrt aus. Sie halten Ihre Einbildungskraft für Tiefe des Urtheils, und machen damit beständig einen Mißgriff."

„Ich bitte, Herr Oberkriminalrath, mir wenigstens zu zeigen, wo mich in dem Gesagten die Einbildungskraft täuschte, oder wo ich etwas Gelesenes falsch verstand."

„Junger Mann, Sie sprechen vom Leben, als wenn Sie Alles, was das Leben in seinem Umfang besitzt, schon geschöpft hätten. Junger Mann, wenn Sie vom Kinde und von Unwissenheit reden, mögen Sie aus Erfahrung sprechen; aber wer von der Weisheit der Sterblichen reden will, gehört entweder selbst zu ihrem Rang, oder er hat so etwas aus Büchern genommen. Sprechen Sie nun aus Büchern; oder als Weisester aus Erfahrung vom Kreisgang des menschlichen Geistes? Doch wozu verderb' ich mit Ihnen die Zeit! Hauptsache bleibt: verschonen Sie meine Söhne mit Ihrem Krimskrams; Sie leisten mir einen Gefallen. Und dann, ich muß noch fragen: zu welcher Religion gehören Sie eigentlich?"

Frock erröthete wieder und sagte nichts.

„Ich bin gewohnt, eine Antwort zu hören, wenn ich frage!" rief Herr von Schwarz mit dem ihm eigenen Gebieterton.

„Herr Oberkriminalrath," sagte Frock endlich, „ich kann es nicht länger verschweigen. Sie verstehen, wie Keiner, die Kunst als Meister, den Menschen in sich selber zu vernichten, indem Sie ihm allen Glauben an eigenen Werth tödten. Ich würde Ihr Haus längst verlassen haben, trüge ich nicht alles Schmerzliche gern aus Liebe zu ihren Söhnen, die mir ans Herz gewachsen sind. Ich will glauben, daß ich in Ihren Augen zu wenig Verdienst habe, um etwas zu gelten; aber seien Sie so großmüthig, mir mindestens mein Vertrauen auf mich selbst zu lassen."

„Sehen Sie, Frock, das sind nun wieder Ihre gewöhnlichen Sprünge. Möchte ich mich bemühen, Sie zu Verstand zu brin-

gen, zu richtiger Ansicht der Dinge, so ist's gefehlt. Meinethalben, wenn Sie aus dem Hause gehen wollen, ich sperre Sie nicht ein. Meine Knaben sind ohnedem Ihrem Unterricht entwachsen. Die Jungen sollen Sprachen, Lateinisch, Griechisch lernen; Sie verstehen nichts davon. Ihnen gehen alle gründlichen Kenntnisse ab. Thun Sie also, was Sie wollen. Aber denken Sie an mich: wohin Sie in der Welt kommen, Sie werden allenthalben zu kurz kommen. Einbildung von sich, völlige Unbeholfenheit in den einfachsten Lebensverhältnissen wird Sie ins Elend führen. Wo haben Sie auch nur einen einzigen Menschen, der Sie auszeichnet oder schätzt? Müssen Sie nicht mitten in der Hauptstadt wie ein Einsiedler leben? — Meinethalben, thun Sie, was Sie wollen!"

Damit wandte sich Herr von Schwarz ab, und Frock ging traurig zu seinen Zöglingen.

Dergleichen Unterhaltungen waren keine Seltenheit zwischen beiden Leuten. Frock verließ das Haus darum doch nicht. Wirklich hing er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an den Knaben, die er erzog. Gewöhnlich schloß er sie, nach den Gesprächen mit ihrem Vater, heftiger, auch wohl mit nassen Augen an sein Herz, und sagte: Ihr seid ja die Einzigen, die mich verstehen und werth halten. Verlier' ich euch, verlier' ich Alles.

Frock war aber auch, hätte er das Haus verlassen, ohne alle Aussicht. Vermuthlich wußte das der Kriminalrath sehr gut, so wie er auch nicht vergaß, daß Frock in dürftigen Umständen zu ihm gekommen war. Weil Schwarz eben einen Hauslehrer bei seinen Kindern, oder vielmehr einen Aufseher bei ihnen brauchen konnte, hatte er ihn fast nur um Obdach und Beköstigung aufgenommen. Ueber Gehalt und Lohn ward nichts bedungen. Was Schwarz gab, ward immer wie Geschenk und Gnade angesehen,

und reichte kaum zu anständiger Bekleidung der Person hin. Aber gerade dies war dem Oberkriminalrath recht. Es sollte in seinem Hause Alles und Jedes in Abhängigkeit von seiner jeweiligen Laune stehen.

Jonathan Frock lebte daher sehr eingezogen und still. Gesellschaft sah er selten. Er war nirgends heiterer, offener, herzlicher, als bei seinen zwei kleinen Freunden, die er bildete; sonst zurückhaltend und schüchtern. Wenn man ihn nur ein wenig zutraulich machte, verklärte sich sein ganzes Wesen. Er ward lebhafter, offener, beredsamer; seine Augen blitzten von einem innern Feuer. Eine gewisse Gutmüthigkeit nahm für ihn ein. Das Alles verschwand und erlosch aber eben so schnell, als man ihm verspüren ließ, er sei fremd und am unrechten Orte. Im Schwarzischen Hause war ihm ein verschlossenes Wesen beinahe zur andern Natur geworden. Frau von Schwarz zog ihn so wenig, als ihr Mann, hervor. Sie stand in gleichem Verhältniß stolz und abstoßend gegen ihr Hausgesinde — und dazu rechnete sie auch den Aufseher ihrer Kinder, — als ihr Mann gegen sie. Durch hohen Ton glaubte sie den Leuten diejenige Ehrfurcht wieder einzuflößen, welche ihr des Eheherrn unartiges Betragen zu rauben drohte. So blieb zwischen ihr und dem Hauslehrer eine noch größere Kluft, als zwischen ihm und dem Herrn von Schwarz.

Es war Frock übrigens ein nicht übler Mann, seinem Aeußern nach; zwar nicht schön, aber wohlgewachsen. Er hatte ein offenes, angenehmes, aber blasses Gesicht, das durch ein pechschwarzes krauses Kopfhaar noch bläßer ward; zarte, weiße Hände, um die ihn manches Mädchen beneiden konnte; eine weiche, seelenvolle Stimme und viel Bedeutsamkeit in seinen Geberden, wenn er lebhafter redete. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein. Dabei war er im Aeußern, so einfach er auch gekleidet sein mochte, ungemein sauber. Aus allen seinen Reden leuchtete religiöser Sinn.

Doch ging er selten zur Kirche, oder nie. Oft, wenn er recht heiter zu sein schien, und sein Auge lachte, und er sich der Freude ganz hingeben zu wollen Neigung wies, konnte er plötzlich verstummen. Man sah, daß Trauriges in ihm vorging. Zu manchen Zeiten konnte er bei gleichgültigen Gesprächen in Verlegenheit gerathen, und ohne Veranlassung erröthen. Immer ein Beweis, daß er reizbar, oder, wofür auch die Blässe seines Gesichts sprach, von unsicherer Gesundheit war. Herr von Schwarz aber, mit seinem Kriminalrichterblick, ahnete aus dergleichen Verwandlungen etwas Böseres. Er hatte es verschiedene Male darauf angelegt, ihn auszuforschen. Doch kam er damit nicht weiter, als daß er erfuhr, Frock sei aus dem Elsaß gebürtig: von armen Aeltern; eine Zeit lang unter den französischen Fahnen als gemeiner Soldat gestanden; in der Schweiz, in Italien, in Aegypten gewesen; am Schenkel durch eine Kugel verwundet, des Kriegslebens satt geworden; endlich, und vermuthlich ohne Urlaub, davon gelaufen.

Weil sich Frock übrigens im Hause untadelhaft und friedlich aufführte, ließ es der Oberkriminalrath dabei bewenden. Dieser hielt ihn ohnedem für einen ganz unbedeutenden Menschen, und glaubte nichts weniger, als daß derselbe je bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal haben würde.

Wenige Wochen nach jener Unterredung aber ereignete sich ein Vorfall, der den Bruder Wunderlich, wie Herr von Schwarz seinen Knaben-Aufseher nannte, plötzlich aus dem Hause entfernte.

Dieser unterrichtete eines Tages die Kinder in der Geschichte, und redete eben mit der ihm eigenen Wärme von der muhamedanischen Religion, von dem Vortrefflichen, was der Koran der Türken enthalte, von den Tugenden, welche bei Bekennern des Propheten von Mekka oft häufiger, als unter Christen, gefunden

würden. Herr von Schwarz kam dazu, hörte dies eine Weile lächelnd, aber bitter lächelnd an, denn er war übelgestimmt. Er hatte zufällig erfahren, daß man sich am Hofe über eine von ihm eingegebene Schrift, die Reform des Justizwesens betreffend, ein wenig lustig gemacht habe. So brach er Gelegenheit vom Zaun, und ließ seinen Unmuth in ärgerlichem Spott gegen den blassen, duldsamen Verkünder des arabischen Propheten aus. Dieser schwieg und stierte trübsinnig vor sich hin. Die beiden Knaben hörten nicht auf den Vater, sondern sahen traurig ihrem Lehrer nach den Augen, als wollten sie ihn trösten; und legten ihre Hände auf seine Achseln, als wollten sie sagen: Beruhige dich, wir gehören dir doch an.

Den Auftritt unterbrach das Erscheinen des Majors von Tulpen, eines verabschiedeten königlichen Offiziers, der von Zeit zu Zeit in das Haus zu kommen pflegte. Denn er war mit der Frau von Schwarz verwandt, und glaubte mit dem Oberkriminalrath guter Freund zu sein. Er hatte demselben in frühern Jahren wesentliche Dienste geleistet, als der Major noch nicht verabschiedet, und Herr von Schwarz noch ein wenig bekannter Mann war. Damals hatte Schwarz mehr denn anderthalb Jahre unentgeldlich beim Major gelebt, der ihm auch durch Empfehlungen den Weg zu seiner nachmaligen glänzenden Laufbahn öffnen half. Herr von Tulpen war ein ganz wackerer, aber etwas hastiger Mann, der viel von seinen mitgemachten Feldzügen zu erzählen wußte, auch gern erzählte, nur daß es ihm etwas an Zahlen- und Namensgedächtniß fehlte.

Diesmal brachte ihn wirklich der Abgang seines Zahlensinns zum Herrn von Schwarz.

„Ich bin in einer verdammten Verlegenheit, Herr Gevatter Oberkriminalrath!“ rief er: „Sie müssen mir einen Liebesdienst thun.“

„Von Herzen gern, mein Bester!“ sagte Herr von Schwarz: „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der türkischen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muselmännern nicht in den Tugenden der Freundschaft, Großmuth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen lassen.“

„Desto besser! So treff' ich's gut!“ rief Herr von Tulpen: „Denn ich muß Geld haben, und sollte ich's stehlen. Kommen Sie; nur ein paar Wörtchen im Vertrauen.“

Das Wort Geld stimmte den Herrn von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine allfällige Bitte um Geld desto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

„Sprechen Sie nur ganz frei,“ sagte er, „ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geschäft.“

„Zum Kukuk, das ist ganz gut!“ sagte der Major verlegen: „Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht Jedem offenbaren.“

Eben das wollte Schwarz, und darum blieb er in der Unterrichtsstube, trotz allem Bitten und Fluchen des Majors, dessen Aengstlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieser ihm sagen mochte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einige Male auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen), blieb dann stehen, schwenkte den etwas abgerissenen Kriegerhut dreimal im Ring herum und sagte: „Sehen Sie, muß mich der Kobold reiten — mach' ich den dummen Streich — wie ich nun so bin — lasse mich von dem Kaufmann — Kaufmann Dings da — ei, Sie wissen ja, mein Nachbar ist's, der Bankerot machte und davon gegangen ist — kurz und gut,

lasse mich vor Jahr und Tag von ihm breit schlagen, Bürge zu werden um tausend Gulden, ich, der ich keine tausend Gulden im Vermögen habe — soll nun zahlen — tausend Gulden zahlen — bedenken Sie, ich, der keine tausend Groschen hat ...."

„Das ist allerdings schlimm!“ erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernst und höflich. „Sind Sie einziger Bürge?“

„Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wisch steht, mit gesammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem. Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tausend Groschen; sagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tausend Gulden zahlen soll. Man zuckte die Achseln, und ich zuckte sie auch. Und so gingen wir aus einander. Nun meinte ich, es sei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh' da, wart' ich auf das Quartal von meiner Pension, warte drei, vier Wochen. Will nichts kommen. Kein Groschen im Hause; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleischer schickt ein Conto. Ich muß gelebt haben. Meine beiden Mädchen haben auch Fleisch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, sie haben's vergessen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achseln und sagt: Thut mir leid; Finanzrath Dings da hat auf Ihre Pension durch die Gerichte Beschlag legen und sie beziehen lassen. Das wissen Sie ja. Hol' ihn der Geier, sag' ich, ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achseln, und sagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als seinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wissen's ja. Hol' der Geier das Gericht, ich weiß nichts davon. Wovon soll ich leben mit meinen beiden Töchtern? Komme mit dem Majorstitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will so, will's Gott, ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch lang-

„Von Herzen gern, mein Bester!“ sagte Herr von Schwarz: „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der türkischen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muselmännern nicht in den Tugenden der Freundschaft, Großmuth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen lassen.“

„Desto besser! So treff' ich's gut!“ rief Herr von Tulpen: „Denn ich muß Geld haben, und sollte ich's stehlen. Kommen Sie; nur ein paar Wörtchen im Vertrauen.“

Das Wort Geld stimmte den Herrn von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine allfällige Bitte um Geld desto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

„Sprechen Sie nur ganz frei,“ sagte er, „ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geschäft.“

„Zum Kukuk, das ist ganz gut!“ sagte der Major verlegen: „Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht Jedem offenbaren.“

Eben das wollte Schwarz, und darum blieb er in der Unterrichtsstube, trotz allem Bitten und Fluchen des Majors, dessen Aengstlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieser ihm sagen mochte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einige Male auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen), blieb dann stehen, schwenkte den etwas abgerissenen Kriegerhut dreimal im Ring herum und sagte: „Sehen Sie, muß mich der Kobold reiten — mach' ich den dummen Streich — wie ich nun so bin — lasse mich von dem Kaufmann — Kaufmann Dings da — ei, Sie wissen ja, mein Nachbar ist's, der Bankerot machte und davon gegangen ist — kurz und gut,

lasse mich vor Jahr und Tag von ihm breit schlagen, Bürge zu werden um tausend Gulden, ich, der ich keine tausend Gulden im Vermögen habe — soll nun zahlen — tausend Gulden zahlen — bedenken Sie, ich, der keine tausend Groschen hat . . . .“

„Das ist allerdings schlimm!“ erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernst und höflich. „Sind Sie einziger Bürge?“

„Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wisch steht, mit gesammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem. Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tausend Groschen; sagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tausend Gulden zahlen soll. Man zuckte die Achseln, und ich zuckte sie auch. Und so gingen wir aus einander. Nun meinte ich, es sei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh' da, wart' ich auf das Quartal von meiner Pension, warte drei, vier Wochen. Will nichts kommen. Kein Groschen im Hause; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleischer schickt ein Conto. Ich muß gelebt haben. Meine beiden Mädchen haben auch Fleisch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, sie haben's vergessen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achseln und sagt: Thut mir leid; Finanzrath Dings da hat auf Ihre Pension durch die Gerichte Beschlag legen und sie beziehen lassen. Das wissen Sie ja. Hol' ihn der Geier, sag' ich, ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achseln, und sagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als seinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wissen's ja. Hol' der Geier das Gericht, ich weiß nichts davon. Wovon soll ich leben mit meinen beiden Töchtern? Komme mit dem Majorstitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will so, will's Gott, ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch lang-

sam. Er zuckt die Achseln. Hol' der Geier die Achselzucker. Nun komm' ich zu Ihnen."

Der Oberkriminalrath nahm sich wohl in Acht, die Achsel zu zucken, sagte aber doch: „Allerdings, das steht schlimm. Sie haben gefehlt, daß Sie die Bürgschaft so leichtsinnig übernahmen. Hier läßt sich nichts mehr ändern, auch nicht gegen den Spruch des Gerichts rekuriren."

„Will auch das Gericht nicht kuriren; aber Gevatter Oberkriminalrath, kuriren Sie mich von meiner Herzensnoth. Habe sonst und kenne sonst Keinen, als Sie. Darum komm' ich zu Ihnen. Schießen Sie mir die tausend Gulden vor. Wissen Sie was? Jährlich zahl' ich Ihnen fünfzig Gulden zurück. Ich will von Ihnen nichts geschenkt. In so und so viel Jahren haben Sie Alles wieder."

„So und so viel heißt hier aber zwanzig!" sagte Herr von Schwarz, und senkte den Kopf bedächtlich vor sich auf die Seite nieder.

„Nun ja, zwanzig!"

„Gut! Aber, mein Bester," fuhr der Kriminalrath fort, und that drei leise Schritte rückwärts, „wenn man nur immer bei Kasse wäre. Zum Beispiel, ich bin jetzt ohne Baarschaft."

„Ihnen leiht Jeder."

„Ich habe meine Schulden. Sie wissen das nicht. Ich wäre diesmal außer Stande, Ihnen zu helfen."

„Außer Stande?" lallte der Herr von Tulpen, und konnte lange kein Wort mehr vorbringen: „Oder sagen Sie deutsch heraus: Sie wollen nicht."

„Am Willen, bester Major, fehlt's nicht: aber das Können!"

„So möchte ich mir noch für einen Groschen Pulver kaufen, und mir die Kugel durch den Kopf schießen. Dann müssen Sie meine kleine Leonore erhalten; Sie sind ja ihr Taufpathe!"

Der Kriminalrath zuckte statt aller Antwort die Achseln. Der Major gerieth in wahre Todesangst, und flehte aufs rührendste. Fest, höflich, doch herzlich, lehnte Herr von Schwarz Alles ab. Zum Glück meldete ihm ein Bedienter einen fremden Herrn an. Er verneigte sich und ging.

„Sie wollen also nicht?“ schrie ihm der alte Major nach.

„Kann nicht!“ sagte der Kriminalrath kalt unter der Thür, und verschwand.

Dem Major brachen die Knie. Er setzte sich oder sank vielmehr auf einen nahen Sessel; blieb lange unbeweglich, zerdrückte endlich seinen alten Hut mit Ingrimm, und rief, wie ein Verzweifelnder, das Auge gen Himmel wälzend, mit schauerlicher Stimme: „Soll ich denn mit meinen Kindern verhungern?“

Frock hätte sich mit seinen Zöglingen längst schon gern entfernt gehabt. Er war aufgestanden. Immer hatte er den Major mitleidsvoll betrachtet. Jetzt trat er schüchtern zu ihm, und sagte ehrerbietig und leise: „Warten Sie nur noch einen Augenblick!“

„Hol' euch der Geier!“ fuhr ihn der Major donnernd und mit glühendem Gesichte an.

„Warten Sie doch nur einen Augenblick!“ wiederholte Frock mit einer bittenden Geberde, und ging eilig davon. Nach wenigen Minuten kam er wieder, trat auf den Zehen zum Major, und hielt ihm mit der Hand eine Schnupftabaksdose hin. Der Herr von Tulpen achtete auf ihn nicht, und saß in sich vertieft da.

„Nehmen Sie!“ sagte Frock.

„Fort!“ schrie der Major, und zuckte mit dem Stock in der Hand: „Bin ich Sein Narr? Ich schnupfe nicht.“

„Diese Dose ist mehr als tausend Gulden werth. Ich gebe sie Ihnen. Nehmen Sie sie nur, Herr Major.“

Der Major sah die Dose seitwärts verdrießlich an, riß aber doch die Augen auf, als er sie wunderbar strahlen sah, und die beiden neugierig hinzudrängenden Knaben einmal über das andere ihr: „Oh! oh!“ riefen. Es war eine kostbar gearbeitete goldene Dose mit Schmelzwerk, in einem Viereck von großen Diamanten leuchtend.

Herr von Tulpen sah bald die Dose, bald den Geber an. „Was soll denn das?“ fragte er.

„Nehmen Sie, Herr Major. Damit können Sie Ihre Schuld bezahlen. Ich gehe mit Ihnen zum Juwelier; er soll sie schätzen. Kommen Sie.“

„Herr,“ rief der Major mit sanfter Stimme, „wer sind Sie?“

„Ich heiße Jonathan Frock.“

„Jonathan Frock? — und das Ding da, glauben Sie, sei tausend Gulden werth?“

„Unter Brüdern mehr!“ erwiederte Frock: „Kommen Sie.“

„Und Sie wollen meine Schuld damit tilgen?“

„Gewiß und gern.“

„Aber wer sind Sie?“

„Ich bin Jonathan Frock, Lehrer bei diesen Kindern.“

Da ward der Alte stumm. Er sah den jungen Mann lange an; bis er nichts mehr sehen konnte; das Wasser trat ihm in die Augen. Dann schlug er die Arme um den Jüngling, und sagte leise mit schmerzlich gebrochener Stimme: „Nun denn, Jonathan, so laß mich dein David sein!“ — Frock beruhigte ihn, nahm ihn und führte ihn zum Juwelier. Dieser schätzte die Dose auf zwölfhundert Gulden; und da man sie ihm zum Verkauf bot, nahm er sie endlich auch um den Preis an, wiewohl er tausendmal betheuerte, sich in der Schätzung zu eigenem Nachtheil übereilt zu haben.

Beide gingen zum Gläubiger des Majors. Die Schuld ward

abgethan; dem Major der Vierteljahrsgehalt zurückgestellt; bei der Kriegsrechenkammer Alles berichtigt.

Unterdessen hatte der Oberkriminalrath von seinen Kindern die ganze Begebenheit erfahren. „Eine goldene Dose mit Brillanten!" rief er zehn- und zwanzigmale: „Wie kommt der Schlucker zu einer goldenen Dose?" — Die Antwort hatte er eben so schnell gefunden, als die Frage. „Gestohlen!" dachte er, ließ einen Schlosser rufen und Frocks kleinen Reisekoffer eröffnen. Er untersuchte selbst, ob noch Kostbarkeiten darin verborgen wären, und fand, außer einigen beschmutzten Schriften, einiger Wäsche und Kleidern, nichts.

Er hatte die Arbeit eben vollendet, als Frock mit gewöhnlicher bescheidener Art in die Stube trat, und sich ehrerbietig verneigte. Wie aber seine Augen auf den erbrochenen Koffer fielen, verwandelte sich plötzlich seine Miene; vom Erstaunen ging er zum Ernst, vom Ernst zum Zorn über. Er ward wieder der napoleonische Soldat, der er gewesen; packte mit gewaltiger Faust den Oberkriminalrath an der Brust, schüttelte ihn dreimal her und hin, und warf ihn dann gegen die Wand.

„Wessen haben Sie sich angemaßt? Halten Sie mich für einen Dieb?" rief Frock mit erschütternder, löwenhafter Stimme: „Wer gab Ihnen Macht und Fug, fremdes Eigenthum zu durchstören und heimlich Schlösser zu brechen? Bin ich verdächtig, gibt's keine Gerichte? Kennen Sie die Gesetze?"

Der Kriminalrath fiel bei dieser äußerst unerwarteten Haupt- und Staatsaktion ein wenig aus der gewöhnlichen Fassung. Er gestand nachmals selbst, er habe hier zum ersten Mal in seinem Leben die Geistesgegenwart verloren. Zu verargen war ihm das eben nicht. Denn, ungerechnet, daß er über einer verbotenen That ertappt worden war, lag in Frocks Verwandlung etwas wahrhaft Erschreckliches und Unbegreifliches. Dieser sonst unterthänige und

schüchterne Mensch hatte den Muth, einen Oberkriminalrath zu schütteln; er, sonst wie ein Lamm, war schrecklich mit seinem Flammenblick und Ernst; seine donnernde Sprache schien ihm eben so wenig zu gehören, als die Riesenkraft des Arms.

Frock wies dem Herrn von Schwarz mit gebietendem Zeigefinger die Thür, und dieser, bleich und odemlos eine Entschuldigung stammelnd, verließ das Stübchen; hatte aber kaum mit dem Fuß das feindliche Gebiet verlassen, als er sich mit kriminalrichterlicher Majestät wieder umwandte und zurück rief: „Herr Frock, Sie verlassen auf der Stelle mein Haus!"

Ohne Zweifel war Frock gleicher Meinung; denn er hatte schon aus dem Fenster einen Kerl von der Gasse heraufgewinkt, der ihm den Koffer tragen sollte, welchen er, nach Durchmusterung der darin befindlichen Papiere, und Füllung mit einigen Kleidern und Büchern, sogleich verschloß. Er suchte seine beiden Zöglinge auf, drückte sie mit stummer Liebe weinend an seine Brust, und verließ das Schwarzische Haus auf ewig.

Sehr zeitig kam folgenden Morgens der Herr Major von Tulpen. Er fand die Frau von Schwarz allein; ihr Mann war in Geschäften ausgefahren. „Desto besser, gnädige Frau!" sagte der Major; „denn ich suche ihn auch nicht, und werd' ihn in dieser Welt schwerlich wieder suchen. Hat mich in meiner Todesangst verlassen, darum wird mich auch die Todesangst nicht wieder zu ihm treiben mögen. Aber wo ist mein Jonathan?"

„Ihr Jonathan, Herr Major? Ich kenne ihn nicht."

„Was, meinen Jonathan nicht? — Er heißt eigentlich — nun doch — Jonathan Pfropf oder Kropf — Sie kennen ja den Dings da! Er ist ihr Hauslehrer."

„Ach, den Frock. Er ist nicht mehr bei uns. Mein Mann jagte ihn gestern aus dem Hause?“

„Aus dem Hause? Was? weil er großmüthiger, als Ihr Mann, war? Was, aus dem Hause? — Ich bin ein armer pensionirter Kriegsknecht, habe nicht mehr als so und so viel Quartalgeld, aber den Jonathan Dings da will ich zu mir nehmen lebenslang und ihn todtfüttern.“

„Nehmen Sie sich in Acht. Er ist ein schlechter Mensch. Gutes Gewissen hat er nicht, das haben wir längst bemerkt. Sie könnten sich einen schlimmen Gesellen ins Haus setzen.“

„Einen schlimmen Gesellen?“ rief der Major, ward feuerroth, und seine Augen funkelten Zorn über das Wort: „Hol' euch der — nun, ich will nichts gesagt haben. Gnädige Frau, aber ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.“

„Sie verstehen mich wohl falsch, Herr Major, ich spreche nicht von Ihnen.“

„Aber von dem Jonathan Kropf. Sagen Sie mir kurz heraus, wo ist er?“

„Schon seit gestern fort.“

„Aber wohin?“

„Das wissen wir nicht, und kümmert uns nicht.“

„Aber mich. Adieu! — Nein, schreiben Sie mir doch seinen verteufelten Namen auf. Zopf heißt er? Schreiben Sie ihn nur auf ein Zettelchen. Ich will von Gasse zu Gasse laufen. Ich werd' ihn schon finden.“

„Falls er sich nicht aus dem Staube auf und davon gemacht hat. In der Stadt wird er schwerlich bleiben!“ sagte Frau von Schwarz, und gab ihm Frock's Namen auf einem Blatt.

Lächelnd steckte Herr von Tulpen das Papier ein, sagte: „Ist Ihr Mann denn der König oder Gouverneur?“ schlug bedeutsam und stark an seinen Degen, machte eine stumme Verbeugung und ging.

Er ging, wie er gesagt hatte, von Gasse zu Gasse durch die weitläufige Königsstadt; kam matt und müde heim; aß mit seinen Kindern; setzte Nachmittags die Reise fort; fragte unterwegs alle Bekannte, die ihm begegneten; lief so von einem Tag zum andern Tag; und gab endlich nach wochenlangen vergeblichen Kreuzzügen die Hoffnung auf, den theuern Helfer in der Noth noch in der Stadt zu finden.

Und doch hatte sich Frock aus derselben nicht entfernt, sondern nur eine Nacht im ersten besten Wirthshause zugebracht, dann anderes Tages bei einer alten Wittfrau ein Stübchen gemiethet, und durch Intelligenzblätter dem Publikum seine Dienste angeboten, daß nämlich an der Marktgasse im Hause N. 1771, im ersten Stock, zu jeder Stunde des Tages, wer Schriften deutsch oder lateinisch schön kopiren, oder aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt übersetzen, Aufsätze und Briefe aller Art verfertigen lassen wolle, schnelle, billige und verschwiegene Bedienung finden würde.

Frock hatte sich also einen Erwerbszweig geschaffen, der ihn vor dem Hungertode bewahren sollte. Doch unterließ er auch nicht, fleißig in den Intelligenzblättern nachzulesen, wo man einen Hauslehrer suchte. Er war mit dem Letztern minder glücklich. Hingegen fand sich bald Kundschaft für sein Hilfs-, Schreib- und Kopier-Büreau, besonders als er diesen Titel, mit großen, doch zierlichen Buchstaben auf Folio-Royal vor dem Hause der Wittfrau ausgehängt hatte. Gelehrte brachten ihm ihre unleserlichen Manuskripte, um sie für die Druckereien abschreiben zu lassen. Dienstmägden und Handwerksburschen mußte er Briefe an hartherzige Verwandte oder treulose Geliebte machen. Andere verlangten Uebersetzungen. Genug, es gab mancherlei Verdienst; und

war dieser auch gering, blieb er doch zureichend, ihm die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er gebrauchte wenig. Nach einigen Monaten mehrte sich seine Arbeit, als seine Geschicklichkeit und Billigkeit bekannter ward; besonders war sein Gedächtniß bewundernswürdig, das vorzüglich denen zu statten kam, die durch ihn Briefe schreiben ließen, und nachher meistens Datum und Inhalt vergessen hatten. Er hielt aber auch musterhafte Ordnung; denn von Allem, was er arbeitete, trug er Tag der Abfassung, Namen der Personen und wesentlichen Inhalt in ein eigenes dazu bestimmtes Buch ein. Sein Geschäft, so mühsam es auch sein mochte — oft mußte er Nächte zu Hilfe nehmen — war bei dem Allem nicht ohne Unterhaltung. Er erfuhr da manches Geheimniß liebender Herzen, die Lebensangelegenheiten mancher ihm unbekannten Familie, und erweiterte damit seine Menschenkenntniß.

Er gefiel sich in dieser Unabhängigkeit. Ihm war, da er aus dem Schwarzischen Hause gegangen, als wäre er aus der algerischen Sklaverei in die selige Freiheit getreten. Bloß der Verlust seiner geliebten Zöglinge kränkte ihn lange. Doch überwand er den Schmerz, und den noch größern, daß er nun keine Seele hatte, an der er hing, und die er die seine nennen konnte. Es machte ihm eines Tages recht peinliche Empfindung, als ein ihm fremder Mensch eintrat, und eine mehrere Bogen lange politische Abhandlung auf der Stelle abgeschrieben zu haben wünschte. Er erkannte nämlich in der Schrift, die er kopirte, die Hand des Oberkriminalraths von Schwarz. Der Ueberbringer erklärte zugleich, er werde die Abschrift andern Tags abholen; schön solle sie nicht, sondern geschwind und flüchtig geschrieben sein. Er vollbrachte die Arbeit mit Ekel. Immer war ihm, bei jedem Blick auf die Vorschrift, als sähe er die verhaßte Gestalt seines ehemaligen Zwingherrn vor sich.

Gesellschaft besuchte er äußerst selten; theils mangelte ihm dazu Zeit, theils und mehr noch Geld. Der Gesundheit willen machte er wohl Lustgänge, frische Luft zu schöpfen. Oefter aber noch besuchte er die Nachbarschaften nahe und fern bloß mit den Augen. Er hatte ein gutes Dollondsches Fernrohr, mit welchem er die Umgegenden musterte. Sein Zimmer ging hinten hinaus über eine Reihe Gärten. Im fernen Hintergrunde sah man die äußersten Gebäude einer Vorstadt, meistens armselige, kleine Häuser, die ans offene Feld stießen.

Dies unschuldige Vergnügen war dem genügsamen Einsiedler zuletzt wahres Bedürfniß. Es kann kein Astronom des Nachts mit dem Teleskop die Räume des gestirnten Himmels emsiger und genauer durchspähen, um einen den bloßen Augen unsichtbaren Kometen, oder einen neuen Planeten, oder die Gebirge der glänzenden Venus zu erforschen, als Frock alle Tage die Gegenstände seines Gesichtskreises Stück für Stück musterte. Endlich trat er mit dem Fernrohr sogar regelmäßig zu bestimmten Stunden an das Fenster, er mochte auch noch so viele und dringende Arbeiten auf seinem Tisch liegen sehen. Und kamen von seinen Kunden, er ließ sich nicht stören; sie mußten warten.

Wie man nachher erfahren hat, gab es dazu triftige Gründe. Er hatte die Entdeckung eines Sterns, und zwar einer Venus gemacht. Er beobachtete nämlich eins von den Häusern im entfernten Raum der Vorstadt. Das Haus war klein, aber artig; ihm nur von der Hinterseite sichtbar, wo im Hof ein Brunnen stand. Zu diesem Brunnen kam im Sommer gewöhnlich um sechs, im Winter um acht Uhr Morgens ein schön gewachsenes säuberliches Mädchen, und füllte einen Eimer mit Wasser, trug ihn ins Haus, und wiederholte das Geschäft einige Male. Zuweilen geschah dies auch Nachmittags ein Uhr. Die Beschäftigungen des Mädchens beim Brunnen waren sehr abwechselnd. Zum Beispiel,

es wusch Kraut oder Salat, manchmal sogar Gesicht und Hals des Morgens. Und was die Jungfrau — denn dafür hielt sie der Fernseher — auch irgend verrichten mochte, Alles geschah mit einer ungekünstelten Anmuth, die den Beobachter für sie eingenommen haben würde, auch wenn ihr Gesichtchen weniger schön gewesen wäre. Daß die Wasserträgerin aber schön sei, hätte sich der Astronom schwerlich ausreden lassen. Ihr dickes, goldenes Haupthaar, welches gewöhnlich unter einer feinen, schneeweißen Haube lockig hervorquoll, ihre mildrothen Wangen, die schöne Zeichnung der Nase und des kleinen Mundes sprachen allerdings für seine Behauptung. Er glaubte ihr aber sogar genau in die blauen Augen sehen und durch die Augen ins heimliche Herz blicken zu können. Nun muß Jedermann gestehen, daß er darin etwas zu starkgläubig war. Wer hätte auch je mit Hilfe eines Fernrohrs Entdeckungen in einem Mädchenherzen gemacht?

Frock aber ließ sich von seiner Meinung nicht abwendig machen. Seiner astronomischen Theorie zufolge war das Mädchen eine fleißige, häusliche Bürgerstochter, und keine gemeine Dienstmagd; sittsam, unschuldig, ernsthaft und sinnig. Nur ein einziges Mal unter zweihundert vierundsechszig sorgfältigen Beobachtungen glaubte er sie singen gehört zu haben, nämlich durch das Fernrohr. Ihre Stimme mußte wohl in der ungeheuern Entfernung verschwinden.

Anfangs hielt er sie für eine Wäscherin, denn er sah sie außer dem Wassertragen allwöchentlich mit Aufhängen und Trocknen der Wäsche im Haushofe bemüht. Zuweilen hätte er ihr gern geholfen, wenn ein Stück vom Seil fiel, das zwischen drei Bäumen ausgespannt war. Doch ließ er von seiner Hypothese ab, da er nach langen Erfahrungen eine regelmäßige Wiederkehr jedes Stückchens der schon gesehenen Wäsche bemerkte. Diese gehörte also einer und derselben Familie an. Der Cyclus, oder die periodische Wiederkunft der Schnupftücher, Hemden, Betttücher und so wei-

ter vollendeten sich gewöhnlich in acht bis zehn Wochen. In der Familie, die zur Wäsche gehörte, mußten zwei erwachsene Frauenzimmer, ein Kind, eine Mannsperson sein. Aus dem Rauch, der von Zeit zu Zeit aus einem Nebengebäude hervorstieg, noch mehr aus den zuweilen von einer Dachöffnung des Hauses selbst niederwehenden blauen Linnen- oder Baumwollentüchern, die da ebenfalls zum Trocknen hingen, ließen sich muthmaßen, der Vater sei ein Färber. Die Konjektur stieg zur moralischen Gewißheit, als eines Tages ein ältlicher Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und ganz blauen Händen neben der schönen Wasserträgerin am Brunnen stand. Sie lächelte ihn sehr vertraulich und freundlich an. Dieser Anblick, nämlich des Lächelns, nicht der blauen Hände, entzückte unsern Astronomen so innig, daß er auf seinem Observatorium nicht nur freudig mitlächelte, sondern auch den ganzen Tag lächeln mußte.

Ach, wie wenig ist doch vonnöthen, einen Menschen glücklich zu machen!

So verstrichen dem armen Frock Jahr und Tag. Was soll ich von seinem einfachen, arbeits- und freudenreichen Leben erzählen? Jeder Tag wiederholte die gleiche Geschichte. Er war zufrieden. Er liebte. Er hatte wieder ein Wesen in der Welt, an das er gekettet war. — Nur eins gehörte dabei zu den unbegreiflichsten Dingen, daß er nämlich aus sonderbarem Eigensinn sich nie die Mühe gab, die Färberin einmal in der Nähe zu bewundern, oder wohl gar ihre Aufmerksamkeit auf sich zu leiten. Denn daß sie durch das Fernrohr alltäglich betrachtet und geliebt würde, konnte ihr im Traume nicht beifallen; viel weniger noch wäre sie auf den Gedanken gerathen, auch ihrerseits ein Teleskop in die Hand zu nehmen, um mit bewaffneten Augen den Mann

auf dem Observatorium zu suchen. — Er blieb also von ihr ungekannt. Und, es ist kein Zweifel, er wollte es so. Jonathan Frock war ein Mann von eigenen Grundsätzen. Vielleicht hatte er auch schon die Erfahrung gemacht, daß gewisse Schönheiten nur in einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, um liebenswürdig zu bleiben. Und manches, das, in der Ferne gesehen, wünschenswerth scheint, hört auf in der Nähe unser Glück zu machen.

Selbst aber das mäßige Glück, dessen er jetzt genoß, blieb ihm nicht lange.

Eines Abends ward noch spät angepocht. Er stand auf, kleidete sich an und öffnete einer fremden, höflichen Stimme die Thüre, weil sie es dringend verlangte. Es trat ein Herr im grauen Ueberrock herein, einen Degen an der Seite. Hinter ihm standen Soldaten im Gewehr.

„Sind Sie Herr Jonathan Frock?“ war die Frage.

„Allerdings!“ antwortete derselbe sehr verwundert.

„Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie auf Befehl des königlichen geheimen Oberpolizeidepartements verhaftet werden, und mir, nach Ablieferung Ihrer sämmtlichen Effekten, folgen müssen, wohin ich Sie führen soll.“

Frock glaubte nicht wohl gehört zu haben. Er war in seiner Einsamkeit sich keiner andern Sünde bewußt, als daß er die schöne Färberin zu leidenschaftlich mit dem Fernrohr verfolgt hatte. Inzwischen galt hier kein Säumen oder Widerstreben. Zwei handfeste Polizeitrabanten traten herein, halfen einpacken und Alles versiegeln. Frock, ohne Verlegenheit und überzeugt, es walte Irrthum über seine Person, kleidete sich anständiger, und steckte, mit Erlaubniß des Gewalthabers, seinen geringen Geldvorrath und den Dollond zu sich. Wozu eben den letztern, läßt sich schwer errathen. Vielleicht hoffte er auf einen Gefängnißthurm zu ge-

rathen, weitere Aussicht zu finden und mit Hilfe des Fernrohrs sein Herzgespiel, seine Gesellschafterin mit den goldenen Locken.

Er ging in der Nacht zwischen den Begleitern zum Bestimmungsort. Es war ein weitläufiges, hohes Gebäude, mit Zwischenhöfen, Kreuz- und Quergängen. Eine dicke, schwer verriegelte Thür ward aufgethan. Man führte ihn in ein kleines Gemach, angefüllt mit einem Bett, aus einer Matratze und Decke bestehend, einem Tischchen und einem hölzernen Schemel. Man wünschte ihm angenehme Ruhe, schloß und riegelte die Thür zu, und ließ ihn im Dunkeln allein. Die Ruhe war nicht angenehm, doch blieb sie nicht aus. Er schlief gegen Morgen, nach manchen sorglichen Betrachtungen, ein, aber dann desto fester und süßer. Man weckte ihn erst spät, und brachte ihm das Frühstück, eine schmackhafte, kräftige Suppe. Er war bisher nur gewohnt, ein frugales Morgenessen von Wasser und Brod zu halten. Das neue Wohnzimmer gefiel ihm auch, wegen der großen Reinlichkeit; aber desto schlechter die Aussicht durch das vergitterte Fenster in einen kahlen, öden, von klosterähnlichen Gebäuden umfangenen Hofraum. Weg war nun Vorstadt, Färberhaus und Wasserträgerin. Er hätte weinen mögen. Doch beruhigte ihn sein Gewissen. Er zweifelte nicht, das Mißverständniß bald zu lösen, welches ihn in diese Einsamkeit geführt haben konnte. Mittags erschien ein nahrhaftes Gericht, Brod, Fleisch, Gemüse; dazu frisches Wasser im Ueberfluß, den Durst zu löschen. So gut hatte er lange nicht gelebt. Und die Aussicht und die Langeweile abgerechnet, lebte er köstlicher als königlicher Gefangener, denn vormals auf seinem Büreau.

Nachmittags ward er zum Verhör geführt. Er stand vor einem schwarzbehangenen Tisch, an welchem einige gestrenge Herren der Oberpolizei saßen. Nachdem er um Herkunft, Namen, Alter, Wohnung, Gewerbe und dergleichen befragt war, legte man ihm

eine kleine Druckschrift vor, und fragte ihn: ob er Verfasser derselben sei? — Er las sie. Der Inhalt schien ihm nicht unbekannt zu sein; doch konnte er sogleich und mit Zuversicht antworten: er sei der Verfasser nicht, denn in seinem Leben habe er von sich noch nichts drucken lassen. Man redete ihm ernstlich zu, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er beharrte bei seiner Aussage.

Nun zog der Vorsteher einige beschriebene Bogen hervor, reichte sie dem Inquisiten, und fragte: „Kennen Sie diese Handschrift?“ — Frock erkannte sie sogleich. Es war die seinige. Es war dieselbe Abschrift, welche er einst von einer politischen Abhandlung des Oberkriminalraths von Schwarz hatte verfertigen müssen. — Ohne sich zu bedenken, gestand er, es sei seine Handschrift; er habe den Aufsatz nicht selbst verfaßt, noch weniger ihn drucken lassen, sondern für Geld abgeschrieben, wie es sein Gewerbe mit sich gebracht habe. Auf die Frage: wer die Urschrift ihm zur Kopie gegeben? erwiederte er: ein Unbekannter, dessen Gestalt und Kleidung er wohl noch ungefähr bezeichnen könne, dessen Namen er aber nie gehört.

Die Verhörrichter schüttelten den Kopf. Frock hatte schon auf der Zunge, zu beichten, daß er die Urschrift für eine Arbeit des Herrn von Schwarz gehalten habe. Dadurch konnte er vielleicht mit einem Male aller Verantwortlichkeit entbunden werden. Auch hatte er keine Ursache, seines ehemaligen Quälers zu schonen. Aber er gedachte in diesem Augenblick der geliebten Zöglinge, die ihm noch immer theuer waren. Und er fühlte edel genug, sie nicht unglücklich machen zu wollen, indem er ihren, wahrscheinlich durch jene Abhandlung sehr fehlbaren Vater verriethe. Er verstummte also, und ward in sein Gefängniß zurückgeführt.

Er ging noch einmal zum Verhör und wieder zurück. Die Polizei schien immer größern Verdacht auf ihn zu wälzen, daß er selber der Verfasser, oder doch mit demselben wohl bekannt sei.



Denn unter hundert ihm vorgelegten Fragen hatte er einige vielleicht zu leichtsinnig beantwortet, und sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst gesetzt.

Schon drei Wochen war er im Gefängniß gewesen, als abermals Wachen erschienen, nicht um ihn zum Verhör zu führen, sondern in ein anderes Gefängniß, und zwar in einen eigentlichen Kerker. Das behagte ihm da auf bloßem Stroh, bei Wasser und Brod, in ewiger Dämmerung, schlecht. Und doch schwor er in seinem Herzen, den Oberkriminalrath nicht unglücklich zu machen. Denn, dachte er, bleib' ich bei meinen Aussagen, was will man mir an? Hofft man mich vielleicht durch Stroh und magere Kost zu einem offenen Geständniß zu bringen? Die Herren irren. Ich halte es aus. Zuletzt müssen sie mich doch frank und frei lassen, und ich habe meinen geliebten Zöglingen Angst und bittere Thränen gespart.

Schon den andern Tag ward er aus dem Kerker wieder in ein angenehmes, heiteres, wohlgeziertes Zimmer versetzt; nur Gitterfenster, Schloß und Riegel der dicken Thür und die Schildwache davor ließen ihn bemerken, daß er noch verhaftet sei. Seine Speisen waren ausgesuchter, er empfing Wein dazu. Es stand ihm frei, sich Schreibgeräthe und Bücher zur Unterhaltung kommen zu lassen. Man sagte ihm, das Alles geschehe auf Verwendung einer hohen Person, die an seinem Schicksal lebhaften Antheil nehme. Der gute Frock war mit dieser Theilnahme gar nicht unzufrieden, meinte aber doch, es geschähe ihm damit zu viel Ehre.

Wichtiger ward ihm, da er vor eine Kommission des Kriminalgerichts geführt ward, unter seinen Richtern auch den Herrn von Schwarz zu erblicken. Vermuthlich glaubte dieser, nachdem er Frocks Betragen vor der Polizei erfahren, es habe derselbe seine

Handschrift entweder nicht erkannt, oder vergessen. Mit schadenfrohem Blicke beobachtete Herr von Schwarz den eintretenden Inquisiten; und eben Schwarz schien durch seine Zwischenfragen Frocks Schuld anschaulicher machen zu wollen.

Der Verklagte bemerkte mit Unwillen die Frechheit des Mannes. Lange bekämpfte er seinen Zorn. Aber endlich, da Herr von Schwarz auch ein verdächtigendes Wort von der goldenen Tabaksdose hinwarf, blieb Frock seiner selbst nicht länger Meister. „Aus Schonung gegen meine ehemaligen Zöglinge, Ihre beiden Söhne, schwieg ich bis jetzt," sagte er zum Oberkriminalrath, „aber die Art Ihres Verfahrens zwingt mich, laut zu werden und das zu sagen, worüber bis jetzt keine bestimmte Frage an mich geschah. Es ist wahr, ich bin nicht Verfasser jener Abhandlung, die für den allerhöchsten Hof Beleidigungen enthalten, vielleicht Geheimnisse des Staats zum Nachtheil desselben verrathen haben mag. Es ist wahr, ich kenne auch den Verfasser nicht, noch den, welcher sie mir zur schleunigen Abschrift brachte. Aber ich kannte und kenne die Handschrift dessen, der das Original schrieb, welches mir zu kopiren gegeben ward. Es ist die Handschrift des Herrn Oberkriminalrath von Schwarz gewesen."

Schwarz lächelte höhnisch, aber konnte doch nicht eine flüchtige Bestürzung verheimlichen. Seinen Amtsgenossen entging es nicht. Inzwischen bemerkte der Präsident dem Angeklagten, der nun die Rolle des Anklägers spielte, daß er eine Beschuldigung wage, die schwer zu beweisen sei.

„Es ist möglich," erwiederte Frock, „daß das Original vernichtet worden ist, sobald man meine Kopie besaß. Aber daß ich die Handschrift des Herrn von Schwarz sehr gut erkannte, bezeugt das Gedächtnißbuch, welches ich über meine Geschäfte führte, und das unter meinen übrigen Papieren bei der geheimen Polizei liegt. Ich erinnere mich, daß ich zu der Tagesbemerkung, eine Abhand-

lung ohne Titel kopirt zu haben, am Rande die Buchstaben setzte: Handsch. v. O. K. R. v. S., das heißt, Handschrift vom Oberkriminalrath von Schwarz."

Auf einen Wink des Präsidenten brachte der Gerichtsdiener eine Kiste herbei. Es waren Frocks Papiere. Er fand das Büchlein, suchte das Datum, fand die Stelle, welche der geheimen Polizei entgangen zu sein schien, und legte sie den Richtern vor. Es verhielt sich, wie er gesagt hatte. Frock ward darauf sogleich wieder in seinen Verhaft zurückgeführt.

Schon den folgenden Morgen ward ihm seine nahe Befreiung und zugleich die Verhaftung des Herrn von Schwarz verkündigt. Denn durch die geheime Oberpolizei war auch der Mensch, welcher die Abhandlung bei Frock zur Abschrift gebracht, nach den von ihm gegebenen Beschreibungen, in einer entlegenen Stadtgegend entdeckt und eingebracht worden. Die Aussagen dieses Menschen stimmten mit denen des schuldlosen Frock überein. Beide wurden zum Ueberfluß noch gegen einander gestellt, sich zu erkennen.

An demselben Tage, da dies geschah, hatte Frock noch eine andere Ueberraschung. Er empfing Besuch vom Major von Tulpen, den ein Unbekannter begleitete. Der alte Major war vor Freuden außer sich, ihn wieder zu sehen. Er drückte ihn mit Rührung an sein Herz.

„Hat doch Alles sein Gutes!" sagte der Major: „Hätte man Sie nicht gefangen gesetzt, wir hätten Sie in Ewigkeit nicht gefunden. Aber Ihr Prozeß machte Aufsehen, und so erfuhren wir Ihren Aufenthalt."

„Mich kennen Sie wohl nicht mehr?" fragte nun auch der Begleiter des Majors.

Frock betrachtete ihn lange, verbeugte sich dann ehrerbietig und sagte: „Ew. Durchlaucht erweisen mir unverdiente Ehre."

„Nicht so unverdiente Ehre. Hätten Sie mich, da Sie mich

beim Scharmützel in den Niederlanden gefangen nahmen, nicht so heldenmüthig gegen Ihre Kameraden in Schutz genommen, ich wäre ja längst im Reich der Todten. Sie retteten mein Leben, und empfingen den Hieb da für mich von dem tollen Chasseur über die Stirn, der mich durchaus niederhauen wollte."

„Aber wie konnte Ew. Durchlaucht meinen Namen wissen, den ich Ihnen nie gesagt?"

„Den erfuhr ich vom Major, und den Major lernte ich durch den Juwelier kennen, dem Sie die goldene Dose verkauft hatten, die ich Ihnen auf dem Schlachtfelde zur Erinnerung schenkte. Ich wollte während meines Aufenthaltes hier ganz andere Dinge beim Juwelier kaufen; das Erstaunen war nicht gering, meine Dose zu finden. Sie haben sie zu so edelm Zweck verkauft, daß ich sie Ihnen schlechterdings zurückstellen muß, um damit Ihre Tugend zu ehren." — Der Fürst legte die Dose auf Frocks Tisch. Dieser vernahm nun auch, daß er vom Gericht freigesprochen sei.

„Jetzt, Freund Jonathan Schopf," rief der Major, „müssen wir uns öfter sehen. Hier auf der Karte haben Sie den Namen meiner Wohnung. Sie müssen mich besuchen, sobald Sie frei sind. Ich hielt Sie schon für mich auf ewig verloren. Hol' der Geier den Kriminalrath Dings da; der sitzt nun statt Ihrer. Das kommt ihm vom unrechten Fleck am Herzen. Er wollte dem Justizminister einen bösen Streich spielen, und schlug sich selber ins Gesicht. Geschieht ihm Recht!"

Frock war durch diesen Besuch sehr erquickt. Er gewann wieder Vertrauen zur Menschheit, und hielt die überstandenen Schrecken und Leiden der Gefangenschaft für einen nichtigen Preis, um den er die Freude dieses Tages erkauft hatte.

Schon am andern Morgen ward er in aller Form, mit feierlicher Ehren- und Unschuldserklärung, seines Verhaftes entlassen. Dabei empfing er eine ihm vom Gericht zugesprochene reichliche

Summe, theils als Entschädigung für das Erlittene; theils als Ersatz für das während seiner Gefangenschaft am häuslichen Erwerb Versäumte. Lange war der gute Frock nicht so reich gewesen. Denn auch die Dose des Fürsten, der selbiges Tages wieder von der Residenz abreisete, war mit Goldstücken angefüllt.

Und als Frock sein Stübchen bei der alten Wittwe wieder betrat, hätte er weinen mögen vor Freuden, und Tisch und Stühle wie alte, wiedergefundene Freunde umarmen und küssen mögen. Aber den ersten Gang machte er doch mit dem Fernrohr zum Fenster hinten hinaus. Er grüßte die drei Bäume mit den Seilen, woran wieder das weiße Linnen wehte, wie Wimpel und Fahnen, ihm zu Liebe ausgehängt und ihn zu begrüßen. Aber die artige Blaufärberin mit Berenicens Lockenwuchs kam leider nicht grüßend hervor.

Ein wunderlicher Mensch war Frock bei dem Allem. Er hatte ein Herz voll Tugend, folglich aller Seligkeit der zartesten Freundschaft fähig. Und doch blieb er von den Menschen zurückgezogen, und zog ihnen Fernsichten, Waschseile, Stühle und Tische vor. Er mochte seine Gründe haben, die man schweigend ehren muß. Die Zuneigung und Dankbarkeit, welche ihm der Fürst bezeugte, hatte ihn sehr gerührt; und doch fiel ihm nicht ein, dem Fürsten um eines Strohhalms Breite näher zu treten. Der Fürst hatte ihn sogar zu sich eingeladen, ihm von einer Stelle an der Schulanstalt seines Fürstenthums gesprochen: und Frock, der ohne Versorgung war, verneigte sich doch nur stumm und ablehnend dabei. Der alte Major von Tulpen hatte ihn gewiß recht herzlich um nähere Bekanntschaft und Umgang gebeten; aber wer nicht kam, war Frock. Und doch war er nichts weniger, als menschenscheu; und übergroße Geschäfte fesselten ihn auch nicht ans Zimmer; denn obwohl er sogleich sein Aushängeschild wieder an das Haus der

Wittwe befestigte; kam doch in den ersten Tagen seiner Befreiung Niemand, seine Schreiberdienste in Anspruch zu nehmen.

Endlich erschien eines Abends der Major selbst und sagte: „Könnte wohl bis zum jüngsten Tag warten, Jonathan Rock oder Tarrock, ehe du zu mir kämest. Drum fort, mit mir, daß du mein Haus finden lernest. Es ist heut mein so und so vielter Geburtstag. Habe den Keller voll Burgunder und Pontak und Champagner, mit dem mich der Fürst von Dings da bereichert hat, bloß für den Gang mit ihm zum Juwelier und zu dir, und für die Geschichte von der Dose, die ich oft genug schon ganz unentgeldlich erzählt habe."

Frock widerstand nicht. Sie setzten sich in eine Lohnkutsche, weil es schon dunkel war, und fuhren ab. Der Major war ungemein aufgeweckt und gesprächig, wie immer; als sie aber beinahe an Ort und Stelle waren, hob er an zu pesten und zu fluchen. „Dummer Streich!" rief er: „Fahre vor dem Registrator Dings da vorbei, und hab' ihm doch gesagt, ich werd' ihn zum Abendessen abholen. Der ist ein kreuzbraver Mann; wirst dich freuen, Jonathan, ihn kennen zu lernen. Nun, ich setze dich bei meinem Hause ab, und fahre wieder zurück und hole ihn."

Der Wagen mußte halten, Frock absteigen, ins Haus gehen. „Rechter Hand ins Zimmer!" rief der Major, und fuhr zurück.

Frock tappte im Dunkeln der Hausflur; fand die Thür; pochte an; ward hineingerufen, sah den gedeckten Tisch; helle Kerzen brannten — und in dem Augenblick ward es ihm fast dunkel vor den Augen. Denn die berühmte Blaufärberin stand lebendig vor ihm da mit ihrem goldenen Haarwuchs, und empfing ihn sehr gütig.

„Ich bin ohne Zweifel verirrt," stammelte er, „denn ich wollte zu Herrn Major von Tulpen, den ich hier erwarten soll."

„Sie sind am rechten Ort; mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben, wenn Sie sich ein Weilchen gedulden wollen!" sagte sie und bot einen Stuhl. Ein junges Mädchen von zehn Jahren

trat vor, betrachtete einen Augenblick lang den Fremdling, und sagte zu ihm schüchtern und mit angenehmem Lächeln: „Nicht wahr, Sie sind der Herr, der für den Vater eine goldene Dose weggegeben hat?"

„Nicht weggegeben; ich habe sie wieder!" sagte Frock, der sich von der ersten Bestürzung nicht erholen konnte. Aber seine Bestürzung ward noch größer, als die Goldgelockte ihm ganz nahe trat, ihre schöne Hand sanft drückend auf seinen Arm legte und sagte: „Ach wie viel sind wir Ihnen alle schuldig! Die Dose muß Ihnen ein rechtes Heiligthum werden, da sie Ihnen nun das Denkmal von zween Menschen geworden, die Sie retteten."

„Sind Sie im Gefängniß so blaß geworden?" fragte ihn die Kleine, und sah ihn mit recht mitleidigen Augen an: „Ich habe oft für Sie gebetet, und es hat gewiß geholfen."

Frock sah wohl, er sei hier schon bekannter, als er glauben konnte; und um das Gespräch von der Dankbarkeit zu ändern, erzählte er von der Anmuth seines Gefängnißlebens. Das fanden die beiden Schwestern sonderbar, daß er den Verlust seiner Freiheit so ruhig ertragen, und sogar im Verhaft viel Angenehmes gefunden habe. „Ich würde mich in einem Gefängniß gleich todt weinen," sagte die Kleine, „wenn ich, von Josephinen und dem Vater weg, da allein wohnen müßte."

„Das glaub' ich, Fräulein," sagte Frock: „aber wenn man um keine Josephine und keinen Vater zu weinen hat, so ist einem, mit reinem Herzen, überall wohl. Einem Menschen, der sich im Nothfall genug sein kann, ist alles Aeußere nur Bühnenverwandlung, und das engste Stübchen eine große Welt. Wer sich selber nicht genug ist, und Zufriedenheit von Umgebungen erwarten muß, lebt im freiesten Raum des Weltalls eingekerkert."

„Aber doch auch so den ganzen, lieben Tag allein sein!" versetzte seufzend die Kleine.

„Wissen Sie denn, ob ich allein war? War nicht meine ganze Vergangenheit bei mir? War nicht der bei mir, der mehr ist, als aller menschliche Umgang? Wissen Sie, wer? Gott!“

Das Gespräch ward ernst, darum nicht minder anziehend. Josephine hörte, über eine Stuhllehne gebogen, schweigend zu. Ihre kleine Schwester Leonore hatte immer hundert Fragen und hundert Einwendungen.

Darüber trat der Major herein, mit ihm ein junger, bildschöner Mann, der Registrator Burkhardt. Dieser schien in der Familie schon ganz einheimisch, so vertraut that er mit den Frauenzimmern. Frock war auf gutem Wege gewesen, bekannt zu werden; aber je unbefangener Burkhardt in diesem Kreise auftrat, je fremder fühlte sich Frock; er wußte selbst nicht, wie es zuging. Der Major stellte ihm den „kreuzbraven“ Registrator vor. Das Gespräch ward allgemeiner, Frock zurückhaltender. Die Töchter des Majors entfernten sich und trugen die einfachen Gerichte zum Abendessen auf. Man setzte sich. Der Registrator kam an Josephinens Seite, Frock beiden gegenüber neben die gern plaudernde Leonore. Der Registrator hatte für seine Nachbarin unendlich viel Aufmerksamkeiten; Frock gerieth bald mit Händen, bald mit Füßen in Verlegenheit, und zuweilen sogar mit den Augen. Die goldlockige Josephine war in der That, wie sie hinter dem Lichte der Kerze saß, und wenn sie sich zufällig mit dem edeln Gesicht aus dem Strahlenkreis vorbog, überraschend schön. Die Ueberraschungen waren nämlich auf Seiten Frocks; denn weder der Major noch Leonore achteten sonderlich darauf; eher vielleicht der „kreuzbrave“ Registrator. Zum Glück stieß Herr von Tulpen fleißig mit den Burgundergläsern an; dann kam hintennach der brausende Champagner. Das hob unsern blassen Philosophen in diejenige harmlose Laune, welche alle Uebrigen hatten. Nun wurde er sogar gesprächig und liebenswürdig. Besonders beschäftigte sich die leb-

hafte Plauderin Leonore voll Wohlgefallens mit ihm. Sie hörte ihm gern zu, wenn er erzählte; und da er bemerkte, daß sie im Kopfrechnen nicht zurecht kam, lehrte er sie dazu kleine Kunstgriffe. Das gab dem Kinde Anlaß, ihn ohne weitere Umstände zu bitten, ihr Lehrmeister zu werden. Sie versprach ihm den Verlust seiner ehemaligen Zöglinge in dem Schwarzischen Hause, von denen er mit vieler Wärme geredet hatte, durch Dankbarkeit vollkommen zu ersetzen. „Denn," sagte sie, „das waren doch nur Knaben, und die vergessen Einen den Augenblick, und sind viel zu wild und flüchtig." Frock ließ sich zu dem Versprechen hinreißen, ihr in der Woche Mittwochs und Sonnabends ein paar Stunden zu widmen. Der Major drückte ihm väterlich dankbar die Hand. „Geschieht mir," sagte er, „bei dem Mädchen da ein recht wichtiger Dienst. Hab's nicht, sonst hätt' ich's gern schon in die Fräuleinschule geschickt. Dem Windbeutel thut's Noth still sitzen zu lernen."

Frock wußte nicht, welche Noth er sich aufgebürdet hatte. Aber schon den folgenden Tag bereuete er es, wie nicht weniger das gegebene Versprechen, in der Tulpenschen Familie den folgenden Tag zu Mittag zu speisen. Es war eben ein Sonntag.

Er hatte, weil er spät nach Hause gekommen war, lange geschlafen. Das Läuten der Glocken, die von allen Kirchthürmen nahe und fern zum Gottesdienst riefen, weckte ihn. Er besann sich des gestrigen Tages beim Ankleiden. Sein erster Gang war natürlich zum Fernrohr und Fenster. Aber als er das Rohr zum Auge heben wollte, legte er es geschwind nieder, schloß das Fenster, sah den ganzen Morgen nicht wieder hinaus, und ging singend und pfeifend im Stübchen auf und ab. Gegen Mittag schrieb er dem Major ein Briefchen, meldete ihm, er könne heut' unmöglich kommen, ihm sei nicht ganz wohl; siegelte zu, und besann sich nun,

daß er keinen Boten zum Versenden habe, und am Ende wohl den Botendienst selber verrichten müsse. Indem war es spät und gegen alle Höflichkeit, auf sich warten zu lassen. Er zerriß den Brief und ging zum Major; aber bereute bei jedem Schritt, den er that, die, welche er schon gethan hatte.

Er ward mit eben der Güte und liebenswürdigen Unbefangenheit aufgenommen, als es den Tag vorher geschehen war; und er selbst fühlte sich bei diesen guten Menschen behaglicher, als das erste Mal. Sie zeigten sich alle, so schien es ihm, in einer feierlichen Stimmung, die kleine Leonore nicht ausgenommen. Die lieben Leute waren erst aus der Kirche gekommen, und die Andacht des Gottesdienstes hinterließ in ihren Seelen einen schönen Ernst, der ihre gewohnte Freundlichkeit milderte, ich möchte sagen, adelte.

„Sind Sie auch in der Kirche gewesen?“ fragte ihn Leonore.

„Heute nicht!“ antwortete Frock.

„Komm' ich Sonntags nicht zur Kirche,“ fuhr Leonore fort, „so ist mir's nicht wie Sonntag, und die ganze Woche wird mir gemein und schlecht. Der Sonntag ist gewiß unter allen Tagen, wie die Sonne, welche den übrigen Tagen Licht gibt. Ich kann es wohl begreifen, wie Menschen endlich zu groben Verbrechen übergehen, wenn sie keinen Sonntag haben.“

„Glauben Sie nicht, liebe Leonore, daß es auch gute Menschen ohne Sonntag gebe?“

„O wohl mag es geben. Aber dann ist ihr Gutsein doch nur ganz gemein, und für sie selbst nicht erquickend. Sie werden gut sein aus Verstand, aber es kommt nicht aus dem Schönsten hervor.“

„Was nennen Sie denn das Schönste?“

„Ei, das Schönste ist das Schönste. Sie wissen's besser, als ich. Sagen kann ich's nicht. Es ist das Schönste, wenn ich in der Kirche höre und bete, und dann mit dem Himmel eins werde,

und ich von dem, was in und außer der Kirche ist, denke: das vergeht! Und ich doch daneben weiß, das Beste bleibt in unvergänglicher Herrlichkeit, und alle meine geliebten Todten leben mit mir, und meine Mutter und mein Großvater, und viele Helden, von denen mein Vater erzählt, und Jesus Christus und viele heilige Seelen leben seliger, als ich, und leben noch mit mir, und lieben mich, wie ich sie. Das ist das Schönste. Dann höre ich das Flüstern der betenden Herzen und den heiligen Orgelklang und die Stimme des Predigers, und höre es auch nicht; und doch spricht Alles in mich hinein, und ich verstehe es, und vernehme doch nichts."

Frock lächelte. Er hing mit seinen Blicken am Mienenspiel Leonorens, die wie aus Entzücken redete. Dann bog er sich herab über das Mädchen, welches ihn ansah, als erwarte es eine Antwort, und küßte die helle Stirn des Kindes, ohne eine Silbe zu sagen.

„Das Mädchen schwatzt wie ein Staar," rief der Major, „aber es schwatzt mir oft Sachen aus dem Herzen heraus, wie ich sie habe, und wie ich sie nun und nimmermehr auf die Zunge zu bringen wüßte."

Nach dem Essen ward ein Spaziergang vorgeschlagen. Man ging in das sogenannte Lilienthal, ein benachbartes Wäldchen, eine Viertelstunde von den äußersten Häusern der Vorstadt. Im Innern des Wäldchens lag zwischen Wiesen und Gärten ein Gasthaus, wo sich die Bewohner der Hauptstadt zu vergnügen pflegten. Frock führte beide Schwestern am Arm. Der Major ging plaudernd nebenher. Josephine verrieth in ihren Gesprächen eben so viel Geist und Gefühl, als sie schön war.

„Es ist doch ein prächtiger Tag!" rief Leonore, und hüpfte vor Freuden: „Ich bin ganz gewiß im Himmel, ich bin im Himmel! Und wären Sie in der Kirche gewesen, Herr Frock, so würden Sie nun auch im Himmel sein."

„Aber wenn ich Ihnen sage, meine fromme Leonore, ich bin wirklich diesen Augenblick im Himmel!“

„Nein, Sie gehen nur spazieren. Aber ich bin im Himmel. Sehen Sie, alle Blumen haben brennendere Farben und sehen still und himmlisch aus; und das Laub an den Bäumen ist durchsichtig, wie wenn es grüne Flammen wären, und der Himmel hat ein anderes Kleid und die Sonne einen andern Schein. Alles hat eigene Weise und Stellung, und Alles sagt etwas Festliches an; aber ich begreife es nur nicht ganz. Doch ich werde es gewiß einmal verstehen lernen.“

Frock war im Himmel, trotz dem, daß es Leonore wegläugnen wollte. Die ganze Welt prangte ihm am Arme Josephinens anders. Er hörte Leonoren gern plaudern, um schweigen zu können. Denn das Reden war ihm lästig, weil er von Empfindungen bedrängt wurde, die er sich nicht klar machen konnte.

In Lilienthal fanden sich Bekannte des Majors, Bekannte von Josephinen und Leonoren; man trat zusammen, man ging mit einander. Frock, als fremd, zog sich zurück. Er stellte sich Pflanzen suchend, und ging ins Gebüsch, und kam nicht wieder.

Der Major vermißte ihn nach einer Stunde zuerst. Man erwartete ihn und unterhielt sich mit Andern. Als es aber Zeit war aufzubrechen und an die Heimkehr zu denken, und Frock noch immer ausblieb, sprang Leonore fort, um im Wäldchen zu suchen. Der Major fluchte und nahm in gleicher Absicht einen andern Weg. Josephine erinnerte sich, in welcher Richtung Frock gegen die Gebüsche gegangen war, und folgte derselben. Wirklich fand sie ihn seitwärts unter einer Eiche im Grase liegend, das Gesicht in die gefalteten Hände gelegt, auf dem Erdboden. Sie glaubte, er sei entschlafen, und nannte seinen Namen leise. Er fuhr plötzlich mit verstörter, todtenbleicher Miene auf; starrte sie einen Augenblick an; zwang sich zu einem höflichen Lächeln; bat um Verzei-

hung, die Gesellschaft verlassen zu haben, und wunderte sich, als er hörte, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu machen. Er begleitete sie, aber stumm und verlegen.

„Ihr Aussehen ist sehr übel," sagte Josephine, „vielleicht ist Ihnen nicht wohl."

„Mir war es nicht!" sagte er: „Aber ich fühle mich gestärkter."

Die Andern kamen und erschraken bei Frock's Anblick. „Was hat's gegeben, Freund Jonathan?" fragte Herr von Tulpen mit weicher Stimme: „Du hast dir rothe Augen geweint, und noch jetzt sehen sie gläsern hell aus."

Frock lächelte, wischte sich mit flacher Hand über das Gesicht, und sagte: „Es kommen mir zuweilen Einfälle." Niemand drang weiter in ihn.

Auch drang Niemand in ihn, wenn er in folgenden Tagen zuweilen in der Mitte des Gesprächs verstummte, oder in der allgemeinen Heiterkeit düster ward, oder bei gleichgültigen Worten erröthete. Jedermann ehrte sein Geheimniß. Es dauerte lange, ehe selbst in der Tulpenschen Familie das Gespräch darauf gebracht ward, wenn er abwesend war.

Regelmäßig kam Frock Mittwochs und Sonnabends, Leonoren zu unterrichten. Er ließ es nicht bloß beim Rechnen. Er erzählte die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte; er erklärte vielerlei Erscheinungen der Natur. Er sprach sehr gut, klar und bestimmt; nie aber mit höherer Wärme, als wenn er vom Sinnlichen einen Uebergang zum Uebersinnlichen machte und sich in religiösen Gedanken verlor. Das geschah oft. Es schien ihm Bedürfniß zu sein. Josephine richtete es immer so ein, daß ihre Arbeiten außer dem Hause vollendet waren, wenn Frock kam. Dann setzte sie sich horchend und strickend ans Fenster in ihren Winkel. Frock, welcher ihr anfangs wegen dessen, was er für ihren Vater gethan, als ein achtungswürdiger Mann erschienen war, machte bald durch

die Anmuth seines Umgangs und die Erhabenheit seiner Gesinnungen die kleinen Widerlichkeiten vergessen, die ihr an ihm entgegen gewesen waren, z. B. das bleiche Antlitz und dazu das krause, rabenschwarze Haar. Sie empfand wirklich etwas Freundschaftliches für ihn, und herzliches Mitleiden, wenn er ohne äußern Anlaß traurig, oder ernst, oder still ward.

„Er verschließt einen großen Schmerz in seiner Brust!“ sagte Josephine oft zu Leonoren, die ihn gern gefragt hätte: „Sei bescheiden gegen sein Geheimniß. Im Schwarzischen Hause hielt man ihn wegen seines Betragens für einen reuigen Verbrecher, ich glaube, seine Traurigkeit hat einen hochedeln Grund.

Herr von Tulpen und seine Töchter lebten einfach und eingeschränkt in dem kleinen Hause der Vorstadt. Sie wohnten auch da nur zur Miethe. Josephine, von ihrer jüngern Schwester unterstützt, besorgte die kleine Wirthschaft, und machte in der That aus Nichts Etwas. Sie war des Hauses Köchin, Gärtnerin, Wäscherin, Schneiderin — Alles in Allem. Der Major, ihr Vater, hatte wenig Bedürfnisse; aber mit dem Gelde wußte er doch nicht umzugehen. Daher überließ er Josephinen seine dürftige Einnahme, und damit wußte sie Alles zu bestreiten. Sie verstand das Haushalten, als Meisterin. Es fehlte Ueberfluß, aber auch Mangel. Es war im Hause nichts weniger, als Pracht, aber es herrschte Zierlichkeit, Auswahl und Sauberkeit, die mehr als Pracht waren. Sie kleidete sich mit ihrer Schwester ungemein schlicht; aber sie verstand sich auf das, was ihr in Farbe, Schnitt und Art des Gewandes und Schmucks wohlstand. Daher hielt man wohl den Major für reicher, als er war. Josephine hatte in der Stadt viele Bewunderer, unter dem Adel viele Anbeter. Sie war eine frische, aufblühende Lilie, voll Hoheit und Demuth, und hatte in einem

Alter von achtzehn Jahren mit den Tugenden einer jungen Hausmutter die Feinheit einer Frau von Welt, und jene Unschuld, die nur dem kindlichen Alter in aller Reinheit eigen ist. Daß sie früh für das Haus sorgen lernen mußte und darin Alles leistete, hatte ihr eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, welche sich in ihrem Wesen nicht verläugnen ließ, und Jedem, der ihr nahe kam, unwillkürliche Ehrfurcht einflößte. Schon einmal hatte ein junger Mann, sogar ein Graf, aus einem der angesehensten Geschlechter des Königreichs um ihre Hand geworben. Seitdem war der Registrator Burkhardt Freund ihres Vaters geworden und oft in das Haus gekommen. Er liebte Josephinen mit Leidenschaft, aber hütete sich wohl, ihr davon eine kleine Ahnung zu erwecken. Sie behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die ihm sagte, daß man ihn schätze, ohne ihm den unbedeutendsten Schritt einer weitern Annäherung zu erlauben.

Burkhardt und Frock sahen sich in diesem Hause oft. Jener, vielleicht nicht ohne Eitelkeit, — und in der That war er einer der hübschesten Männer — duldete seine Zusammenstellung mit dem bescheidenen, schüchternen Frock gern, der auch nach einem halben Jahre und länger noch immer so zurückhaltend und fremd blieb, als er den ersten Tag gewesen. Aber es schien gar nicht, als wenn Frock in der Nähe des schönen Burkhardt verlöre. Josephine behandelte ihn mit derselben Gütigkeit, wie den Andern; ja, man hätte sagen sollen, mit einer höhern Zartheit, wie Mitleiden gegen einen Leidenden einzuflößen pflegt. Auch machte Leonore ihrer Schwester einst die Bemerkung: Burkhardt ist hübsch; Frock mit seinem Mondscheingesicht gar nicht; aber sieh', Josephine, wenn Frock spricht, dann sehe ich etwas Schöneres in seinen Zügen, als Burkhardt hat. Es ist etwas Wunderliebliches in Frocks Augen, in seinem Lächeln, in seinem Ernst; ich kann's dir nicht sagen. Burkhardts Schönheit ist mir, wie prächtige Levantine, aber un-

durchsichtig; Frocks Wesen wie dünne Gaze, durch welche etwas Herrliches strahlt, das ich liebe und nicht enträthseln kann.

Burkhardt ward ein halbes Jahr später zum Kanzleirath ernannt mit beträchtlichem Gehalt. Die freudige Theilnahme in der Tulpenschen Familie war groß; noch größer, als er eines Tages der Familie die Botschaft brachte, es sei ihm gelungen, durch seine Empfehlungen und seinen Einfluß dem guten Frock die Mehrzahl der Stimmen und selbst den Beifall des Ministeriums für die Registratorstelle zu verschaffen. Frock konnte nun, lebenslänglich versorgt, heiterer leben. Er habe sich nur dem Minister und den übrigen Räthen vorzustellen, die ihn, nach den von Burkhardt vorgelegten Beweisen für den Mann hielten, welcher, durch Kenntniß, Talent und Redlichkeit, der Stelle am würdigsten sei. Zum Glück fanden sich diesmal dazu alle andern Bewerber etwas schlechter, als schlecht. Der alte Major war von der Freude gerührt, seinen Jonathan versorgt und beamtet zu wissen. Er fiel dem Kanzleirath um den Hals und rief: „Dank Ihnen, braver Freund! Wäre ich Gouverneur von der Hauptstadt geworden, es hätte mich nicht so groß gefreut.“ Man sah es den beiden Fräulein an, daß auch sie in der Fülle des Vergnügens dem Kanzleirath hätten an die Brust fliegen mögen.

Es war gerade an einem Mittwoch, und Burkhardt wußte wohl, daß Frock kommen würde. Man berathschlagte noch, wie man ihn auf die angenehmste Weise überraschen könnte mit der Nachricht, als er eben zu Leonorens Unterricht hereintrat. Nun umringten ihn Alle fröhlich; Jedes verkündete ihm das Evangelium; Jedes wünschte Glück. Man las in seinen Zügen angenehme Bestürzung. Dann dankte er dem Kanzleirath für seine Güte, den Andern für ihre Theilnahme; und mitten aus der Heiterkeit, die von seinem Antlitz leuchtete, ging er in schwermüthigen Ernst über. Er erklärte, die Stelle wegen Mangels dazu nöthiger Kenntnisse und

Fähigkeit nicht annehmen zu können. Von allen Seiten widerlegt, sagte er: daß er zu solchem Amte keine innere Neigung fühlte. Man machte ihm auch hier so gründliche Einwendungen mit Berücksichtigung seines unsichern Broderwerbs, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als mit einem Achselzucken zu bedeuten: er dürfe sich um das Amt nicht bewerben; höhere Ursachen, die er nicht angeben könne, versagten ihm das.

Nun ward trauriges Schweigen; es fragte Keiner weiter. Frock nahm, als wäre nichts geschehen, Leonorens Unterricht vor. Der Kanzleirath empfahl sich. Der Major warf sich, seine Pfeife rauchend, in den Sorgenstuhl, und Josephine nahm ihren Sitz am Fenster ein, nähend und horchend.

Auch in der Folge sprach Niemand weiter davon. Aber seit dem Tage schlossen sich Alle enger um den räthselhaften Dulder, der, ohne Vermögen, ein erträgliches Amt verschmähte, und sich das Leben mit Geschäften fristete, von denen er selbst oft sagte, sie wären ihm langweiliger und mühsamer, als Holzspalten. Man schien durch herzliche Theilnahme das geheimnißvolle Schicksal vergüten zu wollen, das ihn quälte. Selbst Josephine, sonst zurückhaltend, nahte sich ihm schwesterlicher. Er aber blieb unabänderlich derselbe; gegen das schöne Fräulein so fremd und gut, wie gegen den Major. Nach Jahr und Tag war er, wie den ersten Tag.

Nicht so blieb das Verhältniß gegen Burkhardt. Dieser hatte Gelegenheit genug, aus tausend Kleinigkeiten wahrzunehmen, daß Alle dem stillen Frock mehr, als ihm zugethan waren. Nun durch seinen Stand, reichern Gehalt und Rang wohl zu kühnen Hoffnungen berechtigt, und vertraut mit der Dürftigkeit des Majors, faßte er den Entschluß, um Josephinens Hand zu werben. Dem Major offenbarte er sich zuerst, und dieser hörte ihn mit Vergnügen an. „Ganz gut! Mein Ehrenwort haben Sie; wenn das Mädchen Sie will, geb' ich es Ihnen. Sie sind ein kreuzbraver

Mann; das sag' ich allemal. Aber fangen Sie es mit Josephinen geschickt an. Sie hat ihre Eigenheiten. Gewinnen Sie ihr Herz, dann haben Sie Alles. Aber ein Antrag voran, das hieße Alles verderben. Ich werde ihr kein Wörtchen von dem sagen, was Sie mir vertrauten."

Burkhardt wagte nun, sich dem Fräulein mit größern Aufmerksamkeiten zu nähern. Josephine aber schien schon seit geraumer Zeit kälter ihm gegenüber zu stehen, als sonst. Das war unverkennbar. Ein Grund ließ sich davon nicht einsehen. Burkhardt klagte es dem Major. Dieser war einen Augenblick verlegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn — denn das Gespräch ward im Gärtchen hinterm Haus gehalten — in das Zimmer zu seiner Tochter, und sagte: „Höre, Josephine, ich habe dem Kanzleirath kein Wort gesagt, aber sag' du's ihm. Hat er's gethan, nun so hat er's doch nicht übel gemeint; deßwegen müßt ihr nichts wider einander haben. Führ' ihn vor die Kommode, und damit hat das Ding ein Ende."

Das Fräulein ward feuerroth, und schien mit dem Befehl des Vaters nicht zufrieden zu sein. Aber sie gehorchte. Sie ging mit dem Kanzleirath in ein Nebenstübchen, schloß eine Kommode auf und, indem sie auf einige Stücke feiner Leinwand, auf einige Stücke Indienne oder Satin, und auf einen Brief zeigte, welcher die Aufschrift an den Major und den Beisatz: beschwert mit dreißig Louisd'or, hatte, sagte sie: „Ich muß Sie bitten, diese Geschenke, welche Sie uns bald am Geburtstage meines Vaters, bald an Leonorens, bald an meinem Geburtstage durch die Post schickten, wieder anzunehmen. Ich ehre das Zartgefühl, mit dem Sie sich als Geber verbargen, und die Freundschaft, welche Sie zu so kostbaren Geschenken verleitete. Wir aber dürfen sie nicht behalten, weil wir dergleichen nicht erwiedern können.

Burkhardt sah mit Erstaunen den Schatz der Kommode an, als

er Josephinens Worte hörte. „Ich bezeuge Ihnen, mein theures Fräulein,“ sagte er endlich, „als redlicher Mann, daß ich Sie gar nicht verstehe. Ich habe an dem Allem keinen Theil gehabt. Sie werfen falschen Verdacht auf mich.“

„Herr Kanzleirath,“ erwiederte Josephine, und beobachtete ihn mit ernsten, etwas feuchten Blicken und hochgerötheten Wangen: „Ich kann Sie als unsern Freund, aber nicht als unsern Wohlthäter sehen. Ich beschwöre Sie, wollen Sie das alte Verhältniß herstellen, so nehmen Sie die Sachen zurück. Alles liegt hier unberührt, und wird nie von uns berührt werden. Kein Anderer hat es uns gesandt, als Sie. Nur Sie konnten es, nur Sie wußten die Tage, und auch wohl die Augenblicke, wenn mein Vater in einiger Geldverlegenheit sein konnte.“

Auf dies Alles wiederholte Burkhardt seine erste Aussage, und mit so vielem Ernst, daß Josephine beinahe irre ward. Doch fühlte sie wohl, er könne jetzt kaum anders reden. Sie gingen zurück. Das Betragen des Fräuleins änderte nicht.

Josephine hatte längst umhergerathen, von wem die Geschenke kommen möchten. Wäre es der Kanzleirath nicht, so hätte es wohl der verliebte Graf sein können, der sich vielleicht wieder einschmeicheln wollte. Frock war ihr nicht verdächtig gewesen. Nun aber Burkhardt sich ernstlich von aller Schuld rein wusch, stieg doch der Argwohn bei ihr auf, daß Frock vielleicht der Geber sein möge. Sie beobachtete ihn mit schärferm Blick, und eines Tages, da er Leonorens Unterricht beendet hatte, mußte er Josephinen ins Nebenstübchen folgen.

Sie zog die Schublade der Kommode hervor, zeigte auf die darin liegenden Sachen und sagte: „Herr Frock, seit vielen Monaten kommen meinem Vater Geschenke zu von Zeit zu Zeit für ihn oder uns Mädchen; wir wissen nicht, von wem. Sie bleiben unberührt. Ich hatte den Kanzleirath im Verdacht. Er läugnet,

Mir sollte es leid thun, wenn ich den trefflichen Mann unverdient kränkte. Helfen Sie mir auf die Spur, wer dies sandte und sich zu unserm Wohlthäter aufdringen will?"

Frock stand erröthend mit gesenkten Augen neben ihr. „Sie reden etwas hart, liebes Fräulein. Wissen Sie denn auch, ob der, welcher diese Dinge schickte, Wohlthäter oder Abzahler einer Schuld sein will? Ist er ein Schuldner, so sehe ich nicht ein, warum Sie die Zahlung anzunehmen weigern? Gegen Wohlthaten und Almosen haben Sie das Recht, stolz zu sein."

„Lieber Frock," sagte Josephine, und betrachtete ihn mit durchdringendem Blick: „sind Sie es selbst gewesen? Reden Sie redlich!"

„Verdammen Sie mich, Fräulein. Ja, ich bin es gewesen. Ich habe gefehlt, daß ich es so linkisch anfing, und Sie mit Kleinigkeiten in Verlegenheiten setzte, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Wollen Sie nun das Alles wieder zurückgeben?" fragte er mit weicher, bittender Stimme.

„Nein, nun behalt' ich Alles, Alles!" sagte Josephine, und Thränen fielen aus ihren Augen, mit denen sie ihn anlächelte, während sie mit beiden Händen seinen Arm dankbar und sanft drückte: „Ihnen kann es nicht einfallen, unser Wohlthäter sein zu wollen. Sie sind unser Freund. Aber, nicht so: Sie versprechen mir, uns keine ähnlichen Geschenke mehr zu machen? Sie sind ein Verschwender!"

Als beide zurück ins Zimmer kamen, sah Leonore erschrocken die weinenden Augen ihrer Schwester. Im gleichen Augenblick trat auch der Major ein. „Was gibt's?" fragte dieser verwundert. Josephine umarmte ihren Vater, und sagte: „Bedanken wir uns bei dem guten Frock; er hat uns mit den Kostbarkeiten in der Kommode beschenkt. Dem Freund zu Ehren wollen wir uns damit kleiden."

„O lieber, lieber Herr Frock!“ sagt entzückt Leonore, und legte sich schmeichelnd an ihn: „Aber die Indienne zu meinem Geburtstage war auch gar zu schön!“

Mit dieser Aufklärung war in der That das alte Verhältniß zwischen Burkhardt und dem Fräulein wieder hergestellt. Ja, Josephine war weit gefälliger gegen ihn, als vormals, wie wenn sie ein Unrecht an ihm gut zu machen hätte. So glücklich aber Burkhardt sich bei dieser Veränderung fühlte, blieb ihm doch unbegreiflich, daß die Frauenzimmer ohne Widerwillen, was sie von ihm nicht angenommen haben würden, dem ärmern Frock nicht ausgeschlagen hatten. Sie verarbeiteten das Linnen mit sichtbarem Vergnügen, und bereiteten sich neue Kleider, bei deren Verfertigung Frocks Name unaufhörlich genannt wurde. Burkhardt sagte einst zu Josephinen: „Sie nahmen von Herrn Frock die Geschenke; von mir hätten Sie sie verschmäht. Ich wage es kaum, Ihnen etwas anzubieten, aus Furcht, Sie zu beleidigen. Aber doch könnt' es mir weh thun, daß Sie mich zurücksetzen.“

„Nicht doch, lieber Herr Kanzleirath. Ich schätze Sie so sehr, wie den guten Frock. Bieten Sie mir nun nur etwas an; ich will es nicht ausschlagen, das sollen Sie sehen. Aber zuviel darf es nicht sein. Zum Beispiel die Nelke da, die Sie im Knopfloch tragen.“

„Darf ich Ihnen nichts Besseres anbieten, liebenswürdiges Fräulein?“

„Aber nicht zuviel.“

Er lehnte sich zu ihr und flüsterte: „Was ich habe und bin, nehmen Sie Alles und mich selbst.“

Josephine zog sich erröthend zurück und sagte: „Herr Kanzleirath, das ist zu viel!“

Er sprach offener, dringender. Der Major kam wie gerufen dazu, und gab auch sein Wort drein. Josephine im Gedränge sprach mit etwas feierlicher Stimme: „Ich finde mich durch Ihre Freundschaft geehrt, Herr Kanzleirath; aber ich bitte Sie, von allem Andern zu schweigen. Es würde unsere Zufriedenheit stören. Wir wollen thun, als wäre nichts gesprochen worden."

Josephine freilich konnte wohl so thun, aber nicht der betrübte Kanzleirath. Er mied von dem Tage an das Haus, in welchem er die besten Hoffnungen seines Lebens verloren hatte. Nach einem Vierteljahr hörte man, er habe sich vermählt. Der Major sagte mit unzufriedenem Blick auf Josephine: „Das that der arme Schelm aus Verzweiflung."

Obwohl Frock nur der einzige Hausfreund war, kam er darum weder öfter, als Sonnabends und Mittwochs regelmäßig, oder wenn er allenfalls eingeladen war; noch änderte sich sein Wesen, das jede engere Vertraulichkeit zu fliehen schien. Nur mit Leonoren, seiner Schülerin, war er ungebundener; aber Leonore hing auch mit aller Zärtlichkeit und vergötternden Leidenschaftlichkeit an ihm, deren ein zwölfjähriges Mädchen fähig war, das sich selbst noch nicht verstand. Für ihn erzog sie Blumen; für ihn sann sie auf kleine Ueberraschungen; ihm sah sie mit Ungeduld entgegen, wenn er um eine Viertelstunde zu spät kam; von ihm hatte sie Träume. Die Mittwoche und Sonnabende waren ihre Festtage.

„Sehen Sie, Herr Frock, lieber Herr Frock!" sagte sie eines Tages: „Sie sind recht gut. Aber Josephine sagt doch, Sie wären nicht glücklich. Und Sie sind es auch nicht. Sagen Sie, was fehlt Ihnen?"

„Ich bin glücklicher, als ich es zu sein verdiene."

„Ist das auch wahr?"

„Gewiß, Fräulein."

„Sehen Sie mir auch recht in die Augen, Herr Frock! — Ach! da ist ja doch etwas Trübes! Nun sein Sie mir ganz still. Ich will Sie etwas recht Ernsthaftes fragen. Warum gehen Sie gar nicht in die Kirche?“

„Wie hängt das mit dem Glück zusammen?“ sagte Frock.

„Das fragen Sie? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, mehr als einmal: ohne Religion sei kein Glück? Wer mit Gott sei, der könne nicht unglücklich werden?“

„Aber, Fräulein, die Kirche ist nicht die Religion, und Gott wohnt ja allenthalben.“

Leonore dachte nach, schüttelte den Kopf und erwiederte: „Sie wissen immer etwas, wogegen ich nichts einwenden kann; und ich fühle doch, Sie haben diesmal wohl Unrecht. Sie könnten ein recht heiliger Mensch werden, wenn Sie in die Kirche gingen.“

„War Christus nicht heiliger, als wir, Fräulein? Sagen Sie mir aber, ging er in die katholische, oder lutherische, oder reformirte Kirche? Wenn Sie mir bestimmt sagen, wohin er ging, so will ich ihm dahin folgen.“

Leonore wußte nicht, was sie antworten sollte. „Er wär nicht katholisch,“ sagte sie, „reformirt auch nicht, lutherisch auch nicht. — Was sind Sie denn aber? Wie, sind Sie nicht von unserer katholischen Kirche? Sind Sie vielleicht,“ setzte Leonore schüchtern hinzu, „wohl gar lutherisch? O nein, das sind Sie nicht. Sagen Sie nein.“

„Würde ich weniger Werth in Ihren Augen haben,“ erwiederte Frock, wenn ich nicht zu Ihrer Kirche gehörte?“

„Ach, das ist traurig!“ seufzte Leonore, und schluchzte bitterlich. Frock konnte sie kaum beruhigen.

Als er das folgende Mal wieder kam, sah ihn Leonore ernsthafter an, als gewöhnlich. Er bemerkte in ihr sonderbare Aengstlichkeit mit Mitleiden vermischt. Er zog ein Buch hervor, gab

es ihr und sagte: „Dies wird Sie vielleicht am besten belehren und beruhigen."

„O wenn das je möglich wäre!" sagte Leonore mit Heftigkeit. Sie nahm das Buch. Es war Lessings Nathan der Weise.

Sei es, daß dies vortreffliche Buch, oder natürlich leichter Sinn, Leonorens Gewissensfrage besänftigte. Sie söhnte sich mit dem Gedanken wieder aus, daß Frock ein Ketzer sei. Heimlich aber machte sie doch Anschläge, ihn zu bekehren. Das hoffte sie am besten zu erreichen, wenn sie ihn bereden würde, mit ihr Sonntags oder auch wohl während der Woche einmal in die Messe zu gehen.

Inzwischen traf ein ganz unerwartetes Ereigniß ein, welches alle Bekehrungsplane zerriß. Der Major trat eines Morgens odemlos in Frocks Stube, umarmte ihn und sagte: „Nun Freund Jonathan, nun kann dir dein David Alles wieder erstatten; nun deine Liebe vergelten. Denk' auch! Sieh hier den Brief! Der kommt vom Stadtrath da, in — nun kurz, Dings da, gleichviel! Mein Vetter, der alte Generallieutenant — ei du weißt ja, der Dings da, ich habe dir erzählt, wie er bei Dings da blessirt ist — nun, er ist gestorben, hat keine Erben, bin von Rechts wegen und durch seinen letzten Willen einziger Erbe aller seiner Güter. Gott habe den Vetter Dings da selig! Aber wir waren immer gute Freunde. Bin ein reicher Mann. Lies auch! Schreiben, ich soll kommen, oder statt meiner einen schicken — nun, verstehst's ja besser, als ich, so einen Dings da zu nehmen, der die Sache in Richtigkeit bringe. Hol's der Geier, es sind da Weiber und Advokaten, welche Einspruch thun. Wenn's nur nicht schief geht, und mir die Freude wieder zu Wasser wird. Verstehe nichts von

Juristerei; bin alt; im rauhen Winterwetter möchte ich auch nicht reisen."

Frock las den Brief. Die Sache war, wie sie Herr von Tulpen gesagt hatte, die Erbschaft bedeutend, aber sowohl das Testament, als das Näherrecht zum Erbe, durch eine Seitenlinie von den Verwandten des Verstorbenen angefochten, die sogar seinen Namen führten. Frock versprach dem Major, er selbst wolle dahin reisen und die Sache ins Reine bringen. „Bis zum Frühjahr ist's hoffentlich abgethan; dann können Sie mit den ersten Tagen Ihre Güter beziehen!" sagte Frock, packte seine Bücher ein und fing sogleich mit dem Major das Verhör über dessen Verwandtschaft zu dem Verstorbenen an.

Inzwischen, ehe alle zur Entscheidung des Streits nöthigen Papiere zusammengebracht waren, verstrichen einige Wochen. Frock war in dieser Zeit, da er seine bisherigen Bureaugeschäfte aufgab, fast alle Tage im Hause des Majors. Welche Plane wurden da gemacht, welche Träume! — Leonore und Josephine malten sich den Himmel in die Zukunft; die Farben, die im Regenbogen lodern, waren ihnen viel zu matt. Und Frock, das setzten beide so gut, wie ihr Vater voraus, Frock stand in allen Planen, in allen Träumen. Wie konnte der Mann fehlen, der nur allein nicht wußte, daß er zum Glück der Uebrigen unentbehrlich geworden?

Selbst Josephine, die feinberechnende Kennerin ihres Wirkungs- und Lebenskreises, von deren Beifall am Ende doch Alles abhing, und die von Allen angebetet ward: selbst Josephine verhehlte ihrem Vater gar nicht, daß auch Frock nothwendig die Hauptstadt aufgeben und mit ihnen ins gelobte Land ziehen müsse. Ohnedem wären wir — das war ihr Ausdruck — ohne Segen! — „Du hast das rechte Wort getroffen!" rief Leonore: „Haben Sie es gehört, lieber Vater? Ohne Segen!" Der Major brummte: „Versteht sich!"

„Aber," sagte Josephine, und stieg von ihrem Fenstersitz, und umschloß mit beiden Armen den alten Major, „aber, Vater, wird er sich auch dazu entschließen? Er hat nie ein Wort dazu gesagt, so oft wir ihm auch in unsern Entwürfen Hauptrollen gaben. Lieber Vater, Frock ist ein sehr eigener Mann. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von ihm das Versprechen geben, uns zu begleiten."

Herr von Tulpen wunderte sich ein wenig über die Aengstlichkeit Josephinens. „Mir ist aber wirklich bange!" sagte sie.

Sobald Frock kam, war des Majors erstes Wort: „Freund Jonathan, meine Mädchen wollen mir Schrecken machen, als könntest du tolle Streiche treiben, und uns verlassen, wenn wir nach Dings da reisen. Es ist keine Rede davon, gelt? Du machst dir aus dem Leben in der Hauptstadt nichts, und ziehst mit uns auf die Güter, und bleibst bis ans Ende der Tage. — Suche du dir, als Quartiermacher, deine Wohnung, deinen Garten, Alles selbst und vor Allem aus. Wir Andern nehmen vorlieb mit dem, was du uns anweisest."

Frock beugte sich dankend. Er verfärbte sich. Man sah, es ging in ihm etwas Schmerzliches vor.

Leonore sprang mit lautem Schrei und ausgebreiteten Armen gegen ihn, drückte sich fest an ihn und rief: „O lieber Herr Frock, nicht dies Gesicht, nicht dies Gesicht! Es ist ein Todesengelsgesicht. Ich kenn' es schon."

Josephine hatte ihn gesehen, und setzte sich erblässend nieder. Sie zitterte. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen gegen Frock auf.

„Reden Sie doch!" rief Leonore: „Sie bleiben bei uns, unzertrennlich! Sagen Sie um Gotteswillen Ja!"

Frock legte beide Hände aufs Herz und mit einem Blick, mit dem er voraus um Verzeihung flehte, sprach er: „Das kann ich nicht!"

„He!“ schrie der Major erschrocken: „Bin ich nicht dein David? Und du willst mich verlassen, Jonathan? Scherze doch nicht mit uns; du siehst, wie jämmerlich solch ein Scherz uns zurichtet. Hand her, Kamerad; du wirst dein Leben bei uns auf den Gütern zubringen.“

„Ich kann nicht!“ antwortete Frock halblaut, aber mit dem ihm eigenthümlichen Ton der Entscheidung.

„Kannst nicht, Jonathan? Was hindert dich? Bist ja frei, wie der Vogel in der Luft. Kannst nicht? Possen da! Was hält dich in der Hauptstadt zurück? Sind wir nicht deine einzigen Freunde?“

— Die einzigen.

„Oder, he, sag's heraus: hat den jungen Herrn ein schönes Kind gefesselt? Spaß! wir fesseln das Dings da und nehmen es mit uns. Nur heraus mit der Sprache. Eine Geliebte?“

— Keine.

„Nun, was ist an der Hauptstadt gelegen?“

— Nichts.

„Und willst nicht bei uns bleiben und wohnen im gelobten Land, nachdem du unser guter Engel in den Jahren unsers Jammers gewesen?“

— Ich kann nicht.

„Warum aber nicht? Es muß doch ein Hinderniß sein. Das Hinderniß wird sich heben lassen! Weißt du, als sie bei Dings da meinten, es sei unmöglich, die Batterie zu nehmen? Setzte ich nicht mit meinen Grenadieren an, und nahm sie? Kostete freilich zehn oder so und so viel prächtige Kerls.“

— Ich werde Alles für Sie thun; ich könnte sterben für Sie. Aber thun Sie auch etwas für mich. Lassen Sie mich frei ziehen, wohin ich will, sobald ich Ihre Erbschaftsangelegenheit berichtigt habe. Und reden wir doch nie wieder davon. Sie wissen nicht,

wie Sie mir das Herz zerreißen. Ist Ihnen mein Leben, meine Gesundheit lieb, reden Sie nie wieder davon.

„So fahre wohl, gelobtes Land!“ schluchzte Leonore: „Vater, wir wollen dann hier in der Stadt bleiben.“

„Mir recht!“ sagte finster der Major.

„Dann — dann,“ stammelte Frock, „dann — ich werde in jedem Fall die Stadt verlassen. Heilige Pflichten rufen mich anderswo hin.“

Er war so bewegt, als er die letzten Worte sprach, daß er sie kaum vollenden konnte. Er beurlaubte sich, und versprach, nach einem kurzen Spaziergang wieder zu kommen.

Und wie er wieder kam, fand er sie Alle noch auf denselben Plätzen, wie er sie verlassen hatte. Der Major saß düster in seinem Sorgenstuhl; Leonore in einem Winkel mit verweinten Augen; Josephine ohne Thränen, aber etwas steinern. Es war in ihren Zügen etwas, das sich nicht beschreiben läßt; etwas Todtes, Starres, bei aller Schönheit Grauenvolles. Leonore und ihr Vater sprangen auf, ihn schmeichelnd zu bewillkommnen. „Hast dich eines Bessern besonnen, Jonathan, nicht wahr?“ sagte der Major. Aber Josephine regte sich nicht.

„Sprechen wir von heitern Dingen!“ sagte Frock. Aber die Versuche waren vergebens. Frock machte sich an die Papiere, und schrieb, bis es dunkel ward. Die Andern saßen stumm umher. Leonore weinte und nähete. Josephine starrte, ihr schönes Haupt auf die Hand gestützt, unbeweglich durch die Fensterscheiben hinaus, ohne die Vorbeiwandelnden zu sehen.

„Bleibt mir mit euern Kindereien vom Halse!“ rief folgenden Tages der Major, als er zu seinem Freunde Jonathan ins Zimmer trat, und ihn auf dem Bette liegend, krankhaft bleich, mit

geschwollenen Augen fand. Frock war im Tulpenschen Hause zum Mittagessen erwartet gewesen und nicht gekommen.

„Wie spät ist's?“ fragte Frock, und sprang auf. Vor seinem Bette stand ein Tisch mit kalt gewordenem Punsch, daneben eine Flasche Madera. Vom letztern trank er sogleich hastig ein großes Glas voll und reichte dem Major die Hand.

„Drei Uhr vorbei!“ sagte Herr von Tulpen.

„Drei Uhr? So habe ich einen sieben Stunden langen todtenartigen Schlaf gethan diesen Morgen. Desto besser. Ich habe Alles diese Nacht zu Ende gebracht. Ich kann in folgender Nacht abreisen auf Ihre Güter. Ich zahle meiner alten Wirthin, und bleibe den Abend bei Ihnen, lasse die Post dahin kommen und steige dort ein. — Mir ist nicht mehr wohl hier. Meine Gesundheit fordert eine milde Bewegung und Zerstreuung, sonst reibt's mich auf.“

„Hast du Gesellschaft gehabt?“ fragte der Major, und zeigte auf den Punsch und Wein.

„Ich habe die Nacht gearbeitet, und . . .“

„Den Geist ermuntern wollen.“

„Mein Geist bedarf keines Sporns. Aber was den Geist niederzieht, das elende Fleisch und Blut mußte ich bestechen, daß es folge.“

„Kamerad, du siehst erbärmlich aus. Wir sind Männer. Kamerad, rede mir frei vor Gott, was treibst du, oder was treibt dich? Ich will schweigen, wie ein Todter, aber rede. Warum bist du nicht wie andere Menschenkinder sind? Warum schlugst du des Dings da, des Fürsten Anerbietungen im Gefängniß aus, da er dir in seinem Lande ein ehrenhaftes Amt geben wollte? Warum zogst du freiwillige Niedrigkeit und Armuth vor? Warum lehntest du Burkhardts Registratorstelle ab? Warum liebst du uns und stellst dich gegen uns Alle kälter und fremder, als du bist? Warum thust du Verzicht auf die Freuden der Freundschaft, offen-

bar wider deines Herzens Willen, das für Freundschaft so empfänglich ist? Warum fliehst du gute Menschen, die dich suchen, die ihr Leben für dich in die Schanze schlagen würden? Warum bist du so veränderlich wie die Sonne an einem Apriltage, daß dir's mitten in aller Lust über das leuchtende Antlitz wie eine finstere Wolke zieht? — Weiche mir nicht aus! Sieh, Jonathan, es geht nicht gut mit mir und dir, wenn du nicht redest. Warum willst du weder auf meinen künftigen Gütern, noch hier bleiben? Wir bedürfen dein. Wir beschwören dich um dies, was uns mehr als Reichthum gilt. Du sonst so weichherziger, warum bist du hartherzig?"

Frock füllte sein Glas zum andern Mal, und stürzte den Wein hinunter.

„Ich glaube, du möchtest dich berauschen? Nichts da! Reden wir ganz ehrlich und nüchtern zusammen. Jonathan, rede! Wir sind allein. Hast du ein Verbrechen begangen? Rede, denn ich schwöre dir, du hast es unwillkürlich gethan und nur schon zu lange dafür gebüßt. Du wirst in meiner Liebe nichts verlieren. Und hättest du mir Vater und Mutter erschlagen, ich könnte dir's verzeihen."

„Ich bin kein Verbrecher!" sagte Frock mit stolzem Kopfschütteln.

„Nun, hol's der Geier, so bist du ein Narr. Welcher Teufel plagt dich denn? Kannst du denn das Räthsel selbst nicht lösen?"

„Wenn ich wollte, mit zwei Silben, Herr Major. Ich hab' es beschlossen, Sie sollen es erfahren."

„Wann?"

„Heute noch, ehe ich auf Ihre Güter reise."

„Und wann ich die zwei Silben weiß, und dir dann antworte: Jonathan, das sind Possen!"

„Das werden Sie nicht."

„Hol's der Geier, ich werd' es! Und wenn ich aller deiner Noth ein Ende mache?"

„Das können Sie nicht."

„Aber ich sage — höre, bringe mich nicht in Wuth! — ich sage, ich will es können. Und wenn ich's kann, bleibst du dann mit uns?"

„Ja!"

„Ja? — Hand her!"

Frock gab die Hand. Der Major schloß ihn küssend in die Arme, als wäre Alles überwunden.

„Also, Wort gehalten! Heute noch sagst du mir das fatale Geheimniß, dessen du dich nicht zu schämen hast?"

„Diesen Abend, ehe ich von Ihnen abscheide und in den Wagen steige, Herr Major. Aber sorgen Sie, Herr Major, daß der Abschied fröhlich, wenigstens ruhig werde. Lassen Sie uns punschen, alles Grams vergessen! Es kann zuweilen Pflicht sein, sich zu betäuben. Ich möchte in einem Rausch von Ihnen scheiden. War doch mein ganzes Leben bei Ihnen ein Rausch."

Der Major versprach, für einen heitern Abend zu sorgen. „Wir werden zufriedener von einander scheiden, als du meinst!" sagte er und ging, um sogleich Anstalten zu treffen.

Frock packte ein. Da er alles vollbracht hatte, sah er noch das Fernrohr liegen. Die Thränen traten ihm in die Augen. „Nun ja," seufzte er, „komm nur her, und gib mir zum letzten Mal mein Glück!" — Er trat ans Fenster; er sah hinaus. Er sah Josephinen wirklich. Sie stand an einem der drei Bäume gelehnt, ihr schönes Gesicht in ein weißes Schnupftuch gehüllt. Er sah es an ihren Bewegungen, sie schluchzte weinend. Nach einer Weile trocknete sie schnell mit dem Tuche Augen und Wangen.

O wie schön sie war, als sie, wie in einem Gebet, die blauen Augen gegen den blauen Himmel richtete! — Sie ging ins Haus.

„Gute Nacht! auf ewig gute Nacht, Josephine!" rief Frock, und warf sich im Schmerz über das Bett. Er liebte Josephinen mit aller Leidenschaft, deren ein zartfühlendes Herz fähig war. Er hatte nun zwei Jahre lang in ihrem Umgang oder vielmehr in ihrer stummen Anbetung gelebt; zwei Jahre lang mit sich selber gekämpft, und gefunden, daß seine Leidenschaft unüberwindbar sei. Darum war ihm die Reise, die Zerstreuung willkommen. Da hoffte er sich zu heilen. Nach Jahren und Tagen erst wollte er, oder nie, das Fräulein wiedersehen. Frock dachte und handelte, wie ein Mann denken und handeln soll, welcher nicht Raub seiner Leidenschaft sein will. Auch hatte er, so oft er das Tulpensche Haus binnen zwei Jahren betreten, mit bewunderswürdiger Kunst und Kraft die Gluth seines Gemüths unter einer äußern kalten Höflichkeit verborgen gehalten. Gegen Jeden war er gesprächiger und traulicher gewesen als gegen Josephine. Sie sollte von seiner Leidenschaft nichts ahnen; noch viel weniger kam ihm zu Sinn, eine ähnliche in ihr zu erwecken. Und hätte er's glauben können, daß Josephine einer Gegenliebe fähig gewesen wäre, er würde dies Haus, die Stadt, das Reich schon früher geflohen haben. Er wollte allein unglücklich sein.

Zuweilen zwar ward ihm verdächtig, wenn er von ungefähr sah, wie ihr Auge fest und dunkel auf ihn hinblickte, und sie sich dann schnell, manchmal unruhig wegwandte; zuweilen, wie sie mit seltsamer Heftigkeit that oder sprach, nicht gegen ihn, sondern gegen die Andern, wenn es ihn anging; zuweilen, wie sie, was ihm gefiel, am liebsten that. Es athmete in ihrem Wesen etwas, das ihn wie Lieb' um Liebe ansprach; aber immer war sie dabei doch gegen ihn verschlossener, besonnener, als gegen alle Uebrigen. Weder er hatte jemals ihr, noch sie ihm, ein schmei-

chelndes Wort geäußert. Sie standen wie fremde Menschen gegen einander, die sich nur in Formen allgemeiner Artigkeit begegneten.

Er ermannte sich, leerte das dritte Glas Madera, legte Reisekleider an, bestellte die Post, wohin sein Koffer gebracht ward, und ging ins Tulpensche Haus.

Es war ihm nicht wohl, als er Josephinen allein im Zimmer fand. Sie war blaß. Er erkundigte sich nach dem Vater und der Schwester. Die letztere war des Punsches wegen ausgegangen, der Major seit einer Stunde abwesend. Er warf seinen Mantel ab und that viele gleichgültige Fragen, die mit halben Worten beantwortet wurden. Sie saß am Fenster, strickend, vor sich niederschauend. Er stand am Ofen, sie betrachtend. So schön war sie ihm nie vorgekommen, als in diesem Augenblick.

Nach einem Schweigen von mehrern Minuten stand sie auf, sah ihn an und ging langsam auf ihn zu. „Frock!“ sprach sie mit ihrer gewöhnlichen Kälte und ihm fest ins Auge blickend: „Sie reisen also heute ab, wie mir der Vater gesagt hat? — Ich habe Ihnen eine Frage zu thun. Antworten Sie mir offen. Sie haben Ihr Wort gegeben, nicht wieder zu uns zu kommen. Ich will die Ursache davon nicht wissen, wenn es eine andere ist, als die ich das Recht habe zu vermuthen. Aber antworten Sie mir wahrhaft, wenn ich die Ursache angebe und — Ihren Irrthum vernichte. Ich fühle, ich bin die Urheberin alles Uebels. Es reut mich.“

Frock ward feuerroth, und sein Herz schlug so gewaltig, daß er kaum erwiedern konnte: „Fräulein, was sagen Sie auch! Wie können Sie so denken?“

„Desto besser,“ sagte Josephine, „wenn ich mich getäuscht haben sollte. Es wird viel zu meiner künftigen Zufriedenheit beitragen. Antworten Sie mir wahrhaft. Wir sind allein. Aber Gott ist unser Zeuge. Wollen Sie?“

Frock zitterte. Er antwortete: „ich will!“ hatte aber kaum

den Muth, der Jungfrau ins Auge zu blicken, die feierlich und wunderschön vor ihm stand.

„So bekennen Sie denn; Sie stürzen meinen Vater und meine Schwester in Schmerz und Thränen; Sie wollen sich auf immer von ihnen trennen, von denen Sie so sehr geliebt werden, und gegen die Sie selbst die innigste Freundschaft nicht verläugnen können — Sie wollen fort von uns auf immer, und das nur meinetwillen!"

Er schwieg, von seinem Bewußtsein geschlagen, von seinen Gefühlen überwältigt. Er konnte sich nicht fassen.

„Ihr Schweigen ist Bestätigung!" sagte Josephine: „Ich fürchtete es zuweilen; Leonore errieth es. Aber ich bezeuge Ihnen, lieber Frock, daß es, der Allwissende weiß es, nie in meiner Absicht war, Sie zu beleidigen und zu kränken. Mein Betragen gegen Sie mochte tadelnswerth sein. Ich war gegen Sie nicht, wie mein Vater, wie meine Schwester waren, wie ich hätte sein sollen; aber, der Allwissende weiß es, kränken wollte ich Sie nicht. Sie sind mir werth, recht werth. O glauben Sie doch das. Hätte ich denn sonst Ihre Geschenke annehmen können, die ich dem Kanzleirath ausgeschlagen haben würde? Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen. Ich war anders gegen Sie, als gegen Andere. Aber dem Himmel ist's bekannt, ich konnte nicht anders. Verzeihen Sie mir, und deuten Sie mein bisheriges Benehmen gegen Sie nicht unrecht. Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich etwas wider Sie habe, oder jemals gehabt hätte. Sie sind mir werth, wenn ich es Ihnen auch nicht äußerte und äußern konnte, wie der Vater und Leonore. — Nicht so? Sie verzeihen mir? Sie zürnen mir nicht?"

Ganz bestürzt und von seinen Empfindungen übermannt, rief Frock, indem er Josephinens Hand ergriff: „Was denken Sie, Fräulein? Sie mich beleidigt? Wie konnten Sie so etwas glau-

ben? — Fräulein, o nein! o nein! In Ihrer Nähe athmen zu können, war ja mein einziges, mein höchstes Glück. Ja, Fräulein, der Gedanke an Sie wird immer mein schönster Gedanke bleiben!“

Er drückte Ihre Hand an sein Herz, ließ sie dann fahren, sank in sich zusammen und stammelte: „Segnen Sie mich, dann lassen Sie den Unglücklichen ziehen!“

„Bin ich Ihnen,“ fragte sie forschend und mit langsamer Rede, „bin ich Ihnen so viel werth, als mein Vater und Leonore?“

Er sank zu ihren Füßen nieder, legte seine Lippen an ihre Hand und sagte: „Mehr!“

„Was thun Sie, Frock!“ rief Josephine, und richtete ihn, der nicht wußte, was er that, in unaussprechlicher Bestürzung auf. Ihre Hände lagen in den seinigen, und sie zog sie nicht zurück,

„Das Mißverständniß,“ sagte sie bebend, „ist gehoben. Ich darf dem Vater und Leonoren nun sagen, daß Sie sich nicht von uns trennen wollen.“

„Fräulein,“ rief Frock: „nur Sie, in dieser Welt Niemand, als Sie, können über mich gebieten, was ich soll. Ich werde Ihnen gehorchen, wie keinem Andern. Aber fordern Sie nicht, daß ich bleibe. Sie fordern meinen frühern Tod.“

Da stürzten die Thränen hell aus Josephinens Augen und über ihre Wangen, aber sie änderte keinen Zug ihrer Mienen, sondern sagte mit einer erschreckenden Kälte, wenn man diese gelassene Stimme, diese ruhigen Geberden unter dem Thränenstrom so nennen darf: „Und trennen Sie sich auf immer von uns, so stören Sie das Lebensglück und die Freude Leonorens und des Vaters, und mich — tödten Sie.“ — Mit den letzten Worten, die sie erst nach einigem Zögern vorstieß, sank sie laut schluchzend mit ungebändigtem Schmerz hin.

Frock, seiner selbst nicht mächtig, umschlang die Halbohnmächtige. Wie in einem Traum umschlang er sie. Er bog sich über

ihr Gesicht, heftete seine Lippen auf die ihrigen. Vergessen war Vergangenheit und Zukunft. Ihr Seufzer sagte, was er allen Engeln des Himmels nicht geglaubt haben würde, wenn sie es ihm bezeugt hätten.

Und als sich Josephine mit stolzem Schämen zurückzog, stand er an Allem, was geschehen war, zweifelnd da, und näherte sich schweigend noch einmal dem Fräulein, zog Josephinen noch einmal an sich. Und sie sprach: „Sie haben mir also gewiß nie gezürnt?"

„Ehe Sie mich kannten, liebte ich Sie schon mehr, als mein Leben!" rief der Entzückte.

In diesem Augenblick hörte man den Major mit Leonoren nahen. Josephine eilte ihnen entgegen, umarmte beide und rief mit entflammtem, begeistertem Gesichte: „Es ist nun Alles gut, Alles!"

„Gottlob!" schrie der Major, und drückte dem berauschten Frock herzlich schüttelnd die Hand: „Der Teufel komme euch Leuten auf die Sprünge. Es hätte Unglück gegeben, wäre nicht die Kleine hier auf den klugen Einfall gekommen." Er zeigte auf Leonoren.

Leonore tanzte vor Freuden. Sie sprang zu Frock und sagte: „Sie sind also rein ausgesöhnt. Es ist wahr, Josephine ist immer sonderbar mit Ihnen umgegangen. Aber sie hat Sie doch lieb gehabt, ich weiß das gewiß, sehr lieb. O wie froh bin ich! — Kommen Sie, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben. Ich taumle, ehe ich Punsch getrunken habe." Und damit hing sie wie eine Klette fest am Halse des betäubten Jünglings, und küßte ihn mit heißer Innigkeit.

Da ward der Tisch gedeckt, die Lichter wurden angezündet, kalte Speisen aufgetragen, Wein dazu, Leonore und Frock mußten den Punsch anrichten. Es ging froh durch einander, und doch

sprach man wenig Zusammenhängendes. Frock stand träumend, und preßte Zitronen. Josephine schwebte, sich selbst nicht fühlend, ab und zu; ihre Augen glänzten, auf den Einzigen hingewandt, der das Dunkel ihres Gemüths erhellt hatte. Leonore sang, schlug Zucker, tanzte herum, lachte und rief einmal ums andere: „Ich bin wie närrisch!“ Der alte Major rauchte seine Pfeife, ging auf und ab, stimmte zuweilen in Leonorens Gesang, und fluchte wieder dazwischen auf drollige Weise gegen seinen Jonathan.

Man setzte sich in bunter Reihe. Leonore füllte die Punschgläser. Man mußte auf ewige Freundschaft anstoßen. Frock glühte. Er trank ein Glas ums andere. Er schien sich betäuben, sich selbst vergessen, oder sein Glück in vollen Zügen genießen zu wollen. Oft sank er in seinen Ernst zurück unwillkürlich. Kaum bemerkte aber dies Leonore, hob sie drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Schon wieder?“ Dann wischte er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Sie haben Recht! Es muß Alles vergessen sein, jetzt Alles! Das Böse kommt von selbst in seiner Stunde.“ Er überließ sich seiner Seligkeit.

Als das einfache Nachtessen beendet war, und der Geist des Punsches die Freude Aller höher stimmte, und das Gespräch fröhlich durch einander tönte, zog der Major die Taschenuhr und sah nach der Zeit. Frock, es bemerkend, erschrak und fiel in vorige Finsterniß und Nüchternheit zurück. Josephine schüttelte den Kopf gegen ihn, legte ihre Hand sanft auf die seinige und sagte: „Immer noch der Alte?“

Die Berührung ihrer Hand trieb ihm alles Blut wieder froher durch die Pulse. „Ich dachte nur an die Abreise!“ sagte er.

„Die Abreise!“ rief Leonore unwillig. „Frage: ließe sich die Abreise nicht auf ein paar Wochen verschieben?“

Josephine fügte ihrer einen Hand nun auch die zweite zu, und lispelte lächelnd bittend: „Wohl, Frock, wohl, ein paar Tage!“

„Kinder!“ rief der Major dazwischen: „Jonathan hat kein Quartier mehr in der Stadt, und Alles eingepackt. Fort muß er nun. Laßt ihn nur gehen. Er sitzt im Postwagen so bequem, als im Wirthshaus. Was sein muß, das muß sein. Fort mit ihm. Jetzt entlaß ich ihn gern, nun er uns bleibt. In wenigen Wochen holt er uns ab ins gelobte Land.“

Das Wort „gelobtes Land“ war genug, Alle zu begeistern. Die alten Entwürfe der künftigen Einrichtungen wurden wieder lachenden Muthes gemustert und verschönert. Der Major redete von den Tagen seines Alters mit rührendem Entzücken. Er lebte nur für seine Töchter, und bisher hatte er für sie nur die düstersten Aussichten gehabt.

„Bin nun geborgen, kann meine Augen einst sorgenfrei schließen; werden wenigstens nicht mit dem Mangel ringen müssen!“ sagte er. „Aber Eins, ihr Mädchen, fehlt noch. Das vergesset mir nicht zu geben, ehe ich abfahre. Ein paar Schwiegersöhne, die mir wohlgefallen und meine rechten Söhne werden.“

„Bleiben Sie doch ohne Kummer für mich, Väterchen,“ sagte Leonore lachend: „mit mir sollen Sie zufrieden sein. Und Josephine da? Sehen Sie doch, wie die beiden hier Hand in Hand, Aug' in Auge wurzeln? Haben Sie in Ihrem Leben schon dergleichen erlebt und gesehen, Väterchen? Machen Sie Ihren Jonathan zum Sohne, wie froh wäre ich mit solchem Bruder!“

Josephine zog erröthend die Hand aus der Hand des Nachbars, und sagte erschrocken: „Ich glaube wahrlich, Mädchen, du hast einen Rausch, einen argen!“

„Jonathan, Jonathan!“ rief der Major, und drohte scherzend und bedeutungsvoll über den Tisch hinüber: „Ich merke Unrath!

Was treibst du für Händespiel mit Josephinen, die du dich seit zwei Jahren kaum recht anzusehen getrautest? Komm einmal her: hieher zu mir! Es fällt mir etwas bei."

Frock stand auf und ging zum Major. „Sei ehrlicher, Jonathan," sprach dieser zu jenem, „sei ehrlicher jetzt, als du diesen Nachmittag gegen mich warst. Du liebst Josephinen?"

Es nahm Frock die Hand des Majors und preßte sie schweigend an seine Brust. Josephine erhob sich in schöner Verwirrung, sah rechts und links, und wollte davon.

„Halt, Mädchen, du bleibst!" sagte ihr Vater, „denn du sollst Rede stehen zu dem, was du mir diesen Vormittag gesprochen hast. Bleib. Es soll Alles ins Reine. Dann weißt du, woran du bist. Ich mag das Hangende und Schwebende nicht. — Und du, Jonathan, thu' den Mund auf und rede. Verdammt sei diese Schüchternheit, die uns um ein Haar Alle ins Unglück gebracht hätte. Du liebst Josephinen! Ist nicht dies dein Elend, das du nicht hast bekennen wollen, und das dich von uns zu treiben drohte?"

„Es ist mein Unglück!" sagte Frock, die Blicke düster auf die Seite gewendet: „Ich liebe sie. Wie hätte ich anders können? Das ist mein Elend!"

„Hol's der Geier, Jonathan, sprich endlich andere Sprache. Elend! Nun ja, hast geglaubt, du seiest arm, ich würde sie dir nicht geben. Bist du nicht reicher, als ich? — Hast geglaubt, du seiest ein Bürgerlicher, dürfest das Auge nicht zum Fräulein von Tulpen erheben. Wetter, bist du nicht adelichern Herzens, denn ich? Denk' doch an die goldene Dose! Hab' ich auch nur einmal so edel gethan, wie du schon vielmals? Hast gemeint, ich verachte dich. Links gemeint, junger Herr. Diesen Morgen hab' ich's mit Schrecken und Freuden erfahren, was du ihr bist." Hab' dir's ja den Nachmittag auf die Zunge gelegt, daß du sie

von mir fordern solltest. Aufdringen konnte ich dir doch mein Kind nicht! He! ist's nun noch Elend?"

Wie vorher starrte Frock vor sich hin. Indem rollte ein Wagen draußen. Des Postknechts Horn blies vor der Thür.

„Kannst warten draußen!" rief der Major, stand auf und umarmte Jonathan und Josephinen: „So muß es sein, ehe du wegfährst. Gott segne euch. Nimm sie, Jonathan, sie ist deine Braut; du bist mein Sohn."

Sträubend lehnte sich mit schnellfliegendem Odem Frock zurück.

„Was," lallte erschrocken der Major, „was ist denn?"

Josephine sah mit Entsetzen auf Frock hinüber.

„Liebst du sie nicht?" fragte der Major heftig.

„Ich darf nicht!" antwortete Frock.

„Darfst nicht? Wer verbietet es?"

„Sie werden, Sie können mir Josephinen nicht geben; Josephine kann mich nicht lieben. — Ich bin kein Verbrecher. Aber — ich bin — —" Frock zog bei diesen Worten ein versiegeltes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Josephine war todtenblaß. Leonore schrie laut auf vor Angst, weil sie von Allem nichts begriff.

„Still doch!" schrie der Major: „Was Teufels ist denn los? Jonathan, heraus, warum weigerst du dich, mein Sohn zu sein?"

„Herr Major," sagte Frock mit einem Male sehr ernst und fest, „ich bete Josephinen an. Nie hab' ich ein anderes Mädchen geliebt. An mir nicht liegt die Schuld, daß ich des Glücks nicht theilhaftig werde, das mir Ihr Edelmuth zudenkt; auch gewiß nicht am Schicksal."

„Hol' der Geier die Vorreden!" unterbrach ihn der Major: „Heraus, woran liegt's denn?"

„An ihren Vorurtheilen, Herr Major."

„Was Geier, Vorurtheile?"

„Ich bin kein Christ!“

„Jesus Maria!“ schrie Leonore.

„Ich bin in der mosaischen Religion geboren; ich bin, mit zwei Silben, ein Jude.“

„Ein Jude!“ stotterte der Major verblüfft, und ließ die Arme niedersinken. Leonore sprang mit durchdringendem Schrei zu Josephinen, die neben einem Sessel niedersank. Frock sagte: „Lesen Sie das versiegelte Blatt! Lebt wohl, ihr Herrlichen! Lebe wohl, du mein Himmel!“

Er nahm Mantel und Hut, und stürzte zur Thür hinaus. Der Postknecht stieß ins Horn. Der Wagen rollte davon.

Der Inhalt des versiegelten Blattes, welcher als Fortsetzung oder Nachklang seiner Rede angesehen werden mußte, war wörtlich folgender:

„Ich bin ein Jude. Und mit diesem Geständniß, o ihr meine Geliebten, empfangt ihr die Auflösung zum Räthsel meines Betragens. — Welches Mädchen unter allen Christinnen würde mich beglücken wollen? Welche weltliche oder geistliche Behörde eurer Länder würde mich in öffentlichen Aemtern, oder auch nur in den Schulen der Christenkinder lehrend, dulden? — Ich bin ein Jude, das heißt, ohne etwas verbrochen zu haben, schweigend geächtet, weil ich von einem Volke abstamme, welches durch das Vorurtheil der Jahrtausende bei Christen, Türken und Heiden geächtet und verachtet, und durch die ewige Verachtung erdrückt, leider oft verachtungswürdig geworden ist.

„Ich bin von armen Aeltern im Elsaß, die gleich tausend andern Glaubensgenossen durch das Vorurtheil der Welt zum Handel, Wucher und Christenbetrug gezwungen wurden, um ihr Leben zu fristen. Meine Knabenjahre fielen in die ersten Zeiten der fran=

zösischen Staatsumwälzung, als auch die Bekenner der mosaischen Religion zum ersten Mal das Recht empfingen, unter Menschen Menschen in vollem Recht, und in einem großen Staate Bürger zu sein, und nicht ausgebannte, nur großmüthig geduldete, fremdartige Geschöpfe.

„In den Wirbeln der bürgerlichen Stürme ward ich als Trommelschläger, da ich noch lange nicht das mündige Alter erreicht hatte, von meiner Heimath hinweggerissen. Ich sah die betagten Aeltern nie wieder. Aber meine Jugend, meine unbesonnene Herzhaftigkeit, mein natürlicher Verstand erwarben mir Freunde. Ich ward Bedienter eines Obersten, der nachmals unter den französischen Feldherrn einen ehrenvollen Namen erwarb, und mich so lieb gewann, daß er meine Verwilderung in den Feldlagern bedauerte. Er ließ auf seine Kosten in den Schulen einer französischen Grenzstadt meine Lernbegier befriedigen. Da empfing ich eine Bildung des Geistes und Herzens, welche zu meiner künftigen Stellung in der Welt außer allem Verhältniß war.

Meine wissenschaftliche Erziehung blieb unvollendet. Hätte ich mich der Arzneikunde widmen dürfen, würde ich vielleicht in irgend einer großen Stadt ein ehrenhaftes Dasein haben führen können. Der Feldherr aber, mein Gönner, rief mich wieder zu sich, und machte mich zu seinem Geheimschreiber. Ich blieb bei ihm, bis ihn die tödtliche Kugel traf. Ohne Beruf, ohne Aussicht, wählte ich das Kriegshandwerk, trieb mich lange bei den Heeren umher und auf den Schlachtfeldern, und bereicherte mich im Anblick so vieler Erbärmlichkeiten der Völker und ihrer Großen, und der auf Erden allein waltenden Leidenschaften und Vorurtheile, mit einer trostlosen Weisheit. Ich that überall wie ich sollte, um mir wenigstens das Bewußtsein meines innern Werthes zu retten, und leistete Verzicht auf äußere Anerkennung desselben. Das Leben Jesus des Christs hat auf mein Inneres und dessen Veredlung am mei-

sten gewirkt. Er war ein Israelit; er blieb es. Zwischen Himmel und Erde ist nie ein Größerer erschienen, als er, weder an Weisheit, noch Tugend, noch Muth. Jeder große Mann ist für sein Jahrhundert, höchstens für sein Jahrtausend groß unter gegebenen Verhältnissen. Jesus aber hat eine Größe, die von keinem Verhältnisse bedingt und auf keine Jahrtausende beschränkt ist. Doch würde er heut' erst unter den Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch ans Kreuz schlagen, wie ehemals die Juden.

„Ich machte es zur Aufgabe meines Lebens, zu werden wie Jesus: für das Innere das Aeußere, für das Ewige das Nichtige, für die Ziele des Geistes die körperlichen, häuslichen und bürgerlichen Annehmlichkeiten zu opfern. Ich bin ihm nicht an Willen, nur an Muth und Kraft nachgestanden.

„Mich ekelte das Kriegsleben an. Meinen einzigen Freund unter den Menschen, einen hoffnungsvollen Jüngling von Nancy, tödtete eine Stückkugel an meiner Seite. Ich hatte mit meinen übrigen Kriegsgefährten im wüsten Leben viel Händel. Die Hauptleute waren ungerecht gegen mich. Ich lief zum Feind über, zog bürgerliche Kleider an, und ernährte mich vom Unterricht, den ich in Sprachen und andern Dingen gab.

„Meines Bleibens war nirgends lange. Es fehlte mir nicht an Freunden und Freundinnen. Aber sie waren Christen und Christinnen. Hätten sie erfahren, ich sei nur ein Jude: schwerlich würden auch die Aufgeklärtesten unter ihnen einem heimlichen sonderbaren Ekel widerstanden haben, welcher sich ihrer unwillkürlich bemeistert hätte. Daher hütete ich mich, Verbindungen einzugehen, um bei künftiger Trennung weniger leiden zu müssen. Ich fürchtete die Freundschaft, weil sie für mich nur Schmerzen tragen konnte.

„Auf feste Niederlassung, Anstellung und Verbürgerung in einer christlichen Stadt mußte ich, mit dem ersten Schritt, den ich in eine Stadt that, Verzicht leisten. Vieler Orten wäre ich als

Jude keinen Tag lang geduldet worden; anderer Orten hätte man mir höchstens Duldung, aber keine Niederlassung, kein bürgerliches Recht gestattet. Zu jeder solchen Handlung wäre immer nothwendig gewesen, einen Auszug aus den Taufregistern vorzuzeigen. Ich war nie getauft. Was sollte ich sagen?

„Peinigend griff das religiöse Verhältniß in die kleinsten Umstände meines Lebens und Webens ein. Läuteten die Glocken, zogen die Christen wie eine einzige Familie in ihre Tempel zum Gottesdienst, mußte ich meinen Gottesdienst einsam begehen in meinem Kämmerlein. Ich gehörte nicht zur großen Familie. Viele setzten an mir aus, daß ich nicht zur Kirche ging; Andere hielten mich für einen Aufgeklärten ihresgleichen, der ohne Religion lebe. Ich mochte weder das Eine, weil es Täuscherei war, noch das Andere, weil ich mich der Gesellschaft schämte. Immer war ich gedrängt, und mit meinen bessern Gefühlen, wie mit den bürgerlichen Umgebungen, im Zerwürfniß.

„Eine Zeit lang trug ich mich mit dem Gedanken, wieder umzukehren und Jude in einer jüdischen Gemeinde zu sein, um meinem Volke ein Lehrer des Bessern zu werden, und es aus der geistigen Knechtschaft zur menschlichen Würde zu erhöhen. Aber dann bedachte ich, daß ich aller dazu nöthigen Mittel entbehre. Ich hatte das Judendeutsch vergessen, wußte nichts mehr oder nur wenig von den üblichen Gebräuchen und Talmudischen Vorschriften und Lehren. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mit bloßen Vernunftgründen den vieltausendjährigen Rost heilig gewordener Vorurtheile hinwegzufegen, und die Hartnäckigkeit roher, armer, geistig verkrüppelter Menschen zu besiegen, die, was sie sind, durch die barbarischen Ordnungen christlicher Gesetzgeber geworden sind. Die Rabbinen würden mich verflucht, die Juden mich verstoßen und gesteinigt haben. Unter Christen und Muhamedanern sind entstanden und entstehen noch neue Glaubensparteien. Bessere Einsichten,

Wirkungen des Himmelsstriches, eigenes Forschen können dazu helfen. Aber man wird unter den Juden kaum von neuen Sekten und Glaubensspaltungen hören. Die gebildeten Juden sind nur, was die Verklärten unter den Christen.

„Unaufgenommen von meinen Glaubensgenossen, und gedrängt von meiner Sehnsucht, unter europäischen Menschen Recht als Mensch zu genießen, hätte ich, bei meiner Hochachtung für Jesus, ein Christ werden und mich taufen lassen können. Doch ungerechnet, daß ich mich nie überwinden kann, in einer Aufsehen erregenden Feierlichkeit zu prangen, wäre ich mit meinem Taufschein überall nicht als alter Christ von christlichen Aeltern, sondern als getaufter und bekehrter Jude erschienen. Es sträubt sich in mir Alles gegen solchen Namen. Lieber will ich Israelit sein und bleiben. Ich habe mich wahrlich dieses Namens nicht zu schämen. Moses war ein Größerer, als die ganze Kette der Päpste, als Luther und Calvin und Zwingli waren. Wohl selten ließ sich ein Jude aus Drang besserer Ueberzeugung, weit häufiger wegen gemeiner Vortheile, bei den Christen taufen. Mit Recht haftet daher auf den getauften Juden Vorwurf und Verdacht. Ein muthiger Bekenner ist mehr werth, als jeder Renegat und Mameluk.

„Stärker noch, als alle diese Rücksichten, stieß mich ein anderer Umstand zurück, in eine der christlichen Kirchen überzutreten. Ich blieb im Zweifel, ob ich mit meinen innern Ueberzeugungen einer und derselben ganz angehören könne? Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Katholik, oder Lutheraner oder Calvinist werden wollen? Eine Kirchenpartei der Christen tadelt die andere. Jede vertheidigt sich gegen die andere. Dies ist aber weniger Frucht tiefer Ueberzeugung, als der Gewohnheit des mit der Muttermilch eingesogenen Glaubens. Wie viel gibt es der Starken, welche darin überwinden können?

„Wäre ich lutherisch geworden, hätten mich Reformirte oder Katholiken belehren wollen; wäre ich katholisch geworden, hätten mich Lutheraner und Calvinisten im Irrthum gesehen. Jede Kirche beweiset ihrer Lehrsätze Wahrheit aus demselben Buche und mit denselben Stellen, aus welchen ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß sie allesammt Einbildung und Menschenmeinung für Göttliches halten. Was Christus selber gegeben, darin sind sie alle ziemlich einträchtig. Christus gab aber Geist; todte Buchstaben legten seine Nachfolger hinzu. Nicht über jenen, nur über diese ist der Streit. Was kümmert mich der Buchstabe? Die Auslegung von Dingen, die für meines Geistes Erhebung ohne Frucht sind? die Annahme von Sätzen, welche im Unbegreiflichen liegen? die Beobachtung von Feierlichkeiten, welche willkürlich sind und nach den Stufen der Einsicht, auf denen die Völker stehen, oder nach den Himmelsstrichen, unter denen sie wohnen, nothwendig andere sind?

„Christus ist ein Lehrer in göttlichen Dingen; kein Moses, kein späterer Prophet, kein Rabbi, kein Papst ist höher. Ich glaube, wie er; ich will leben, wie er. Ich bin sein Nachfolger. Ich bin sein Jünger. In diesem Sinne bin ich Christ, und werde es bleiben; aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calvinist, Mennonit, Grieche, Herrnhuter, Schwenkfelder, Socinianer, Wiedertäufer, mährischer Bruder, oder wie ihr Christen euch nennen oder taufen lasset. Aber Christus war das alles auch nicht. Er war, seinem äußern Bekenntniß nach, ein Jude. Der bin ich auch. Christus stand unendlich höher, als Moses; und ich stehe höher als Moses durch Christum. Daher hat das mosaische Gesetz den Werth für mich verloren, wie es ihn schon an sich selbst in den jetzigen Staaten- und Völkerverhältnissen und Klimaten verloren hat, und in seinem Bestand ein Widerspruch mit der Zeit ist.

„Dies, ihr Geliebten, ist mein Glaubensbekenntniß. Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten und ein getaufter, noch weniger ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche und Weltpriester, Prediger und Predikanten, Bischöfe oder Generalsuperintendenten kann mich bekehren. Ich gehöre weder zur griechisch- noch römisch-katholischen, weder zur anglikanischen noch evangelisch-lutherischen oder reformirten Kirche, oder einer sogenannten Brüdergemeinde. Ich bin schlechterdings nichts, als ein Schüler dessen, dessen Schüler ihr alle seid, ihr möget das Anathasische oder Augsburgische Glaubensbekenntniß auswendig gelernt haben. Ich bin aber kein Schüler eurer Päpste, eurer Luther, eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, so viel von dem zu wissen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens gehört, als sie.

„Nun richtet mich, o ihr meine Geliebten. Verdammen könnet ihr mich nicht, ohne euch selbst zu verdammen.

„Ausgestoßen von dem Volk, von welchem ich herstamme; ausgestoßen durch meine Herkunft von den Christen, bin ich unter Juden und Christen ein Fremdling. Ich gehöre in keinen häuslichen oder bürgerlichen Kreis jetziger Menschen. Ich bin religiös, aber die Religionen der Menschen verfolgen mich, wohin ich trete. Ich zittere, mich den Gefühlen der Freundschaft und Liebe zu überlassen, da ich voraussehe, daß jeder meiner Freunde sich schämen wird, mit einem Juden Vertraulichkeiten zu haben. Und könnte mich je ein Mädchen lieben: welches möchte eines Juden Frau werden? Ich erhalte mich unter den Menschen, indem ich mich vor ihnen verberge; ich muß ihre Zuneigung meiden, weil ich sie nicht täuschen mag. Ich bleibe ohne Heimath, ohne Brod, ohne Liebe, weil das Vorurtheil der Welt mir entgegentritt und die Pforten der Freude verschließt.

„Ich werde Josephinen bis zum letzten meiner Seufzer lieben und beklagen. Beklagen, denn ich bin unschuldig an ihrem Leiden,

Ich mied es, ihr die leiseste Theilnahme oder Neigung einzuflößen. Hab' ich gefehlt, so hab' ich nur gegen mich selbst gefehlt, daß ich schwach genug war, mich nicht früher von ihrer Nähe, von der theuern Eleonore, von dem wahrhaft ehrwürdigen Vater loszureißen. Wer ist neben Josephinen stark genug, oder bewahrt seine Grundsätze treu neben dem Zauber ihres Wesens? Ich büße meine Schuld schwer genug. Ich war einen Augenblick glücklich, und bin dafür mein volles Leben hin unglücklich. Ich fliehe, aber mit einem zerrissenen, blutenden Herzen. Lebet wohl!

Jonathan Frock."

Er fuhr in einem wahren Fieber die winterliche Nacht hindurch und ohne Rast den folgenden Tag von Post zu Post, und die zweite Nacht und den folgenden Tag, und so ohne Verweilen, bis er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, wo er die Geschäfte des Majors beendigen sollte. Er schien es darauf angelegt zu haben, seiner nicht zu schonen, sondern sich zerstören zu wollen. Aber er bewirkte mit diesen Anstrengungen und zerstreuenden Ermüdungen ganz etwas Anderes. Die Ungemächlichkeiten und Bedürfnisse der Gegenwart nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich den Erinnerungen an Vergangenes hätte ungebunden hingeben können. Er hatte durch diese Betäubung den ersten Schmerz weniger empfunden, und nach einer Reihe von Tagen nur noch stillwehmüthiges Nachgefühl übrig behalten.

Mit um so mehr Fassung, Würde und Nachdruck konnte er sich den Angelegenheiten des Herrn von Tulpen widmen. Er besuchte die Ansprecher der Erbschaft; er besuchte die obrigkeitlichen Personen. Das Recht des Majors war allzugegründet, als daß es nicht mit leichter Mühe hätte siegend dargethan werden können; aber war nicht entschieden genug, um nicht wenigstens Stoff zu einem kostspieligen, langwierigen Prozeß geben zu können, welchen

Richter, Amtsleute, Schreiber und Advokaten mit noch größerer Begierde wünschten, als die erblustigen Nebenbuhler des Majors.

Jonathan stellte diese — sowohl seine Gutmüthigkeit als Beredsamkeit gewannen ihr Herz — mit Abtretung einer nahe bei dortiger Hauptstadt befindlichen Meierei zufrieden, die von den übrigen Gütern getrennt war. Doch dazu mußte er noch die schriftliche Einwilligung des Majors besitzen.

Er hatte diesem von Woche zu Woche über den Gang der Unterhandlungen briefliche Nachricht gegeben. Länger als fünf Tage war kein Brief unterwegs. Aber es verstrichen sechs und sieben Wochen, ohne daß vom Major Antwort kam. Das verursachte dem guten Frock tödtliche Angst. Tausend Vorstellungen quälten ihn über das Schicksal der liebenswürdigen Familie, nach jenem letzten und schönen Abend. Er hielt es nicht länger aus, und beschloß, würde auch auf den Brief wegen Abtretung der Meierei nach vierzehn Tagen keine Antwort erfolgen, umzukehren nach der königlichen Stadt, möchte erfolgen, was da wolle.

Er war schon zur Abreise fertig, als der Brief des Majors endlich eintraf. Zitternd erbrach er das Siegel, und küßte er die Schriftzüge von der ihm theuern, ehrwürdigen Hand gezeichnet. Das Schreiben war folgendes:

„Lieber Jonathan, wir sind gottlob Alle gesund. Auch meine Josephine ist wieder hergestellt. Ich danke dir für deine großen Bemühungen. Ich habe die Schrift unterschrieben wegen der Meierei, und sende dir sie zurück. Nun ist die Erbschaftsgeschichte zu Ende. Schreibe dem Verwalter auf den Gütern, er solle Alles in Ordnung halten. Ich werde zu Ende Monats oder Anfangs des künftigen dort eintreffen mit meiner Tochter Leonore. Josephine befindet sich wohl. Sie will in ein Kloster gehen. Ich weiß nicht, was das Mädchen da will. Sie hat die Grille und beharrt darauf, ich und ihre Schwester sollen sie begleiten, und

das verlangt sie auch von dir. Am 25. hujus treffen wir also zu Arxfelden ein, und erwarten dich da mit einander im Wirthshaus. Fehle nicht, oder du bringst der armen Josephine den Tod. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, du solltest noch dabei sein. Und wenn wir vom Kloster wieder abreisen, geb' ich dir mein Ehrenwort, will ich dich nicht länger halten, wenn du uns verlassen willst. Aber kannst du bei mir bleiben, Jonathan, so wirst du meiner alten Tage Freude sein. Es ist ein dummer Streich, was geschehen ist. Also am 25. hujus in Arxfelden fehle nicht. Ich habe dir ohnedem noch etwas Wichtiges wegen der Erbschaft anzuvertrauen. Ich bleibe dein Freund und David.

Der Major von Tulpen."

Unten am Brief und auf der folgenden Seite hatte Leonore nachstehende Zeilen beigefügt:

„Ach, lieber Herr Frock, Sie haben uns eine erschreckliche Nacht verursacht. Ich möchte dergleichen nie wieder erleben. Aber Josephinen ist jetzt wieder recht wohl. Möchten Sie durch Ihre Religion so ruhig, so gefaßt sein, als es meine Josephine jetzt ist. Daran läßt sich der Werth der Religion erkennen. Josephine hat nur den einzigen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Fehlen Sie also um Gotteswillen nicht, wenn Ihnen auch nur das Geringste an unserer Freundschaft und Achtung je gelegen war. Ich hätte Ihnen noch viel, o viel zu sagen, allein ich darf nicht. Das sollen Sie Alles in Arxfelden erfahren. Ihre treue Freundin.

Eleonore von Tulpen."

Dieser Brief kam so spät an, daß, um den bestimmten Tag in Arxfelden einzutreffen, kein Säumens war. Frock, mit der Abtretungsurkunde in der Hand, erhielt die Verzichtleistung der ge-

sammten Ansprecher auf die streitige Erbschaft, und die obrigkeitliche Bevollmächtigung für den Herrn von Tulpen, in den Besitz der Güter einzutreten. Damit versehen eilte er zu dem für die letzte Zusammenkunft bestimmten Ort.

Diese Reise war ihm trauriger noch, als jene, da er die geliebte Familie verließ. Er kannte nun zum Theil Josephinens Leiden und die betrübte Wirkung derselben in ihrem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er sah einen noch schmerzlichern Abschied als den ersten vor. Doch das Alles hinderte ihn nicht, Josephinens Verlangen zu vollstrecken. Und hätte er das Leben darüber einbüßen können: desto besser.

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Wirthshause zu Arrfelden anlangte. Er hörte, der Major sei am Morgen mit seiner Familie angekommen, und habe sich zum Pfarrer beim Marienkloster mit den Seinigen begeben. Dort erwarte er den Herrn Frock. Die Ankunft desselben mußte dem Major auf der Stelle durch einen Eilboten gemeldet werden; die durch den Boten zurückkommende Antwort sollte entscheiden, ob Frock noch diesen Abend ins Kloster hinüber müsse, oder ob der Major ihn zu Arrfelden besuchen würde.

Es verging über dies Hin- und Hersenden mehr denn eine volle Stunde. Frock hatte beinahe Fieberfrost. Der Bote erschien und die Einladung, sogleich nach St. Marien zu kommen.

Frock stieg in den Wagen. Wie schlug sein Herz, als er im ungewissen Lichte des Mondscheins die weitläufigen Mauern und Gebäude und die Thürme des Klosters erblickte; als er durch einen langen Schattengang von alten, hohen Ulmen und Linden hinfuhr, und dann der Wagen vor einem Hause, das zum Kloster gehörte, still hielt! — Er stieg ab. In dem Augenblicke läutete die Glocke des Kirchthurms. Es war ein dumpfer, schauriger Klang; der Major trat aus dem Haus. Eine Magd zündete mit dem Licht,

ein Knecht mit der Laterne. Der Major umarmte tief gerührt seinen Jonathan. Dieser konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Nicht wahr," sagte der Major, „meine Josephine ist dir noch lieb, mein Jonathan?"

Frock konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Alten.

„Geh' du voran," sagte der Major zum Laternenträger, „und zünde. Gib mir den Arm, Jonathan. Sei meines Alters Stütze. Wir gehen jetzt zu ihr."

Sie gingen mit einander durch den öden Klosterhof, und durch die stillen, kalten Kreuzgänge. Der Knecht öffnete die Kirchthür. Der Pfarrer stand, matt beleuchtet vom Licht der ewigen Lampe und einigen Kerzen, am Altare betend. In der Kirche beteten einige Bauern und Bäuerinnen. Indem der Major auf Frocks Arm gelehnt durch die Kirche schritt, kam ihnen Josephinen auf Leonorens Arm gestützt entgegen, mit gesenktem Haupte. Sie reichte dem zitternden Frock eine bebende Hand. Sie standen vor dem Pfarrer, der lauter die Stimme des Gebets erhob und an ihnen die Trauung vollzog. Frock wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte beinahe die Besinnung verloren.

Nach vollendeter Feierlichkeit ging es denselben Weg aus der Kirche zurück, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Majors die anvermählte Tochter desselben ging. Aber wie sie in den Kreuzgang traten, sank Frock, von dem, was geschehen war, überwältigt, zu Josephinens Füßen nieder, laut schluchzend, mit aufgehobenen Händen. Alle weinten. Solche Freudenthränen waren wohl in diesem Kloster, seit der Stiftung desselben, nicht geweint worden.

Josephine zog den Geliebten an ihre Brust empor und flüsterte: Du bist mein! — In den drei Worten ging dem Dulder Jonathan seliges Leben auf. Er fühlte sich zugleich von den Armen

des Majors und Leonorens inbrünstig umfangen. Der greise Mann stand neben ihnen, ohne daß sie ihn bemerkten. Es war ein alter Jugendfreund des Herrn von Tulpen, und hatte gern zu diesem Fest geholfen. Auch begleitete er sie zum Wirthshause in die Stadt zurück, wo das Hochzeitmahl schon bereit stand. Denn Alles hatte der Major so selbst angeordnet und gewollt.

„Und hörst du," sagte er zu dem entzückten Eidam, „meinst du, Halbchrist, du denkest christlicher, als wir, die wir in Wahrheit wissen, daß Gott nicht die Person ansieht, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist? Nicht Alle, die da Herr, Herr! sagen und singen, sondern die den Willen thun des Vaters im Himmel, die sind Jesu Jünger. An unsern Früchten sollen wir erkannt werden. Weißt du es? Wir haben dich auch daran erkannt!"

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.





